This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

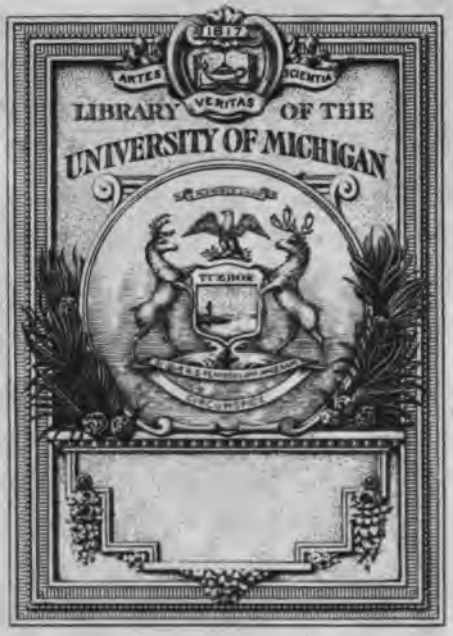
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Anton Weiser

Nr. 5022

Wien



gewachsen. Den kleinen Überrest von Furchtsamkeit erstickte Minettens Zureden und Erwangens Bitten. Nichts, wollen Weiberkenner behaupten, nichts soll uns Frauen bey jedem Liebeshandel so werth und wichtig seyn, als eben derjenige Punct, durch welchen wir gewöhnlich uns verrathen, ein heimlicher Briefwechsel. Er war das Erste, was auch Erwangen in Vorschlag brachte; und bey der seltenen Möglichkeit eines persönlichen Gespräches machte ich von jener erst angegebenen Regel keine Ausnahme. Minette sollte natürlich auch hier das Hauptrad in der Maschine abgeben; da aber alle Fälle sich denken ließen, wo ihr Eifer und ihre Schnelligkeit nicht allein hinreichen könnten, so brachte mein Hauptmann noch eine Nothhülfe in Vorschlag.

„Er habe, sagte er, unter seiner Compagnie einen jungen Unterofficier, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er Häuser bauen könne. Es sey ein Mann von höchstens drey und zwanzig Jahren, von guter Geburt, guter Bildung und noch besserem Herzen. Er gehe mehr mit ihm auf dem Fuße des Freundes, als des Untergebenen um, und wisse, daß er willig für ihn durch Feuer und Wasser sich stürze. Er sey es gewesen, der meine Tante neulich zum Tanz aufgefordert habe; er sey die ganze Krankheit hindurch nicht von seinem Lager gekommen, und kenne die Heftigkeit einer Leidenschaft, die vor ihm — doch auch nur vor ihm allein! — in den Reden der Fantasie sich nicht verbergen konnte. Er solle mir, unter dem Scheine, als ob er Minettens Liebhaber wäre, auch zuweilen Briefe bringen und Antwort sich hohlen." — Ich hatte freylich gegen diesen Vorschlag mancherley Ein-

wendungen; doch Erwangens Betheurungen, und Minettens Beyfall (die zu wünschen schien, daß der junge Soldat seine Rolle nicht bloß spielen möge) machten, daß ich nachgab; und wir schieden spät nach Mitternacht mit manchem Kuß und Händedruck, mit manchem Wunsch, uns bald wieder zu sehen, aus einander.

Ich will Ihre Geduld, Branko, nicht mit der Chronik der nächsten sechs bis sieben Wochen ermüden. Unser Roman war diese ganze Zeit über in seinem schönsten Gange. Briefe flogen von beyden Seiten hin und her. Manche Stunde darbte ich meinem Schlafe, und — was bey den meisten meines Geschlechtes noch mehr bedeuten will — selbst dem Putztische ab, um nur Erwangens verliebte Sendschreiben nach Würden zu beantworten. Da meine Tante indeß wieder wegreiste, und mit Rückkehr der wärmeren Jahreszeit auch mein Mann wieder auszugehen vermochte, so hatte Minette Geschicklichkeit und Erwangen Herz genug, um eine Hinterthür und eine Civilverkleidung zu wiederhohlter heimlicher Zusammenkunft zu nützen. Immer war solche nur auf wenige Augenblicke möglich, und unsicher genug; aber mit jedem neuen Gespräche ward mein bescheidener Liebhaber auch etwas dreister. Manche Zeile seiner letztern Briefe, mancher Wunsch seiner letzten Gespräche war feurig genug, aber um so minder platonisch, und ich — — — noch zürnte ich, noch strafte ich ihn dann; aber schon ward mein Zorn allmählig linder; schon befragte ich mich zuweilen insgeheim: ob ich nicht allzu strenge verfahre? Und der Himmel weiß, ob ich nicht endlich nur zu nachsichtig gegen ihn und gegen mich selbst geworden wäre,

ſchlagen durfte, und nach manchem, auf's Fenſter meines Geliebten heimlich geworfenen Blick, reiſ'ten wir ab.

Es ging, wie ich vermuthet hatte. Meine Tante, müde von der Reiſe und vom Herumführen im Schloſſe, verlangte zeitig nach der Ruhe, und ich widerſprach ihr nicht, um nur ja bald mit meiner Vertrauten mich allein zu ſehen. Worauf meine Rede gleich in der erſten Minute ſich lenkte, iſt keine Frage. Jener erſte Ton der Strenge und des Unwillens hatte ſich nun ganz in Vertraulichkeit und in die ungeduldigſte Neugier verwandelt. Wie ſie eigentlich mit dem Hauptmann bekannt geworden? Wie er von mir geſprochen? Wie er meine abſchlägige Antwort und mein Betragen auf dem Maskenball aufgenommen? Ob ſie überzeugt ſey, daß er nur aus Liebe zu mir krank geworden? Ob ſie während ſeiner Krankheit ihn geſehen und geſprochen? Ob ſie mit gehöriger Vorſicht meinen Gruß ihm überbracht habe? Ob ſie auch gewiß ſey, daß er, als ein edler Mann, und mit wahrer Wärme mich liebe? — Alles, alles Dieß und tauſend Mahl mehr noch wollte ich wiſſen. Selbſt das Lächeln meines Mädchens, die natürlich bey ſo vielen Fragen zur Antwort keine Zeit erhielt, beſſerte mich nicht; denn, wie ich ſchon geſagt habe, es war meine erſte Liebe.

Minette, als ſie endlich doch zum Worte kommen konnte, ſchien nur auf meine letzte Frage gehört zu haben. Wie können Sie zweifeln, ſprach ſie, ob derjenige Mann Sie wirklich liebe, der ſo lange ſeine Neigung, aus Furcht Ihnen zu mißfallen, in ſich ſelbſt verſchloß, und nur mit Ihrem Anſchauen ſich begnügte? den eine abſchlägige, und, geſtehen Sie ſelbſt, allzu

harte Antwort ſchwermüthig, den Ihr Zorn tödtlich krank, und der erſte ſchwache Troſt von Ihnen wieder genesend zu machen vermochte? Wahrlich, gnädige Frau, wenn Sie noch zweifeln könnten, ob ein ſolcher Mann Sie innig liebe: dann nützte meine Fürſprache nichts; dann muß ich die Überzeugung davon ihm ſelbſt allein überlaſſen. — Sie ſagte es, öffnete ſchnell die Thür eines Cabinetts, und ehe ich noch, ganz erſtaunt, was ſie damit wolle, fragen, ehe ich noch hinblicken konnte, lag Erwangen — Erwangen ſelbſt! bereits zu meinen Füßen.

Mahomet, wie Sie wiſſen werden, ſah einſt im Traum einen Engel, der, wenn ich nicht irre, ſiebenzigtauſend Zungen hatte: alle dieſe Siebenzigtauſend könnten die Empfindungen nicht ſattſam ausdrücken, die in dieſem Augenblicke auf mich losſtürmten. Ihn, zu dem ich mich unſichtbar dieſe acht Tage hindurch ſo zahllos hingewünſcht, von dem ich ſo eben im Tone der ſich verrathenden Liebe geſprochen hatte; — ihn, den ich fern von mir, auf einem Krankenlager, ja, noch in Lebensgefahr vermuthete; ihn, den ich noch nie mit freyem Angeſicht in der Nähe erblickte, und deſſen Bild doch ſchon nur allzu tief meinem Herzen eingeprägt war, — ihn ſah ich jetzt, ſo unvorbereitet, ſo ganz ohne zu wiſſen, wie und woher er komme! Es war der erſte Mann, der mir zu Füßen lag, und das im Schloſſe meines eigenen Gemahls, ſo dicht am Schlafgemach meiner Tante, rund umgeben von den Lauſchern eines eiferſüchtigen Tyrannen, in einer nächtlichen Stunde — wahrlich, ich wußte nicht, ob alles Vorige Betrug, oder alles Jetzige ein Traum zu nennen ſey?

So verflogen drey oder vier Minuten; die sonderbarsten, die ich jemahls gelebt hatte. Sein Auge, ganz verloren in meinem Anschauen, die tausend Küsse, die er meiner Hand aufdrückte, die stumme Beredsamkeit seiner Blicke; — alles Dieß fühlte ich so ganz, und fühlte es sogar nicht; denn im unbeschreiblichsten Zirkel drehten alle meine Gedanken sich herum. Erst sein Ausruf: O hier laß mich sterben, guter Himmel, und ich habe lange und glücklich genug gelebt! — Erst diese Worte, mit des Entzückens innigstem Tone ausgesprochen, gaben mir einige Besinnung wieder. Ich beschwur ihn ängstlich aufzustehen; ich erinnerte ihn an die Gefahr, der er mich aussetze, wenn ihn hier irgend Jemand sehe oder höre; ich fragte ihn sogar mit erzwungenem Ernst: woher er das Recht bekommen habe, zu einer solchen Zeit, und unter solchen Umständen sich bey mir einzustehlen? — Er blieb auf den Knien. Sie ließen mir sagen, gnädige Frau (war seine Antwort), daß Sie meine Genesung wünschten. Genesung ohne Ihre Liebe wäre nur ein langsamer Tod für mich. Ich komme daher, mein Urtheil, sey es zum Leben oder zum Tode, zu empfangen. — Er betheuerte mir: daß sein Arzt ihm zwar noch jede Bewegung, jede freye Luft verbothen; doch daß er über Meer und Land mir eben so schnell, eben so entschlossen, als jetzt gefolgt seyn würde. Er schwur mir — doch warum soll ich jetzt alles Das wiederhohlen, was freylich nur allzu kräftig, nur allzu süß mir in der Wirklichkeit klang, was aber unschmackhaft in der Erzählung werden müßte. — Kurz, Erwangen erzwang in dieser Stellung ein Geständniß von mir,

welches ihm auch ungesagt schon bekannt seyn mußte, das Geständniß: daß er mir nicht gleichgültig sey.

Wie so zahllos viel wir uns nun wechselseitig zu sagen hatten! — Wie künstlich mir nun der Schlaue die Geschichte seines letzt durchlebten Jahres zu schildern wußte! Seinen langen inneren Kampf, bevor er mir geschrieben, den Schmerz bey meiner Kälte, die Lebensgefahr bey seiner Krankheit, die Freude bey Anhörung meines Grußes und das Wundersame in seiner Genesung. Selbst die Gefahr, mit welcher er sich in Bauernkleidung und durch Minettens Hülfe hier eingeschlichen hatte; selbst die Blässe, die noch auf seinen Wangen zurückgeblieben war, vergrößerten den Antheil, den mein Herz an ihm zu nehmen begann, und zwey bis drey Stunden verflogen, nur der Himmel weiß, wie schnell und wohin? — Doch verflogen sie nicht so, daß ich noch jetzt mich ihrer zu schämen Ursache hätte! Eben die Ehrfurcht vielmehr, die er selbst im höchsten Entzücken mir bewies, eben die Schwüre, mit welchen er zu tausend und aber tausend Mahlen die Reinigkeit seiner Liebe mir betheuerte; eben die romantische Schwärmerey, mit welcher er von sympathetischem Gefühl und vom Verständniß der Herzen mir vorschwatzte, — eben dieß Alles empfahl mir ihn fast eben so stark, wo nicht stärker, als die Süße seiner Schmeicheleyen und die jugendliche Gluth seiner Küsse.

Gleichwohl war nun der erste Schritt zu verstohlner Liebe, zu sträflicher Vertraulichkeit, geschehen; der zweyte folgte schnell hinterdrein; das heißt: wir sannen auf die Wiederhohlung von jenem. Meines Gatten Wachsamkeit war groß; doch seit zwey Stunden war mir der Muth sie zu täuschen, mächtig

gewachsen. Den kleinen Überrest von Furchtsamkeit erstickte Minettens Zureden und Erwangens Bitten. Nichts, wollen Weiberkenner behaupten, nichts soll uns Frauen bey jedem Liebeshandel so werth und wichtig seyn, als eben derjenige Punct, durch welchen wir gewöhnlich uns verrathen, ein heimlicher Briefwechsel. Er war das Erste, was auch Erwangen in Vorschlag brachte; und bey der seltenen Möglichkeit eines persönlichen Gespräches machte ich von jener erst angegebenen Regel keine Ausnahme. Minette sollte natürlich auch hier das Hauptrad in der Maschine abgeben; da aber alle Fälle sich denken ließen, wo ihr Eifer und ihre Schnelligkeit nicht allein hinreichen könnten, so brachte mein Hauptmann noch eine Nothhulfe in Vorschlag.

„Er habe, sagte er, unter seiner Compagnie einen jungen Unterofficier, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er Häuser bauen könne. Es sey ein Mann von höchstens drey und zwanzig Jahren, von guter Geburt, guter Bildung und noch besserem Herzen. Er gehe mehr mit ihm auf dem Fuße des Freundes, als des Untergebenen um, und wisse, daß er willig für ihn durch Feuer und Wasser sich stürze. Er sey es gewesen, der meine Tante neulich zum Tanz aufgefordert habe; er sey die ganze Krankheit hindurch nicht von seinem Lager gekommen, und kenne die Heftigkeit einer Leidenschaft, die vor ihm — doch auch nur vor ihm allein! — in den Reden der Fantasie sich nicht verbergen konnte. Er solle mir, unter dem Scheine, als ob er Minettens Liebhaber wäre, auch zuweilen Briefe bringen und Antwort sich hohlen." — Ich hatte freylich gegen diesen Vorschlag mancherley Ein-

wendungen; doch Erwangens Betheurungen, und Minettens Beyfall (die zu wünschen schien, daß der junge Soldat seine Rolle nicht bloß spielen möge) machten, daß ich nachgab; und wir schieden spät nach Mitternacht mit manchem Kuß und Händedruck, mit manchem Wunsch, uns bald wieder zu sehen, aus einander.

Ich will Ihre Geduld, Branko, nicht mit der Chronik der nächsten sechs bis sieben Wochen ermüden. Unser Roman war diese ganze Zeit über in seinem schönsten Gange. Briefe flogen von beyden Seiten hin und her. Manche Stunde darbte ich meinem Schlafe, und — was bey den meisten meines Geschlechtes noch mehr bedeuten will — selbst dem Putztische ab, um nur Erwangens verliebte Sendschreiben nach Würden zu beantworten. Da meine Tante indeß wieder wegreiste, und mit Rückkehr der wärmeren Jahreszeit auch mein Mann wieder auszugehen vermochte, so hatte Minette Geschicklichkeit und Erwangen Herz genug, um eine Hinterthür und eine Civilverkleidung zu wiederholter heimlicher Zusammenkunft zu nützen. Immer war solche nur auf wenige Augenblicke möglich, und unsicher genug; aber mit jedem neuen Gespräche ward mein bescheidener Liebhaber auch etwas dreister. Manche Zeile seiner letztern Briefe, mancher Wunsch seiner letzten Gespräche war feurig genug, aber um so minder platonisch, und ich — — — noch zürnte ich, noch strafte ich ihn dann; aber schon ward mein Zorn allmählig linder; schon befragte ich mich zuweilen insgeheim: ob ich nicht allzu strenge verfahre? Und der Himmel weiß, ob ich nicht endlich nur zu nachsichtig gegen ihn und gegen mich selbst geworden wäre,

ſchlagen durfte, und nach manchem, auf's Fenſter meines Geliebten heimlich geworfenen Blick, reiſ'ten wir ab.

Es ging, wie ich vermuthet hatte. Meine Tante, müde von der Reiſe und vom Herumführen im Schloſſe, verlangte zeitig nach der Ruhe, und ich widerſprach ihr nicht, um nur ja bald mit meiner Vertrauten mich allein zu ſehen. Worauf meine Rede gleich in der erſten Minute ſich lenkte, iſt keine Frage. Jener erſte Ton der Strenge und des Unwillens hatte ſich nun ganz in Vertraulichkeit und in die ungeduldigſte Neugier verwandelt. Wie ſie eigentlich mit dem Hauptmann bekannt geworden? Wie er von mir geſprochen? Wie er meine abſchlägige Antwort und mein Betragen auf dem Maskenball aufgenommen? Ob ſie überzeugt ſey, daß er nur aus Liebe zu mir krank geworden? Ob ſie während ſeiner Krankheit ihn geſehen und geſprochen? Ob ſie mit gehöriger Vorſicht meinen Gruß ihm überbracht habe? Ob ſie auch gewiß ſey, daß er, als ein edler Mann, und mit wahrer Wärme mich liebe? — Alles, alles Dieß und tauſend Mahl mehr noch wollte ich wiſſen. Selbſt das Lächeln meines Mädchens, die natürlich bey ſo vielen Fragen zur Antwort keine Zeit erhielt, beſſerte mich nicht; denn, wie ich ſchon geſagt habe, es war meine erſte Liebe.

Minette, als ſie endlich doch zum Worte kommen konnte, ſchien nur auf meine letzte Frage gehört zu haben. Wie können Sie zweifeln, ſprach ſie, ob derjenige Mann Sie wirklich liebe, der ſo lange ſeine Neigung, aus Furcht Ihnen zu mißfallen, in ſich ſelbſt verſchloß, und nur mit Ihrem Anſchauen ſich begnügte? den eine abſchlägige, und, geſtehen Sie ſelbſt, allzu

harte Antwort ſchwermüthig, den Ihr Zorn tödtlich krank, und der erſte ſchwache Troſt von Ihnen wieder genesend zu machen vermochte? Wahrlich, gnädige Frau, wenn Sie noch zweifeln könnten, ob ein ſolcher Mann Sie innig liebe: dann nützte meine Fürſprache nichts; dann muß ich die Überzeugung davon ihm ſelbſt allein überlaſſen. — Sie ſagte es, öffnete ſchnell die Thür eines Cabinetts, und ehe ich noch, ganz erſtaunt, was ſie damit wolle, fragen, ehe ich noch hinblicken konnte, lag Erwangen — Erwangen ſelbſt! bereits zu meinen Füßen.

Mahomet, wie Sie wiſſen werden, ſah einſt im Traum einen Engel, der, wenn ich nicht irre, ſiebenzigtauſend Zungen hatte: alle dieſe Siebenzigtauſend könnten die Empfindungen nicht ſattſam ausdrücken, die in dieſem Augenblicke auf mich losſtürmten. Ihn, zu dem ich mich unſichtbar dieſe acht Tage hindurch ſo zahllos hingewünſcht, von dem ich ſo eben im Tone der ſich verrathenden Liebe geſprochen hatte; — ihn, den ich fern von mir, auf einem Krankenlager, ja, noch in Lebensgefahr vermuthete; ihn, den ich noch nie mit freyem Angeſicht in der Nähe erblickte, und deſſen Bild doch ſchon nur allzu tief meinem Herzen eingeprägt war, — ihn ſah ich jetzt, ſo unvorbereitet, ſo ganz ohne zu wiſſen, wie und woher er komme! Es war der erſte Mann, der mir zu Füßen lag, und das im Schloſſe meines eigenen Gemahls, ſo dicht am Schlafgemach meiner Tante, rund umgeben von den Lauſchern eines eiferſüchtigen Tyrannen, in einer nächtlichen Stunde — wahrlich, ich wußte nicht, ob alles Vorige Betrug, oder alles Jetzige ein Traum zu nennen ſey?

So verflogen drey oder vier Minuten; die sonderbarsten, die ich jemahls gelebt hatte. Sein Auge, ganz verloren in meinem Anschauen, die tausend Küsse, die er meiner Hand aufdrückte, die stumme Beredsamkeit seiner Blicke; — alles Dieß fühlte ich so ganz, und fühlte es sogar nicht; denn im unbeschreiblichsten Zirkel drehten alle meine Gedanken sich herum. Erst sein Ausruf: O hier laß mich sterben, guter Himmel, und ich habe lange und glücklich genug gelebt! — Erst diese Worte, mit des Entzückens innigstem Tone ausgesprochen, gaben mir einige Besinnung wieder. Ich beschwur ihn ängstlich aufzustehen; ich erinnerte ihn an die Gefahr, der er mich aussetze, wenn ihn hier irgend Jemand sehe oder höre; ich fragte ihn sogar mit erzwungenem Ernst: woher er das Recht bekommen habe, zu einer solchen Zeit, und unter solchen Umständen sich bey mir einzustehlen? — Er blieb auf den Knien. Sie ließen mir sagen, gnädige Frau (war seine Antwort), daß Sie meine Genesung wünschten. Genesung ohne Ihre Liebe wäre nur ein langsamer Tod für mich. Ich komme daher, mein Urtheil, sey es zum Leben oder zum Tode, zu empfangen. — Er betheuerte mir: daß sein Arzt ihm zwar noch jede Bewegung, jede freye Luft verbothen; doch daß er über Meer und Land mir eben so schnell, eben so entschlossen, als jetzt gefolgt seyn würde. Er schwur mir — doch warum soll ich jetzt alles Das wiederhohlen, was freylich nur allzu kräftig, nur allzu süß mir in der Wirklichkeit klang, was aber unschmackhaft in der Erzählung werden müßte. — Kurz, Erwangen erzwang in dieser Stellung ein Geständniß von mir,

welches ihm auch ungesagt schon bekannt seyn mußte, das Geständniß: daß er mir nicht gleichgültig sey.

Wie so zahllos viel wir uns nun wechselseitig zu sagen hatten! — Wie künstlich mir nun der Schlaue die Geschichte seines letzt durchlebten Jahres zu schildern wußte! Seinen langen inneren Kampf, bevor er mir geschrieben, den Schmerz bey meiner Kälte, die Lebensgefahr bey seiner Krankheit, die Freude bey Anhörung meines Grußes und das Wunderſame in seiner Genesung. Selbst die Gefahr, mit welcher er sich in Bauernkleidung und durch Minettens Hülfe hier eingeschlichen hatte; selbst die Blässe, die noch auf seinen Wangen zurückgeblieben war, vergrößerten den Antheil, den mein Herz an ihm zu nehmen begann, und zwey bis drey Stunden verflogen, nur der Himmel weiß, wie schnell und wohin? — Doch verflogen sie nicht so, daß ich noch jetzt mich ihrer zu schämen Ursache hätte! Eben die Ehrfurcht vielmehr, die er selbst im höchsten Entzücken mir bewies, eben die Schwüre, mit welchen er zu tausend und aber tausend Mahlen die Reinigkeit seiner Liebe mir betheuerte; eben die romantische Schwärmerey, mit welcher er von sympathetischem Gefühl und vom Verständniß der Herzen mir vorschwatzte, — eben dieß Alles empfahl mir ihn fast eben so stark, wo nicht stärker, als die Süße seiner Schmeicheleyen und die jugendliche Gluth seiner Küsse.

Gleichwohl war nun der erste Schritt zu verstohlner Liebe, zu sträflicher Vertraulichkeit, geschehen; der zweyte folgte schnell hinterdrein; das heißt: wir sannen auf die Wiederhohlung von jenem. Meines Gatten Wachsamkeit war groß; doch seit zwey Stunden war mir der Muth sie zu täuschen, mächtig

gewachsen. Den kleinen Überrest von Furchtsamkeit erstickte Minettens Zureden und Erwangens Bitten. Nichts, wollen Weiberkenner behaupten, nichts soll uns Frauen bey jedem Liebeshandel so werth und wichtig seyn, als eben derjenige Punct, durch welchen wir gewöhnlich uns verrathen, ein heimlicher Briefwechsel. Er war das Erste, was auch Erwangen in Vorschlag brachte; und bey der seltenen Möglichkeit eines persönlichen Gespräches machte ich von jener erst angegebenen Regel keine Ausnahme. Minette sollte natürlich auch hier das Hauptrad in der Maschine abgeben; da aber alle Fälle sich denken ließen, wo ihr Eifer und ihre Schnelligkeit nicht allein hinreichen könnten, so brachte mein Hauptmann noch eine Nothhulfe in Vorschlag.

„Er habe, sagte er, unter seiner Compagnie einen jungen Unterofficier, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er Häuser bauen könne. Es sey ein Mann von höchstens drey und zwanzig Jahren, von guter Geburt, guter Bildung und noch besserem Herzen. Er gehe mehr mit ihm auf dem Fuße des Freundes, als des Untergebenen um, und wisse, daß er willig für ihn durch Feuer und Wasser sich stürze. Er sey es gewesen, der meine Tante neulich zum Tanz aufgefordert habe; er sey die ganze Krankheit hindurch nicht von seinem Lager gekommen, und kenne die Heftigkeit einer Leidenschaft, die vor ihm — doch auch nur vor ihm allein! — in den Reden der Fantasie sich nicht verbergen konnte. Er solle mir, unter dem Scheine, als ob er Minettens Liebhaber wäre, auch zuweilen Briefe bringen und Antwort sich hohlen." — Ich hatte freylich gegen diesen Vorschlag mancherley Ein-

wendungen; doch Erwangens Betheurungen, und Minettens Beyfall (die zu wünschen schien, daß der junge Soldat seine Rolle nicht bloß spielen möge) machten, daß ich nachgab; und wir schieden spät nach Mitternacht mit manchem Kuß und Händedruck, mit manchem Wunsch, uns bald wieder zu sehen, aus einander.

Ich will Ihre Geduld, Branko, nicht mit der Chronik der nächsten sechs bis sieben Wochen ermüden. Unser Roman war diese ganze Zeit über in seinem schönsten Gange. Briefe flogen von beyden Seiten hin und her. Manche Stunde darbte ich meinem Schlafe, und — was bey den meisten meines Geschlechtes noch mehr bedeuten will — selbst dem Putztische ab, um nur Erwangens verliebte Sendschreiben nach Würden zu beantworten. Da meine Tante indeß wieder wegreiste, und mit Rückkehr der wärmeren Jahreszeit auch mein Mann wieder auszugehen vermochte, so hatte Minette Geschicklichkeit und Erwangen Herz genug, um eine Hinterthür und eine Civilverkleidung zu wiederhohlter heimlicher Zusammenkunft zu nützen. Immer war solche nur auf wenige Augenblicke möglich, und unsicher genug; aber mit jedem neuen Gespräche ward mein bescheidener Liebhaber auch etwas dreister. Manche Zeile seiner letztern Briefe, mancher Wunsch seiner letzten Gespräche war feurig genug, aber um so minder platonisch, und ich — — — noch zürnte ich, noch strafte ich ihn dann; aber schon ward mein Zorn allmählig linder; schon befragte ich mich zuweilen insgeheim: ob ich nicht allzu strenge verfahre? Und der Himmel weiß, ob ich nicht endlich nur zu nachsichtig gegen ihn und gegen mich selbst geworden wäre,

hätte nicht ein sonderbarer Zufall auf ein Mahl die ganze Lage der Sachen verändert.

Daß die Eifersucht mehr Augen in ihrem ausgedorrten Gesichte, als der Pfau auf seinem Schweife hat, das ist eine Erfahrung, die gewiß keiner Bestätigung bedarf. Leider machte ich sie an mir selber. So vorsichtig Minette und ich unser Geschäft zu betreiben glaubten; so sorgfältig ich mich hüthere, selbst durch's Fenster nur oft nach meinem Geliebten hinzublicken; Mossau schöpfte doch Argwohn. Bis auf diese Stunde weiß ich nicht, woher. Sey es, daß ein Bedienter im Hause mein Ausspäher und Verräther war, sey es, daß mein Mann selbst Minetten zu Erwangen hingehen, oder den jungen Unterofficier zu ihr herkommen sahe: sey es — was mir am glaublichsten scheint — daß im Schlafe, wo freylich mancher Traum mich umschwebte, ein Ausruf mir entschlüpfte; und von ihm gehört ward; kurz, Mossau, wie der Erfolg es deutlich ergab, schöpfte Argwohn.

Wenn er sonst, ganz ohne Grund und Ursache, ihn hegte, brach er sofort in die bittersten Vorwürfe aus; dieß Mahl, da ihm allerdings die Rechtmäßigkeit nicht ganz abging, ließ er auch mit keiner Sylbe seinen Mißmuth spüren. Er hatte sonst dann und wann von Erwangen gesprochen; jetzt kam dieser Nahme, der wahrscheinlich meine Wangen geröthet haben würde, nicht über seine Lippen. Er pflegte mich sonst, wenn er auf eine Viertelstunde nur vor's Thor ging, oder fuhr, sorgfältig mitzuschleppen. Jetzt, da ich ein Mahl über etwas Kopfschmerzen klagte, erzählte er mir ganz gelassen: daß er diesen Nachmittag zu einem Schuldner, zwey Meilen weit fahren müsse; und fand

es sogleich bey meiner ersten bedenklichen Miene sehr natürlich, daß ich mich schonen und daheim bleiben sollte.

Meines Mannes Wegreise entging Erwangens Aufmerksamkeit nicht, und noch minder mein Zurückbleiben. — Die Uhren der Liebenden gehen gewöhnlich viel zu langsam; doch kaum dünkte mich, daß eine halbe Stunde verflossen sey, so hatte ich schon ein Billet von meinem Liebhaber, wodurch er um die Erlaubniß mich zu besuchen bath. Ob mir es ahndete, ob ich mir selber nicht traute, oder ob ich nur seine Beharrlichkeit prüfen wollte; genug, ich schlug es ihm für heute unter Vorschützung meines Kopfwehes und des noch allzu hellen Mittags ab. Jedoch ein zweyter Brief folgte bald; jener junge Unterofficier war dessen Überbringer. Erwangen schrieb mir: er habe ihm aufgetragen, alle nur mögliche mündliche Beredsamkeit mit seiner schriftstellerischen zu vereinen, und nicht eher zurückzukehren, bis er Gewährung mitbringe. — Diesem Auftrage zu Folge, verlangte der Soldat mich selbst zu sprechen. Minette war seines Lobes schon oft voll und übervoll gewesen. Erwangen selbst setzte ein so unbeschränktes Vertrauen in ihn; gesehen hatte ich ihn noch niemahls. Ich war daher wirklich begierig ihn kennen zu lernen, und befahl dem Mädchen ihn in mein Zimmer zu führen. So vorbereitet ich war, keine gewöhnliche Musketierfigur zu erblicken, so fand ich doch meine Erwartung noch beim Anblick übertroffen. Ein blühender schöngewachsener Mann, kaum über Zwanzig, voll Anstand, ohne Zwang; dessen Gesicht nicht Anlage bloß, sondern schon Ausbildung verrieth; der selbst in seiner bloßen Verbeugung eine gewisse Be-

ſchlagen durfte, und nach manchem, auf's Fenſter meines Geliebten heimlich geworfenen Blick, reiſ'ten wir ab.

Es ging, wie ich vermuthet hatte. Meine Tante, müde von der Reiſe und vom Herumführen im Schloſſe, verlangte zeitig nach der Ruhe, und ich widerſprach ihr nicht, um nur ja bald mit meiner Vertrauten mich allein zu ſehen. Worauf meine Rede gleich in der erſten Minute ſich lenkte, iſt keine Frage. Jener erſte Ton der Strenge und des Unwillens hatte ſich nun ganz in Vertraulichkeit und in die ungeduldigſte Neugier verwandelt. Wie ſie eigentlich mit dem Hauptmann bekannt geworden? Wie er von mir geſprochen? Wie er meine abſchlägige Antwort und mein Betragen auf dem Maskenball aufgenommen? Ob ſie überzeugt ſey, daß er nur aus Liebe zu mir krank geworden? Ob ſie während ſeiner Krankheit ihn geſehen und geſprochen? Ob ſie mit gehöriger Vorſicht meinen Gruß ihm überbracht habe? Ob ſie auch gewiß ſey, daß er, als ein edler Mann, und mit wahrer Wärme mich liebe? — Alles, alles Dieß und tauſend Mahl mehr noch wollte ich wiſſen. Selbſt das Lächeln meines Mädchens, die natürlich bey ſo vielen Fragen zur Antwort keine Zeit erhielt, beſſerte mich nicht; denn, wie ich ſchon geſagt habe, es war meine erſte Liebe.

Minette, als ſie endlich doch zum Worte kommen konnte, ſchien nur auf meine letzte Frage gehört zu haben. Wie können Sie zweifeln, ſprach ſie, ob derjenige Mann Sie wirklich liebe, der ſo lange ſeine Neigung, aus Furcht Ihnen zu mißfallen, in ſich ſelbſt verſchloß, und nur mit Ihrem Anſchauen ſich begnügte? den eine abſchlägige, und, geſtehen Sie ſelbſt, allzu

harte Antwort ſchwermüthig, den Ihr Zorn tödtlich krank, und der erſte ſchwache Troſt von Ihnen wieder genesend zu machen vermochte? Wahrlich, gnädige Frau, wenn Sie noch zweifeln könnten, ob ein ſolcher Mann Sie innig liebe: dann nützte meine Fürſprache nichts; dann muß ich die Überzeugung davon ihm ſelbſt allein überlaſſen. — Sie ſagte es, öffnete ſchnell die Thür eines Cabinetts, und ehe ich noch, ganz erſtaunt, was ſie damit wolle, fragen, ehe ich noch hinblicken konnte, lag Erwangen — Erwangen ſelbſt! bereits zu meinen Füßen.

Mahomet, wie Sie wiſſen werden, ſah einſt im Traum einen Engel, der, wenn ich nicht irre, ſiebenzigtauſend Zungen hatte: alle dieſe Siebenzigtauſend könnten die Empfindungen nicht ſattſam ausdrücken, die in dieſem Augenblicke auf mich losſtürmten. Ihn, zu dem ich mich unſichtbar dieſe acht Tage hindurch ſo zahllos hingewünſcht, von dem ich ſo eben im Tone der ſich verrathenden Liebe geſprochen hatte; — ihn, den ich fern von mir, auf einem Krankenlager, ja, noch in Lebensgefahr vermuthete; ihn, den ich noch nie mit freyem Angeſicht in der Nähe erblickte, und deſſen Bild doch ſchon nur allzu tief meinem Herzen eingeprägt war, — ihn ſah ich jetzt, ſo unvorbereitet, ſo ganz ohne zu wiſſen, wie und woher er komme! Es war der erſte Mann, der mir zu Füßen lag, und das im Schloſſe meines eigenen Gemahls, ſo dicht am Schlafgemach meiner Tante, rund umgeben von den Lauſchern eines eiferſüchtigen Tyrannen, in einer nächtlichen Stunde — wahrlich, ich wußte nicht, ob alles Vorige Betrug, oder alles Jetzige ein Traum zu nennen ſey?

So verflogen drey oder vier Minuten; die sonderbarsten, die ich jemahls gelebt hatte. Sein Auge, ganz verloren in meinem Anschauen, die tausend Küsse, die er meiner Hand aufdrückte, die stumme Beredsamkeit seiner Blicke; — alles Dieß fühlte ich so ganz, und fühlte es sogar nicht; denn im unbeschreiblichsten Zirkel drehten alle meine Gedanken sich herum. Erst sein Ausruf: O hier laß mich sterben, guter Himmel, und ich habe lange und glücklich genug gelebt! — Erst diese Worte, mit des Entzückens innigstem Tone ausgesprochen, gaben mir einige Besinnung wieder. Ich beschwur ihn ängstlich aufzustehen; ich erinnerte ihn an die Gefahr, der er mich aussetze, wenn ihn hier irgend Jemand sehe oder höre; ich fragte ihn sogar mit erzwungenem Ernst: woher er das Recht bekommen habe, zu einer solchen Zeit, und unter solchen Umständen sich bey mir einzustehlen? — Er blieb auf den Knien. Sie ließen mir sagen, gnädige Frau (war seine Antwort), daß Sie meine Genesung wünschten. Genesung ohne Ihre Liebe wäre nur ein langsamer Tod für mich. Ich komme daher, mein Urtheil, sey es zum Leben oder zum Tode, zu empfangen. — Er betheuerte mir: daß sein Arzt ihm zwar noch jede Bewegung, jede freye Luft verbothen; doch daß er über Meer und Land mir eben so schnell, eben so entschlossen, als jetzt gefolgt seyn würde. Er schwur mir — doch warum soll ich jetzt alles Das wiederhohlen, was freylich nur allzu kräftig, nur allzu süß mir in der Wirklichkeit klang, was aber unschmackhaft in der Erzählung werden müßte. — Kurz, Erwangen erzwang in dieser Stellung ein Geständniß von mir,

welches ihm auch ungesagt schon bekannt seyn mußte, das Geständniß: daß er mir nicht gleichgültig sey.

Wie so zahllos viel wir uns nun wechselseitig zu sagen hatten! — Wie künstlich mir nun der Schlaue die Geschichte seines letzt durchlebten Jahres zu schildern wußte! Seinen langen inneren Kampf, bevor er mir geschrieben, den Schmerz bey meiner Kälte, die Lebensgefahr bey seiner Krankheit, die Freude bey Anhörung meines Grußes und das Wundersame in seiner Genesung. Selbst die Gefahr, mit welcher er sich in Bauernkleidung und durch Minettens Hülfe hier eingeschlichen hatte; selbst die Blässe, die noch auf seinen Wangen zurückgeblieben war, vergrößerten den Antheil, den mein Herz an ihm zu nehmen begann, und zwey bis drey Stunden verflogen, nur der Himmel weiß, wie schnell und wohin? — Doch verflogen sie nicht so, daß ich noch jetzt mich ihrer zu schämen Ursache hätte! Eben die Ehrfurcht vielmehr, die er selbst im höchsten Entzücken mir bewies, eben die Schwüre, mit welchen er zu tausend und aber tausend Mahlen die Reinigkeit seiner Liebe mir betheuerte; eben die romantische Schwärmerey, mit welcher er von sympathetischem Gefühl und vom Verständniß der Herzen mir vorschwatzte, — eben dieß Alles empfahl mir ihn fast eben so stark, wo nicht stärker, als die Süße seiner Schmeicheleyen und die jugendliche Gluth seiner Küsse.

Gleichwohl war nun der erste Schritt zu verstohlner Liebe, zu sträflicher Vertraulichkeit, geschehen; der zweyte folgte schnell hinterdrein; das heißt: wir sannen auf die Wiederhohlung von jenem. Meines Gatten Wachsamkeit war groß; doch seit zwey Stunden war mir der Muth sie zu täuschen, mächtig

gewachsen. Den kleinen Überrest von Furchtsamkeit erstickte Minettens Zureden und Erwangens Bitten. Nichts, wollen Weiberkenner behaupten, nichts soll uns Frauen bey jedem Liebeshandel so werth und wichtig seyn, als eben derjenige Punct, durch welchen wir gewöhnlich uns verrathen, ein heimlicher Briefwechsel. Er war das Erste, was auch Erwangen im Vorschlag brachte; und bey der seltenen Möglichkeit eines persönlichen Gespräches machte ich von jener erst angegebenen Regel keine Ausnahme. Minette sollte natürlich auch hier das Hauptrad in der Maschine abgeben; da aber alle Fälle sich denken ließen, wo ihr Eifer und ihre Schnelligkeit nicht allein hinreichen könnten, so brachte mein Hauptmann noch eine Nothhülfe in Vorschlag.

„Er habe, sagte er, unter seiner Compagnie einen jungen Unterofficier, auf dessen Treue und Verschwiegenheit er Häuser bauen könne. Es sey ein Mann von höchstens drey und zwanzig Jahren, von guter Geburt, guter Bildung und noch besserem Herzen. Er gehe mehr mit ihm auf dem Fuße des Freundes, als des Untergebenen um, und wisse, daß er willig für ihn durch Feuer und Wasser sich stürze. Er sey es gewesen, der meine Tante neulich zum Tanz aufgefordert habe; er sey die ganze Krankheit hindurch nicht von seinem Lager gekommen, und kenne die Heftigkeit einer Leidenschaft, die vor ihm — doch auch nur vor ihm allein! — in den Reden der Fantasie sich nicht verbergen konnte. Er solle mir, unter dem Scheine, als ob er Minettens Liebhaber wäre, auch zuweilen Briefe bringen und Antwort sich hohlen." — Ich hatte freylich gegen diesen Vorschlag mancherley Ein-

wendungen; doch Erwangens Betheurungen, und Minettens Beyfall (die zu wünschen schien, daß der junge Soldat seine Rolle nicht bloß spielen möge) machten, daß ich nachgab; und wir schieden spät nach Mitternacht mit manchem Kuß und Händedruck, mit manchem Wunsch, uns bald wieder zu sehen, aus einander.

Ich will Ihre Geduld, Branko, nicht mit der Chronik der nächsten sechs bis sieben Wochen ermüden. Unser Roman war diese ganze Zeit über in seinem schönsten Gange. Briefe flogen von beyden Seiten hin und her. Manche Stunde darbte ich meinem Schlafe, und — was bey den meisten meines Geschlechtes noch mehr bedeuten will — selbst dem Putztische ab, um nur Erwangens verliebte Sendschreiben nach Würden zu beantworten. Da meine Tante indeß wieder wegreiste, und mit Rückkehr der wärmeren Jahreszeit auch mein Mann wieder auszugehen vermochte, so hatte Minette Geschicklichkeit und Erwangen Herz genug, um eine Hinterthür und eine Civilverkleidung zu wiederhohlter heimlicher Zusammenkunft zu nützen. Immer war solche nur auf wenige Augenblicke möglich, und unsicher genug; aber mit jedem neuen Gespräche ward mein bescheidener Liebhaber auch etwas dreister. Manche Zeile seiner letztern Briefe, mancher Wunsch seiner letzten Gespräche war feurig genug, aber um so minder platonisch, und ich — — — noch zürnte ich, noch strafte ich ihn dann; aber schon ward mein Zorn allmählig linder; schon befragte ich mich zuweilen insgeheim: ob ich nicht allzu strenge verfahre? Und der Himmel weiß, ob ich nicht endlich nur zu nachsichtig gegen ihn und gegen mich selbst geworden wäre,

hätte nicht ein sonderbarer Zufall auf ein Mahl die ganze Lage der Sachen verändert.

Daß die Eifersucht mehr Augen in ihrem ausgedorrten Gesichte, als der Pfau auf seinem Schweife hat, das ist eine Erfahrung, die gewiß keiner Bestätigung bedarf. Leider machte ich sie an mir selber. So vorsichtig Minette und ich unser Geschäft zu betreiben glaubten; so sorgfältig ich mich hüthere, selbst durch's Fenster nur oft nach meinem Geliebten hinzublicken; Mossau schöpfte doch Argwohn. Bis auf diese Stunde weiß ich nicht, woher. Sey es, daß ein Bedienter im Hause mein Ausspäher und Verräther war, sey es, daß mein Mann selbst Minetten zu Erwangen hingehen, oder den jungen Unterofficier zu ihr herkommen sahe: sey es — was mir am glaublichsten scheint — daß im Schlafe, wo freylich mancher Traum mich umschwebte, ein Ausruf mir entschlüpfte; und von ihm gehört ward; kurz, Mossau, wie der Erfolg es deutlich ergab, schöpfte Argwohn.

Wenn er sonst, ganz ohne Grund und Ursache, ihn hegte, brach er sofort in die bittersten Vorwürfe aus; dieß Mahl, da ihm allerdings die Rechtmäßigkeit nicht ganz abging, ließ er auch mit keiner Sylbe seinen Mißmuth spüren. Er hatte sonst dann und wann von Erwangen gesprochen; jetzt kam dieser Nahme, der wahrscheinlich meine Wangen geröthet haben würde, nicht über seine Lippen. Er pflegte mich sonst, wenn er auf eine Viertelstunde nur vor's Thor ging, oder fuhr, sorgfältig mitzuschleppen. Jetzt, da ich ein Mahl über etwas Kopfschmerzen klagte, erzählte er mir ganz gelassen: daß er diesen Nachmittag zu einem Schuldner, zwey Meilen weit fahren müsse; und fand

es sogleich bey meiner ersten bedenklichen Miene sehr natürlich, daß ich mich schonen und daheim bleiben sollte.

Meines Mannes Wegreise entging Erwangens Aufmerksamkeit nicht, und noch minder mein Zurückbleiben. — Die Uhren der Liebenden gehen gewöhnlich viel zu langsam; doch kaum dünkte mich, daß eine halbe Stunde verflossen sey, so hatte ich schon ein Billet von meinem Liebhaber, wodurch er um die Erlaubniß mich zu besuchen bath. Ob mir es ahndete, ob ich mir selber nicht traute, oder ob ich nur seine Beharrlichkeit prüfen wollte; genug, ich schlug es ihm für heute unter Vorschützung meines Kopfwehes und des noch allzu hellen Mittags ab. Jedoch ein zweyter Brief folgte bald; jener junge Unterofficier war dessen Überbringer. Erwangen schrieb mir: er habe ihm aufgetragen, alle nur mögliche mündliche Beredsamkeit mit seiner schriftstellerischen zu vereinen, und nicht eher zurückzukehren, bis er Gewährung mitbringe. — Diesem Auftrage zu Folge, verlangte der Soldat mich selbst zu sprechen. Minette war seines Lobes schon oft voll und übervoll gewesen. Erwangen selbst setzte ein so unbeschränktes Vertrauen in ihn; gesehen hatte ich ihn noch niemahls. Ich war daher wirklich begierig ihn kennen zu lernen, und befahl dem Mädchen ihn in mein Zimmer zu führen. So vorbereitet ich war, keine gewöhnliche Musketierfigur zu erblicken, so fand ich doch meine Erwartung noch beim Anblick übertroffen. Ein blühender schöngewachsener Mann, kaum über Zwanzig, voll Anstand, ohne Zwang; dessen Gesicht nicht Anlage bloß, sondern schon Ausbildung verrieth; der selbst in seiner bloßen Verbeugung eine gewisse Be-

kanntſchaft mit der feinern Welt, ſchon in ſeinen erſten Worten ein ſanftes Gefühl, und in ſeinem ganzen Betragen einen Geiſt, der ſeinen niedern Stand übertraf, verrieth; der mit Augen, ſo blau und ſchön — doch ich ſehe die Verlegenheit meines Nachbars, und muß hier abbrechen, wenn er nicht weggehen ſoll. Kurz, denken Sie ſich dieſen Mann hier, der jetzt mein Gemahl, mein theuerſter Gemahl iſt, — denken Sie ihn ſich, vielleicht nicht ſchöner als jetzt; denn in meinen Augen verringert er ſich nie — aber wenigſtens um zehn bis eilf Jahr jünger; etwas dreiſter noch ſeinen Blick; etwas kriegeriſch ſein Anſehen, und Sie haben ganz das Bild des damahligen Unterofficiers, der in Erwangens Beſtallung zu mir eintrat.

Da er mir gefiel, da ich Willens war, zu verſuchen, ob er auch im fernern Reden den erſten Eindruck behaupten werde; ſo ſtellte ich mich abſichtlich, als wollte ich abermahls das Geſuch ſeines Hauptmannes abſchlagen. Jedoch er ſprach ſo warm für ihn, daß ich auch dieſe kleine Verſtellung nicht lange behaupten konnte; ich gab ihm daher die Erlaubniß ſeinem Herrn zu ſagen: daß ich ihn erwarte; begehrte aber zuvor, ehe er ihm Dieß melde, zu wiſſen: wie er ſelbſt in Kriegsdienſte gekommen ſey? — Er zuckte die Achſeln; er wollte ſo eben mir antworten, als Minette, die der Vorſicht wegen auf dem Saale Wache ſtand, todtenbleich, zitternd, vor Schrecken kaum der Sprache mächtig, in's Zimmer hereinſtürzte. — „Gott im Himmel, rief ſie, was ſoll das bedeuten? Als ich jetzt von ungefähr durch's Fenſter in den Hof hinab ſah, erblickte ich drey baumſtarke Kerls, die an der Seitenwand ſich anlehnten; als ich voll Verwun-

Ger.
west.
5.28-40
41028

Vorerinnerung
des Herausgebers.

Die in diesem und dem folgenden Theile enthaltenen Kriminal-Geschichten sind größten Theils aus den Skizzen genommen, und zwar aus der dreyzehnten und vierzehnten Sammlung derselben. Einige wurden auch aus den Erzählungen und Dialogen und aus Meißners Quartalschrift gesammelt; denn man wollte hier Alles vereinigen, was zu dieser besondern Gattung von Erzählung gehört, welche Wahrheit und Dichtung vermengt, und von Meißner zuerst unter uns besondere Pflege erhielt. Um dem Leser über Stoff, Form und Absicht des Verfassers den besten Standpunct zu geben, erscheint an der Spitze dieser Geschichten

ſich ſteckte, jetzt erneuerte er ſelbſt Minettens Vorſchlag. — „Ich werde freylich, ſprach er, dort nicht unentdeckt bleiben; aber mag mich ihr Gemahl doch ausſpähen; ich habe nun das Mittel gefunden, das Ihre Ehre gewiß retten, gewiß die Liebe meines Hauptmannes verdecken ſoll! Es kann mich viel koſten; doch nicht zu viel, wenn es Ihren guten Nahmen und ihren ehelichen Frieden rettet. Beſtehen Sie nur feſt darauf, daß Sie nichts, gar nichts von mir oder ſonſt einem Manne wiſſen; und überlaſſen Sie mich meinem Schickſal! Sie ſollen dabey unverwickelt bleiben; das ſchwör' ich beym ewigen, einigen Gott!"

Eigentlich verſtand ich kein Wort von allem Dieſem; aber die Angſt, in welcher ich mich befand, war ſo unbeſchreiblich, daß ich gern Alles that und verſprach, was er begehrte. Wir ſperrten ihn in den Schrank; ich eilte dann in mein Zimmer zurück, und warf mich auf einen Sofa; Minette riegelte die Saalthüre auf. — Ich hatte mich auf Sturm und Toben gefaßt gemacht. Völlig im Gegentheil war mein Mann die Freundlichkeit ſelbſt, indem er zu mir eintrat; doch welch' eine Freundlichkeit, das ergab ſich bald; und hätte Satan menſchliche Geſtalt, ſo müßte ſein Lächeln beym Fehltritte eines Verführten gerade ſo ausſehen, wie damahls die Miene meines Gemahls. — „Es habe ihn, ſagte er, unter Weges eine ſo ſonderbare Ängſtlichkeit überfallen, daß er ſie endlich für eine Ahndung gehalten und zurück gekehrt ſey. Wirklich glaube er jetzt noch, ein böſer Dämon habe ihn gewarnt; denn ſo eben habe er vernommen, daß eine verdächtige Perſon hinauf zu mir, und nicht wieder hinunter gegangen ſey; er frage mich daher, ob ich

Niemanden gesehen, und ob ich ihm selbst nachzusuchen erlaube?" — Meine Antwort bestand in einer Klage über verstärkten Kopfschmerz, in der Verneinung, irgend einen fremden Menschen indeß gesehen zu haben, und in der Erlaubniß nachzusuchen, so lange und so viel er wolle. Die Worte waren ganz dreist und gut; doch wie ängstlich das Herz dabey mir schlug, wie nahe mir Thränen und Klagen waren, das verbarg ich so gut als möglich, oder vielmehr übel genug.

Wahrscheinlich merkte mein Mann die Bestürzung meines Herzens gar wohl; doch in der festen Zuversicht, bald stärkere Beweise gegen mich aufzufinden, verließ er mich, ohne ein Wort weiter zu verlieren. Feige, wie fast alle Nichtswürdige zu seyn pflegen, hatte er noch zwey Bediente, die ich vor Dem nie gesehen hatte, bey sich, und geboth ihnen, jeden Winkel meines Schlafgemaches zu durchstöbern. Denken Sie sich, wie mir zu Muthe ward, als ich sie gleich darauf die Thür des bewußten Schrankes öffnen hörte! Und wie dann erst, als ich zwey oder drey Secunden später an der Verstärkung ihrer Stimmen gar leicht erkannte, daß unser Versteckter gefunden sey. Eine zweyte Ohnmacht wandelte mich an. Einen lauten Schrey des Jammers unterdrückte Minette durch ihr vorgehaltenes Tuch. Sie beschwur mich zu bedenken: daß immer noch nicht Alles verloren sey; daß Wilhelm versprochen habe, die ganze Schuld auf sich zu nehmen; und daß er vielleicht noch dreist und glücklich genug seyn werde, wenn auch nicht sich, doch uns zu retten.

Er that es! Das Unglaubliche ward möglich. Alles schien verloren; und doch hatte in wenig Minu-

hätte nicht ein sonderbarer Zufall auf ein Mahl die ganze Lage der Sachen verändert.

Daß die Eifersucht mehr Augen in ihrem ausgedorrten Gesichte, als der Pfau auf seinem Schweife hat, das ist eine Erfahrung, die gewiß keiner Bestätigung bedarf. Leider machte ich sie an mir selber. So vorsichtig Minette und ich unser Geschäft zu betreiben glaubten; so sorgfältig ich mich hüthete, selbst durch's Fenster nur oft nach meinem Geliebten hinzublicken; Mossau schöpfte doch Argwohn. Bis auf diese Stunde weiß ich nicht, woher. Sey es, daß ein Bedienter im Hause mein Ausspäher und Verräther war, sey es, daß mein Mann selbst Minetten zu Erwangen hingehen, oder den jungen Unterofficier zu ihr herkommen sahe: sey es — was mir am glaublichsten scheint — daß im Schlafe, wo freylich mancher Traum mich umschwebte, ein Ausruf mir entschlüpfte; und von ihm gehört ward; kurz, Mossau, wie der Erfolg es deutlich ergab, schöpfte Argwohn.

Wenn er sonst, ganz ohne Grund und Ursache, ihn hegte, brach er sofort in die bittersten Vorwürfe aus; dieß Mahl, da ihm allerdings die Rechtmäßigkeit nicht ganz abging, ließ er auch mit keiner Sylbe seinen Mißmuth spüren. Er hatte sonst dann und wann von Erwangen gesprochen; jetzt kam dieser Nahme, der wahrscheinlich meine Wangen geröthet haben würde, nicht über seine Lippen. Er pflegte mich sonst, wenn er auf eine Viertelstunde nur vor's Thor ging, oder fuhr, sorgfältig mitzuschleppen. Jetzt, da ich ein Mahl über etwas Kopfschmerzen klagte, erzählte er mir ganz gelassen: daß er diesen Nachmittag zu einem Schuldner, zwey Meilen weit fahren müsse; und fand

es sogleich bey meiner ersten bedenklichen Miene sehr natürlich, daß ich mich schonen und daheim bleiben sollte.

Meines Mannes Wegreise entging Erwangens Aufmerksamkeit nicht, und noch minder mein Zurückbleiben. — Die Uhren der Liebenden gehen gewöhnlich viel zu langsam; doch kaum dünkte mich, daß eine halbe Stunde verflossen sey, so hatte ich schon ein Billet von meinem Liebhaber, wodurch er um die Erlaubniß mich zu besuchen bath. Ob mir es ahndete, ob ich mir selber nicht traute, oder ob ich nur seine Beharrlichkeit prüfen wollte; genug, ich schlug es ihm für heute unter Vorschützung meines Kopfwehes und des noch allzu hellen Mittags ab. Jedoch ein zweyter Brief folgte bald; jener junge Unterofficier war dessen Überbringer. Erwangen schrieb mir: er habe ihm aufgetragen, alle nur mögliche mündliche Beredsamkeit mit seiner schriftstellerischen zu vereinen, und nicht eher zurückzukehren, bis er Gewährung mitbringe. — Diesem Auftrage zu Folge, verlangte der Soldat mich selbst zu sprechen. Minette war seines Lobes schon oft voll und übervoll gewesen. Erwangen selbst setzte ein so unbeschränktes Vertrauen in ihn; gesehen hatte ich ihn noch niemahls. Ich war daher wirklich begierig ihn kennen zu lernen, und befahl dem Mädchen ihn in mein Zimmer zu führen. So vorbereitet ich war, keine gewöhnliche Musketierfigur zu erblicken, so fand ich doch meine Erwartung noch beim Anblick übertroffen. Ein blühender schöngewachsener Mann, kaum über Zwanzig, voll Anstand, ohne Zwang; dessen Gesicht nicht Anlage bloß, sondern schon Ausbildung verrieth; der selbst in seiner bloßen Verbeugung eine gewisse Be-

kanntſchaft mit der feinern Welt, ſchon in ſeinen erſten Worten ein ſanftes Gefühl, und in ſeinem ganzen Betragen einen Geiſt, der ſeinen niedern Stand übertraf, verrieth; der mit Augen, ſo blau und ſchön — doch ich ſehe die Verlegenheit meines Nachbars, und muß hier abbrechen, wenn er nicht weggehen ſoll. Kurz, denken Sie ſich dieſen Mann hier, der jetzt mein Gemahl, mein theuerſter Gemahl iſt, — denken Sie ihn ſich, vielleicht nicht ſchöner als jetzt; denn in meinen Augen verringert er ſich nie — aber wenigſtens um zehn bis eilf Jahr jünger; etwas dreiſter noch ſeinen Blick; etwas kriegeriſch ſein Anſehen, und Sie haben ganz das Bild des damahligen Unterofficiers, der in Erwangens Beſtallung zu mir eintrat.

Da er mir gefiel, da ich Willens war, zu verſuchen, ob er auch im fernern Reden den erſten Eindruck behaupten werde; ſo ſtellte ich mich abſichtlich, als wollte ich abermahls das Geſuch ſeines Hauptmannes abſchlagen. Jedoch er ſprach ſo warm für ihn, daß ich auch dieſe kleine Verſtellung nicht lange behaupten konnte; ich gab ihm daher die Erlaubniß ſeinem Herrn zu ſagen: daß ich ihn erwarte; begehrte aber zuvor, ehe er ihm Dieß melde, zu wiſſen: wie er ſelbſt in Kriegsdienſte gekommen ſey? — Er zuckte die Achſeln; er wollte ſo eben mir antworten, als Minette, die der Vorſicht wegen auf dem Saale Wache ſtand, todtenbleich, zitternd, vor Schrecken kaum der Sprache mächtig, in's Zimmer hereinſtürzte. — „Gott im Himmel, rief ſie, was ſoll das bedeuten? Als ich jetzt von ungefähr durch's Fenſter in den Hof hinab ſah, erblickte ich drey baumſtarke Kerls, die an der Seitenwand ſich anlehnten; als ich voll Verwun-

berung genauer nachſchaute, ſehe ich unſern Herrn, wie er ganz leiſe die untern Treppenſtufen herauf ſchleicht. Binnen zwey Minuten iſt er oben, ſo ſchlecht auch ſeine Füße ſeyn mögen; er muß zum Hinterthor herein gekommen ſeyn, muß Wind haben, und will uns überraſchen."

Ich war im Begriff ohnmächtig hinzuſinken. Eben die Größe des Schreckens hinderte mich daran. Wie dieſer Soldat fortzuſchaffen ſey, wußten wir durchaus nicht. Keine Hinterthür, keine Hintertreppe, zu der wir konnten, ohne meines Mannes verſchloſſenes Zimmer zu erbrechen; was ſich von ſelbſt verboth! Keine Ausflucht, die uns zur Beſchönigung ſeines Daſeyns einfiel! — Wie verblendet uns je zuweilen ein böſes Gewiſſen machen kann, davon wird mir unſere damahlige Lage ein ewiger Beweis ſeyn. Wilhelm ſollte gleich vom Anfange her für Minettens Liebhaber gelten. Was war natürlicher, als daß er gerade in ihr Zimmer gehen und mit der Ausrede ſich entſchuldigen konnte: er habe ſein Mädchen beſuchen wollen. Doch Keines von uns beſann ſich darauf; auf jedes entfernte, jedes unmögliche Mittel, ſelbſt auf einen Sprung zum Fenſter hinaus, dachten wir deſto treulicher. Die Gefahr kam indeß nicht nur näher; ſie war wirklich ſchon da. Wir hörten an der Saalthüre pochen und klinken. Der junge Mann faßte einen herzhaften Entſchluß. Minette hatte gleich anfangs einen Kleiderſchrank, der in meinem Cabinette ſtand, zum Verſtecken vorgeſchlagen. Ich hatte ihn verworfen, weil mir ſeine Durchſuchung doch unvermeidlich ſchien. — Jetzt, indem Wilhelm einen ſilbernen Leuchter, der auf meinem Schreibtiſche ſtand, raſch ergriff und zu

sich steckte, jetzt erneuerte er selbst Minettens Vorschlag. — „Ich werde freylich, sprach er, dort nicht unentdeckt bleiben; aber mag mich ihr Gemahl doch ausspähen; ich habe nun das Mittel gefunden, das Ihre Ehre gewiß retten, gewiß die Liebe meines Hauptmannes verdecken soll! Es kann mich viel kosten; doch nicht zu viel, wenn es Ihren guten Nahmen und ihren ehelichen Frieden rettet. Bestehen Sie nur fest darauf, daß Sie nichts, gar nichts von mir oder sonst einem Manne wissen; und überlassen Sie mich meinem Schicksal! Sie sollen dabey unverwickelt bleiben; das schwör' ich beym ewigen, einigen Gott!"

Eigentlich verstand ich kein Wort von allem Diesem; aber die Angst, in welcher ich mich befand, war so unbeschreiblich, daß ich gern Alles that und versprach, was er begehrte. Wir sperrten ihn in den Schrank; ich eilte dann in mein Zimmer zurück, und warf mich auf einen Sofa; Minette riegelte die Saalthüre auf. — Ich hatte mich auf Sturm und Toben gefaßt gemacht. Völlig im Gegentheil war mein Mann die Freundlichkeit selbst, indem er zu mir eintrat; doch welch' eine Freundlichkeit, das ergab sich bald; und hätte Satan menschliche Gestalt, so müßte sein Lächeln beym Fehltritte eines Verführten gerade so aussehen, wie damahls die Miene meines Gemahls. — „Es habe ihn, sagte er, unter Weges eine so sonderbare Ängstlichkeit überfallen, daß er sie endlich für eine Ahndung gehalten und zurück gekehrt sey. Wirklich glaube er jetzt noch, ein böser Dämon habe ihn gewarnt; denn so eben habe er vernommen, daß eine verdächtige Person hinauf zu mir, und nicht wieder hinunter gegangen sey; er frage mich daher, ob ich

Niemanden geſehen, und ob ich ihm ſelbſt nachzuſuchen erlaube?" — Meine Antwort beſtand in einer Klage über verſtärkten Kopfſchmerz, in der Verneinung, irgend einen fremden Menſchen indeß geſehen zu haben, und in der Erlaubniß nachzuſuchen, ſo lange und ſo viel er wolle. Die Worte waren ganz dreiſt und gut; doch wie ängſtlich das Herz dabey mir ſchlug, wie nahe mir Thränen und Klagen waren, das verbarg ich ſo gut als möglich, oder vielmehr übel genug.

Wahrſcheinlich merkte mein Mann die Beſtürzung meines Herzens gar wohl; doch in der feſten Zuverſicht, bald ſtärkere Beweiſe gegen mich aufzufinden, verließ er mich, ohne ein Wort weiter zu verlieren. Feige, wie faſt alle Nichtswürdige zu ſeyn pflegen, hatte er noch zwey Bediente, die ich vor Dem nie geſehen hatte, bey ſich, und geboth ihnen, jeden Winkel meines Schlafgemaches zu durchſtöbern. Denken Sie ſich, wie mir zu Muthe ward, als ich ſie gleich darauf die Thür des bewußten Schrankes öffnen hörte! Und wie dann erſt, als ich zwey oder drey Secunden ſpäter an der Verſtärkung ihrer Stimmen gar leicht erkannte, daß unſer Verſteckter gefunden ſey. Eine zweyte Ohnmacht wandelte mich an. Einen lauten Schrey des Jammers unterdrückte Minette durch ihr vorgehaltenes Tuch. Sie beſchwur mich zu bedenken: daß immer noch nicht Alles verloren ſey; daß Wilhelm verſprochen habe, die ganze Schuld auf ſich zu nehmen; und daß er vielleicht noch dreiſt und glücklich genug ſeyn werde, wenn auch nicht ſich, doch uns zu retten.

Er that es! Das Unglaubliche ward möglich. Alles ſchien verloren; und doch hatte in wenig Minu-

ten mein Mann mehr Stoff zum Erſtaunen auf ſeiner Seite, als ich bisher zum Erſchrecken auf der meinigen. — Mit Befremden hatte er ſchon in dem Herausgezogenen eine ganz andere Perſon, als er vermuthet, gefunden; mit noch größerem Erſtaunen vernahm er, daß Wilhelm, auf das Befragen: Was er hier geſucht? ſich zitternd eines Diebſtahls ſchuldig gab. Immer noch verwirrter wurde er, als man den ſilbernen Leuchter wirklich bey ihm fand. So ſehr ſein Geiz ſich ſonſt gefreut haben würde, einen Dieb auf der That anzutreffen, ſo gern hätte er jetzt zwanzig ſilberne Leuchter für einen andern Fund hingegeben. — Stumm ſtand er einige Augenblicke da; Er, der Ertappende ſchien der Ertappte zu ſeyn.

„Iſt das deine ganze Abſicht geweſen?“ fragte er endlich: „führte ſonſt kein böſer Wille dich hierher?“ — Als verſtände er ihn nicht, betheuerte Wilhelm hoch und theuer, daß er von thätlicher Beleidigung keinen Gedanken gehegt, daß er durch die äußerſte Noth nur zu dieſem Schritte gedrungen worden ſey; und daß er eben ſich wegſchleichen wollte, wie er hergekommen ſey. — Etwas gefaßter war jetzt mein Mann geworden. — „Das glaube ich gern; rief er mit bitterem Lachen; aber wo ſind die Briefe, die du brachteſt oder hohlteſt?“ Mein braver Wilhelm that, als ob dieſe Frage griechiſch ſey. Mit tauſend Schwüren verſicherte er: daß er keine Wechſelbriefe geſehen noch entwendet habe; immer tobender ward meines Mannes Nachforſchen; immer unwiſſender ſtellte ſich Wilhelm. — „Bedenke, was du thuſt, weſſen du dich anklagſt! rief endlich Jener: Wenn du in Liebeshändeln

als

als Bothe oder Vertrauter herkamst; wenn du bekenntest, was du wissen mußt; siehe, diese Börse voll Gold ist für dich bestimmt, und du kannst gehen, wohin du willst! Selbst vor dem Zorn deines Hauptmannes will ich dich schützen, will dich loskaufen und versorgen, wenn deine Angabe der Mühe lohnt! Bleibst du aber auf deinem Vorwande, so übergebe ich dich der Gerechtigkeit, und diese wird hoffentlich dem Strange dich überliefern." — Gott, wie bebte ich bey dieser vorgeschlagenen Wahl; aber Wilhelm blieb sich gleich. Er wolle ja gern verrathen, sagte er, wenn er nur wisse, was? Er wolle ja gern angeben, wenn er nur wisse, wen? Was sein Hauptmann dabey solle, begreife er nicht; denn dieser pflege kein Kind zu betrüben, geschweige daß er zu einer solchen That ihm gerathen haben sollte.

Länger konnte mein Mann sich nicht mehr zwingen. Ich war die ganze Zeit über in meinem Zimmer geblieben, dessen Thür offen stand. Jetzt befahl er mir herauszukommen; und als ich es mit verhehltem Zittern that, ergriff er mich, schleuderte mich unsanft vorwärts, und rief: Siehe hier, Nichtswürdige, deinen Buhler oder deinen Kuppler! Fünf Minuten früher, und ich Unerfahrene wäre ihm zu Füßen gesunken, hätte Alles bekannt, und wäre wahrscheinlich von ihm mit dem Fuße fortgestoßen worden. Jetzt hatte ich — so schnell begreift der Mensch das Sträfliche! — jetzt hatte ich die Kunst mich zu verstellen bereits von Wilhelm erlernt; hatte durch seine Standhaftigkeit auch Herz gefaßt, und läugnete gerade zu: daß ich ihn kenne, und daß ich wisse, wie er hierher gekommen sey.

Die Wuth meines Mannes ward immer größer; er mißhandelte mich; er wollte auch an Wilhelmen Hand legen. Der Soldat fühlte ſich; er trat ein Paar Schritte zurück. — „Ich weiß, ſprach er, daß ich ein Verbrechen beging; ich weiß, daß ich Strafe verdiene; aber dieſe Strafe hängt nicht von Ihnen ab. Überliefern Sie mich der Wache, und ich folge willig; aber wer mich ſchlägt, gegen Den wehre ich mich." — Der Feige, dem eine Menge Bedienten zu Befehle ſtanden, ſcheute ſich doch. — „Die Wache begehrſt du ſelbſt?" ſchrie er. „Die ſoll kommen, die ſoll kommen!" — Auf ſein Geboth ging man ſofort nach ihr. Mir befahl er, alle Schlüſſel zu meinen Schränken ihm zu geben, dann in ein dunkles Hinterzimmer zu gehen, und allda abzuwarten, was er über mich beſchließen würde. Ich gab ihm die Schlüſſel und ging; daß er mir Minetten ließ, war mir ſehr tröſtlich, und iſt noch jetzt mir unbegreiflich.

Was in den nächſten Paar Stunden vorging, das ſah ich zwar nicht, aber errathen konnte ich es leicht. Die Wache hatte jenes unſchuldige Schlachtopfer meiner Unbeſonnenheit abgehohlt. Jedes Papierchen in meinen Habſeligkeiten war durchſucht worden. Gefunden hatte er — nichts. Ein verborgenes Fach in einem alten ererbten Schranke, Niemanden als mir und Minetten bekannt, war mir treu, und Erwangens Briefwechſel unentdeckt geblieben. Überzeugen konnte mich mein Gemahl mit nichts; ſeine abermahligen Verſuche, mich zu ſchrecken und zu täuſchen, blieben fruchtlos. Daß deßfalls ſein Verdacht nicht verſchwand, hätte ich im Herzen ihm gern vergeben;

aber seine fernern Maßregeln — ob diese verzeihlich waren, davon urtheilen Sie selbst!

Zwar bekam ich mein Zimmer wieder; aber verbothen ward mir für den nächsten Monath jeder Ausgang; verbothen jedes Herausſehen zum Fenster. Grüne, herabgelaſſene, verſchloſſene — nicht figürlich etwa, ſondern wirklich verſchloſſene Gardinen, machten es zum leibhaftigen Staatsgefängniß; Dinte und Feder waren mir weggenommen. Minetten ward zeitliche Verſtoßung und ewige Ungnade angekündiget, wenn man auch auf der geringſten Spur von Unterſchleif ſie ertappe. — Natürlich hatte dieß Betragen ganz diejenigen Folgen, die eine übertriebene Strenge insgemein zu haben pflegt. Ich haßte meinen Tyrannen mit jeder neuen Stunde um ſo viel unausſprechlicher; und ſann immer ſtärker darauf, ihn, ſeines Bewachens ungeachtet, zu hintergehen. Zwar nicht auf mich war meine ganze Sorge, ein weit größerer Theil derſelben war auf den jungen Mann hin gerichtet, den ich durch die Schuld, die er auf ſich genommen, unglücklich gemacht zu haben beſorgte. Zu wiſſen, wie es um ihn ſtehe, Dieß war des Abends mein letzter, des Morgens mein erſter Gedanke; an allen gewöhnlichen Schreibmaterialien fehlte es mir; doch ein Stückchen Bleyſtift, das in einem alten Kalender ſich verhalten hatte, beſaß ich noch; und ſtatt des Briefbogens diente mir das hintere leere Blatt eines Gebethbuches. Ich ſchrieb an Erwangen; ich beſchwur ihn, wenn er mich jemahls geliebt, Wilhelmen zu retten; ich both ihm, wenn er dazu eine Geldſumme bedürfe, meine Goldbörſe und den größten Theil meines Schmuckes an; ich drang in ihn desfalls, ſo heiß ich nur im-

mer konnte. Minette, Trotz jenes Verbothes, wagte die Bestellung. Ein Mittagsschlaf meines Tyrannen ward benützt. Zwar hatte dann ein alter Bediente genaue Aufsicht über jeden ihrer Schritte: zwar war er wirklich seinem Herrn so treu, daß er jedes ihm angetragene Trinkgeld ausschlug. Doch Minette verstand sich auf bessere Münze. Unser Argus, wie ich schon erwähnt habe, war alt; Minette war jung und hübsch. Ein Paar Küsse, die sie ihm antrug, und auch sofort zum Voraus bezahlte, waren ihm eine so selten gewordene, und noch so lockende Bestechung, daß er ihr endlich auf ein funfzehn Minuten auszugehen erlaubte. Einer längern Zeit bedurfte sie ohnedem nicht.

Sie brachte mir eine schriftliche Antwort zurück, geschrieben im Ton der innigsten Liebe und Zärtlichkeit, und dennoch in einem Tone, der mir nicht ganz gefiel. Erwangen bedauerte mein Schicksal, beschwur mich auf eine bessere Zukunft zu hoffen, beschwur mich, meine Neigung nicht durch diese Prüfung erkalten zu lassen. — Alles gut; aber ich fand keinen Plan, wie er mich zu retten gedenke! — Und was Wilhelmen betraf? Er beklagte diesen rechtschaffenen Burschen; er gestand, daß er die höchste Verpflichtung gegen ihn fühle; er versprach Alles, was er könne, für seine Befreyung zu thun; aber er zweifelte doch, daß Dieß möglich sey, ohne den Verdacht gegen uns zu verstärken; und er äußerte am Schlusse: daß er es für rathsamer halte, ihn jetzt eine kleine Strafe leiden zu lassen, und dann erst zu belohnen." — Dieß war die Sprache der Klugheit vielleicht; aber wahrlich die Sprache nicht, die ich von Demjenigen erwartet hatte, der sonst so oft mir schwur, daß er meinen Gemahl

selbst zittern zu machen wisse! Dieß war der Eifer nicht, auf den ich bey einem Liebhaber rechnete, der meinetwegen hatte sterben wollen. — Ich schüttete daher meinen Unwillen gegen Minetten aus. Vergebens wandte sie alle Beredsamkeit zu seiner Vertheidigung an; mein Herz blieb beleidigt, wenn auch mein Kopf nichts weiter einzuwenden wußte. Gern hätte ich dem Hauptmanne meinen Mißmuth in einem zweyten Schreiben zu erkennen gegeben. Aber Minetten war ein zweyter Ausgang unmöglich; auch des andern Tages bestand unser Hüther auf seiner Verweigerung, und drohete, meinen Mann aufzuwecken, wenn wir noch ein Mahl ihn zu betrügen versuchten.

So verflossen zwey Wochen; die Gefangenschaft eines Vogels im Käfig ist gelinder, als damahls die meinige war. Wenn ich zuweilen meinen Zuchtmeister fragte: wie lange diese Einkerkerung noch dauern sollte? antwortete er mit schadenfrohem Lächeln: Gerade so lange, bis der Trotz deines Mitschuldigen nachgibt, oder wenigstens seinen Lohn erhält!" Er war blind genug, nicht zu spüren, daß eben diese Antwort nur zur Befestigung in meinem Laugnen dienen konnte; denn ich erkannte aus ihr, daß Wilhelm standhaft bey seinem Worte bleibe; und ich hoffte immer fort, daß Erwangen ihn retten werde. — Vergeblicher Traum, und schrecklich die Art, wie ich aus ihm erweckt ward!

Eines Morgens, als ich kaum aufgestanden war, befahl mir mein Mann, ein besseres Hauskleid noch, als gewöhnlich anzulegen, weil er sich eines Besuchs versähe, der auch mich betreffe. Ich that es; aber kein Besuch erschien. Bald darauf vernahm ich ein

Getöse und Gemurmel auf der Straße; nachzusehen, was geschahe, verbothen mir jene herabgelassenen Gardinen; auch hatte ich viel zu viel und allzu ernste Gedanken im Kopfe, als über eine solche Kleinigkeit nachzudenken. Doch jetzt kam auch mein Herr Gemahl wieder, mit einer Miene, so tückisch-freundlich, als ich seit jenem Tage der Überraschung sie nicht an ihm gesehen hatte. — „Willst du nicht einmahl, sprach er, mit mir auf unsern Altan kommen, und sehen, was da unten vorgeht? Es ist Zeit, daß du wieder allmählig der frischen Luft genießen lernest." — Ich folgte ihm, zwar mit einiger Verwunderung, doch völlig wieder mit dem blinden Gehorsame eines Opferthieres. Ich trat zuerst auf den Altan; indem er nachkam, schloß er die Glasthür, die auf ihn führte, ab. Die Straße hinunter, vor unserm Hause vorbey, hatten Soldaten in eine lange, lange Reihe sich gestellt. — Was bedeutet dieß? fragte ich voll Erstaunen. — Daß ein Nichtswürdiger hier Spießruthen laufen soll. — „Und dazu riefst du mich?" — „Allerdings! weil es auch dich mit angeht." — „Mich mit angeht?" fragte ich mit steigender Angst, und blickte starrer hin. So eben trat der Unglückliche, der heute zu leiden bestimmt war, in die Reihen, und war — und war — wie Sie längst errathen haben werden — war Wilhelm.

Ein Schrey des Entsetzens entfuhr mir; gern hätte ich in diesem Augenblicke meiner Wuth — meines Widerwillens — meiner Rache ganzen Inbegriff mit einem einzigen Worte meinem grausamen Wütherich in das Angesicht geschleudert. — „Abscheulicher Mensch, rief ich, das ist dein Werk! Ja, nun gesteh

ichs dir, daß ich dich haſſe, dich verabſcheue, dich verabſcheuen will bis zum jüngſten Gerichte, und noch weiter hinaus!" Ich wollte hier ins Zimmer hinein; ich riß an der verſchloſſenen Thür mit einer Gewalt, daß ſie ſchier aufſprang. Mein Mann warf ſich dazwiſchen, ſchob mich gegen das Geländer des Erkers hin, und ſagte ſo kalt als möglich: „Es ſteht bey Ihnen, Madame, dieſe ganze Straße voll Menſchen zu Zeugen Ihrer Schuld, die ſich jetzt ſelbſt verrathen hat, zu machen. Aber, und wenn Sie zehnfach noch das Metall ihrer Stimme und meine Ehrennahmen verſtärkten, Sie ſollen doch das Trinkgeld mit anſchauen müſſen, das man ihrem Kuppler zum Lohne ſeiner Lügen zuzählt; ſollen es mit anſehen, und wenn ich nach den Bedienten rufen müßte, die einſtweilen Sie hielten." — Noch jetzt, wenn ich mir das Übermaß meines Schreckens und die Größe der Beleidigung denke, iſt es mir unbegreiflich, wie ich damahls Meiſterinn von meinen Sinnen bleiben konnte. Dennoch blieb ich es nicht nur, ſondern ich begriff ſogar, daß ein längeres Sträuben mich zum Schauſpiele der Menge machen würde, und daß bloß Zwang und Verſtellung noch zur Rettung meines guten Nahmens etwas beytragen könne. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, doch mit dem feſten Vorſatze, kein Auge aufzumachen, lehnte ich mich daher über das Geländer herab; aber auch dieſer Vorſatz war über meine Kräfte; immer öffneten ſich bey jedem Geräuſche unwillkürlich meine Augen; immer ſuchten ſie den Unglücklichen, der meinetwegen eine ſo ſchmähliche Strafe duldete. Die Gelaſſenheit, mit welcher er nicht eilte, ſondern ging; der Gleichmuth in ſeinem Geſichte, der der Schmerzen

Rückſicht einen merkwürdigen Zug des menſchlichen Herzens darſtellte; die nicht Anlaß zu Betrachtungen über die ſonderbare Verkettung vom Guten und Böſen, über die dünne Mark zwiſchen Tugend, Schwäche und Laſter, über die Unſicherheit menſchlicher Urtheile, über den Selbſtverrath des Laſters, oder über andere verwandte Wahrheiten darbiethe. Wenn ich das zuweilen nicht umſtändlicher in der Erzählung ſelbſt ausführte, ſo geſchah es, weil ich dem Urtheil der Leſer nicht vorgreifen wollte, und weil ich es überhaupt nie für rathſam halte, eine Citrone bis auf den letzten Tropfen auszudrücken.

Einige derjenigen Kriminal-Anecdoten, die ſchon in den ältern Auflagen der Skizzen ſich befanden, ſind aus denſelben in andere Schriften übergetragen, zum Theil auch in einigen Umſtänden (wenigſtens dem Angeben nach) berichtigt worden. Mancherley ließ über dieſen Punct ſich ſagen. Wenn die Berichtigung nur Nebenumſtände betrifft, die auf's eigentliche Ganze keinen Einfluß haben; oder wenn der Berichtiger die Quellen nicht angibt, aus welchen er ſchöpft, ſo iſt der Nutzen ſeiner Arbeit ſo geringe, daß er beynahe in Nichts verſchwindet. Dennoch habe ich einige von dieſen Berichtigungen nach Möglichkeit genützt. — Nur zwey oder drey Mahl trug ich Bedenken, meinen ältern Währmann dieſem Neuern nachzuſetzen; trug Bedenken, Aufſätze zu ändern, die ich nur unter Bedingung dieſer Form oder dieſer Umſtände erhalten hatte. Sie vollends ganz wegzulaſſen konnte mir um ſo weniger zugemuthet werden; da ich im frühern Beſitz mich befand, das Verdienſt der erſtern Bekanntmachung

Ruhe zu laſſen. Nur Minette blieb bey mir, und kaum ſah ich mich mit ihr allein, da ergoßen ſich meine bisher verhaltenen Thränen und Klagen deſto reichlicher.

Sie geſtand mir: daß ſie geſtern ſchon Wilhelms Schickſal gewußt, aber in der gutherzigen Abſicht, mir Kummer zu erſparen, verſchwiegen habe. Ja, als ich ſtärker in ſie drang, geſtand ſie auch, daß ihr geſtern ſchon ein Soldat, indem ſie nur vor die Salthür geblickt, einen Brief an mich zugeſteckt habe, der zweifelsfrey von Wilhelm ſey. Die Eilfertigkeit, mit der ich ihn forderte, und der Verweis, den ich ihr gab, laſſen ſich denken. Sie überreichte mir einen Zettel, den Sie hier im Originale noch ſehen können, und der alſo lautete.

Gnädige Frau! Schon bin ich zum gemeinen Soldaten herabgeſetzt; ſchon iſt mir auf morgen eine Strafe angekündigt worden, die ſchmählich, ſchmerzlich und erniedrigend zugleich iſt. Doch bitte ich Sie, bedauern Sie mich nicht; ſuchen Sie durch keine Übereilung mich zu befreyen: jeder Widerruf iſt nun fruchtlos! Was ich leiden ſoll, litt ſchon mancher Schuldige gelaſſen; warum ſollte ich Unſchuldiger es minder gelaſſen tragen können? Es ſichert, hoffe ich, Ihre Ehre, und das belohnt mich ſchon. Möchte doch auch dadurch Ihre Tugend gerettet werden, und ich wollte gern Alles zweyfach leiden. Nicht aus Rache thue ich dieſen Wunſch; nicht weil er mich retten konnte, und ungroßmüthig meinem Schickſale überließ; aber weil ich ihn kenne, wünſche ich noch ein Mahl: Möchten

Sie ſeinetwegen nie mit dem kleinſten Gewiſſensvorwurf ſich belaſten! Er verdient nicht, bey Andern zu erzeugen, was er ſelbſt niemahls fühlt; verdient Liebe nicht, und am mindeſten von Ihnen. — Ich ſehe, ich ſpreche Sie vielleicht, gnädige Frau, in meinem Leben nicht wieder; aber ich hoffe, Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich zum erſten und letzten Mahle wahr ſprach, und Wort hielt.

Zehn Mahl wohl durchlas ich dieſen Brief; und der edle Ton desſelben, weit über den Stand des Schreibers erhaben, riß mich dergeſtalt hin, daß der Schmerz mich abermahls zu übermannen, mein Bewußtſeyn abermahls ſich zu entfernen drohte. — „Ja, ja, rief ich endlich, ich will thun, was du begehrſt; will den Nahmen des Elenden, der ſo dich aufopfern, ſo meine Bitte verſchmähen, mich ſo einer peinlichen Lage, die doch ſein Werk allein nur iſt, überlaſſen konnte — aus meinem Herzen reiſſen. Noch mehr, ich will deine Treue dir vergelten, und ſollte es mein ganzes Vermögen, meines Lebens ganzes Glück mir koſten. Nur Eines, Minette, nur Eines hilf mir ausführen! Mein feſter Vorſatz gehet jetzt dahin, mich der Bothmäßigkeit meines Tyrannen zu entziehen. Liſt rette mich nur vor der Hand aus ſeinen Krallen; und von ſeiner Verbindung, wie ich hoffe, ſollen und müſſen mich dann die Geſetze ſcheiden."

Daß ein Mädchen, die alle Augenblicke ſich ihres Abſcheides verſah, mir ihren Beyſtand gern verſprach, mir gern nachdenken half, ſo viel ſie wußte und konnte, iſt ſehr natürlich; und ehe noch ein Stündchen verfloß, war unſer Plan entworfen, über-

dacht und ausgefeilt. Ihm gemäß beſchloß ich meines Gemahls heuchleriſche Ausſöhnung mit gleicher Münze zu vergelten; durch ſcheinbaren Gehorſam auf einige Tage wenigſtens ſeinen Argwohn einzuſchläfern; durch ein Dutzend Ducaten Minettens Schwager, der vom Fuhrwerke lebte, zur ſtäten Bereithaltung einer leicht beſpannten Chaiſe zu bereden; meine beſten Habſeligkeiten unvermerkt zuſammen zu packen, und wenn mein Alter einſt, ſeiner Sitte nach, feſt ſchlafe und ſchnarche, mich über Hof und Garten weg, bey Nacht und Nebel, zu meiner Tante zu flüchten, die ungefähr ſieben Meilen davon in einem mäßigen Landſtädtchen lebte. Was dann aus mir werden ſollte, wenn dieſe Tante mich nicht aufnähme, das wußte ich freylich nicht ſo recht. Doch ſtützte ich mich auf ihre Liebe, und im höchſten Nothfalle auf den Werth einiger Juwelen. Kurz, ich war zu Allem muthig entſchloſſen, wenn ich nur nicht länger in dieſer ehelichen Hölle leben durfte.

Niemand kann beſſer einſehen, als ich jetzt, wie viel Unbeſonnenes und Gewagtes in dieſem Entwurfe war; und doch traf das Sprichwort: daß Entwürfe dieſer Art oft am beſten gelingen, bey mir gleichfalls ein. Alles ging ſo gut, als ich es wünſchen, Manches beſſer noch, als ich es hoffen konnte. Meine gelaſſener werdende Miene und Rede betrog meinen Mann bey ſeinem nächſten Beſuche; meine fortgeſetzte Unpäßlichkeit machte ihn ſorglos; Minettens Schwager ließ ſich erkaufen; alles Nöthige ward bald und leicht bey Seite geſchafft; ſchon in der dritten Mitternacht, als mein Ehegemahl mit dem faulſten Murmelthiere um die Wette ſchlief, ſtand ich auf; rief

Getöse und Gemurmel auf der Straße; nachzusehen, was geschahe, verbothen mir jene herabgelassenen Gardinen; auch hatte ich viel zu viel und allzu ernste Gedanken im Kopfe, als über eine solche Kleinigkeit nachzudenken. Doch jetzt kam auch mein Herr Gemahl wieder, mit einer Miene, so tückisch-freundlich, als ich seit jenem Tage der Überraschung sie nicht an ihm gesehen hatte. — „Willst du nicht einmahl, sprach er, mit mir auf unsern Altan kommen, und sehen, was da unten vorgeht? Es ist Zeit, daß du wieder allmählig der frischen Luft genießen lernest." — Ich folgte ihm, zwar mit einiger Verwunderung, doch völlig wieder mit dem blinden Gehorsame eines Opferthieres. Ich trat zuerst auf den Altan; indem er nachkam, schloß er die Glasthür, die auf ihn führte, ab. Die Straße hinunter, bey unserm Hause vorbey, hatten Soldaten in eine lange, lange Reihe sich gestellt. — Was bedeutet dieß? fragte ich voll Erstaunen. — Daß ein Nichtswürdiger hier Spießruthen laufen soll. — „Und dazu riefst du mich?" — „Allerdings! weil es auch dich mit angeht." — „Mich mit angeht?" fragte ich mit steigender Angst, und blickte starrer hin. So eben trat der Unglückliche, der heute zu leiden bestimmt war, in die Reihen, und war — und war — wie Sie längst errathen haben werden — war Wilhelm.

Ein Schrey des Entsetzens entfuhr mir; gern hätte ich in diesem Augenblicke meiner Wuth — meines Widerwillens — meiner Rache ganzen Inbegriff mit einem einzigen Worte meinem grausamen Wütherich in das Angesicht geschleudert. — „Abscheulicher Mensch, rief ich, das ist dein Werk! Ja, nun gesteh

ichs dir, daß ich dich hasse, dich verabscheue, dich verabscheuen will bis zum jüngsten Gerichte, und noch weiter hinaus!' Ich wollte hier ins Zimmer hinein; ich riß an der verschlossenen Thür mit einer Gewalt, daß sie schier aufsprang. Mein Mann warf sich dazwischen, schob mich gegen das Geländer des Erkers hin, und sagte so kalt als möglich: „Es steht bey Ihnen, Madame, diese ganze Straße voll Menschen zu Zeugen Ihrer Schuld, die sich jetzt selbst verrathen hat, zu machen. Aber, und wenn Sie zehnfach noch das Metall ihrer Stimme und meine Ehrennahmen verstärkten, Sie sollen doch das Trinkgeld mit anschauen müssen, das man ihrem Kuppler zum Lohne seiner Lügen zuzählt; sollen es mit ansehen, und wenn ich nach den Bedienten rufen müßte, die einstweilen Sie hielten." — Noch jetzt, wenn ich mir das Übermaß meines Schreckens und die Größe der Beleidigung denke, ist es mir unbegreiflich, wie ich damahls Meisterinn von meinen Sinnen bleiben konnte. Dennoch blieb ich es nicht nur, sondern ich begriff sogar, daß ein längeres Sträuben mich zum Schauspiele der Menge machen würde, und daß bloß Zwang und Verstellung noch zur Rettung meines guten Nahmens etwas beytragen könne. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, doch mit dem festen Vorsatze, kein Auge aufzumachen, lehnte ich mich daher über das Geländer herab; aber auch dieser Vorsatz war über meine Kräfte; immer öffneten sich bey jedem Geräusche unwillkürlich meine Augen; immer suchten sie den Unglücklichen, der meinetwegen eine so schmähliche Strafe duldete. Die Gelassenheit, mit welcher er nicht eilte, sondern ging; der Gleichmuth in seinem Gesichte, der der Schmerzen

nicht zu achten ſchien; der Stolz, mit dem er noch jetzt ſich trug — o, alles Dieſes zerriß vollends mein Herz. Jeden Streich, den er litt, fühlte ich zweyfach. Aufſchreyen hätte ich vor Jammer mögen, und würde es gethan haben, wenn dadurch ſeine Strafe zu lindern geweſen wäre. — Jetzt war er fünf Mahl ſchon auf und abgegangen. Sein Rücken war überdeckt mit Blut. Er wandte ſich zum ſechsten Mahle um. Jene Grauſamen hatten noch nicht geendet. Als er dieß Mahl bey meinem Erker vorbeyging, blickte er hinauf; unſere Augen begegneten ſich. Plötzlich ward es Nacht um mich, und bewußtlos ſank ich nieder.

Nach einer Stunde erſt, auf meinem Lager, von Minerten mit ſtarkriechenden Waſſern ſchier gebadet, empfing ich wieder Leben und Beſinnung. Meinem Gemahle ſelbſt ſchien bey meiner langen Ohnmacht bange geworden ſeyn. Er redete wieder gelinder mit mir; er both ein wechſelſeitiges Vergeben und Vergeſſen an; er verſprach mir die vollkommenſte Freyheit. Auf alles Dieſes antwortete ich ihm keine Sylbe; nur daß er ſich entfernen möchte, gab ich durch Zeichen zu verſtehen. Denn ſonderbar! ſo ganz betäubt auch jetzt mein Körper und meine Seele geweſen waren; ſo ganz ſchien mittlerweile doch in dieſer Letztern das Vorhaben gereift zu ſeyn, mit dieſem Gegenſtande meines Haſſes ferner nicht mehr zu leben; und Plane an Plane drängten ſich deßfalls, ſo bald ich mich wieder beſann, vor den Augen meines Geiſtes. Noch hielt mein Mann ein Paar Minuten mit ſeinen Verſuchen mich zu beſänftigen an; doch ich blieb bey meinem halsſtarrigen Schweigen, und auch der Arzt, der gerufen worden, rieth, mir

Ruhe zu lassen. Nur Minette blieb bey mir, und kaum sah ich mich mit ihr allein, da ergoßen sich meine bisher verhaltenen Thränen und Klagen desto reichlicher.

Sie gestand mir: daß sie gestern schon Wilhelms Schicksal gewußt, aber in der gutherzigen Absicht, mir Kummer zu ersparen, verschwiegen habe. Ja, als ich stärker in sie drang, gestand sie auch, daß ihr gestern schon ein Soldat, indem sie nur vor die Salthür geblickt, einen Brief an mich zugesteckt habe, der zweifelsfrey von Wilhelm sey. Die Eilfertigkeit, mit der ich ihn forderte, und der Verweis, den ich ihr gab, lassen sich denken. Sie überreichte mir einen Zettel, den Sie hier im Originale noch sehen können, und der also lautete.

Gnädige Frau! Schon bin ich zum gemeinen Soldaten herabgesetzt; schon ist mir auf morgen eine Strafe angekündigt worden, die schmählich, schmerzlich und erniedrigend zugleich ist. Doch bitte ich Sie, bedauern Sie mich nicht; suchen Sie durch keine Übereilung mich zu befreyen: jeder Widerruf ist nun fruchtlos! Was ich leiden soll, litt schon mancher Schuldige gelassen; warum sollte ich Unschuldiger es minder gelassen tragen können? Es sichert, hoffe ich, Ihre Ehre, und das belohnt mich schon. Möchte doch auch dadurch Ihre Tugend gerettet werden, und ich wollte gern Alles zweyfach leiden. Nicht aus Rache thue ich diesen Wunsch; nicht weil er mich retten konnte, und ungroßmüthig meinem Schicksale überließ; aber weil ich ihn kenne, wünsche ich noch ein Mahl: Möchten

Sie ſeinetwegen nie mit dem kleinſten Gewiſſensvorwurf ſich belaſten! Er verdient nicht, bey Andern zu erzeugen, was er ſelbſt niemahls fühlt; verdient Liebe nicht, und am mindeſten von Ihnen. — Ich ſehe, ich ſpreche Sie vielleicht, gnädige Frau, in meinem Leben nicht wieder; aber ich hoffe, Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich zum erſten und letzten Mahle wahr ſprach, und Wort hielt.

Zehn Mahl wohl durchlas ich dieſen Brief; und der edle Ton desſelben, weit über den Stand des Schreibers erhaben, riß mich dergeſtalt hin, daß der Schmerz mich abermahls zu übermannen, mein Bewußtſeyn abermahls ſich zu entfernen drohte. — „Ja, ja, rief ich endlich, ich will thun, was du begehrſt; will den Nahmen des Elenden, der ſo dich aufopfern, ſo meine Bitte verſchmähen, mich ſo einer peinlichen Lage, die doch ſein Werk allein nur iſt, überlaſſen konnte — aus meinem Herzen reiſſen. Noch mehr, ich will deine Treue dir vergelten, und ſollte es mein ganzes Vermögen, meines Lebens ganzes Glück mir koſten. Nur Eines, Minette, nur Eines hilf mir ausführen! Mein feſter Vorſatz gehet jetzt dahin, mich der Bothmäßigkeit meines Tyrannen zu entziehen. Liſt rette mich nur vor der Hand aus ſeinen Krallen; und von ſeiner Verbindung, wie ich hoffe, ſollen und müſſen mich dann die Geſetze ſcheiden."

Daß ein Mädchen, die alle Augenblicke ſich ihres Abſchiedes verſah, mir ihren Beyſtand gern verſprach, mir gern nachdenken half, ſo viel ſie wußte und konnte, iſt ſehr natürlich; und ehe noch ein Stündchen verfloß, war unſer Plan entworfen, über-

dacht und ausgefeilt. Ihm gemäß beſchloß ich meines Gemahls heuchleriſche Ausſöhnung mit gleicher Münze zu vergelten; durch ſcheinbaren Gehorſam auf einige Tage wenigſtens ſeinen Argwohn einzuſchläfern; durch ein Dutzend Ducaten Minettens Schwager, der vom Fuhrwerke lebte, zur ſtäten Bereithaltung einer leicht beſpannten Chaiſe zu bereden; meine beſten Habſeligkeiten unvermerkt zuſammen zu packen, und wenn mein Alter einſt, ſeiner Sitte nach, feſt ſchlafe und ſchnarche, mich über Hof und Garten weg, bey Nacht und Nebel, zu meiner Tante zu flüchten, die ungefähr ſieben Meilen davon in einem mäßigen Landſtädtchen lebte. Was dann aus mir werden ſollte, wenn dieſe Tante mich nicht aufnähme, das wußte ich freylich nicht ſo recht. Doch ſtützte ich mich auf ihre Liebe, und im höchſten Nothfalle auf den Werth einiger Juwelen. Kurz, ich war zu Allem muthig entſchloſſen, wenn ich nur nicht länger in dieſer ehelichen Hölle leben durfte.

Niemand kann beſſer einſehen, als ich jetzt, wie viel Unbeſonnenes und Gewagtes in dieſem Entwurfe war; und doch traf das Sprichwort: daß Entwürfe dieſer Art oft am beſten gelingen, bey mir gleichfalls ein. Alles ging ſo gut, als ich es wünſchen, Manches beſſer noch, als ich es hoffen konnte. Meine gelaſſener werdende Miene und Rede betrog meinen Mann bey ſeinem nächſten Beſuche; meine fortgeſetzte Unpäßlichkeit machte ihn ſorglos; Minettens Schwager ließ ſich erkaufen; alles Nöthige ward bald und leicht bey Seite geſchafft; ſchon in der dritten Mitternacht, als mein Ehegemahl mit dem faulſten Murmelthiere um die Wette ſchlief, ſtand ich auf; rief

die lauschende Minette und entfloh mit ihr so glücklich und so unbemerkt, daß man am andern Morgen um acht Uhr erst unsere Flucht gewahr wurde.

Nicht eine Stecknadel, nicht einen Pfennig von meines Mannes Vermögen hatte ich mitgenommen; aber wohl meinen Schmuck, ein Paar hundert mir nach und nach von väterlichen Geschenken und von meinem Taschengelde ersparte Ducaten, und dann endlich noch etwas, was freylich, auch ohne innern Werth, meinem zeitherigen Gebieter kostbarer als ein ganzer Sack voll Duplonen dünken mußte. Denn alle Abende pflegte mein bisheriger Mann, und zwar wie er sagte, seit seinem zwanzigsten Jahre schon, alle Ereignisse seines wichtigen Lebens mit eben der Sorgfalt, mit welcher er seine Ducaten zählte, in ein eigens dazu bestimmtes Buch aufzuzeichnen. Noch sorgfältiger war er dann seinen Schreibtisch zu verschließen gewohnt, und übel würde es mir gegangen seyn, hätte ich jemahls nur die geringste Neugier darnach blicken lassen. Nur heute — war er entweder durch meine Krankheit sicher gemacht worden, oder war es ausdrückliche Fügung des Schicksals — nur heute, als ich durch sein Zimmer mich schlich, sah ich zu meiner Befremdung sein Pult offen stehen, und gleich oben in ihm einige Hefte dieses Tagebuchs liegen. So groß meine Angst auch in diesem Augenblicke war, so schnell stieg doch der Gedanke von der Wichtigkeit eines solchen Fundes in mir empor, und ich bemächtigte mich dieser Papiere; mit welchem Rechte, das mag ich freylich jetzt nicht entscheiden; doch wie sehr zu meinem Nutzen, das werden Sie bald sehen.

Noch sehr zeitig am Tage kam ich bey meiner Tante an. Sie machte große Augen, als ich in ihr Zimmer trat; sie machte noch größere, als sie erfuhr: wann, wie und warum ich Abschied von meinem Gemahle genommen habe? Sie fand den Vorschlag, den ich ihr that, sich meiner anzunehmen, sehr bedenklich. Sie fing mit Gegengründen und Zureden an; sie hielt in der Folge dem Charakter meines Mannes, wiewohl sie ihm Eifersucht und Härte zugestand, in tausend andern Stücken eine förmliche Lobrede; und sie würde wahrscheinlich mit einer völlig abschlägigen Antwort beschlossen haben, hätten mir nicht hier die Tagesregister meines Tyrannen den ersten Dienst geleistet.

Schon unter Weges hatte sich meine Neugier nicht enthalten können, in ihnen zu blättern. Zwar fand ich hier nur die Geschichte der letzten sechs Monathe; zwar stieß ich auf eine Menge Stellen, mit einer Zifferschrift geschrieben, die mir jetzt und nachher unerforschlich blieb. Doch auch in dem leserlich geschriebenen Theile entdeckte ich manche mir wichtige Nachricht. Jetzt erkannte ich (was mir wirklich bisher nicht klar genug gewesen war) warum Mossan so eifrig auf die Gewißheit seiner Schande gedrungen hatte? um nähmlich dann nicht nur mit Schmach mich zu verstoßen, sondern auch, den Landesgesetzen gemäß, mein Eingebrachtes zu behalten. Jetzt fand ich, welche lockende Versprechungen er Wilhelmen auch im Verhafte noch gemacht, und welche bittere Abweisung er bekommen hatte. Jetzt sah ich beynahe auf jeder Seite mein Bild mit so schwarzen lügenhaften Farben entworfen, daß ich doppelt überzeugt ward: jede Aus-

söhnung mit ihm sey unmöglich. Aber nicht mich allein hatte er geschmäht; sondern manchen und manche Andere noch; und gleich nach mir am übelsten hatte er meiner Tante (deren Besuch auch in diesen Zeitraum fiel) mitgespielt. Jede ihrer Schwächen war unbarmherzig geschildert, jede ihrer Reden verspottet, jeder Pfennig, den sie gekostet, bedauert, jede Stunde, die sie — wohl verstanden auf sein Bitten! — länger dageblieben war, verwünscht worden. Und diese Beschreibung, seinen mündlichen Gesprächen so unähnlich, diese wies ich ihr jetzt, als sie gerade von seinem Lobe am stärksten überfloß.

Ich zweifele, ob es in der ganzen Natur ein rachgierigeres Wesen, als eine alte verspottete Jungfrau gibt. Als ich meiner Tante vorlas und wies, wie mein Gemahl von ihr geurtheilt habe, da dehnte sich vor Erstaunen ihr ohnedieß längliches Gesicht zu einer reichlichen Elle aus; ihre grauen gebleichten Augen bekamen das grünliche Feuer einer gereizten Katze im Dunkeln; zehn Mahl putzte sie das Glas ihrer Brille, um gewiß zu seyn, daß sie auch recht sehe; zehn Mahl rief sie: Gerechter Himmel, ist eine solche satanische Bosheit auch nur möglich! und von Stunde, an versprach sie Alles, was sie in Habe und Vermögen besitze, daran zu wenden, um von einem solchen ruchlosen Ungeheuer mich zu befreyen. Ein Rechtsgelehrter, der ihren Curator machte, ward spornstreichs herberufen. Mit einer Beredsamkeit, die meine eigene hundertfach übertraf, erzählte meine Tante ihm alle meine Beschwerden; und er gab uns dafür die heiligsten Versicherungen: daß bey solchen Umständen weder mein Gemahl mich zurück hohlen, noch im Klagefalle

die Scheidung mir versagt werden könne. Ja, er selbst erboth sich diese Sache durchzusetzen, und erhielt meine Vollmacht dazu unverzüglich.

Jetzt, so bald ich mich, wenigstens auf einige Zeit, in Sicherheit wußte — jetzt war Wilhelms Belohnung, wie billig, mein angelegentlichster Gedanke. Schmerzlich genug hatte es mir gedäucht, aus der Stadt als seine Schuldnerinn gehen zu müssen; doch hatte ich der Nothwendigkeit nachgegeben. Nunmehr, da ich meiner Tante — versteht sich ihr allein! — aufrichtig gestanden, wie viel ich seiner Verschwiegenheit verdanke, und wie theuer er sie bezahlen müssen; nunmehr, da sie selbst meine Verbindlichkeit erkannte, und meine Dankbegier billigte; nunmehr eilte ich, meine kleine Barschaft mit ihm zu theilen, und ihm hundert Ducaten in einem Briefe zu übersenden, worin ich kurz, doch mit möglichster Wärme meine Erkenntlichkeit schilderte, und ihn versicherte: daß dieses nicht eine Lösung meiner Schuld, sondern nur meines Dankes erste Probe seyn sollte; zugleich auch ihn bath, sobald als möglich persönlich zu mir zu kommen, und mir selbst die Art anzugeben, wie ich jene unverschuldete Schmach ihm vergüten könne. Ein alter treuer Diener meiner Tante mußte die Bestellung dieses Briefes über sich nehmen; Einhändigung ohne Zeugen, und Zurückbringung einer schriftlichen Antwort wurden ihm strenge eingeschärft.

Diese Antwort kam, und verstärkte meine Hochachtung für deren Schreiber noch um ein Großes. Mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit verringerte er den Werth des mir gebrachten Opfers; erklärte sich durch das erhaltene Geschenk für mehr als reichlich belohnt;

betheuerte, daß er selbst Dieß nicht annehmen würde, hätte er nur für sich allein, und nicht auch für die Erhaltung einer andern Person zu sorgen, die er mehr, als sein eigenes Leben liebe; und entschuldigte sich endlich, daß er nicht persönlich mir aufwarten könne, weil hierzu ein Urlaub nöthig sey, den er schwerlich jemahls erhalten dürfte. — Wie selten wir doch in unserm eigenen Herzen daheim sind! Als ich zwanzig Mahl dieß Briefchen wieder und wieder las; immer den Ausdruck: eine andere Person, die er mehr als sein eigenes Leben liebt! halb leise, halb nachdenkend wiederhohlte; immer, Trotz anerkannter Gültigkeit seiner Gründe, mich ärgerte, daß er nicht gekommen sey; — wahrlich, da würde ich laut aufgelacht haben, hätte irgend jemand aus allen diesen Empfindungen auf mehr als Dankbarkeit schließen wollen. Jetzt, wenn ich selbst darüber nachdenke, jetzt sage ich: vielleicht war es damahls noch Dankbarkeit allein; vielleicht war es schon mehr.

Kurz, jetzt gedachte ich, Trotz seines Weigerns, entschlossen noch ein Mahl ihn einzuladen, zuerst wieder an einen Mann, dessen Andenken ich bisher unterdrückt hatte — an Erwangen. Vergebens hatte Minette abermahls zu seinen Gunsten gesprochen. Die Preisgebung seines Vertrauten, die Ruhe bey meinen Drangsalen, vielleicht noch mehr die Warnung Wilhelms hatten mir ihn verhaßt, ja was noch ärger, hatten mir ihn verächtlich gemacht. Ihm nie wieder einen Anspruch auf mein Herz zu ertheilen, war ich fest bestimmt; doch daß er jetzt mir nützen könne, glaubte ich, und schrieb daher an ihn: Wenn er gegen

eine

eine bitterbeleidigte Perſon einen Schein von Gefälligkeit noch habe, möchte er Wilhelms Urlaub bewirken; möchte es ja thun, damit ich wenigſtens in etwas vergüten könne, was ganz auszuſöhnen unmöglich ſey.

Was ich vermuthet hatte, geſchah. Erwangen ſah Dieß als den erſten Schritt zu einer günſtigen Rückkehr an; hoffte, durch dieſen Canal jene getrennte Verbindung nun mit größerer Sicherheit zu erneuern; bewirkte Wilhelms Urlaub mit Freuden, und ſchickte ihn mit Aufträgen, die Sie errathen können, und von denen ich bald noch mehr ſprechen werde, ſchleunigſt an mich ab. Oft hat mein Gemahl mir nachher geſtanden: daß es ihm Mühe gekoſtet habe, zu gehorchen. Ein gewiſſer Widerſtand, den er ſelbſt nicht begreifen können, eine gewiſſe Scham, die er ſelbſt für thörigt erklären müſſen, hätten ſich dagegen geſträubt; und ſchon unter Weges ſey er mehrmahls noch wieder umzukehren Willens geweſen.

Ich hoffe, Branko, Sie errathen, was meine Eitelkeit aus dieſen Merkmahlen folgert; aber ich weiß gewiß, auch bey warmer Fantaſie, können Sie ſich den Eindruck nicht genüglich denken, den Minettens Nachricht, daß Wilhelm draußen vor meiner Thür ſtehe, auf mich machte. — Es war eben gegen Mittag; meine Tante war in der Wirthſchaft beſchäftigt und ich allein. Daß ich jetzt den Unterſchied des Standes ganz, und, wenn Sie wollen — die Etikette meines Geſchlechts wenigſtens halb vergaß; daß ich raſch von meinem Sofa aufſprang; ihm entgegen eilte; ihn, ehe er noch recht

auf Anrede und Verbeugung ſich beſinnen konnte, bey der Hand ergriff, und mit Thränen im Auge, gewiß auch mit Gefühl im Tone ausrief: armer Mann, was haben Sie meinetwegen erlitten! das verſteht ſich ungeſagt. — Wahrlich, als er ſich ehrfurchtsvoll meine Hand zu küſſen bückte; dann ſo beſcheiden aufſah, und mit wenigen einfachen Worten für meine Theilnahme dankte, da war mir — mir Schwärmerinn vielleicht! — als ſähe ich den Inbegriff männlicher Schönheit im Bilde eines Jünglings vor mir ſtehen; da fehlte wenig nur, ich hätte mich zu Anſchmiegung und Kuß in ſeine Arme geworfen. Tauſenderley, ehe er gekommen war, hatt' ich mir zu fragen vorgenommen. Jetzt ward es mir ſchwer, auf irgend etwas mich zu beſinnen; jetzt war endlich die Frage: Wer die Perſon ſey, von der er mir geſchrieben, daß er ſie mehr als ſich ſelber liebe? das Einzige, was ich herausſtotterte.

Ihr Lächeln, lieber Branko — verbergen Sie es immer nicht! ich ſehe und verſtehe es doch. Selbſt damahls mußte ich die Unſchicklichkeit dieſer Frage fühlen; denn ich hing ſo gleich die Verſicherung daran: daß ich nur frage, um für dieſe geliebte Perſon zu ſorgen. Aber wie ſonderbar ward mir, als er antwortete: daß es ſeine Mutter wäre; wie weit ſonderbarer noch, als ich endlich — wiewohl nach mancher Weigerung und mancher Frage — ſeine ganze Lebensgeſchichte allmählig aus ihm hervorzog. Wäre es nicht Mitternacht bereits, auch dieſe ſollten ſie umſtändlicher erfahren. Jetzt genüge Ihnen folgender Auszug. — Wilhelms Vater war ein Mann von anſehnlichem Amte, war Rath des Fürſten zu S. ge-

weſen; ein treuer Diener, ein thätiger Kopf, und doch nicht geliebt, doch nicht belohnt; denn in ſeinen Rathſchlägen pflegte er mehr auf Recht und Billigkeit als auf des Fürſten Wunſch und Lieblings-Leidenſchaft zu achten. Als er verkannt und verſchuldet ſtarb, bath ſeine Witwe, eine Mutter von vier Kindern, vergebens um einen Gnadengehalt. Aufs Land geflüchtet, mit allmähliger Aufopferung alles des Ihrigen, friſtete ſie ihr und ihrer Kinder Leben drey Jahre hindurch. Wilhelm, ein ſiebzehnjähriger Jüngling, der älteſte unter ſeinen Geſchwiſtern, ſtudierte auf einer Schule, fünf oder ſechs Meilen von ihr. Seine Lehrer hofften viel, und ſeine Mutter gab treulich her, was ſie vermochte. Jetzt war ihre Habe ganz erſchöpft; da gingen die Blattern verwüſtend umher; ihre drey Waiſen daheim erkrankten. Wilhelm erhielt von ihr ſtatt des Vierteljahrgeldes, worauf er wartete, einen jammervollen Brief; denn ſie hatte nicht, wovon ſie Arzt, Arzeneyen, und die nothdürftigſte Wartung ihrer Kranken bezahlen konnte. Ein zweyter Brief, nicht mehr des Jammers, ſchon der Verzweifelung voll, folgte in acht Tagen darauf. Sie ſchrieb ihm am Leichenbrete ihres jüngſten, am Todtenlager ihrer zwey übrigen Kinder: woher ſie Dieſen ein Labſal nur, und Jenem Beerdigung ſchaffen könne, war ihr fremd; noch fremder, was ſie dann machen ſolle, wenn dieſe Beyden dem Erſtern nachfolgten. Wilhelms Seele, wäre ſie auch zehn Mahl minder empfindſam geweſen, mußte ſich wohl bey dieſen Nachrichten zerriſſen fühlen. Er ſelbſt in Mangel; ſeine geliebten Brüder, todt oder ſterbend, ſeine Mutter in Verzweifelung. Um ſich

nur etwas zu zerſtreuen, ging er in einen öffentlichen Garten, und ſetzte ſich dort — denn auch in Geſellſchaft ſucht der Unglückliche die Einſamkeit! — ſetzte ſich in einem Winkel auf eine Gartenbank nieder. Ihn hungerte und durſtete, doch forderte er nichts, denn auch die kleinſte Münze gebrach ihm. Ein Mann, der ihn vielleicht längſt ſchon beobachtet haben mochte, ſetzte ſich neben ihn, und bath, ein Glas Wein mit ihm zu trinken; Wilhelm nahm es an. Nach mancher erwieſenen Freundlichkeit befragte ihn der Fremde um die Urſache ſeiner Traurigkeit. Mit ſiebzehn Jahren weiß man noch nicht, daß man meiſtens ſeinen Gram klüglicher verſchließt, als eröffnet. Der Jüngling ſchüttete ſein volles Herz aus. Gerührt ſchien ihm Jener zuzuhören. — „Ich wüßte wohl ein Mittel," brach er endlich aus, wie Sie Ihre Mutter zu retten vermöchten. Aber freylich etwas Aufopferung dürfte es koſten. Sie ſind nicht außerordentlich groß, aber, wie ich höre, noch jung, und im Wachſen. Werden Sie Soldat, und von dem Handgelde, das Sie empfangen, retten Sie vielleicht Ihre Brüder vom Grabe, Ihre Mutter von der Verzweifelung. Auch Ihr künftiger Unterhalt iſt dann geſichert. Verloren geht nicht viel. Wie bald ſind acht Jahre vorbey. Mittlerweile haben Sie es entweder zum Officier gebracht, oder in den Nebenſtunden, deren Sie viele haben werden, Ihren Geiſt gebildet. Wer tritt viel vor dem fünf und zwanzigſten Jahre in ein bürgerliches Amt; und Sie thun es dann mit dem Bewußtſeyn, eine der edelſten Handlungen gethan, und auch ſchon dem Vaterlande gedient zu haben." Ein Mann von Kälte, oder auch von Erfahrung nur, würde freylich

leicht die Bosheit dieſes Vorſchlages gemerkt, das Verderbliche dieſer ſo genannten Rettung aufgefunden haben. Doch Wilhelm, bey ſolcher Jugend, ſolcher Noth, überdieß vom Wein, der ihm etwas ſeltnes war, zwar nicht berauſcht, aber doch erhitzt, glaubte im Rath dieſes Fremden den Rath eines Engels zu hören. Sich für Diejenige zu verkaufen, der er Leben und Alles ſchuldig war, das ſchien ihm kein Verdienſt einmahl, ſondern bloß Pflicht zu ſeyn; und begierig fragte er daher auch nach weiter nichts: als wie hoch wohl ſein Handgeld ſich belaufen könne? — Ich zweifle freylich, war die Antwort, daß Sie jetzt ſchon das gehörige Maß haben möchten. Doch ich kenne einen Mann, der nicht Werber allein, ſondern auch Menſchenfreund iſt. Folgen Sie mir zu ihm! Vernimmt er die edle Abſicht Ihres Schrittes, ſo hoffe ich, wird er zwanzig bis fünf und zwanzig Gulden nicht anſehen." — Der arme Jüngling, nie noch im Beſitz einer ſo ungeheuren Summe, ſchlug ein. In einer Viertelſtunde ſtand er ſchon unterm Maß; wenige Minuten darauf ſchwur er. Die Menſchenkäufer ſelbſt konnten nicht mehr eilen, als er; denn an jedem Augenblick Verzug ſchien ihm das Leben ſeiner Mutter und ſeiner Geſchwiſter zu hängen. Noch dieſen Abend ſchickte er ihr durch einen eigenen Bothen jene fünf und zwanzig Gulden Blutgeld, nebſt einem aufrichtigen Geſtändniß, wie er dazu gekommen ſey. Für ſich ſelbſt nur einen Groſchen davon zu behalten, hätte ihm ein Kirchenraub zu ſeyn geſchienen. Daß dieſe Nachricht ein Dolchſtich mehr für das Herz ſeiner Mutter ſeyn würde, davon ahndete dem Unerfahrnen kein Gedanke. Erſt am dritten Tage, als er die Bedaurung ſeiner bishe-

rigen Lehrer vernahm, als sein erster Rausch verflogen war, und er in jenem Fremden, jenem Rathgeber, den Kameraden des Werbers erkannte, da merkte er, daß er durch List in ein Netz verwickelt worden; und auch selbst dann war er noch nicht überzeugt, ob er seinen Schritt bedauern sollte oder nicht.

Wirklich hätte seine Mutter fortan ohne ein Wunderwerk vom Himmel — und wer ist darauf zu hoffen berechtigt? — ihn nicht zu unterhalten vermocht. Wirklich waren jene schrecklich erworbnen fünf und zwanzig Gulden, so sehr ihr Herz dagegen sich sträubte, das einzige Geld, wovon sie kärglich ihre drey Söhne begraben lassen mußte. Was sie ihrem Wilhelm zur Antwort schrieb; wie sie auf einer Seite seine Aufopferung bewunderte, auf der andern seine Übereilung bejammerte, das gehört nicht hierher; aber wohl muß ich ihnen noch die Standhaftigkeit rühmen, mit der er auf jedem Vorsatz, für sich und sie ergriffen, ausharrte. Ein ganzes Jahr hindurch war, wenn nicht ein Freund ihn lud, trocknes Brod seine Speise, und Wasser sein Trank, um wenigstens ein Drittheil seiner Löhnung heimsenden zu können. Vom ersten Tage, da er Soldat ward, bis zu demjenigen, da er mit mir sprach, verwandte er jede erübrigte, dienstfreye Stunde zum Lesen nützlicher, mühsam erborgter Bücher, und sein eigener Fleiß ersetzte die Stelle von fremdem Unterricht. Seine Aufführung zeichnete ihn bald vor seinen Gefährten aus, und erwarb ihm die Gunst seiner Vorgesetzten. Erwangen, der seine Handschrift und seine Thätigkeit zu nützen hoffte, beförderte ihn zum Unterofficier und both ihm Tisch und Zuschuß an. Wilhelm ward seitdem seine rechte Hand, und vergalt kleine

ſelbſtſüchtige Wohlthaten mit der redlichſten unbeſtechlichſten Treue. Selbſt als der Unedelmüthige ihn retten konnte, und es nicht that, hielt er doch muthig aus; aber mit dem Vorſatz, von nun an nur als Soldat, nie weiter als Menſch ihm unterwürfig zu ſeyn. „Was wird meine Mutter ſagen!" das war ſein einziger Kummer geweſen, als er ſein Urtheil angekündigt erhielt. Auch dieſen Gedanken hatte er bezwungen, um treu ſeinem Verſprechen, und einem innern, ihn treibenden Gefühle zu bleiben. Doch hatte er ihr, ihr allein, Alles entdeckt; ihr allein Alles, was ich ſandte, zugeſchickt; und durch ihre Billigung und ihren Segen ſich für den Hohn getröſtet, der ſeitdem von ſeinen Kameraden ihn oft getroffen hatte und noch traf.

Dieß war die Quinteſſenz von Wilhelms Erzählung. Mit innigſter Theilnahme hatte ich ihr zugehört. Auch auf meine Tante hatte die edle Geſtalt des Erzählers beynahe eben ſo günſtig, als der Inhalt ſeiner Rede ſelbſt, gewirkt; als ich ihr vorſchlug, ihn zu unſerm Mittagstiſch einzuladen, ſtockte ſie höchſtens drey Minuten lang, und erwiederte endlich: der Sohn eines fürſtlichen Rathes bleibe freylich auch als gemeiner Soldat ein junger Mann von gutem Hauſe, wenn nur ſeine Strafe nicht — — ſie verſtand hier mein bittendes Auge, ſchwieg und lud ſelbſt ihn ein. Hätte er noch einer ſtärkern Empfehlung bey mir bedurft, er hätte ſie durch ſein Geſpräch bey dieſer Tafel ſich erworben. Eine edle geſetzte Denkungsart, ein gebildeter Geiſt leuchtete, wie mir ſchien, aus jeder ſeiner Reden hervor; ich konnte nicht ſatt werden, ihn zu hören, nicht ſatt, ihn anzuſehen. Doch ſtieg mir oft, wenn ich dieß Letztere that, die Thräne in's Auge; denn immer ver-

band ſich mit jedem Blick der Gedanke: Ein ſo edler Jüngling litt durch deine Unvorſichtigkeit; litt einem Verbrecher gleich!

Mein Entſchluß war gefaßt; nur noch über einen kleinen Punct wollte ich meinen neuen Freund erſt prüfen. Er hatte mir von Erwangen einen Brief mitgebracht. Der Liebe höchſte Schwärmerey, das innigſte Gefühl ſchienen ihn geſchrieben zu haben. Ich rief Wilhelmen nach Tiſche bey Seite, zeigte ihm dieſen Brief, und fragte ihn: Was er mir zu antworten riethe? Ob er glaube, daß Erwangen mich wirklich aufrichtig liebe? — „Wie könnte ich Dieß entſcheiden? erwiderte er halblächelnd: nach einer kurzen Friſt würde mein Lob Ihnen vielleicht eine Nothwendigkeit meines Standes, und mein Tadel eine Art von Rachbegier ſcheinen.“ — Fein ausgewichen! Aber an meiner Stelle, reden Sie unbefangen, was würden Sie dann thun? — Er ſah mich ſtarr an, und ſchwieg ein Paar Augenblicke. „Es iſt eine ſo edle Sache um den Weg der Tugend, daß ein ſolcher Geiſt in einem ſolchen Körper ihn nie verlaſſen ſollte.“ So ſprach er endlich, und der Ton ſeiner Worte war beynahe noch eindringender, als die Worte ſelbſt. — Sie haben Recht, junger braver Mann! rief ich aus: nur Ihrem Unfall, und nur Ihrem Edelmuth verdanke ich es, daß ich nicht ganz von dieſem Weg der Tugend abkam. Ich hoffe jetzt, auf ihm auszudauern. Sagen Sie Erwangen: ich würde nie ihm antworten; mit meinem Willen nie ihn ſprechen; nach zwanzig erſchlichenen Geſprächen wenigſtens nie wieder auf ihn hören.“ — „Iſt Dieß Ihre feſte Beſtimmung, gnädige Frau?“ Meine feſte, ſo wahr ich einen Gott und eine Vergeltung glaube. „Wohlan!

fiel er rasch ein; so ist meine Aufrichtigkeit auch nun keine Verrätherey mehr. Für Sie zu leiden, gnädige Frau, fiel mir nicht schwer. Doch Sie dem Falle nahe zu wissen, jammerte mich schon oft. Erwangen war Ihrer Zärtlichkeit niemahls werth. Seit den zwey Jahren, die ich ihn kenne, waren Sie seine fünfte Liebe; Allen schrieb er mit gleicher Gluth; alle betrog er." — Aber seine Krankheit? — „War erdichtet. Arzt und Minette waren mit im Bunde. Geld hat er nie geschont."

Diese letzte Nachricht überraschte mich allerdings. Eine gewisse Eitelkeit ist von dem menschlichen, zumahl von dem weiblichen Herzen so unzertrennbar, daß man zehn Mahl *muthmaßen* kann, getäuscht worden zu seyn, und es schmerzt gleichwohl noch, wenn man es nun *gewiß weiß*. Es bedurfte daher einiger Augenblicke, bevor ich mich faßte. „Sogar der Nahme dieses Unwürdigen, fuhr ich endlich fort, sey von nun an aus unsern Gesprächen verbannt! Doch da selbst diese neue Nachricht meine Schuld bey Ihnen verdoppelt, so gestehen Sie mir desto unbefangener: Gefällt Ihnen der Stand, in welchem Sie sich jetzt befinden? — „Dann müßte ich nie mich in ihm befunden haben!" — Aber doch vielleicht, wenn Sie höher aufrückten? — „Und wenn ich General werden könnte, nie! Er ist jetzt nur das Werkzeug in der Despotenhand; hundertfältig der Ungerechtigkeit, ein Mahl kaum der Menschlichkeit und seiner erstern edlen Bestimmung fähig. — „Was aber wünschen Sie sich?" — Ach, einen Traum erfüllt zu sehen, der ewig ein Traum bleiben wird! Wenn meine Dienstjahre geendiget sind, den Wissenschaften, und durch solche einst meinem Vaterlande in bürgerlichen Geschäften mich zu weihen." — Muth gefaßt, edler

junger Mann! rief ich voll Freuden aus. Dieser Traum soll zur Wirklichkeit werden, und zwar eher noch, als Ihre Dienstzeit sich endet. Gehen Sie zu Ihren Obern! und Ihre erste Frage sey: Wie hoch man Ihren Abschied schätze? Meine erste Sorge sey dann, Ihnen diesen Abschied zu schaffen, und für Ihr künftiges Schicksal zu sorgen! — Mit Ungewißheit starrte er mir, vielleicht eine volle Minute, in's Auge. „Ich darf's nicht annehmen, erwiderte er endlich. Lassen Sie mich's gestehen. Schon damahls, als ich Ihr Geschenk erhielt, war mich loszukaufen mein erster Gedanke, und ich hoffte, auch ohne Löhnung mein Leben zu fristen." Doch die Erinnerung an meine Mutter. — „Auch für sie soll gesorgt werden! Ich brauche künftig eine Gesellschafterinn; sie soll es seyn, und ruhig wird ihr Alter verfließen." — Sein großes schönes Auge füllte jetzt eine überströmende Thräne. Ich sehe ihn noch, und noch schlägt freudig mein Herz bey der Erinnerung an diese Minute. — „Nein, rief er noch ein Mahl, nein! ich darf sie nicht annehmen — diese verschwenderische Güte." — Sie ist keine Verschwendung für mich, fiel ich ein: denn sie übersteigt meine Kräfte nicht. Sobald ich mein väterliches Vermögen wieder erhalte, und das muß binnen wenig Tagen geschehen, — belaufen sich meine Einkünfte jährlich auf einige tausend Thaler, und Sie, der Sie für Ihre Mutter Leib und Leben verkaufen, für eine Unbekannte Schmach und Schmerz erdulden konnten, — Wilhelm, Sie verstehen sich doch schlecht auf der Dankbarkeit süßes Gefühl, wenn Sie länger sich weigern. — Ich wollte weiter sprechen; meine Empfindungen, unwillkürliche Thränen unterbrachen mich, und in eben diesem Augenblick warf sich Wilhelm

vor mir nieder aufs Knie. „Mag es doch in tausend Romanen stehen, sprach er, daß es groß sey, Wohlthaten auszuschlagen; ich nehme die Ihrigen an. Ihre Milde" — — Sie können leicht denken, Branko, was ihn hier Alles seine überfließende Erkenntlichkeit zu meinem unverdienten Lobe sprechen ließ. Es zu wiederhohlen wäre Zeitverderb und Schwäche. Kurz, er gab endlich meinen Bitten nach; gab mir die Adresse seiner Mutter, überließ es mir, ihr Alles zu schreiben, und trennte sich mit dem Versprechen, mir bald und aufrichtig zu melden; Ob und wie theuer er loszukaufen sey?

Was sich vermuthen läßt, geschah. Man machte ihm noch manche kleine Schwierigkeit, und steigerte zwey Mahl den Preis seines Abschieds. Doch diese Habsucht ließ sich befriedigen. — Drey Tage vorher, ehe man endlich sich fügte, ward auch mein Prozeß entschieden; entschieden, wie ich gehofft hatte; unsre Ehe ward für aufgelöst erkannt. Ich erhielt Freyheit und Besitz meines Eingebrachten wieder. Zwar hatte mein Gemahl Anfangs Himmel und Hölle zu bewegen gesucht, um wenigstens, so lang er lebe, auf ein Jahrgeld mich zu setzen; doch die Landesgesetze sprachen zu laut dagegen, und er selbst war verachtet und verhaßt bey allen seinen Richtern. Als er nichts weiter auszurichten vermochte, hatte er mit einer Ängstlichkeit, die zu manchem Verdacht Argwohn gab, wenigstens die schleunigste Auslieferung seiner Papiere von mir verlangt. Es war billig, daß ich diese leistete. Seine Zifferschrift zu enträthseln, war ich nie neugierig genug gewesen, und meine ernstliche Versicherung desfalls schien ihn nicht wenig zu trösten.

Ich war nun Gebietherinn eines ansehnlichen Einkommens, dankte meiner Tante für Vorschuß und bisherige Unterstützung, kaufte mir dicht bey ihrer Wohnung ein eignes Haus, entließ Minetten mit einem Verweis und einem Geschenke, und lud versprochener Maßen Wilhelms Mutter zu meiner Gesellschaft ein. Sie kam; ich fand eine greise, brave, noch im Alter thätige, im Gespräch angenehme, an Seelengaben unverbesserliche Freundinn in ihr. Auch ohne Wilhelms Verwandtschaft wäre ein solcher Fund für mich Gewinn gewesen.

Ein glückliches Ungefähr wollte, daß den Morgen darauf, als sie anlangte, und eben, als sie aufgestanden war, ihr freygewordener Sohn eintraf. Seit drey Jahren hatte sie ihn nicht gesehen; erblickte jetzt zum ersten Mahl ihn wieder in bürgerlicher Kleidung; Manches schien ihr köstlich an ihm, was nur sauber war; Alles, ihn selbst, glaubte sie mir schuldig zu seyn. Als sie sich zehn — zwanzig Mahl umarmten, als kindliche Ehrfurcht von mütterlichem Segen belohnt wurde; als bald sie, bald er, ihre Gefühle gegen sich und mich herzustammeln suchten; — — Branko, der Anblick der feyerlichen Natur im Frühlingsschmuck, oder in der Kühle eines entwichenen Gewitters ist nicht so herzerschütternd, so herzerhebend, als es für mich der Anblick dieser Scene war.

Wilhelm blieb nur wenige Tage bey seiner Mutter, und ging dann nach Göttingen, um dort einzuhohlen, was er zeither hatte verabsäumen müssen. Bey seinem Abschied, als mir Alles hernach so einsam schien, da war es, wo ich zum ersten Mahl mich heimlich befragte: Ob das, was ich empfände, bloßer Dank

nur ſey? Ich blieb die Antwort mir ſchuldig, und war wenigſtens Meiſterinn genug, keinem andern Beobachter einen Blick in mein Herz zu verſtatten. Bey meiner Jugend, meinem Wohlſtande, meiner unbeſchränkten Lage, ſah ich bald eine Menge von Freywerbern erſcheinen. Einige darunter waren annehmlich. Meine Tante beſchwur mich, ſie anzunehmen; Wilhelms Mutter rieth mir das Gleiche. Aber ich war ſcharfſichtig genug, an Allen Flecken zu finden; wohl gar ſo ungerecht, einige ihnen anzudichten. Höflich gegen Alle, wies ich doch Alle ab. Man zerbrach ſich in der ganzen Nachbarſchaft den Kopf darüber gewaltig. Man war ein Paar Mahl — denn Neugier iſt ſchlau, — der wahren Urſache ziemlich nahe; aber man fand ſie immer gar zu unmöglich, und man claſſifizirte endlich meine Sprödigkeit unter das weitumfaßende Gebieth des weiblichen Eigenſinns.

Zweyerley trug in dieſen zwey Jahren ſich zu, was ich doch nicht ganz zu übergehen vermag. Meine Tante ſtarb; ich ward ihre Erbinn; vorher ſchon wohlhabend ward ich nun reich. Und dann, es kam auch jener berühmte ſiebenjährige Krieg in's Land. Das Regiment, wo Wilhelm gedient hatte, brach auf. In der Schlacht bey Lowoſiz kam es tief in's Feuer; that ſeine Schuldigkeit, aber litt viel dabey. Von Erwangens Compagnie kamen nur ſechs Mann von der Wahlſtatt zurück. Erwangen ſelbſt blieb auf ihr. Als die Nachricht davon zu uns erſcholl, und als Wilhelms Mutter ſie vernahm, da warf ſie — ſie, die ſonſt nur allzu ehrfurchtsvoll mit mir umzugehen pflegte, ſich raſch um meinen Hals, und rief: Gott vergelte es Ihnen tauſendfältig, daß ich jetzt meinen Sohn noch habe! —

Eine solche Minute auszumahlen, meine damahligen Gefühle auszusprechen, wäre ein fruchtloses Beginnen.

Doch weit merkwürdiger ward noch das dritte Jahr für mich. Meine ehrwürdige Freundinn, bisher so gesund und heiter, daß ich noch ein langes Leben ihr verbürgt hätte, erkrankte durch eine Erkältung; stand zwar wieder vom Lager auf: doch die Ärzte sprachen über ihre zurückgebliebene Mattigkeit das Urtheil, daß es eine Abzehrung sey, die zwar langsam, doch unheilbar, sie aufreiben werde. Mit Gelassenheit hörte sie diesen ernsten Spruch; mit gleicher Stimmung schrieb sie ihn ihrem Sohne, und lud ihn ein, sie noch ein Mahl zu sehen. — In dem musterhaftesten Fleiße hatte Wilhelm seine bisherige Zeit verlebt. Oft hatte seine Mäßigkeit meine Geschenke verschmäht; daß er Mangel leide, hatte er nie, daß er Überfluß spüre, oft geschrieben. Nachrichten, die ich im Verborgenen einzog, gaben seiner Aufführung ein Lob, das oft Schmeicheley zu seyn schien, so groß war es. Jetzt, schon im Begriffe seine Studien zu schließen, las er kaum seiner Mutter Nachricht und Bitte, als er auf's eiligste, auf's bekümmertste herbey eilte. Ich staunte bey seinem Anblick, so verändert, so ausgebildet dünkte er mir indeß geworden zu seyn. Auch seine welkende Mutter schien einige Tage hindurch von seinem Anblick wieder aufzuleben und zu genesen. Doch leider siegte bald das Gesetz der Natur über die Zauberkraft der mütterlichen Liebe, und, des Abschieds wichtige Minute nahte sich ihr immer sichtlicher.

Mitten in der Betrübniß, die ich bey der Aussicht auf ihren Verlust empfand, sprach mein Herz über einen andern Punct so vernehmlich, daß ich mich län-

ger nicht ſelbſt zu täuſchen vermochte. Liebe zu dem Abweſenden hatte ich mir oft abgeläugnet; auch wenn ich an ihn dachte, von ihm hörte, von ihm ſprach. Doch jetzt der Anweſende —— wenn er bey ſeiner leidenden Mutter ſo mitfühlend ſaß; jeden ihrer Winke deutete und zuvorkam; jetzt mit männlichem Ernſt, jetzt mit kindlicher Liebe ihr vorlas, ihr zuſprach, jetzt an's Fenſter ging, und unvermerkt ſich die Thräne vom Auge wiſchte; — ach dieſen, dieſen anweſenden jungen Mann, den mußt' ich lieben; mußte mir geſtehen, daß es Liebe ſey. In dieſen vier Wochen, mir unvergeßlich für immer, entwarf ich einſt in einer einzigen Nachmittagsſtunde jene Zeichnung, die mich heute zur Schwätzerinn macht. Als ſey es ein Verbrechen, entzog ich ſie emſig jedem fremden Blick; doch vor dem meinigen ſtellt' ich ſie, ſo oft ich allein war. Eben ſo ſchnell, als ich das Bild entworfen hatte, ſo langſam vermocht' ich es zu vollenden. Immer fand ich noch etwas daran zu beſſern, um nur noch länger mich damit zu beſchäftigen.

Einſt, zu einer Stunde, wo ich ſonſt Mittagsſchlaf zu halten pflegte, lag ich auf einem Sofa an eben derjenigen Seite, wo an des andern Zimmers Wand das Bett von Wilhelms Mutter ſtand. Sie ruhte ebenfalls ein wenig, doch ohne ſchlafen zu wollen, auf ihrem Lager aus; ihr Sohn ſaß neben ihr. Die Thür des Zimmers ſtand ein wenig offen; daß ich ihnen ſo nahe ſey, wußten ſie nicht; kein Wort ihres Geſprächs konnte mir entgehen. Sie ſprachen von der Zukunft. Die gute Alte geſtand ihrem Sohn, daß ſie nur ſeinetwegen noch einige Jahre Leben ſich wünſche; ſie gab ihm ihre Beſorgniß ſeines Fortkommens halber

zu erkennen; er tröſtete ſie durch Verweiſung auf die bisherigen ſonderbaren Wege der Vorſicht. Das Geſpräch lenkte ſich nun ſehr ungezwungen auf mich. Sie ſprach von mir mit der wärmſten Erkenntlichkeit. „Ich hoffe, rief ſie endlich, ſie wird vollenden, was ſie ſo weit fortführte; wird nicht eher mit deiner Unterſtützung aufhören, bis ſie dich geborgen weiß. Ach, wenn ſie zuweilen ſo günſtig von dir ſprach — — doch nein, eine ſolche Hoffnung wäre Thorheit." — Sie brach ab, indem ſie Arzney von ſeiner Hand gereicht begehrte.

Es war ein ſonderbares unausſprechliches Gefühl, eine ſeltene auf ein Mahl gereifte Entſchließung, die ich bey dieſen Worten, und bey dem Lobe, das Wilhelm hinzufügte, in mir aufſteigen fühlte. Ich erhob mich ſchnell, trat in ihr Zimmer; ſie waren ein wenig betreten, mich jetzt zu ſehen. Ich nahte mich lächelnd dem Bette der Kranken. — „Wohlan, meine ehrwürdige Freundinn, ſprach ich, auch dieſe Sorge für die Zukunft will ich noch befriedigen! Mit eigenen Augen ſollen Sie noch ſich überzeugen, welches Loos Ihr ſo geliebter, und dieſer Liebe ſo würdige Sohn erwählt. Sagen Sie mir, junger braver Mann, haben Sie noch keinen Gegenſtand Ihrer Zärtlichkeit?" — Er erröthete und antwortete ſtammelnd: Keinen.

„Warum verbergen Sie mir ihn? fuhr ich fort. Können Ihre Geliebte, ſie ſey wer ſie wolle, zwanzig tauſend Thaler Mitgift zu der Ihrigen machen, ſo ſoll Ihre Mutter noch Beyder Hände zuſammen fügen, ehe ſie einſchläft. Für ein ehrendes Amt wird Ihre eigene Fähigkeit ſorgen." — Ich habe keine Geliebte,

liebte, ſprach er, die ich durch eine ſolche Summe kaufen könnte; auch macht dieſe verſchwenderiſche Güte — — „Still! fiel ich ein, lernen Sie die Verſchwenderinn erſt ganz kennen, bevor ſie ein Urtheil von ihr fällen. Wilhelm, iſt es Wahrheit, daß Ihr Herz ganz frey ſich fühlt, ſo iſt das meinige um deſto mehr zu beklagen: denn drey Jahre ſchon liebt es Sie; und biethet ſich jetzt ſammt meiner Hand Ihnen an, wenn Sie es anders erwiedern können."

O Gott, wäre es möglich! riefen Mutter und Sohn zugleich; der Letztere ſchon zu meinen Füßen. — Ob er es annahm, ob er Wahrheit ſprach, als er mir Liebe ſchwur; ob ich thörigt oder weislich wählte; das wiſſen Sie Branko ſchon; das ſehen Sie bereits ſeit einem Monath ungefähr als ein Augenzeuge. Aber ſeiner Mutter feuriger Dank zum Himmel, ihre unbegrenzte Freude, ihre Liebkoſungen — laſſen Sie mich abbrechen davon, denn mein Herz wird bey der Erinnerung weich! Auch ſorge ich: eben dieß Übermaß von Entzücken verkürzte ihr Leben noch um ein Paar Tage, ſtatt es, meinen Wünſchen nach, zu verlängern. Wenigſtens aber empfing ſie von mir bereits den Mutternahmen; ſtarb am vierten Tage in meinen Armen und in den Armen meines Bräutigams.

Bekannt mit der Schmähſucht unſrer Mitmenſchen that ich Wilhelm den Vorſchlag, unſer bisheriges Vaterland mit einer anmuthigen Fremde zu vertauſchen; und er folgte mir willig. Ich verkaufte meine liegenden Gründe, wir durchreiſten Deutſchland, ſuchten einen Ort, der uns zur Heimath gefalle; und fanden ihn hier. Den Nahmen, den er führt, erkauften wir nicht aus Stolz, ſondern nur um der Forſchbegier

unſrer ehemahligen Landsleute uns zu entziehen. So manches anſehnliche Amt an den Höfen nachbarlicher Fürſten konnte mein Gemahl ſchon erhalten. Doch ihm genügte der Genuß der Wiſſenſchaften und der Liebe im Stillen. Mir genügte ein Gatte, den ich nicht gegen einen Fürſten vertauſchen würde. Ein Gatte, der einſt nicht nur ſo viel litt für mich, ſondern dem ich es auch verdanke, daß fleckenlos mein Gewiſſen, und rein meine Tugend blieb.

Der Stockſchilling.

Auch noch ein Bruchſtück aus Branko's Journal, und ein Gegenſtück zu dem vorhergehenden.

Daß Weidla — ſo ſehr er ſein Glück verdiente — auf einem ſeltſamen Wege dazu gelangt ſey, davon fühlte ich*) mich überzeugt; ja eine geraume Zeit glaubte ich ſogar, auf dem ſeltſamſten unter allen. Erſt ſeit Kurzem weiß ich, daß dieſer Superlativ noch zu voreilig war. — An einem Winterabende genoß ich den Beſuch von einigen meiner vertrauteſten Freunde. Der freundliche Kamin und ein dampfendes Glas Punſch machten uns um deſto frohern Muthes, je ſtärker es draußen ſtürmte und ſchneyte. Doch waren unſere Geſpräche von einer Art, daß ſie keinen Ort, ſelbſt den in der Kirche nicht, entweiht haben würden; denn wir ſprachen von der ſonderbaren Verkettung menſchlicher Schickſale, und wie ſo oft Glück in Unglück, Unglück in Glück ſich verwandeln könne. Mei-

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Ich in der ganzen Einleitung auf Branko geht. M.

ne Freunde meinten: ich müsse manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geschichte davon ihnen vorzulesen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigstens ein funfzig bis sechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menschen in dieser ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich sah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu spielen, und las ohne Bedenken seine Geschichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth schien, durch Aufschreiben eine längere Dauer gab — nur Dieser sagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübsal und Beschimpfung sein Glück. Aber wenigstens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geschichte eines Mädchens, die wirklich zum Laster sich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl schmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Diese wenigstens nicht so unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will versuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geschichte vor, von welcher er mir eine Abschrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

* * *

Bekannter Maßen ſchließt jedes Lager in Kriegszeiten nicht Krieger allein, ſondern auch eine Menge von Troß in ſich, und zu dieſem Troß geſellt ſich oft eine nur zu reichliche Anzahl gutwilliger weiblicher Geſchöpfe. Dieß war auch im ſiebenjährigen Kriege der Fall bey einem anſehnlichen Theil des preußiſchen Heeres, das eine geraume Zeit hindurch unweit Leipzig im Felde ſtand. Ein feindliches, noch ſtärkeres Heer machte Vorrücken unmöglich, und zurück ziehen wollte ſich der tapfere H** nicht. Während dieſes Verzugs ſammelten ſich die Töchter des Landes, die, eingeſtanden, nicht häßlich ſind, häufig bey den Preußen, und brachten mannigfache Freuden mit. Aber dieſe Freuden waren nicht alle rein. Sey es durch alte, oder durch neue ſich vervielfältigende Sünden — kurz, viele von dieſen Mädchen erkrankten, und ihre Liebhaber nothwendig mit ihnen. Bald nahm das Übel ſo überhand, und die Lazarethe wurden ſo angefüllt, daß es bis zu den Ohren der Generale und des Feldherrn ſelbſt drang. Zum moraliſchen Schaden hatten ſie geſchwiegen, dem phyſiſchen mußte, der Folgen halber, vorgebeugt werden. Ein ſcharfes Geboth befahl allen unkeuſchen Frauensperſonen, ſich aus dem Lager zu entfernen. Diejenige, die am dritten Tage ſich noch betreten laſſe, und durch keinen Trauſchein ſich ſchützen könne, ſollte durch die Hand des Büttels zum Lager hinaus gepeitſcht werden.

Wie alle Geſetze in der Welt Übertreter finden, ging es auch hier. Man fand Nymphen genug, die der Strafe, und dem Profoßen zu entgehen gehofft hatten: man zahlte ſie aus und jagte ſie fort. Oft war

es freylich nur ein Abmarsch gegen Westen, und eine Rückkehr gegen Süden; aber die Justiz that wenigstens ihre Pflicht. Oft bestach auch so eine Unglückliche den schon aufgehobenen Arm ihres Begleiters, durch Aufopferung ihres sauern Gewinnstes. Aber wenigstens war Dieß eine Ausnahme von der Regel; und die Verbannung blieb nicht aus, gesetzt, daß man die fühlbare Züchtigung milderte.

Eines Tages ward zum Auditeur Wellmann vom Profoßen ein Mädchen gebracht, das in der That selbst ertappt worden, Marianne Meran sich nannte, höchstens siebzehn Jahr alt, und von einer so reizenden Gestalt war, daß jeder, der sie sah, den Mißbrauch dieser Reize bedauern mußte. Auch das Bescheidene in ihrem Betragen unterschied sie von dem Haufen alltäglicher Dirnen weit; und der Profoß, der doch sonst zu der empfindsamsten Classe der Menschen nicht gehörte, gestand, daß er eben auf ihr Bitten und gegen ein kleines Geschenk sie habe wollen laufen lassen; als der Soldat, mit dem er sie angetroffen, beym Anblick ihres Geldes ausgerufen: Dieß sey ihm gestohlen worden. Eine solche Beschuldigung zu entscheiden, habe er nicht vermocht, und deßhalb eigentlich sie hier hergebracht.

Wellmann schritt zur Untersuchung, und bald ergab es sich, wenn nicht mit Gewißheit, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß jener Elende, der ihrer genossen, sie des Diebstahls nur bezüchtigte, damit er umsonst sie genossen habe. Freylich blieben noch einige kleine Umstände unerörtert; freylich hatte sie auch durch die Sünde schon, die sie eingestand, der Verordnung nach, eine körperliche Strafe verdient. Aber

ſie bath ſo kläglich, betheuerte erſt ſeit Kurzem, und zwar durch ein Eheverſprechen verführt, in dieß unſelige Leben verſtrickt zu ſeyn; und — was am kräftigſten war — ihre Jugend und niedliche Figur halfen ſo treulich mit bitten, daß der Auditeur eben im Begriff ſtand, ſie mit einem tüchtigen Verweis durchſchlüpfen, und vor das Lager bringen zu laſſen, als ſein General von ungefähr vorüber ging, ein kleines Gedränge vor dem Zelte wahrnahm, und hinein trat.

Es war der Graf R—r, ein alter, rauher, gefurchteter Mann, eigentlich zwar gerecht und brav, aber ganz Soldat; ein Hageſtolz, deſſen Seele durch Liebe nie gemildert worden; der keinen Widerſpruch vertrug, und daher immer ſtreng, nicht ſelten grauſam zu handeln ſchien. — „Was ſoll der Zuſammenlauf hier? rief er, indem er eintrat: Ha, was gilts! wieder eine Hure! Herr Auditeur, ich empfehle Ihnen die möglichſte Schärfe. So eben höre ich, daß zwey meiner beſten Burſche im Lazareth geſtorben ſind; und woran? — Wahrlich, wenn der Prinz mir folgte; nicht wegjagen, in den nächſten Strom ſollte man alles ertappte weibliche Geſindel werfen."

Bey einem ſolchen Eingange wäre Wellmann gern des ganzen Beſuchs entübrigt geweſen; und als er doch den gegenwärtigen Handel erzählen mußte, that er es mit möglichſter Schonung, und mit mancherley eingeſtreuten Entſchuldigungsgründen. Aber eben dieſer Glimpf erhitzte den alten General nur noch mehr.

„Wetter, Herr, rief er, Sie ſind doch nicht Willens, dieſe Bettel hier mit heiler Haut davon laufen zu laſſen, bloß weil ſie ein leidliches Geſichtchen hat! Schickt es ſich für einen Richter, darnach zu

zu erkennen; er tröstete sie durch Verweisung auf die bisherigen sonderbaren Wege der Vorsicht. Das Gespräch lenkte sich nun sehr ungezwungen auf mich. Sie sprach von mir mit der wärmsten Erkenntlichkeit. „Ich hoffe, rief sie endlich, sie wird vollenden, was sie so weit fortführte; wird nicht eher mit deiner Unterstützung aufhören, bis sie dich geborgen weiß. Ach, wenn sie zuweilen so günstig von dir sprach — — doch nein, eine solche Hoffnung wäre Thorheit." — Sie brach ab, indem sie Arzney von seiner Hand gereicht begehrte.

Es war ein sonderbares unaussprechliches Gefühl, eine seltene auf ein Mahl gereifte Entschließung, die ich bey diesen Worten, und bey dem Lobe, das Wilhelm hinzufügte, in mir aufsteigen fühlte. Ich erhob mich schnell, trat in ihr Zimmer; sie waren ein wenig betreten, mich jetzt zu sehen. Ich nahte mich lächelnd dem Bette der Kranken. — „Wohlan, meine ehrwürdige Freundinn, sprach ich, auch diese Sorge für die Zukunft will ich noch befriedigen! Mit eigenen Augen sollen Sie noch sich überzeugen, welches Loos Ihr so geliebter, und dieser Liebe so würdige Sohn erwählt. Sagen Sie mir, junger braver Mann, haben Sie noch keinen Gegenstand Ihrer Zärtlichkeit?" — Er erröthete und antwortete stammelnd: Keinen.

„Warum verbergen Sie mir ihn? fuhr ich fort. Können Ihre Geliebte, sie sey wer sie wolle, zwanzig tausend Thaler Mitgift zu der Ihrigen machen, so soll Ihre Mutter noch Beyder Hände zusammen fügen, ehe sie einschläft. Für ein ehrendes Amt wird Ihre eigene Fähigkeit sorgen." — Ich habe keine Geliebte,

liebte, ſprach er, die ich durch eine ſolche Summe kaufen könnte; auch macht dieſe verſchwenderiſche Güte — — „Still! fiel ich ein, lernen Sie die Verſchwenderinn erſt ganz kennen, bevor ſie ein Urtheil von ihr fällen. Wilhelm, iſt es Wahrheit, daß Ihr Herz ganz frey ſich fühlt, ſo iſt das meinige um deſto mehr zu beklagen: denn drey Jahre ſchon liebt es Sie; und biethet ſich jetzt ſammt meiner Hand Ihnen an, wenn Sie es anders erwiedern können."

O Gott, wäre es möglich! riefen Mutter und Sohn zugleich; der Letztere ſchon zu meinen Füßen. — Ob er es annahm, ob er Wahrheit ſprach, als er mir Liebe ſchwur; ob ich thörigt oder weislich wählte; das wiſſen Sie Branko ſchon; das ſehen Sie bereits ſeit einem Monath ungefähr als ein Augenzeuge. Aber ſeiner Mutter feuriger Dank zum Himmel, ihre unbegrenzte Freude, ihre Liebkoſungen — laſſen Sie mich abbrechen davon, denn mein Herz wird bey der Erinnerung weich! Auch ſorge ich: eben dieß Übermaß von Entzücken verkürzte ihr Leben noch um ein Paar Tage, ſtatt es, meinen Wünſchen nach, zu verlängern. Wenigſtens aber empfing ſie von mir bereits den Muttern nahmen; ſtarb am vierten Tage in meinen Armen und in den Armen meines Bräutigams.

Bekannt mit der Schmähſucht unſrer Mitmenſchen that ich Wilhelm den Vorſchlag, unſer bisheriges Vaterland mit einer anmuthigen Fremde zu vertauſchen; und er folgte mir willig. Ich verkaufte meine liegenden Gründe, wir durchreiſten Deutſchland, ſuchten einen Ort, der uns zur Heimath gefalle; und fanden ihn hier. Den Nahmen, den er führt, erkauften wir nicht aus Stolz, ſondern nur um der Forſchbegier

unſrer ehemahligen Landsleute uns zu entziehen. So manches anſehnliche Amt an den Höfen nachbarlicher Fürſten konnte mein Gemahl ſchon erhalten. Doch ihm genügte der Genuß der Wiſſenſchaften und der Liebe im Stillen. Mir genügte ein Gatte, den ich nicht gegen einen Fürſten vertauſchen würde. Ein Gatte, der einſt nicht nur ſo viel litt für mich, ſondern dem ich es auch verdanke, daß fleckenlos mein Gewiſſen, und rein meine Tugend blieb.

ner Dritten; und es kam dahin, daß sie endlich ihrer Nichte den Zutritt in ihr Haus ganz untersagte. Alles dieß verbitterte zwar schon das Leben des armen Mannes gewaltig; doch ein Umstand, der Anfangs nur eine Kleinigkeit zu seyn schien, vollendete das Maß seines Elends.

Die kurländischen Bauern sind verpflichtet, ihrem Gutsherrn alljährlich einen gewissen ausgesetzten Zins von Gespinnst zu liefern. So mäßige Anstrengung diese Art von Arbeit auch erfordert, so war sie doch noch überwiegend für die Kräfte des armen, fast immer bettlägerigen Weibes. Was ihr daher an dem gebührenden Maße abging, mußte ihr Mann auswärts spinnen lassen und bezahlen. Er that Dieß abermahls gern und treulich; nur fiel diese Lohnarbeit, ganz ohne sein Verschulden, etwas abstechend von der übrigen aus. Sein Edelmann, ein ziemlich strenger Herr, hatte deßfalls schon vor einem Jahre einen derben Verweis ihm ertheilt; hatte die Drohung einer harten Behandlung, wenn Dieses noch einmahl sich zutrüge, hinzugefügt. Jetzt, als er wieder das ausgesetzte Garn ihm überbrachte, und der Grundherr dieses (was doch falsch war) noch schlechter als vordem zu finden glaubte, setzte er die Drohung ins Werk, und behandelte seinen Unterthan mit harten Schlägen.

Eine solche Begegnung schmerzte die ohnedieß empfindliche Seele des armen Landmanns unendlich. Er ging, mit bitterm Murren über Junker, Unterthanspflicht und Schicksal, seiner Heimath zu. Doch ehe er noch dahin gelangte, kam ihm, mit Händeringen, mit rothgeweinten Augen, mit schluchzender Stimme seine Geliebte entgegen. — „Jetzt, sagte sie, wäre auf

ne Freunde meinten: ich müsse manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geschichte davon ihnen vorzulesen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigstens ein funfzig bis sechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menschen in dieser ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich sah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu spielen, und las ohne Bedenken seine Geschichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth schien, durch Aufschreiben eine längere Dauer gab — nur Dieser sagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübsal und Beschimpfung sein Glück. Aber wenigstens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geschichte eines Mädchens, die wirklich zum Laster sich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl schmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Diese wenigstens nicht so unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will versuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geschichte vor, von welcher er mir eine Abschrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

* * *

Bekannter Maßen ſchließt jedes Lager in Kriegszeiten nicht Krieger allein, ſondern auch eine Menge von Troß in ſich, und zu dieſem Troß geſellt ſich oft eine nur zu reichliche Anzahl gutwilliger weiblicher Geſchöpfe. Dieß war auch im ſiebenjährigen Kriege der Fall bey einem anſehnlichen Theil des preußiſchen Heeres, das eine geraume Zeit hindurch unweit Leipzig im Felde ſtand. Ein feindliches, noch ſtärkeres Heer machte Vorrücken unmöglich, und zurück ziehen wollte ſich der tapfere H** nicht. Während dieſes Verzugs ſammelten ſich die Töchter des Landes, die, eingeſtanden, nicht häßlich ſind, häufig bey den Preußen, und brachten mannigfache Freuden mit. Aber dieſe Freuden waren nicht alle rein. Sey es durch alte, oder durch neue ſich vervielfältigende Sünden — kurz, viele von dieſen Mädchen erkrankten, und ihre Liebhaber nothwendig mit ihnen. Bald nahm das Übel ſo überhand, und die Lazarethe wurden ſo angefüllt, daß es bis zu den Ohren der Generale und des Feldherrn ſelbſt drang. Zum moraliſchen Schaden hatten ſie geſchwiegen, dem phyſiſchen mußte, der Folgen halber, vorgebeugt werden. Ein ſcharfes Geboth befahl allen unkeuſchen Frauensperſonen, ſich aus dem Lager zu entfernen. Diejenige, die am dritten Tage ſich noch betreten laſſe, und durch keinen Trauſchein ſich ſchützen könne, ſollte durch die Hand des Büttels zum Lager hinaus gepeitſcht werden.

Wie alle Geſetze in der Welt Übertreter finden, ging es auch hier. Man fand Nymphen genug, die der Strafe, und dem Profoßen zu entgehen gehofft hatten: man zahlte ſie aus und jagte ſie fort. Oft war

Eine solche Minute auszumahlen, meine damahligen Gefühle auszusprechen, wäre ein fruchtloses Beginnen.

Doch weit merkwürdiger ward noch das dritte Jahr für mich. Meine ehrwürdige Freundinn, bisher so gesund und heiter, daß ich noch ein langes Leben ihr verbürgt hätte, erkrankte durch eine Erkältung; stand zwar wieder vom Lager auf: doch die Ärzte sprachen über ihre zurückgebliebene Mattigkeit das Urtheil, daß es eine Abzehrung sey, die zwar langsam, doch unheilbar, sie aufreiben werde. Mit Gelassenheit hörte sie diesen ernsten Spruch; mit gleicher Stimmung schrieb sie ihn ihrem Sohne, und lud ihn ein, sie noch ein Mahl zu sehen. — In dem musterhaftesten Fleiße hatte Wilhelm seine bisherige Zeit verlebt. Oft hatte seine Mäßigkeit meine Geschenke verschmäht; daß er Mangel leide, hatte er nie, daß er Überfluß spüre, oft geschrieben. Nachrichten, die ich im Verborgenen einzog, gaben seiner Aufführung ein Lob, das oft Schmeicheley zu seyn schien, so groß war es. Jetzt, schon im Begriffe seine Studien zu schließen, las er kaum seiner Mutter Nachricht und Bitte, als er auf's eiligste, auf's bekümmertste herbey eilte. Ich staunte bey seinem Anblick, so verändert, so ausgebildet dünkte er mir indeß geworden zu seyn. Auch seine welkende Mutter schien einige Tage hindurch von seinem Anblick wieder aufzuleben und zu genesen. Doch leider siegte bald das Gesetz der Natur über die Zauberkraft der mütterlichen Liebe, und des Abschieds wichtige Minute nahte sich ihr immer sichtlicher.

Mitten in der Betrübniß, die ich bey der Aussicht auf ihren Verlust empfand, sprach mein Herz über einen andern Punct so vernehmlich, daß ich mich lan-

ger nicht ſelbſt zu täuſchen vermochte. Liebe zu dem Abweſenden hatte ich mir oft abgeläugnet; auch wenn ich an ihn dachte, von ihm hörte, von ihm ſprach. Doch jetzt der Anweſende —— wenn er bey ſeiner leidenden Mutter ſo mitfühlend ſaß; jeden ihrer Winke deutete und zuvorkam; jetzt mit männlichem Ernſt, jetzt mit kindlicher Liebe ihr vorlas, ihr zuſprach, jetzt an's Fenſter ging, und unvermerkt ſich die Thräne vom Auge wiſchte; — ach dieſen, dieſen anweſenden jungen Mann, den mußt' ich lieben; mußte mir geſtehen, daß es Liebe ſey. In dieſen vier Wochen, mir unvergeßlich für immer, entwarf ich einſt in einer einzigen Nachmittagsſtunde jene Zeichnung, die mich heute zur Schwätzerinn macht. Als ſey es ein Verbrechen, entzog ich ſie emſig jedem fremden Blick; doch vor dem meinigen ſtellt' ich ſie, ſo oft ich allein war. Eben ſo ſchnell, als ich das Bild entworfen hatte, ſo langſam vermocht' ich es zu vollenden. Immer fand ich noch etwas daran zu beſſern, um nur noch länger mich damit zu beſchäftigen.

Einſt, zu einer Stunde, wo ich ſonſt Mittagsſchlaf zu halten pflegte, lag ich auf einem Sofa an eben derjenigen Seite, wo an des andern Zimmers Wand das Bett von Wilhelms Mutter ſtand. Sie ruhte ebenfalls ein wenig, doch ohne ſchlafen zu wollen, auf ihrem Lager aus; ihr Sohn ſaß neben ihr. Die Thür des Zimmers ſtand ein wenig offen; daß ich ihnen ſo nahe ſey, wußten ſie nicht; kein Wort ihres Geſprächs konnte mir entgehen. Sie ſprachen von der Zukunft. Die gute Alte geſtand ihrem Sohn, daß ſie nur ſeinetwegen noch einige Jahre Leben ſich wünſche; ſie gab ihm ihre Beſorgniß ſeines Fortkommens halber

[illegible] Das Ge-
[illegible] Sie
[illegible] „Ich
[illegible] wird [illegible] sie so
[illegible] mit deiner Unterstü-
[illegible] Ach, wenn
[illegible] — — doch nein,
[illegible] Thorheit." — Sie brach
ab, [illegible] Hand gereicht be-
gehrte.

Es war ein sonderbares unaussprechliches Gefühl, eine seltene auf ein Mahl gereifte Entschließung, die ich bey diesen Worten, und bey dem Lobe, das Wilhelm hinzufügte, in mir aufsteigen fühlte. Ich erhob mich schnell, trat in ihr Zimmer; sie waren ein wenig betreten, mich jetzt zu sehen. Ich nahte mich lächelnd dem Bette der Kranken. — „Wohlan, meine ehrwürdige Freundinn, sprach ich, auch diese Sorge für die Zukunft will ich noch befriedigen! Mit eigenen Augen sollen Sie noch sich überzeugen, welches Loos Ihr so geliebter, und dieser Liebe so würdige Sohn erwählt. Sagen Sie mir, junger braver Mann, haben Sie noch keinen Gegenstand Ihrer Zärtlichkeit?" — Er erröthete und antwortete stammelnd: Keinen.

„Warum verbergen Sie mir ihn? fuhr ich fort. Können Ihre Geliebte, sie sey wer sie wolle, zwanzig tausend Thaler Mitgift zu der Ihrigen machen, so soll Ihre Mutter noch Beyder Hände zusammen fügen, ehe sie einschläft. Für ein ehrendes Amt wird Ihre eigene Fähigkeit sorgen." — Ich habe keine Geliebte,

liebte, ſprach er, die ich durch eine ſolche Summe kaufen könnte; auch macht dieſe verſchwenderiſche Güte — — „Still! fiel ich ein, lernen Sie die Verſchwenderinn erſt ganz kennen, bevor ſie ein Urtheil von ihr fällen. Wilhelm, iſt es Wahrheit, daß Ihr Herz ganz frey ſich fühlt, ſo iſt das meinige um deſto mehr zu beklagen: denn drey Jahre ſchon liebt es Sie; und biethet ſich jetzt ſammt meiner Hand Ihnen an, wenn Sie es anders erwiedern können."

O Gott, wäre es möglich! riefen Mutter und Sohn zugleich; der Letztere ſchon zu meinen Füßen. — Ob er es annahm, ob er Wahrheit ſprach, als er mir Liebe ſchwur; ob ich thörigt oder weislich wählte; das wiſſen Sie Branko ſchon; das ſehen Sie bereits ſeit einem Monath ungefähr als ein Augenzeuge. Aber ſeiner Mutter feuriger Dank zum Himmel, ihre unbegrenzte Freude, ihre Liebkoſungen — laſſen Sie mich abbrechen davon, denn mein Herz wird bey der Erinnerung weich! Auch ſorge ich: eben dieß Übermaß von Entzücken verkürzte ihr Leben noch um ein Paar Tage, ſtatt es, meinen Wünſchen nach, zu verlängern. Wenigſtens aber empfing ſie von mir bereits den Mutternahmen; ſtarb am vierten Tage in meinen Armen und in den Armen meines Bräutigams.

Bekannt mit der Schmähſucht unſrer Mitmenſchen that ich Wilhelm den Vorſchlag, unſer bisheriges Vaterland mit einer anmuthigen Fremde zu vertauſchen; und er folgte mir willig. Ich verkaufte meine liegenden Gründe, wir durchreiſten Deutſchland, ſuchten einen Ort, der uns zur Heimath gefalle; und fanden ihn hier. Den Nahmen, den er führt, erkauften wir nicht aus Stolz, ſondern nur um der Forſchbegier

unſrer ehemahligen Landsleute uns zu entziehen. So manches anſehnliche Amt an den Höfen nachbarlicher Fürſten konnte mein Gemahl ſchon erhalten. Doch ihm genügte der Genuß der Wiſſenſchaften und der Liebe im Stillen. Mir genügte ein Gatte, den ich nicht gegen einen Fürſten vertauſchen würde. Ein Gatte, der einſt nicht nur ſo viel litt für mich, ſondern dem ich es auch verdanke, daß fleckenlos mein Gewiſſen, und rein meine Tugend blieb.

Der Stockſchilling.

Auch noch ein Bruchſtück aus Branko's Journal, und ein Gegenſtück zu dem vorhergehenden.

Daß Weidla — ſo ſehr er ſein Glück verdiente — auf einem ſeltſamen Wege dazu gelangt ſey, davon fühlte ich*) mich überzeugt; ja eine geraume Zeit glaubte ich ſogar, auf dem ſeltſamſten unter allen. Erſt ſeit Kurzem weiß ich, daß dieſer Superlativ noch zu voreilig war. — An einem Winterabende genoß ich den Beſuch von einigen meiner vertrauteſten Freunde. Der freundliche Kamin und ein dampfendes Glas Punſch machten uns um deſto frohern Muthes, je ſtärker es draußen ſtürmte und ſchneyte. Doch waren unſere Geſpräche von einer Art, daß ſie keinen Ort, ſelbſt den in der Kirche nicht, entweiht haben würden; denn wir ſprachen von der ſonderbaren Verkettung menſchlicher Schickſale, und wie ſo oft Glück in Unglück, Unglück in Glück ſich verwandeln könne. Mei-

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Ich in der ganzen Einleitung auf Branko geht. M.

ne Freunde meinten: ich müsse manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geschichte davon ihnen vorzulesen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigstens ein funfzig bis sechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menschen in dieser ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich sah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu spielen, und las ohne Bedenken seine Geschichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth schien, durch Aufschreiben eine längere Dauer gab — nur Dieser sagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübsal und Beschimpfung sein Glück. Aber wenigstens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geschichte eines Mädchens, die wirklich zum Laster sich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl schmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Diese wenigstens nicht so unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will versuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geschichte vor, von welcher er mir eine Abschrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

* * *

Bekannter Maßen ſchließt jedes Lager in Kriegszeiten nicht Krieger allein, ſondern auch eine Menge von Troß in ſich, und zu dieſem Troß geſellt ſich oft eine nur zu reichliche Anzahl gutwilliger weiblicher Geſchöpfe. Dieß war auch im ſiebenjährigen Kriege der Fall bey einem anſehnlichen Theil des preußiſchen Heeres, das eine geraume Zeit hindurch unweit Leipzig im Felde ſtand. Ein feindliches, noch ſtärkeres Heer machte Vorrücken unmöglich, und zurück ziehen wollte ſich der tapfere H** nicht. Während dieſes Verzugs ſammelten ſich die Töchter des Landes, die, eingeſtanden, nicht häßlich ſind, häufig bey den Preußen, und brachten mannigfache Freuden mit. Aber dieſe Freuden waren nicht alle rein. Sey es durch alte, oder durch neue ſich vervielfältigende Sünden — kurz, viele von dieſen Mädchen erkrankten, und ihre Liebhaber nothwendig mit ihnen. Bald nahm das Übel ſo überhand, und die Lazarethe wurden ſo angefüllt, daß es bis zu den Ohren der Generale und des Feldherrn ſelbſt drang. Zum moraliſchen Schaden hatten ſie geſchwiegen, dem phyſiſchen mußte, der Folgen halber, vorgebeugt werden. Ein ſcharfes Geboth befahl allen unkeuſchen Frauensperſonen, ſich aus dem Lager zu entfernen. Diejenige, die am dritten Tage ſich noch betreten laſſe, und durch keinen Trauſchein ſich ſchützen könne, ſollte durch die Hand des Büttels zum Lager hinaus gepeitſcht werden.

Wie alle Geſetze in der Welt Übertreter finden, ging es auch hier. Man fand Nymphen genug, die der Strafe, und dem Profoßen zu entgehen gehofft hatten: man zahlte ſie aus und jagte ſie fort. Oft war

es freylich nur ein Abmarsch gegen Westen, und eine Rückkehr gegen Süden; aber die Justiz that wenigstens ihre Pflicht. Oft bestach auch so eine Unglückliche den schon aufgehobenen Arm ihres Begleiters, durch Aufopferung ihres sauern Gewinnstes. Aber wenigstens war Dieß eine Ausnahme von der Regel; und die Verbannung blieb nicht aus, gesetzt, daß man die fühlbare Züchtigung milderte.

Eines Tages ward zum Auditeur Wellmann vom Profoßen ein Mädchen gebracht, das in der That selbst ertappt worden, Marianne Meran sich nannte, höchstens siebzehn Jahr alt, und von einer so reizenden Gestalt war, daß jeder, der sie sah, den Mißbrauch dieser Reize bedauern mußte. Auch das Bescheidene in ihrem Betragen unterschied sie von dem Haufen alltäglicher Dirnen weit; und der Profoß, der doch sonst zu der empfindsamsten Classe der Menschen nicht gehörte, gestand, daß er eben auf ihr Bitten und gegen ein kleines Geschenk sie habe wollen laufen lassen; als der Soldat, mit dem er sie angetroffen, beym Anblick ihres Geldes ausgerufen: Dieß sey ihm gestohlen worden. Eine solche Beschuldigung zu entscheiden, habe er nicht vermocht, und deßhalb eigentlich sie hier hergebracht.

Wellmann schritt zur Untersuchung, und bald ergab es sich, wenn nicht mit Gewißheit, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß jener Elende, der ihrer genossen, sie des Diebstahls nur bezüchtigte, damit er umsonst sie genossen habe. Freylich blieben noch einige kleine Umstände unerörtert; freylich hatte sie auch durch die Sünde schon, die sie eingestand, der Verordnung nach, eine körperliche Strafe verdient. Aber

ſie bath ſo kläglich, betheuerte erſt ſeit Kurzem, und zwar durch ein Eheverſprechen verführt, in dieß unſelige Leben verſtrickt zu ſeyn; und — was am kräftigſten war — ihre Jugend und niedliche Figur halfen ſo treulich mit bitten, daß der Auditeur eben im Begriff ſtand, ſie mit einem tüchtigen Verweis durchſchlüpfen, und vor das Lager bringen zu laſſen, als ſein General von ungefähr vorüber ging, ein kleines Gedränge vor dem Zelte wahrnahm, und hinein trat.

Es war der Graf R—r, ein alter, rauher, gefurchteter Mann, eigentlich zwar gerecht und brav, aber ganz Soldat; ein Hageſtolz, deſſen Seele durch Liebe nie gemildert worden; der keinen Widerſpruch vertrug, und daher immer ſtreng, nicht ſelten grauſam zu handeln ſchien. — „Was ſoll der Zuſammenlauf hier? rief er, indem er eintrat: Ha, was gilts! wieder eine Hure! Herr Auditeur, ich empfehle Ihnen die möglichſte Schärfe. So eben höre ich, daß zwey meiner beſten Burſche im Lazareth geſtorben ſind; und woran? — Wahrlich, wenn der Prinz mir folgte; nicht wegjagen, in den nächſten Strom ſollte man alles ertappte weibliche Geſindel werfen."

Bey einem ſolchen Eingange wäre Wellmann gern des ganzen Beſuchs entübrigt geweſen; und als er doch den gegenwärtigen Handel erzählen mußte, that er es mit möglichſter Schonung, und mit mancherley eingeſtreuten Entſchuldigungsgründen. Aber eben dieſer Glimpf erhitzte den alten General nur noch mehr.

„Wetter, Herr, rief er, Sie ſind doch nicht Willens, dieſe Bettel hier mit heiler Haut davon laufen zu laſſen, bloß weil ſie ein leidliches Geſichtchen hat! Schickt es ſich für einen Richter, darnach zu

Ein Räuber, weil die menſchliche Geſellſchaft ohne Schuld ihn ausſtieß *).

Eine Räuberbande von zwölf Mann hatte ſeit geraumer Zeit die Gegend um *** beunruhigt. Man überfiel ſie endlich in einem kleinen Städtchen; die Räuber griffen, als ſie ſich entdeckt ſahen, verzweiflungsvoll zu den Waffen, und verwundeten ſowohl einige von der Amtsfolge, als auch von den ihr zugegebenen Soldaten. Ein einziger, Johann mit ſeinem Vornahmen, ergab ſich ſogleich, und both mit Schluchzen ſeine Hände den Banden dar, indeß die Andern ſich noch beynahe eine Stunde lang wehrten.

*) Gegenwärtiger Aufſatz, mir (1779) aus der Pfalz zugeſendet, iſt nur in einigen Kleinigkeiten, den Styl und die Ordnung der Ideen betreffend, von mir abgeändert worden. Gewünſcht hätte ich freylich, daß dem Hrn. Einſender gefällig geweſen wäre, die vielen N. N. und Lücken mit wirklichen Nahmen auszufüllen. Allzu ängſtliche Vermeidung derſelben bringt ſo leicht in den Verdacht der Erdichtung; und ich begreife nicht, warum man in Fällen, wie gegenwärtiger iſt, einer ängſtlichen Verſchwiegenheit

liebte, ſprach er, die ich durch eine ſolche Summe kaufen könnte; auch macht dieſe verſchwenderiſche Güte — — „Still! fiel ich ein, lernen Sie die Verſchwenderinn erſt ganz kennen, bevor ſie ein Urtheil von ihr fällen. Wilhelm, iſt es Wahrheit, daß Ihr Herz ganz frey ſich fühlt, ſo iſt das meinige um deſto mehr zu beklagen: denn drey Jahre ſchon liebt es Sie; und biethet ſich jetzt ſammt meiner Hand Ihnen an, wenn Sie es anders erwiedern können."

O Gott, wäre es möglich! riefen Mutter und Sohn zugleich; der Letztere ſchon zu meinen Füßen. — Ob er es annahm, ob er Wahrheit ſprach, als er mir Liebe ſchwur; ob ich thörigt oder weislich wählte; das wiſſen Sie Branko ſchon; das ſehen Sie bereits ſeit einem Monath ungefähr als ein Augenzeuge. Aber ſeiner Mutter feuriger Dank zum Himmel, ihre unbegrenzte Freude, ihre Liebkoſungen — laſſen Sie mich abbrechen davon, denn mein Herz wird bey der Erinnerung weich! Auch ſorge ich: eben dieß Übermaß von Entzücken verkürzte ihr Leben noch um ein Paar Tage, ſtatt es, meinen Wünſchen nach, zu verlängern. Wenigſtens aber empfing ſie von mir bereits den Muttern ahmen; ſtarb am vierten Tage in meinen Armen und in den Armen meines Bräutigams.

Bekannt mit der Schmähſucht unſrer Mitmenſchen that ich Wilhelm den Vorſchlag, unſer bisheriges Vaterland mit einer anmuthigen Fremde zu vertauſchen; und er folgte mir willig. Ich verkaufte meine liegenden Gründe, wir durchreiſten Deutſchland, ſuchten einen Ort, der uns zur Heimath gefalle; und fanden ihn hier. Den Nahmen, den er führt, erkauften wir nicht aus Stolz, ſondern nur um der Forſchbegier

war. Nie riß in den Orten seiner Pflege eine Viehseuche ein, so verderblich sie oft in der Nachbarschaft wüthete; und er war deßhalb bey seiner Herrschaft, Trotz seiner sonst verachteten Handthierung, sehr beliebt.

Aber in seinem sechs und sechzigsten Jahre traf ihn das Unglück, daß ein Jagdpudel, den ihm der junge Graf, der seit Kurzem erst sein Herr geworden war, in die Kost gegeben hatte, unvermuthet verreckte. Zwar geschah Dieß ganz ohne seine Schuld; doch man glaubte seinen Worten nicht; dieser Hund war einmahl der hochgräfliche Liebling; und der arme entkräftete Greis verlor sein Brot und seine Stelle.

Ohne Dienst, ohne Aussicht, ohne Kräfte, sich Unterhalt zu erwerben, zog der unglückliche alte Mann mit seinem Sohne Johann, einem damahls achtjährigen Knaben, im Ländchen herum; einige Bauern, menschlicher als ihr Graf, gaben ihm kärgliche Brosamen, bis er erkrankte, und vor Kummer und Elend starb.

Johann war jetzt neun Jahre alt; und ein Vetter seines Vaters, von gleicher Handthierung, nahm ihn zu sich; doch dieser Mann war ein versteckter Böswicht, der sich des armen Knaben bald zu einigen kleinen Viehdiebstählen so zu bedienen wußte, daß Johann selbst nicht argwohnte, wozu er gebraucht würde. Aber endlich ward ihm die Sache doch verdächtig, und als einst in seiner Gegenwart ein förmlicher Raub verabredet, er selbst auch zum Einsteigen und zur Eröffnung der Fenster dabey bestimmt wurde, stand auf einmahl der Geist seines Vaters ihm vor Augen; er glaubte, seine Ermahnungen alle von Neuem zu hö-

Der Stockſchilling.

Auch noch ein Bruchſtück aus Branko's Journal, und ein Gegenſtück zu dem vorhergehenden.

Daß Weidla — ſo ſehr er ſein Glück verdiente — auf einem ſeltſamen Wege dazu gelangt ſey, davon fühlte ich*) mich überzeugt; ja eine geraume Zeit glaubte ich ſogar, auf dem ſeltſamſten unter allen. Erſt ſeit Kurzem weiß ich, daß dieſer Superlativ noch zu voreilig war. — An einem Winterabende genoß ich den Beſuch von einigen meiner vertrauteſten Freunde. Der freundliche Kamin und ein dampfendes Glas Punſch machten uns um deſto frohern Muthes, je ſtärker es draußen ſtürmte und ſchneyte. Doch waren unſere Geſpräche von einer Art, daß ſie keinen Ort, ſelbſt den in der Kirche nicht, entweiht haben würden; denn wir ſprachen von der ſonderbaren Verkettung menſchlicher Schickſale, und wie ſo oft Glück in Unglück, Unglück in Glück ſich verwandeln könne. Mei-

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Ich in der ganzen Einleitung auf Branko geht. M.

ne Freunde meinten: ich müſſe manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geſchichte davon ihnen vorzuleſen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigſtens ein funfzig bis ſechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menſchen in dieſer ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich ſah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu ſpielen, und las ohne Bedenken ſeine Geſchichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth ſchien, durch Aufſchreiben eine längere Dauer gab — nur Dieſer ſagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübſal und Beſchimpfung ſein Glück. Aber wenigſtens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geſchichte eines Mädchens, die wirklich zum Laſter ſich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl ſchmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Dieſe wenigſtens nicht ſo unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will verſuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geſchichte vor, von welcher er mir eine Abſchrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

* * *

Bekannter Maßen ſchließt jedes Lager in Kriegszeiten nicht Krieger allein, ſondern auch eine Menge von Troß in ſich, und zu dieſem Troß geſellt ſich oft eine nur zu reichliche Anzahl gutwilliger weiblicher Geſchöpfe. Dieß war auch im ſiebenjährigen Kriege der Fall bey einem anſehnlichen Theil des preußiſchen Heeres, das eine geraume Zeit hindurch unweit Leipzig im Felde ſtand. Ein feindliches, noch ſtärkeres Heer machte Vorrücken unmöglich, und zurück ziehen wollte ſich der tapfere H** nicht. Während dieſes Verzugs ſammelten ſich die Töchter des Landes, die, eingeſtanden, nicht häßlich ſind, häufig bey den Preußen, und brachten mannigfache Freuden mit. Aber dieſe Freuden waren nicht alle rein. Sey es durch alte, oder durch neue ſich vervielfältigende Sünden — kurz, viele von dieſen Mädchen erkrankten, und ihre Liebhaber nothwendig mit ihnen. Bald nahm das Übel ſo überhand, und die Lazarethe wurden ſo angefüllt, daß es bis zu den Ohren der Generale und des Feldherrn ſelbſt drang. Zum moraliſchen Schaden hatten ſie geſchwiegen, dem phyſiſchen mußte, der Folgen halber, vorgebeugt werden. Ein ſcharfes Geboth befahl allen unkeuſchen Frauensperſonen, ſich aus dem Lager zu entfernen. Diejenige, die am dritten Tage ſich noch betreten laſſe, und durch keinen Trauſchein ſich ſchützen könne, ſollte durch die Hand des Büttels zum Lager hinaus gepeitſcht werden.

Wie alle Geſetze in der Welt Übertreter finden, ging es auch hier. Man fand Nymphen genug, die der Strafe, und dem Profoßen zu entgehen gehofft hatten: man zahlte ſie aus und jagte ſie fort. Oft war

es freylich nur ein Abmarsch gegen Westen, und eine Rückkehr gegen Süden; aber die Justiz that wenigstens ihre Pflicht. Oft bestach auch so eine Unglückliche den schon aufgehobenen Arm ihres Begleiters, durch Aufopferung ihres sauern Gewinnstes. Aber wenigstens war Dieß eine Ausnahme von der Regel; und die Verbannung blieb nicht aus, gesetzt, daß man die fühlbare Züchtigung milderte.

Eines Tages ward zum Auditeur Wellmann vom Profoßen ein Mädchen gebracht, das in der That selbst ertappt worden, Marianne Meran sich nannte, höchstens siebzehn Jahr alt, und von einer so reizenden Gestalt war, daß jeder, der sie sah, den Mißbrauch dieser Reize bedauern mußte. Auch das Bescheidene in ihrem Betragen unterschied sie von dem Haufen alltäglicher Dirnen weit; und der Profoß, der doch sonst zu der empfindsamsten Classe der Menschen nicht gehörte, gestand, daß er eben auf ihr Bitten und gegen ein kleines Geschenk sie habe wollen laufen lassen; als der Soldat, mit dem er sie angetroffen, beym Anblick ihres Geldes ausgerufen: Dieß sey ihm gestohlen worden. Eine solche Beschuldigung zu entscheiden, habe er nicht vermocht, und deßhalb eigentlich sie hierhergebracht.

Wellmann schritt zur Untersuchung, und bald ergab es sich, wenn nicht mit Gewißheit, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß jener Elende, der ihrer genossen, sie des Diebstahls nur bezüchtigte, damit er umsonst sie genossen habe. Freylich blieben noch einige kleine Umstände unerörtert; freylich hatte sie auch durch die Sünde schon, die sie eingestand, der Verordnung nach, eine körperliche Strafe verdient. Aber

ſie bath ſo kläglich, betheuerte erſt ſeit Kurzem, und zwar durch ein Eheverſprechen verführt, in dieß unſelige Leben verſtrickt zu ſeyn; und — was am kräftigſten war — ihre Jugend und niedliche Figur halfen ſo treulich mit bitten, daß der Auditeur eben im Begriff ſtand, ſie mit einem tüchtigen Verweis durchſchlüpfen, und vor das Lager bringen zu laſſen, als ſein General von ungefähr vorüber ging, ein kleines Gedränge vor dem Zelte wahrnahm, und hinein trat.

Es war der Graf R—r, ein alter, rauher, gefürchteter Mann, eigentlich zwar gerecht und brav, aber ganz Soldat; ein Hageſtolz, deſſen Seele durch Liebe nie gemildert worden; der keinen Widerſpruch vertrug, und daher immer ſtreng, nicht ſelten grauſam zu handeln ſchien. — „Was ſoll der Zuſammenlauf hier? rief er, indem er eintrat: Ha, was gilts! wieder eine Hure! Herr Auditeur, ich empfehle Ihnen die möglichſte Schärfe. So eben höre ich, daß zwey meiner beſten Burſche im Lazareth geſtorben ſind; und woran? — Wahrlich, wenn der Prinz mir folgte; nicht wegjagen, in den nächſten Strom ſollte man alles ertappte weibliche Geſindel werfen."

Bey einem ſolchen Eingange wäre Wellmann gern des ganzen Beſuchs entübrigt geweſen; und als er doch den gegenwärtigen Handel erzählen mußte, that er es mit möglichſter Schonung, und mit mancherley eingeſtreuten Entſchuldigungsgründen. Aber eben dieſer Glimpf erhitzte den alten General nur noch mehr.

„Wetter, Herr, rief er, Sie ſind doch nicht Willens, dieſe Bettel hier mit heiler Haut davon laufen zu laſſen, bloß weil ſie ein leidliches Geſichtchen hat! Schickt es ſich für einen Richter, darnach zu

unſrer ehemahligen Landsleute uns zu entziehen. So manches anſehnliche Amt an den Höfen nachbarlicher Fürſten konnte mein Gemahl ſchon erhalten. Doch ihm genügte der Genuß der Wiſſenſchaften und der Liebe im Stillen. Mir genügte ein Gatte, den ich nicht gegen einen Fürſten vertauſchen würde. Ein Gatte, der einſt nicht nur ſo viel litt für mich, ſondern dem ich es auch verdanke, daß flecenlos mein Gewiſſen, und rein meine Tugend blieb.

Der Stockſchilling.

Auch noch ein Bruchſtück aus Branko's Journal, und ein Gegenſtück zu dem vorhergehenden.

Daß Weidla — ſo ſehr er ſein Glück verdiente — auf einem ſeltſamen Wege dazu gelangt ſey, davon fühlte ich*) mich überzeugt; ja eine geraume Zeit glaubte ich ſogar, auf dem ſeltſamſten unter allen. Erſt ſeit Kurzem weiß ich, daß dieſer Superlativ noch zu voreilig war. — An einem Winterabende genoß ich den Beſuch von einigen meiner vertrauteſten Freunde. Der freundliche Kamin und ein dampfendes Glas Punſch machten uns um deſto frohern Muthes, je ſtärker es draußen ſtürmte und ſchneyte. Doch waren unſere Geſpräche von einer Art, daß ſie keinen Ort, ſelbſt den in der Kirche nicht, entweiht haben würden; denn wir ſprachen von der ſonderbaren Verkettung menſchlicher Schickſale, und wie ſo oft Glück in Unglück, Unglück in Glück ſich verwandeln könne. Mei-

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Ich in der ganzen Einleitung auf Branko geht. M.

ne Freunde meinten: ich müſſe manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geſchichte davon ihnen vorzuleſen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigſtens ein funfzig bis ſechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menſchen in dieſer ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich ſah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu ſpielen, und las ohne Bedenken ſeine Geſchichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth ſchien, durch Aufſchreiben eine längere Dauer gab — nur Dieſer ſagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübſal und Beſchimpfung ſein Glück. Aber wenigſtens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geſchichte eines Mädchens, die wirklich zum Laſter ſich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl ſchmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Dieſe wenigſtens nicht ſo unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will verſuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geſchichte vor, von welcher er mir eine Abſchrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

* * *

Bekannter Maßen ſchließt jedes Lager in Kriegszeiten nicht Krieger allein, ſondern auch eine Menge von Troß in ſich, und zu dieſem Troß geſellt ſich oft eine nur zu reichliche Anzahl gutwilliger weiblicher Geſchöpfe. Dieß war auch im ſiebenjährigen Kriege der Fall bey einem anſehnlichen Theil des preußiſchen Heeres, das eine geraume Zeit hindurch unweit Leipzig im Felde ſtand. Ein feindliches, noch ſtärkeres Heer machte Vorrücken unmöglich, und zurück ziehen wollte ſich der tapfere H** nicht. Während dieſes Verzugs ſammelten ſich die Töchter des Landes, die, eingeſtanden, nicht häßlich ſind, häufig bey den Preußen, und brachten mannigfache Freuden mit. Aber dieſe Freuden waren nicht alle rein. Sey es durch alte, oder durch neue ſich vervielfältigende Sünden — kurz, viele von dieſen Mädchen erkrankten, und ihre Liebhaber nothwendig mit ihnen. Bald nahm das Übel ſo überhand, und die Lazarethe wurden ſo angefüllt, daß es bis zu den Ohren der Generale und des Feldherrn ſelbſt drang. Zum moraliſchen Schaden hatten ſie geſchwiegen, dem phyſiſchen mußte, der Folgen halber, vorgebeugt werden. Ein ſcharfes Geboth befahl allen unkeuſchen Frauensperſonen, ſich aus dem Lager zu entfernen. Diejenige, die am dritten Tage ſich noch betreten laſſe, und durch keinen Trauſchein ſich ſchützen könne, ſollte durch die Hand des Büttels zum Lager hinaus gepeitſcht werden.

Wie alle Geſetze in der Welt Übertreter finden, ging es auch hier. Man fand Nymphen genug, die der Strafe, und dem Profoßen zu entgehen gehofft hatten: man zahlte ſie aus und jagte ſie fort. Oft war

es freylich nur ein Abmarsch gegen Westen, und eine Rückkehr gegen Süden; aber die Justiz that wenigstens ihre Pflicht. Oft bestach auch so eine Unglückliche den schon aufgehobenen Arm ihres Begleiters, durch Aufopferung ihres sauern Gewinnstes. Aber wenigstens war Dieß eine Ausnahme von der Regel; und die Verbannung blieb nicht aus, gesetzt, daß man die fühlbare Züchtigung milderte.

Eines Tages ward zum Auditeur Wellmann vom Profoßen ein Mädchen gebracht, das in der That selbst ertappt worden, Marianne Meran sich nannte, höchstens siebzehn Jahr alt, und von einer so reizenden Gestalt war, daß jeder, der sie sah, den Mißbrauch dieser Reize bedauern mußte. Auch das Bescheidene in ihrem Betragen unterschied sie von dem Haufen alltäglicher Dirnen weit; und der Profoß, der doch sonst zu der empfindsamsten Classe der Menschen nicht gehörte, gestand, daß er eben auf ihr Bitten und gegen ein kleines Geschenk sie habe wollen laufen lassen; als der Soldat, mit dem er sie angetroffen, beym Anblick ihres Geldes ausgerufen: Dieß sey ihm gestohlen worden. Eine solche Beschuldigung zu entscheiden, habe er nicht vermocht, und deßhalb eigentlich sie hier hergebracht.

Wellmann schritt zur Untersuchung, und bald ergab es sich, wenn nicht mit Gewißheit, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß jener Elende, der ihrer genossen, sie des Diebstahls nur bezüchtigte, damit er umsonst sie genossen habe. Freylich blieben noch einige kleine Umstände unerörtert; freylich hatte sie auch durch die Sünde schon, die sie eingestand, der Verordnung nach, eine körperliche Strafe verdient. Aber

ſie bath ſo kläglich, betheuerte erſt ſeit Kurzem, und zwar durch ein Eheverſprechen verführt, in dieß unſelige Leben verſtrickt zu ſeyn; und — was am kräftigſten war — ihre Jugend und niedliche Figur halfen ſo treulich mit bitten, daß der Auditeur eben im Begriff ſtand, ſie mit einem tüchtigen Verweis durchſchlüpfen, und vor das Lager bringen zu laſſen, als ſein General von ungefähr vorüber ging, ein kleines Gedränge vor dem Zelte wahrnahm, und hinein trat.

Es war der Graf R—r, ein alter, rauher, gefurchteter Mann, eigentlich zwar gerecht und brav, aber ganz Soldat; ein Hageſtolz, deſſen Seele durch Liebe nie gemildert worden; der keinen Widerſpruch vertrug, und daher immer ſtreng, nicht ſelten grauſam zu handeln ſchien. — „Was ſoll der Zuſammenlauf hier? rief er, indem er eintrat: Ha, was gilts! wieder eine Hure! Herr Auditeur, ich empfehle Ihnen die möglichſte Schärfe. So eben höre ich, daß zwey meiner beſten Burſche im Lazareth geſtorben ſind; und woran? — Wahrlich, wenn der Prinz mir folgte; nicht wegjagen, in den nächſten Strom ſollte man alles ertappte weibliche Geſindel werfen."

Bey einem ſolchen Eingange wäre Wellmann gern des ganzen Beſuchs entübrigt geweſen; und als er doch den gegenwärtigen Handel erzählen mußte, that er es mit möglichſter Schonung, und mit mancherley eingeſtreuten Entſchuldigungsgründen. Aber eben dieſer Glimpf erhitzte den alten General nur noch mehr.

„Wetter, Herr, rief er, Sie ſind doch nicht Willens, dieſe Bettel hier mit heiler Haut davon laufen zu laſſen, bloß weil ſie ein leidliches Geſichtchen hat! Schickt es ſich für einen Richter, darnach zu

zu erkennen; er tröstete sie durch Verweisung auf die bisherigen sonderbaren Wege der Vorsicht. Das Gespräch lenkte sich nun sehr ungezwungen auf mich. Sie sprach von mir mit der wärmsten Erkenntlichkeit. „Ich hoffe, rief sie endlich, sie wird vollenden, was sie so weit fortführte; wird nicht eher mit deiner Unterstützung aufhören, bis sie dich geborgen weiß. Ach, wenn sie zuweilen so günstig von dir sprach — — doch nein, eine solche Hoffnung wäre Thorheit." — Sie brach ab, indem sie Arzney von seiner Hand gereicht begehrte.

Es war ein sonderbares unaussprechliches Gefühl, eine seltene auf ein Mahl gereifte Entschließung, die ich bey diesen Worten, und bey dem Lobe, das Wilhelm hinzufügte, in mir aufsteigen fühlte. Ich erhob mich schnell, trat in ihr Zimmer; sie waren ein wenig betreten, mich jetzt zu sehen. Ich nahte mich lächelnd dem Bette der Kranken. — „Wohlan, meine ehrwürdige Freundinn, sprach ich, auch diese Sorge für die Zukunft will ich noch befriedigen! Mit eigenen Augen sollen Sie noch sich überzeugen, welches Loos Ihr so geliebter, und dieser Liebe so würdige Sohn erwählt. Sagen Sie mir, junger braver Mann, haben Sie noch keinen Gegenstand Ihrer Zärtlichkeit?" — Er erröthete und antwortete stammelnd: Keinen.

„Warum verbergen Sie mir ihn? fuhr ich fort. Können Ihre Geliebte, sie sey wer sie wolle, zwanzig tausend Thaler Mitgift zu der Ihrigen machen, so soll Ihre Mutter noch Beyder Hände zusammen fügen, ehe sie einschläft. Für ein ehrendes Amt wird Ihre eigene Fähigkeit sorgen." — Ich habe keine Geliebte,

liebte, ſprach er, die ich durch eine ſolche Summe kaufen könnte; auch macht dieſe verſchwenderiſche Güte — — „Still! fiel ich ein, lernen Sie die Verſchwenderinn erſt ganz kennen, bevor ſie ein Urtheil von ihr fällen. Wilhelm, iſt es Wahrheit, daß Ihr Herz ganz frey ſich fühlt, ſo iſt das meinige um deſto mehr zu beklagen: denn drey Jahre ſchon liebt es Sie; und biethet ſich jetzt ſammt meiner Hand Ihnen an, wenn Sie es anders erwiedern können."

O Gott, wäre es möglich! riefen Mutter und Sohn zugleich; der Letztere ſchon zu meinen Füßen. — Ob er es annahm, ob er Wahrheit ſprach, als er mir Liebe ſchwur; ob ich thörigt oder weislich wählte; das wiſſen Sie Branko ſchon; das ſehen Sie bereits ſeit einem Monath ungefähr als ein Augenzeuge. Aber ſeiner Mutter feuriger Dank zum Himmel, ihre unbegrenzte Freude, ihre Liebkoſungen — laſſen Sie mich abbrechen davon, denn mein Herz wird bey der Erinnerung weich! Auch ſorge ich: eben dieß Übermaß von Entzücken verkürzte ihr Leben noch um ein Paar Tage, ſtatt es, meinen Wünſchen nach, zu verlängern. Wenigſtens aber empfing ſie von mir bereits den Mutternahmen; ſtarb am vierten Tage in meinen Armen und in den Armen meines Bräutigams.

Bekannt mit der Schmähſucht unſrer Mitmenſchen that ich Wilhelm den Vorſchlag, unſer bisheriges Vaterland mit einer anmuthigen Fremde zu vertauſchen; und er folgte mir willig. Ich verkaufte meine liegenden Gründe, wir durchreiſten Deutſchland, ſuchten einen Ort, der uns zur Heimath gefalle; und fanden ihn hier. Den Nahmen, den er führt, erkauften wir nicht aus Stolz, ſondern nur um der Forſchbegier

unſrer ehemahligen Landsleute uns zu entziehen. So manches anſehnliche Amt an den Höfen nachbarlicher Fürſten konnte mein Gemahl ſchon erhalten. Doch ihm genügte der Genuß der Wiſſenſchaften und der Liebe im Stillen. Mir genügte ein Gatte, den ich nicht gegen einen Fürſten vertauſchen würde. Ein Gatte, der einſt nicht nur ſo viel litt für mich, ſondern dem ich es auch verdanke, daß flecenlos mein Gewiſſen, und rein meine Tugend blieb.

Alles ſo klar und deutlich! da indeß jener Grenadier auf ſeiner Rede beſtand; da er verſicherte: daß bey einem ordentlichen Verhör ſich Alles aufklären würde; da ſich bey ihm ſelbſt auch nicht die geringſte Spur eines Wahnſinns fand; ſo ſchob man ſehr natürlich die Vollſtreckung des Todesurtheils auf; führte beyde Soldaten in den Verhaft zurück; und, ſiehe da, zur unbeſchreiblichſten Verwunderung aller leiſtete die Ausſage des Letztern nur allzu treulich, was er verſprochen hatte!

„Er ſey, geſtand er, nicht nur Mörder, nüchterner Mörder, ſondern ſogar ein Böſewicht, der nach dem kälteſten, überdachteſten Plane gehandelt habe. Schon ſeit zwölf Jahren ſey er im Geheim des Erſchlagenen (der ihn einſt bey einem Liebeshandel ausgeſtochen) Todfeind geweſen; habe ihm oft genug im Herzen den gewiſſen Untergang geſchworen; nur über die Mittel hierzu hätte er mit ſich ſelbſt nicht einig werden können. Ihn vorwärts, im offnen Streit anzugreifen, dazu habe er ſich zu ſchwach und, frey geſtanden, auch zu verzagt gefühlt. An anderer Gelegenheit, ihm unbemerkt beyzukommen, habe es ihm ſtets gemangelt. Endlich ſey ihm eingefallen: ob er nicht vielleicht ſeinen Feind bey der letzten Schmauſerey zum Zank mit einem Dritten reizen, und dann den Verdacht des Mordes auf einen Unſchuldigen wälzen könne. Aufs vollkommenſte ſey ihm Dieß gelungen. Denn durch ihn heimlich angereizt hätten Inquiſit und jener Ermordete zuſammen einen Wortwechſel angefangen, der bald bis zur höchſten Erbitterung fortgeſchritten wäre. Wie der Zank im vollſten Gange geweſen, habe er ſich fortgeſchlichen, und draußen in einem Winkel der Straße

ne Freunde meinten: ich müsse manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geschichte davon ihnen vorzulesen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigstens ein funfzig bis sechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menschen in dieser ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich sah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu spielen, und las ohne Bedenken seine Geschichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth schien, durch Aufschreiben eine längere Dauer gab — nur Dieser sagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübsal und Beschimpfung sein Glück. Aber wenigstens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geschichte eines Mädchens, die wirklich zum Laster sich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl schmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Diese wenigstens nicht so unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will versuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geschichte vor, von welcher er mir eine Abschrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

* * *

Bekannter Maßen ſchließt jedes Lager in Kriegszeiten nicht Krieger allein, ſondern auch eine Menge von Troß in ſich, und zu dieſem Troß geſellt ſich oft eine nur zu reichliche Anzahl gutwilliger weiblicher Geſchöpfe. Dieß war auch im ſiebenjährigen Kriege der Fall bey einem anſehnlichen Theil des preußiſchen Heeres, das eine geraume Zeit hindurch unweit Leipzig im Felde ſtand. Ein feindliches, noch ſtärkeres Heer machte Vorrücken unmöglich, und zurück ziehen wollte ſich der tapfere H** nicht. Während dieſes Verzugs ſammelten ſich die Töchter des Landes, die, eingeſtanden, nicht häßlich ſind, häufig bey den Preußen, und brachten mannigfache Freuden mit. Aber dieſe Freuden waren nicht alle rein. Sey es durch alte, oder durch neue ſich vervielfältigende Sünden — kurz, viele von dieſen Mädchen erkrankten, und ihre Liebhaber nothwendig mit ihnen. Bald nahm das Übel ſo überhand, und die Lazarethe wurden ſo angefüllt, daß es bis zu den Ohren der Generale und des Feldherrn ſelbſt drang. Zum moraliſchen Schaden hatten ſie geſchwiegen, dem phyſiſchen mußte, der Folgen halber, vorgebeugt werden. Ein ſcharfes Geboth befahl allen unkeuſchen Frauensperſonen, ſich aus dem Lager zu entfernen. Diejenige, die am dritten Tage ſich noch betreten laſſe, und durch keinen Trauſchein ſich ſchützen könne, ſollte durch die Hand des Büttels zum Lager hinaus gepeitſcht werden.

Wie alle Geſetze in der Welt Übertreter finden, ging es auch hier. Man fand Nymphen genug, die der Strafe, und dem Profoßen zu entgehen gehofft hatten: man zahlte ſie aus und jagte ſie fort. Oft war

es freylich nur ein Abmarsch gegen Westen, und eine Rückkehr gegen Süden; aber die Justiz that wenigstens ihre Pflicht. Oft bestach auch so eine Unglückliche den schon aufgehobenen Arm ihres Begleiters, durch Aufopferung ihres sauern Gewinnstes. Aber wenigstens war Dieß eine Ausnahme von der Regel; und die Verbannung blieb nicht aus, gesetzt, daß man die fühlbare Züchtigung milderte.

Eines Tages ward zum Auditeur Wellmann vom Profoßen ein Mädchen gebracht, das in der That selbst ertappt worden, Marianne Meran sich nannte, höchstens siebzehn Jahr alt, und von einer so reizenden Gestalt war, daß jeder, der sie sah, den Mißbrauch dieser Reize bedauern mußte. Auch das Bescheidene in ihrem Betragen unterschied sie von dem Haufen alltäglicher Dirnen weit; und der Profoß, der doch sonst zu der empfindsamsten Classe der Menschen nicht gehörte, gestand, daß er eben auf ihr Bitten und gegen ein kleines Geschenk sie habe wollen laufen lassen; als der Soldat, mit dem er sie angetroffen, beym Anblick ihres Geldes ausgerufen: Dieß sey ihm gestohlen worden. Eine solche Beschuldigung zu entscheiden, habe er nicht vermocht, und deßhalb eigentlich sie hierhergebracht.

Wellmann schritt zur Untersuchung, und bald ergab es sich, wenn nicht mit Gewißheit, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß jener Elende, der ihrer genossen, sie des Diebstahls nur bezüchtigte, damit er umsonst sie genossen habe. Freylich blieben noch einige kleine Umstände unerörtert; freylich hatte sie auch durch die Sünde schon, die sie eingestand, der Verordnung nach, eine körperliche Strafe verdient. Aber

ſie bath ſo kläglich, betheuerte erſt ſeit Kurzem, und zwar durch ein Eheverſprechen verführt, in dieß unſelige Leben verſtrickt zu ſeyn; und — was am kräftigſten war — ihre Jugend und niedliche Figur halfen ſo treulich mit bitten, daß der Auditeur eben im Begriff ſtand, ſie mit einem tüchtigen Verweis durchſchlüpfen, und vor das Lager bringen zu laſſen, als ſein General von ungefähr vorüber ging, ein kleines Gedränge vor dem Zelte wahrnahm, und hinein trat.

Es war der Graf R—r, ein alter, rauher, gefürchteter Mann, eigentlich zwar gerecht und brav, aber ganz Soldat; ein Hageſtolz, deſſen Seele durch Liebe nie gemildert worden; der keinen Widerſpruch vertrug, und daher immer ſtreng, nicht ſelten grauſam zu handeln ſchien. — „Was ſoll der Zuſammenlauf hier? rief er, indem er eintrat: Ha, was gilts! wieder eine Hure! Herr Auditeur, ich empfehle Ihnen die möglichſte Schärfe. So eben höre ich, daß zwey meiner beſten Burſche im Lazareth geſtorben ſind; und woran? — Wahrlich, wenn der Prinz mir folgte; nicht wegjagen, in den nächſten Strom ſollte man alles ertappte weibliche Geſindel werfen."

Bey einem ſolchen Eingange wäre Wellmann gern des ganzen Beſuchs entübrigt geweſen; und als er doch den gegenwärtigen Handel erzählen mußte, that er es mit möglichſter Schonung, und mit mancherley eingeſtreuten Entſchuldigungsgründen. Aber eben dieſer Glimpf erhitzte den alten General nur noch mehr.

„Wetter, Herr, rief er, Sie ſind doch nicht Willens, dieſe Bettel hier mit heiler Haut davon laufen zu laſſen, bloß weil ſie ein leidliches Geſichtchen hat? Schickt es ſich für einen Richter, darnach zu

unſrer ehemahligen Landsleute uns zu entziehen. So manches anſehnliche Amt an den Höfen nachbarlicher Fürſten konnte mein Gemahl ſchon erhalten. Doch ihm genügte der Genuß der Wiſſenſchaften und der Liebe im Stillen. Mir genügte ein Gatte, den ich nicht gegen einen Fürſten vertauſchen würde. Ein Gatte, der einſt nicht nur ſo viel litt für mich, ſondern dem ich es auch verdanke, daß fleckenlos mein Gewiſſen, und rein meine Tugend blieb.

Der Stockſchilling.

Auch noch ein Bruchſtück aus Branko's Journal, und ein Gegenſtück zu dem vorhergehenden.

Daß Weidla — ſo ſehr er ſein Glück verdiente — auf einem ſeltſamen Wege dazu gelangt ſey, davon fühlte ich*) mich überzeugt; ja eine geraume Zeit glaubte ich ſogar, auf dem ſeltſamſten unter allen. Erſt ſeit Kurzem weiß ich, daß dieſer Superlativ noch zu voreilig war. — An einem Winterabende genoß ich den Beſuch von einigen meiner vertrauteſten Freunde. Der freundliche Kamin und ein dampfendes Glas Punſch machten uns um deſto frohern Muthes, je ſtärker es draußen ſtürmte und ſchneyte. Doch waren unſere Geſpräche von einer Art, daß ſie keinen Ort, ſelbſt den in der Kirche nicht, entweiht haben würden; denn wir ſprachen von der ſonderbaren Verkettung menſchlicher Schickſale, und wie ſo oft Glück in Unglück, Unglück in Glück ſich verwandeln könne. Mei-

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Ich in der ganzen Einleitung auf Branko geht. M.

ne Freunde meinten: ich müſſe manchen Beweis davon in meinen Tagebüchern haben; und ich läugnete es nicht. Sie bathen mich eine oder die andere Geſchichte davon ihnen vorzuleſen; und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir waren jetzt wenigſtens ein funfzig bis ſechzig Meilen von Weidla's Schloß entfernt. Keiner meiner Freunde kannte einen Menſchen in dieſer ganzen Gegend; auch konnte ich ja mit leichter Mühe die Nahmen verändern. Kurz, ich ſah keinen Grund, den Geheimnißvollen zu ſpielen, und las ohne Bedenken ſeine Geſchichte ihnen vor.

Sie erhielt ihren Beyfall; nur Einer meiner Freunde — darin mir ähnlich, daß er gern Allem, was er hörte, und was ihm des Behaltens werth ſchien, durch Aufſchreiben eine längere Dauer gab — nur Dieſer ſagte: Sie haben Recht, Branko. Weidla machte durch Trübſal und Beſchimpfung ſein Glück. Aber wenigſtens war es ein unverdienter Schimpf, und was er litt, war eigentlich die Ausübung einer edlen That. Ich aber weiß die Geſchichte eines Mädchens, die wirklich zum Laſter ſich herab ließ; die eine Strafe empfing, zehn Mahl ſchmähliger noch, als Weidla's Strafe; die Dieſe wenigſtens nicht ſo unverdient litt, als Er, und die eben dadurch — Branko, Sie haben uns heute bis Mitternacht unterhalten; ich will verſuchen, ob ich es morgen kann.

Wir Übrigen hielten ihn beym Wort; und er las uns den andern Abend folgende Geſchichte vor, von welcher er mir eine Abſchrift mittheilte, und deren Wahrheit er mit mancher Betheurung verbürgte.

Ja wohl hat ſie es nicht gethan!

Es mögen einige dreyßig, bis nahe vierzig Jahre verfloſſen ſeyn, als zu Bar—th eine arme ledige, ſchon ziemlich tief in die mannbaren Jahre gekommene Weibsperſon lebte, der man weiter nichts vorzuwerfen wußte, als daß ſie einen Fehltritt der Liebe gethan, und ſolchen durch einen kleinen lebendigen Zeugen ſelbſt an Tag gebracht habe; ſonſt ein ehrliches, gutes, ziemlich einfältiges Mädchen! — So menſchlich auch ein Vergehen dieſer Art ſeyn mag; ſo gewiß der Verführer weit ſtärkern Tadel als die Verführte verdient; ſo dachte man doch in damahligen Zeiten über einen ſolchen Punct weit ſtrenger als jetzt; und wahrſcheinlich auch weit ſtrenger, als — man ſollte. Nicht genug, daß damahls noch an vielen Orten Kirchenbuße und Gefängnißſtrafe über die geſchwächte Dirne verhängt wurden; ſondern gewöhnlich blieb ſie auch nun für die übrige Zeit ihres Lebens ohne Freyer und Mann; fand ſogar äußerſt ſelten einen vortheilhaften Dienſt, und mußte oft ihr Alter in Dürftigkeit zubringen, bloß, weil ſie in ihrer Jugend einen offenbar dummen Streich gemacht hatte.

es freylich nur ein Abmarsch gegen Westen, und eine Rückkehr gegen Süden; aber die Justiz that wenigstens ihre Pflicht. Oft bestach auch so eine Unglückliche den schon aufgehobenen Arm ihres Begleiters, durch Aufopferung ihres sauern Gewinnstes. Aber wenigstens war Dieß eine Ausnahme von der Regel; und die Verbannung blieb nicht aus, gesetzt, daß man die fühlbare Züchtigung milderte.

Eines Tages ward zum Auditeur Wellmann vom Profoßen ein Mädchen gebracht, das in der That selbst ertappt worden, Marianne Meran sich nannte, höchstens siebzehn Jahr alt, und von einer so reizenden Gestalt war, daß jeder, der sie sah, den Mißbrauch dieser Reize bedauern mußte. Auch das Bescheidene in ihrem Betragen unterschied sie von dem Haufen alltäglicher Dirnen weit; und der Profoß, der doch sonst zu der empfindsamsten Classe der Menschen nicht gehörte, gestand, daß er eben auf ihr Bitten und gegen ein kleines Geschenk sie habe wollen laufen lassen; als der Soldat, mit dem er sie angetroffen, beym Anblick ihres Geldes ausgerufen: Dieß sey ihm gestohlen worden. Eine solche Beschuldigung zu entscheiden, habe er nicht vermocht, und deßhalb eigentlich sie hier hergebracht.

Wellmann schritt zur Untersuchung, und bald ergab es sich, wenn nicht mit Gewißheit, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß jener Elende, der ihrer genossen, sie des Diebstahls nur bezüchtigte, damit er umsonst sie genossen habe. Freylich blieben noch einige kleine Umstände unerörtert; freylich hatte sie auch durch die Sünde schon, die sie eingestand, der Verordnung nach, eine körperliche Strafe verdient. Aber

ſie bath ſo kläglich, betheuerte erſt ſeit Kurzem, und zwar durch ein Eheverſprechen verführt, in dieß unſelige Leben verſtrickt zu ſeyn; und — was am kräftigſten war — ihre Jugend und niedliche Figur halfen ſo treulich mit bitten, daß der Auditeur eben im Begriff ſtand, ſie mit einem tüchtigen Verweis durchſchlüpfen, und vor das Lager bringen zu laſſen, als ſein General von ungefähr vorüber ging, ein kleines Gedränge vor dem Zelte wahrnahm, und hinein trat.

Es war der Graf R—r, ein alter, rauher, gefürchteter Mann, eigentlich zwar gerecht und brav, aber ganz Soldat; ein Hageſtolz, deſſen Seele durch Liebe nie gemildert worden; der keinen Widerſpruch vertrug, und daher immer ſtreng, nicht ſelten grauſam zu handeln ſchien. — „Was ſoll der Zuſammenlauf hier? rief er, indem er eintrat: Ha, was gilts! wieder eine Hure! Herr Auditeur, ich empfehle Ihnen die möglichſte Schärfe. So eben höre ich, daß zwey meiner beſten Burſche im Lazareth geſtorben ſind; und woran? — Wahrlich, wenn der Prinz mir folgte; nicht wegjagen, in den nächſten Strom ſollte man alles ertappte weibliche Geſindel werfen."

Bey einem ſolchen Eingange wäre Wellmann gern des ganzen Beſuchs entübrigt geweſen; und als er doch den gegenwärtigen Handel erzählen mußte, that er es mit möglichſter Schonung, und mit mancherley eingeſtreuten Entſchuldigungsgründen. Aber eben dieſer Glimpf erhitzte den alten General nur noch mehr.

„Wetter, Herr, rief er, Sie ſind doch nicht Willens, dieſe Bettel hier mit heiler Haut davon laufen zu laſſen, bloß weil ſie ein leidliches Geſichtchen hat? Schickt es ſich für einen Richter, darnach zu

ſehen! He? Heißt das den Geſetzen, zumahl ſo friſchen Geſetzen nachgelebt? He? Nein, Dirne, eben weil du ſo ausſiehſt, und dieſem Ausſehen nach etwas Beſſeres hätteſt thun können, als huren und ſtehlen, ſollſt du deſto ſchärfer beſtraft werden, damit es nutzt und abſchreckt. — Holla, Profoß! ſchnüre ereinmahl dieſe Dame hier aus, durchwandere er die längſte Zeltgaſſe mit ihr, und ſtreiche er ihr alle zehn Schritte den blanken Rücken ſo tüchtig, daß ſie in ihrem ſechzigſten Jahre noch an dieſen heutigen Spaziergang mit Zittern und Zähnklappern denkt!

Verzeihen Ew. Exzellenz, entgegnete Wellmann, wenn ich nur noch erinnere: daß der Diebſtahl, deſſen man dieß Mädchen bezüchtiget, nichts weniger als erwieslich ſey.

Wer ſpricht vom Diebſtahl, Herr? Hat ſie nicht ohne dieß auch Strafe verdient? Blieb ſie nicht wider Verboth im Lager? — Ertappte man ſie nicht auf der Streu? He? Hätte ſie nicht mit der Larve hier ein beſſeres Handwerk wählen können, als mir meine Burſche zu verführen, und zu verderben vielleicht? Hat ſie gewuchert mit ihrem Leibe, ſo mag ſie nun auch zahlen mit ihm!

Nur, Ew. Exzellenz, daß dieſe Schärfe —

Zum Element, Herr, wiſſen Sie wohl, daß Ihr N u r und A b e r mir mißfallen? daß ich Ihr Mitleid mit ſolch einer Kreatur ganz gegen Recht und Subordination finde? Gleich will euch Federhelden doch das Herz zerſpringen, zumahl wenn es ein Weibsbild trifft. Ich will es, und damit gut! — Doch halt! wenn dieſer Spaziergang Ihnen mißfällt, wenn Sie durchaus an den B u c h ſt a b e n des Befehls ſich nicht binden wollen, auch dazu kann Rath werden. — Holla, Profoß,

eine Bank vor das Gezelt geſtellt! Ruthen gebracht! deinen tüchtigſten Knecht herbey gerufen! Hingelegt dieſe Jungfrau! Und ihr dann, daß wir Alle zuſehen, einen derben Stockſchilling gereicht! Aber einen derben, das ſage ich dir. Schont der Kerl das Menſch, funfzig Streiche für ihn auf eben dem Ort! Zahlt er ſie weidlich aus, einen Friedrichsdo'r Trinkgeld!

Jetzt half keine Vorſtellung weiter. Auch das ängſtliche Bitten des armen niederknieenden Geſchöpfs blieb vergeblich.— „Eben weil du ſo hübſch biſt! Eben weil ſo eine Aderlaß dich noch beſſern kann! Eben, weil ich überzeugt ſeyn will, daß man dich nicht verſchone! Dieß war und blieb ſeine Antwort. Ruthen und Bank waren binnen zwey Minuten in Bereitſchaft, in der dritten lag das Mädchen ſchon, wie ſie ſollte, und empfing ihre Strafe.

Die nicht leicht war! Der verſprochene Friedrichsdo'r wirkte. Ein Körper, der freylich nur der Körper eines Bürger-Mädchens war, der aber an Bau und Reiz und Weiße mit der vornehmſten Dame wetteifern konnte, ward binnen wenig Minuten von den Hüften an bis zur Kniekehle mit Blut und Striemen überdeckt. Da weder ſeine anfängliche Schönheit, noch ſeine nachmahlige traurige Veränderung rührte das Herz des alten rauhen Kriegers. Umſonſt war Mariens Winſeln und Schreyen, bis von der Ruthe das letzte Reißchen zerſtäubt war. Erſt als das arme Mädchen weinend wieder da ſtand, und ihr ferneres Schickſal bebend erwartete, da ſchien den alten General auf einen Augenblick ſeine Strenge zu dauern.— „Eigentlich, ſagte er, ſollte es deinem Rücken nicht beſſer gehen. Doch trolle dich nur, und ſündige nicht

wieder" — Ein Zweyguldenstück, das er ihr hinwarf, und sein Weggehen gaben die Losung zu einer milden Sammlung. Alle Umstehenden, und deren waren viel, zollten willig dazu. Das arme Mädchen empfing binnen wenig Minuten vielleicht mehr Geld, als sie im ganzen Leben noch auf eine andere Art erworben hatte; und eben so mild beschenkt, als scharf gestaupt, verließ sie am Arme des Buttels das Lager. Ein Begleiter, der Trotz seiner Unannehmlichkeit, beym Abschiede doch nicht unterließ, sich für die gehabte Mühe ein Trinkgeld ziemlich gewaltsam auszubitten.

Mancherley waren zwar die Regungen der Zuschauer bey dieser Scene gewesen; aber fast Alle hatten Mitleid mit der gestraften Person, und Unwillen gegen den strengen General empfunden. Am unwilligsten war Auditeur Wellmann gewesen. Nicht bloß wegen des Eingriffes in sein Amt, sondern weil das ganze Gericht ihm zu scharf, wenn auch nicht für die Sache, doch für die Person wenigstens dünkte. Selbst kein Verächter des andern Geschlechtes, hatte er beym Anblick des armen Mädchens, als sie ihrer Strafe zitternd entgegen sah, ein wahres Mitleid, und als sie dieselbe wirklich litt, manches von richterlicher Strenge himmelweit unterschiedene Gefühl verspürt. Jeder Streich, den sie empfing, traf ihn gewisser Maßen mit; einen blanken Ducaten hatte er ihr nachher verehrt; und gern hätte er sich erkundigt: wohin ihr Weg nun gehe? wäre er nicht durch Scham und durch die Furcht vor dem Zorn des Generals davon abgehalten worden.

Der Herbſt war da, der Winter nicht fern. Die Heere, nachdem ſie, ſtets einander im Angeſicht, noch ein gutes Stück Land durchzogen, und hier und da ſich gelagert hatten, gingen endlich in die Winterquartiere. Ein nothwendiges Geſchäft führte Wellmann einſt in ein Städtchen, das drey Meilen weit von ſeinem Standort ablag. Gedankenlos ritt er durch ein ſchmahles Gäßchen. Ein Fenſter, hart über ſeinem Haupt eröffnet, machte, daß er ganz mechaniſch die Augen aufſchlug. Zwey Frauensperſonen, eine Alte und eine Jüngere ſahen heraus. In dieſer letztern erkannte Wellmann ſogleich zu ſeinem Erſtaunen die vor wenig Wochen ſo hart beſtrafte, und jetzt recht ſauber gekleidete Nymphe. Auch ihn ſchien das Mädchen zu erkennen; denn erſchrocken fuhr ſie vom Fenſter hinweg, und warf es mit Geräuſch zu.

In der Seele des Auditeurs ſtiegen bey dieſem Zufall mancherley Begierden auf, die er auch mancherley taufte. Neugier wollte wiſſen, wie das Mädchen gerade hierher gekommen ſey? Zweifelſucht, ob ſie es auch wirklich wäre? Mitleid, wie es nach einem ſo herben Abſchied ihr ergangen ſeyn möchte? und Menſchenliebe — ein weitumfaſſender Nahme! — ob man nicht irgend womit ihr dienen könne? Kurz, ehe noch unſer Ritter ſein Gaſthaus erreicht hatte, war er auch zu Mariannen hinzugehen entſchloſſen.

Er hatte das Haus, wo ſie wohnte, ſich trefflich gemerkt. Anmelden ſchien ihm unnöthig. Als er ins Zimmer zu ihr, nach einem flüchtigen Anpochen, eintrat, fand er Alles, was er da ſah, ſehr einfach, doch reinlich und anſtändig. Sie ſelbſt ſaß in einem weiß-

leinenen bürgerlichen Hauskleide am Fenſter und nähte; roth wie Blut, ward ihr Geſicht, als ſie aufblickte und ihn eintreten ſah. Faſt unvermögend und zitternd ging ſie ihm ein Paar Schritte entgegen, und fragte: Was ihm hier zu ſuchen gefällig ſey? In der guten Abſicht, ſie nicht vor ihrer Stubengenoſſinn zu beſchämen, und überhaupt noch ungewiß, in welcher Lage er ſie hier wieder finde, nahm Wellmann einen jener alltäglichen Vorwände, die Männern, zumahl Officieren, ſo geläufig ſind; das heißt, er fragte nach Band oder Spitzen; und that noch gar nicht, als ob er ſie kenne.

Aber das Mädchen verſchmähte dieſe Schonung. — „Nicht doch, gnädiger Herr, rief ſie, und machte Miene ihm zu Füßen zu fallen, ſchon weiß meine Muhme, daß Sie mich erkannt haben. Sie wie ſie überhaupt Alles weiß, was ich unter Ihren Augen erlitt und verdiente. Aber auch ſie allein im ganzen Städtchen kennt zur Zeit meine Schande. Allen übrigen iſt meine Perſon und mein ehemahliges Leben fremd. Ich beſchwöre Sie, gnädiger Herr, machen Sie mich durch Ausbreitung meiner Schmach nicht noch unglücklicher, als ich es ſchon bin; ohne Ältern, ohne Freunde, ohne Ehre, ohne Hoffnung, jemahls meinen Fehler ganz ausſöhnen zu können!"

Auf dieſen Ton hatte ſich Wellmann nicht gefaßt gemacht, und deſto ſtärker wirkte er. Mit der freundſchaftlichſten Antwort ſuchte er ſie zu beruhigen. Er verſicherte ſie, hier noch mit keiner Sylbe von ihr geſprochen zu haben, und verſprach, es auch ferner nicht zu thun. Er erinnerte ſie, daß ja alles Erlittene wider ſeinen Willen und gegen ſein Vorwort ſie betroffen

habe. Er ermahnte ſie halb ſcherzend, zu vergeſſen, was ja doch nicht mehr ſchmerzen, und da hier Niemand etwas davon wiſſe, ihr auch nicht ſchaden könne; und ſchloß mit der Frage: durch welchen Zufall ſie hierher gekommen ſey? da dieß Städtchen von jenem Lagerplatze wenigſtens zwölf bis ſechzehn Meilen abliege.

Die Verlegenheit des Mädchens minderte ſich durch Wellmanns Zureden. Sie nöthigte ihn zum Niederſetzen, und erzählte ihm: daß ſie mühſelig nur an jenem ihr ſo widrigen Tage das nächſte Dorf erreichen konnte: daß ſie dort, an Leib und Seele krank, in Gefahr auf der Straße liegen zu bleiben, von einer gutherzigen Bäuerinn aufgenommen, und nach Vermögen gepflegt worden; daß ſie Dieſer freylich den wahren Grund ihrer Unpäßlichkeit verhehlt, aber auch, nachdem ſie ſich erhohlt, den ernſtlichſten Vorſatz zu künftiger Lebensänderung gefaßt habe. Rückkehr in ihre Vaterſtadt ſey unmöglich geweſen; aber eine entfernte Muhme, die ſie nie geſehen, aber oft loben gehört, ſey ihr beygefallen; zu Dieſer wäre ſie gereiſet, ſey gütig von ihr aufgenommen worden; habe Alles gebichtet; vollkommene Beſſerung gelobt, und endlich unter dieſer Bedingung die Erlaubniß erhalten, hier zu bleiben, und mit verändertem Nahmen durch ihrer Hände Arbeit ſich zu nähren.

Mit freundlichem Lächeln, wie man einem Mährchen zuhört, vernahm Wellmann dieſe Erzählung. Wer dieſe gütige Muhme und was ihr Gewerbe ſey, glaubte er ſo gut als gewiß ſchon zu wiſſen. Unter dem Vorwand, daß er hier Kaffeh zu trinken wünſche, und ihn zu bezahlen erböthig ſey, entfernte er die Alte aus der Stube; und ſah kaum mit dem Mädchen ſich

allein, als er ſich zu einem Kundmann für ihre Reize anboth, und durch Worte ſowohl, als durch das Spiel ſeiner Hände, deutlich genug zu erkennen gab: wie viel er von ihrer angeblichen Beſſerung halte.

Aber wie ſtaunte er, als er ſtatt der gehofften Ergebung den allerernſtlichſten Widerſtand antraf. Jetzt ſchob er ihn auf die Nähe der Alten, und that Vorſchläge zu deren weitern Wegſendung; vergebens! Jetzt glaubte er das Nothwendigſte noch vergeſſen zu haben, und both eine Hand voll Silbergeld ihr zur Belohnung an; vergebens! Jetzt ward er unwillig und ungeſtüm; fand es unglaublich, daß eine Perſon, die ſonſt ſo öffentlich ſich Preis gegeben, nun die Spröde ſpielen wolle; aber Alles vergebens!

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken,— ſprach ſie, indem ſie aus ſeinen Armen ſich loswand, — wenn Sie meine Lebensänderung nicht für Ernſt annehmen; und doch iſt ſie es wirklich! Zu nachdrücklich war die Art, mit der ſie mir eingeſchärft ward; zu merklich die Reden des Herrn Generals, als daß ich deren jemahls vergeſſen ſollte. Zwar zu vergüten, was ich verſchuldet habe, iſt mir eben ſo wenig möglich, als meine Strafe unempfangen zu machen. Aber gefruchtet ſoll dieſe Züchtigung haben, mehr als beym folgſamſten Kinde; das ſchwur ich, indem ich Ihr Lager verließ; und das hoffe ich zu halten."

Immer ſtärker ward Wellmanns Begierde, je ſtärker er die Hinderniſſe fand. Sein Geboth ſtieg vom Silber zum Golde. Mancher ehrbaren Jungfrau erſte Gunſt ward von Schwelgern ſelbſt wohlfeiler gekauft.— Man verſchmähte es. Zum Verſuch wahrer Gewaltthätigkeiten ſchritt er; und es blieb nur Verſuch. Selbſt

ſo weit ſtimmte er herab, daß er nur um einen Kuß ſie bath. Sie antwortete, mit einer Beſcheidenheit, die wirklich Contrebande bey ſolch einem Geſchöpfe ſchien:

„Warum das nicht! Aber erinnern Sie ſich, daß eine ſo Entehrte, wie ich, ſelbſt deſſen, was Sie Anfangs begehrten, von einem ſolchen Manne nicht werth iſt; geſchweige eines Kuſſes, den tauſend beſſere Mädchen Ihnen willig geben werden! — O gnädiger Herr, ich war wahrlich nicht von Jugend auf zu dem Stande beſtimmt, in welchem Sie mich fanden!"

„Und was war denn die Schuld, daß du zu ſolchem herabſankſt" fragte Wellmann, deſſen Körper Erholung bedurfte, und deſſen Neugier eben ſo wuchs, als ſeine Hoffnung ſich minderte. — Matt von dem fruchtloſen Feldzuge warf er auf einen nahen Seſſel ſich nieder, indeß das Mädchen alſo, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Inhalt nach, zu ihm ſprach:

„Eines ehrbaren, ſelbſt reines wohlhabenden Handwerksmanns einziges Kind bin ich. Mein Vater, Meran mit Nahmen, galt in dem Städtchen P — z für einen der erſten Bürger nach den Rathsherrn. Aber von Natur ſchon etwas hart, ward er noch härter gegen mich, als er eine Stiefmutter heirathete, die mich haßte und haſſen mußte, weil ich ein Jahr nur jünger, und vielleicht um ein gutes Theil hübſcher als ſie ſelbſt war. Ein alter Lederhändler ward um mich, buckelig, einäugig, ein Witwer, der drey Weiber ſchon zu Tode gequält hatte; aber auch ein Mann von Vermögen. Ich haßte ihn, wie den Tod. Aber er machte meiner Stiefmutter ein reichliches Geſchenk, und nun erging meines Vaters Befehl an mich, ihn

zu nehmen. Kein Bitten, kein Flehen half. Ihr General war kaum ſo unerbittlich wie mein Vater; und faſt war auch Beyder Urtheil über mich einſtimmig. Denn braun und blau von Schlägen mußte ich mich endlich zur Verlobung bequemen. Zehn Tage waren jetzt noch bis zur Hochzeit hin; da kamen Preußen in unſer Städtchen, und hielten allda Raſttag. Ganz allein ſaß ich in meiner Kammer und weinte; als ein Unterofficier, der mir leiſe nachgeſchlichen, hinein trat. Mein Weinen befremdete ihn. Er fragte nach deſſen Urſache. Erſt nach langem Weigern geſtand ich ſie ihm. Er ſchien mich zu bedauern. — „Dem Dinge iſt noch abzuhelfen; ſprach er: Nehm ſie mich! Sie gefällt mir; ich bin ledig; und nahe am Feldwebel.“ — Ich ſchlug es aus; aber wo er dieſen Abend, und den kommenden Tag zu mir kommen, und in mich dringen konnte, that er es treulich. Es war ein langer, ſchöner Mann; im Herzen gefiel er mir. Zweyerley gab mir den letzten Stoß. Eine gute Freundinn erzählte mir, daß man meinen Bräutigam mit meinem Widerwillen vexirt, und er darauf geantwortet habe: Er beſitze ja das nähmliche ſpaniſche Rohr noch, das ſeine erſten drey Weiber zahm gemacht habe. — Ich ging mit dieſer Neuigkeit zu meinem Vater. Ich fiel ihm zu Füßen; ich beſchwur ihn, ſein einziges Kind nicht unglücklich zu machen. Er antwortete mir mit bitterem Lachen. Es ſey gut, wenn ein Starrkopf wie ich in etwas ſcharfer Zucht bliebe. Ich rief Gott zum Zeugen an, daß er zu einem Schritte noch mich treiben werde, der ihn vielleicht ewig reuen würde. Er ſtieß mich fort, daß ich zu Boden ſank; und indem er zur Thür hinaus ging, rieth er mir lachend: ich ſollte nur des

Nach-

Nachbars Brunnen, wie tief er ſey, verſuchen, wenn ich ſoviel Beruf dazu fühlte. —

Dieſe Unmenſchlichkeit brach faſt mein Herz. Jener Unterofficier trat eben hinein, indem ich noch auf dem Boden kniete, und zum Himmel mehr ſchrie, als bethete. Er hob mich auf, both von Neuem ſeine Dienſte dar, und ich nahm ſie an. Des andern Morgens brachen die Soldaten auf. In der nächſten Nacht folgte ich meinem Verführer, und erreichte ihn allzubald. Ich betrachtete ihn nun als meinen Bräutigam; er brachte es freylich bald dahin, daß er mich als ſein Weib anſehen konnte. Wenn ich ihn an ſein Verſprechen der Trauung erinnerte, entſchuldigte er ſich mit der Unmöglichkeit, den Schein dazu im Kriege zu erhalten, ſchwur mir aber hoch und theuer, nie von mir zu laſſen. Ich glaubte ihm, weil mich noch nie ein Mann betrogen hatte, und hing mit der heißeſten Liebe an ihm. Seine Zeltkameraden ſah ich kaum an. Sieben Wochen durch folgte ich ihm auf Märſchen und im Lager. Einſt bekam er einen Brief, und ward nach Leſung deſſelben äußerſt ſtille, oder tiefſinnig viel mehr. Ich fragte ihn, warum, und erfuhr nichts. Ich ließ nicht nach, und als wir gegen Abend allein im Zelte ſaßen, ſprach er endlich: „Es muß freylich heraus, Mariannel! Wir können ſo nicht lange mehr leben. Ich habe ſchon ein Weib; doch das möchte noch hingehn! Aber ſie kömmt mir auch eheſtens nach; und das hat der T— — erdacht.“ —

Sinnlos ſtürzte ich bey dieſen Worten zu Boden. Er brachte mich wieder zu mir ſelbſt; aber die Gründe, womit er mich nun auch zu tröſten verſuchte, waren

nichts weniger, als dazu hinlänglich. Seine Frau hatte eben in ihrer Heimath in Wochen gelegen, als er mich gesehen und verführt hatte. Er schwur: er habe sie andern Nachrichten zufolge schon für todt gehalten. Doch was schadete diesem Nichtswürdigen ein Schwur, und was nützte er mir! Daß seine eigentliche Frau ein wahrer Drache sey, das gestand er selbst, und schloß mit dem tröstlichen Rathe: Einer seiner Zeltkameraden liebe mich; ich sollte Diesem seyn, was ich ihm gewesen, und wir könnten dann sicher zuweilen noch seine Frau — — Ich ließ nicht enden; riß mich los, nahm die wenigen Habseligkeiten, die ich noch hatte, zusammen, — denn einige mitgebrachte Ducaten waren leider durch ihn verzehrt, und rannte so fort, einer Unsinnigen gleich. Aber wohin mich wenden? was anfangen nun? Von meiner Heimath war ich fern; war entehrt, war eine Bettlerinn! Auch wäre ich eher lebendig in die Hölle hinab, als wieder zu meinen Ältern gegangen. Mit unaussprechlichem Jammer warf ich mich, ohnweit vom Lager auf einen kleinen Grasfleck nieder. Auch jetzt waren meine Thränen abermahls meine leidigen Helfer. Ein vorbeyreitender junger Lieutenant sah mich, hielt an, befragte mich: was mir fehle? Weiß der gerechte Gott, wodurch ich ihm gefiel; kurz, er both mir Dienste als seine Köchinn an. Ich ging es ein. Daß es nicht lange bey der Köchinn blieb, wiewohl ich mich ernsthaft weigerte, können Sie errathen. Einen Monath lebten wir so. Auch ohne daß er es nöthig hatte, schwur er mir oft: ich gefalle ihm dergestalt, daß er nimmermehr mich verstoßen werde. In einem Scharmützel ward er erschossen. Nun sank ich ganz zum Laster hinab

und nun werden Sie die weitere Erzählung mir schenken. Aber, bey Gott! ich sank, mehr, weil ich mußte, als weil ich wollte. Oft wachte der Wunsch in mir auf, lieber von meinem Vater todt geschlagen, als so ihm entwichen zu seyn. Mein ganzes Bestreben war, einige wenige Thaler mir zusammen zu sparen, und dann hierher mich zu flüchten. Drey Wochen führte ich dieß Gewerbe; da erging das bewußte Verboth. Noch zwey Gulden fehlten mir zu zwey Ducaten. Diese hätte ich so gerne noch gehabt. Ehe Dieß mir gelang, fiel ich dem Profoß in die Hände. An dem Diebstahl, dessen man mich anklagte, war ich unschuldig. Das Übrige wissen Sie. Die Strafe, die über mich erging, war hart, sehr hart. Aber selbst, das schwör' ich Ihnen, indem ich sie erlitt, fühlte ich in mir: daß ich sie verdiente; und die Worte des alten Generals: Eben weil du so hübsch bist! und sein: Sündige nicht mehr! sollen mir ewig unvergeßlich bleiben."

Fast mit Rührung hatte Wellmann Mariannen zugehört. Aber bald fiel es ihm wieder ein, daß Geschichten dieser Art bey Freudenmädchen nicht allzu selten, und noch seltener eine strenge Wahrheit wären. Bald machte eben das Interessante in Mariannens Stimme und Mienen sie ihm noch angenehmer; und von Neuem fing er Sturm mit Händen und mit Worten an. Sie widerstrebte, wie vorher. Er bewies ihr, daß bey so manchen eingestandenen Sünden eine einzige mehr, unmöglich von Bedeutung seyn könnte; er erinnerte sie, daß er selost auf ihre Erkenntlichkeit, durch die Vorbitte, die er eingelegt, Anspruch habe; ja, er war sogar schwach genug, ihr mit Bekannung-

chung ihrer Schande zu drohen, wenn er keinen Genuß für sein Schweigen habe. Alles umsonst!

„Sie haben fast in Allem Recht, gnädiger Herr, erwiederte sie bescheiden, und wäre ich nicht so fest zur vollständigen Besserung entschlossen, ich würde — aber wahrlich ohne Ihr Geld zu achten, da ich jetzt vor dem Verschmachten sicher bin — würde dem Mann unterliegen, der sich einst so mitleidig meiner annahm, und Vorzüge in sich vereint, die alle meine vorigen Liebhaber nicht einzeln befaßen. Aber ich schwur dem Laster ab, und will diesen Schwur halten. Dank, ewigen Dank, der Ruthe, die mein Bußprediger war! — Was hingegen Ihre Drohung betrifft? O viel zu edel sind Sie, um sie zu erfüllen. Hätte ich mich aber in Ihnen geirrt, so schwiegen Sie auch dann nicht, wenn ich von Neuem fiele. Handeln Sie in diesem Punct daher ganz nach eigenem Belieben!

Die alte Muhme trat bey diesen letzten Worten mit dem Kaffeh ins Gemach. Die hohe Farbe, die sie auf Beyder Wangen lodern sah, entschuldigte einen ohnedieß natürlichen Argwohn noch mehr. „Ich will doch nicht fürchten, daß es jener Ermahnung bedarf! so sprach sie und warf einen bedeutenden Blick jetzt auf Mariannen und jetzt auf den Spiegel hin. Mit noch höher steigendem Erröthen antwortete Diese: — „Wahrlich nicht, liebe Muhme! Zwar prüfte man mich, ob ich auch jene Besserungslehre noch behalten habe. Aber ich vergaß meine Pflicht nicht, das wird, hoffe ich, dieser Herr selbst bezeugen."

„Ich wollte, ich könnte anders!" brummte Wellmann halb in sich; trank rasch und fast stumm seinen Kaffeh aus, und warf einen ganzen Thaler zu dessen

Bezahlung hin. Beyde Frauenzimmer ſträubten ſich dagegen; aber er nahm ihn nicht zurück. Als er beym Weggehen Mariannen umarmen, ſie ſich hingegen ihm wieder entwinden wollte, brach ſein Unwille am ſichtlichſten ſelbſt in der Alten Gegenwart aus. — „Soll dieſe herrnhuthiſche Ehrbarkeit, ſprach er, ſo weit gehen, daß mir beym Abſchied verweigert wird, was vor zwey Monathen vielleicht meinem Reitknecht angetragen worden wäre?" — „Das iſt hart, gnädiger Herr! Aber ich verdiene freylich noch zehnfach härtere Ausdrücke!" — Der Blick, mit welchem Marianne Dieß ſagte, hatte ſelbſt bey einem ſolchen Gemein-Mädchen etwas Strafendes. Erſt auf den Wink ihrer Muhme reichte ſie ihm, was er begehrte, und was er doch eigentlich nicht erhielt, ſondern nur ſich nahm. So ging er fort, mit ganz anderm Erfolg, als er beym Eintritt vermuthet hatte.

Den ganzen Rückweg hindurch war er mißmuthig, und doch mußte er ſich es ſelbſt geſtehen: daß er nicht ganz dazu berechtigt ſey. Eben weil er hier gefunden, was er nicht geſucht hatte, befremdete es ihn deſto ſtärker. Doch blieb er dabey, Alles, was ſie geſagt, für bloße Heucheley, oder höchſtens für ein vorübergehendes Beſſerungs-Fieber zu halten. Der erſte beſte Reiter, dachte er, macht in vier Wochen wieder möglich, was heute ſeinem Auditeur für zehnfachen Lohn abgeſchlagen ward! Daß er Niemanden etwas von ſeinem Abenteuer erzählte, daß er ſich ſelbſt vornahm, ſo wenig als möglich daran zu denken, kann man wohl glauben.

Aber ſonderbar, daß es in dieſem letzten Puncte durchaus ihm nicht gelingen wollte! So manches ge-

noſſene Mädchen hatte er vergeſſen, dieß Ungenoſſene wollte aus ſeinem Kopfe nicht weichen. Hundert Mahl des Tages wiederhohlte er ſich: Es war doch ein fataler Einfall von ihr, die Spröde zu ſpielen. Selbſt des Nachts, — zehn Träume reichten kaum für die nächſten zwey Wochen hin. Jene Scene auf der Bank, und jene zweyte, wo er vergebens die Kraft ſeiner Arme verſuchte, — immer ſah er ſie; immer verfeinerte ſeine nur zu ſinnliche Einbildungskraft tauſend kleine Umſtände an Beyden. Er ward beym Erwachen oft unwillig auf ſich ſelbſt. Aber dieſer Zorn ſchützte nicht vor der Erneuerung des Traumbildes beym nächſten Einſchlafen.

„Nein, rief er einſt aus: dem Ding muß ich ein Ende machen, und ſollte es mit der Hälfte meines Vermögens ſeyn!“ — Zwey Börſen, jede mit funfzig Ducaten, (was wahrlich ſchier ſeine ganze Barſchaft betrug,) ſteckte er zu ſich, und ritt wieder zu dem Ort hin, wo Marianne wohnte. Aus Furcht, ſie möchte ſich verläugnen, auch in der Hoffnun, ſie vielleicht unter Umſtänden zu überraſchen, die ſeinen Sieg befördern könnten, ritt er zu des Städtchens anderer Seite hinein, ſchlich ſich, gleichſam verſtohlen, unter den Fenſtern des Hauſes hin, öffnete wieder die Thür ihres Zimmers, ehe ſie ſich ſeiner verſah, und fand ſie — ganz allein und bey der Arbeit. Ihr dießmahliges Erſtaunen gab ihrem erſten nicht viel nach. Sie ſchien Luſt zu haben, ſich in eine Kammer zu flüchten und zu verriegeln. Aber Wellmann, ſonſt freylich nur ein halber Soldat, war doch im Punct des Wegabſchneidens ein ganzer Held. Er hatte ſich unter Weges ſchon den Kopf zerbrochen, wie er die

Alte schicklich entfernen werde. Jetzt, da das Glück dafür gesorgt hatte, wollte er dieß Glück auch nützen.

Gern hätte er sogleich mit Kuß und Umarmung den Anfang gemacht. Doch Marianne versicherte mit dem ernstlichsten Ton, daß bey der kleinsten Gewalt ihr Geschrey die halbe Gasse herbeyziehen solle. Die feurigste Beredsamkeit, Schwüre, daß er ihretwegen bloß herkäme, Bitten, nur dieß Mahl ihre Gunst ihm zu gewähren, wurden angewendet und abgeschlagen. Zehn, zwanzig Ducaten wurden gebothen und — abgewiesen. Sogar ein Jahrgehalt, eine fortdauernde Freundschaft, Trotz mancherley Bedenken, die sich dabey finden könnten, wurden angetragen, und — abgelehnt. „Wohlan, Mädchen, das ein böser Genius mir zur Qual losließ, rief er, nimm, was recht angelegt, auf Lebenslang dir helfen, was einen Mann dir schaffen kann! Nimm dieß Geld hier, und gönne mir dafür eine einzige frohe Stunde!" Er leerte seine eine Börse, und funfzig neue Ducaten funkelten auf dem Tische.

Mariannens Augen hafteten eine halbe Minute lang auf diesem Golde. Gedanken des Zweifels stiegen sichtbar in ihr auf; Wellmann glaubte schon gewonnen zu haben. Er schlang seinen Arm um ihren Leib; sein Mund drückte im Nu zehn Küsse auf ihre Lippen; aber nur überrascht, nicht überwunden, entwand sie sich ihm eben so schnell und sprach: Ich danke Ihnen, daß Sie so ernstlich meinen Entschluß prüfen; aber ich bleibe ihm treu. Ich bin dessen, was Sie mir biethen, auch nicht ein Zehntheil werth: doch ich verkaufe mich nicht mehr. Ich wuchere nie wieder mit meinem Leibe, um auch nie mehr mit ihm zahlen zu dürfen.

„Sind denn dieſe Worte meines Generals — —"

O, mir ſind ſie mit keinem Gold abzukaufen! Nie übergeb' ich mich wieder einem Mann anders, als —

„Als wie?"

Als auf immer!

„Auch dann nicht, wenn ich dieſe Summe verdopple? Verdopple, beym Himmel und bey der Hölle, mit meiner ganzen baren Habe!"

Seine zweyte Börſe wollte er jetzt leeren. — „O nein! nein! rief das Mädchen: nur der erſte Glanz blendete mich einen Augenblick. Zwanzig ſolche Börſen, wären Sie auch Verſchwender genug, dieſelben mir anzutragen, würden hoffentlich mich nicht weiter rühren."

Sehr gelegen kam in dieſer Minute Mariannens Muhme. Schon hatte ſie von einer Nachbarinn, daß ein Officier in ihr Haus gegangen ſey, erfahren, und ſtaunte nicht wenig, als ſie Wellmann erkannte; ſtaunte noch mehr, als ſie ihren Tiſch ſo glänzend ſchier, wie den eines Wechslers erblickte. Nur eine Secunde ungefähr war Wellmann beſtürzt. Vielleicht, dachte er dann, verſchaffe dir der Geiz dieſer Alten eine Vorſprache. Offenherzig geſtand er ihr daher: was er wünſche, und was er gebothen habe. Wenig fehlte nur, ſo hätte er richtig geſchloſſen. Denn bedenklich ſah die Alte auf das ſchöne blinkende Häuflein hin. Nicht ohne Kopfſchütteln brauſete ihr der Gedanke: das both dir Niemand in deiner Jugend! durchs Gehirn. Schon wollte der bekannte Troſt, ein Mahl iſt ja nicht immer, bey ihr geltend werden. Aber zum Glück beſann ſie ſich noch auf einige,

Sittenſprüche von Zucht und von Tugend. Mariannens ſtandhafte Weigerung erinnerte ſie auch an ihre Pflicht; und mit vollen Börſen, aber gewiß noch mit verdrießlicherm Herzen, als das erſte Mahl, mußte Wellmann zurück in ſein Standquartier reiten.

Umſtändlichkeit jeder Art ermüdet. Nichts weiter daher, als: Wenigſtens drey Mahl noch verſuchte Wellmann ſein Glück, aber nie mit beſſerm Erfolg. Je öfter er das Mädchen ſah, je mehr gute Eigenſchaften oder Anlagen entdeckte er bey ihr. Selbſt ihren Geiſt fand er nicht ganz ungebildet. Sie hatte früh ſchon geleſen; freylich nur Gellerts und Rabners Schriften, doch genug, um Liebe für dieſen Zeitvertreib zu behalten. Häuslichkeit war ihre Freude, und nie entſchlüpfte ihr eine Sylbe, die auch von Weitem ihr ehemahliges Leben verrieth. Mit Geſpräch, mit Blick und Abſchiedskuß begnügte ſich Wellmann zuletzt, weil er — mußte. Auch der Letztere ward ihm immer nur ſträubend erlaubt. Tauſend Mahl ertheilte ſich Wellmann das vollgültigſte Zeugniß, dem nur Beſiegelung und Unterſchrift fehlte: daß er ein Thor ſey. Dennoch erſchien er immer wieder.

Der Frühling kam, und rief die Heere zum vierten oder fünften Mahl ins Feld. Geſchäfte zerſtreuten Wellmanns Geiſt; doch konnte er es ſich nicht verſagen, ſo oft er ein anderes Mädchen ſah, an Mariannen zu denken, und faſt immer fiel der Vergleich zu ihrem Vortheil aus. Gegen den Herbſt ward das Regiment, wo Wellmann war, nebſt mehreren nach Schleſien geſendet. Ein Paar Jahre vergingen. Wellmann kam nicht mehr in jene Gegenden. Er hielt ſich nun für längſt und gänzlich geheilt; dennoch empfing er auch jetzt eine

ziemlich verständliche Warnung. Denn als er einst mit verschiedenen Freunden bey einer Flasche Wein sich freute, und das Gespräch auf die Thorheiten der Jugend kam, gestand er: „daß er auch als Mann sich einer bewußt wäre, indem er einst einem Mädchen für eine einzige Stunde vergebens hundert Ducaten geboten habe." — Das mußte wohl eine Vestale seyn? fragte sein Nachbar lachend. — „Wenigstens nicht gewesen! denn was glaubt ihr wohl, daß mich zuerst an ihr reizte?" — Man rieth auf Zwanzigerley und traf es nicht. — „Ein Stockschilling, den sie im Angesicht des ganzen Lagers zum Lohn ihres liederlichen Lebens empfing." — Die Stube wollte schier bersten vom Gelächter. Was für ein Mährchen, riefen Alle, willst du uns weis machen? Wellmann erzählte seine Geschichte, und man scherzte weidlich über ihn; er selbst half mit. Aber in der nächsten Nacht erneuerte sich im Traum jene Scene, und Wellmann dachte ganz anders im Schlaf, als er wachend zu denken geschienen hatte. — „Darf ich denn von dem Zetter-Mädchen nicht einmahl sprechen?" rief er beym Erwachen, und hatte binnen Monathsfrist noch einige Mahl Gelegenheit, seinen Ausruf zu wiederhohlen. Seine Einbildungskraft mahlte feurig, und sein Gedächtniß hatte treuer behalten, als ihm selbst lieb war. Wo er hinsah, glaubte er wieder Mariannens Bild zu sehen; er spottete gern nicht von Neuem, um sich nicht selbst zu bestrafen.

Eben damahls gab endlich der Hubertsburger Frieden dem zerrütteten Deutschland seine Ruhe wieder. Wellmann, der schon längst eine bürgerliche Stelle dem halb kriegerischen Herumwandern vorgezogen haben

würde, erhielt ſie jetzt wirklich. Sie war einträglich genug, aber in einem etwas einſamen Winkel von Weſtphalen. Er reiſete hin, um ſie anzutreten, und ſein Weg trug ihn durch Sachſen. — Unter die mancherley Unarten ſächſiſcher Poſtillions gehört auch unnöthiger Aufenthalt in der Mitte jeder Poſt. Da mögen ſeine Pferde noch ſo ſchneckenmäßig ſich bewegt haben; da mag der Wagen, den er fährt, noch ſo leicht ſeyn: der Poſtillion raſtet unter Weges doch eine halbe Stunde, auf Koſten des Reiſenden und zum Wohlbehagen des Wirths. In einem kleinen Städtchen, wo auch an Wellmann dieß Sachſen-Recht ausgeübt wurde, fragte er ganz mechaniſch, um doch etwas zu ſagen: Wie dieſer Ort wohl heiſſe? und der Schwager gab eben ſo mechaniſch: es iſt P—z! zur Antwort.

P—z! wiederhohlte Wellmann bey ſich: woher iſt doch dieſer Nahme mir ſo bekannt, da ich niemahls noch in hieſige Gegend kam? — Alle Wetter, hieß nicht Mariannens Geburtsſtadt ſo? — Mit einem Sprunge war er aus dem Wagen; mit drey ſo großen ſtand er in der Wirthsſtube. Eine genaue Unterſuchung ging nun vor ſich: Ob nicht ein gewiſſer Carl Meran hier wohne? Ob er nicht eine Tochter gehabt? Wo ſie hingekommen? Ob er und ſie noch lebe? Treulich erſtattete der Wirth ſeinen Bericht. „Er kenne dieſen Carl Meran gar wohl; es ſey ein wohlhabender Mann, aber ein eigenſinniger Kopf. Eben ſeine Tochter habe es erfahren. Ein bildſchönes, braves Mädchen, das aber aus Verzweiflung endlich durchgegangen wäre. Mancherley ſey ihr alsdann noch nachgeredet worden. Aber er glaube es nicht; denn ihm ſelbſt habe ſie ehemahls mächtig ins Auge und Herz geſtochen, und es laſſe ſich

Tage lang von ihrem Lobe reden. Wo sie geblieben, wisse er nicht. Wolle Wellmann sich aber genauer darnach erkundigen, so wohne ihr Vater kaum das vierte Haus davon."

Wellmann ging. Ein kleiner Kauf verschaffte ihm den Eingang zum Gespräch mit diesem Alten. Er fand ihn ganz, wie er geschildert worden war, rauh, fast grob, zur Anrede und zur ausführlichen Antwort gleich schwer geneigt. Doch ließ Wellmann nicht nach, bis er ihm Rede stand. Unter dem Vorwand, seine Tochter schon vorher gesehen zu haben, erkundigte er sich: ob ihm nichts von ihren Schicksalen bekannt sey? Der Alte verneinte es ein Paar Mahl. Erst als Wellmann sich ihm davon Nachricht zu geben erboth; als er versicherte: daß er sie lange nach ihrer Entweichung, und zwar gebessert wieder gefunden habe; ließ jener die Verstellung fahren, und brach unwillig in die Worte aus:

„Brauchen sich mit keiner weitern Nachricht erst zu bemühen, gnädiger Herr. Ich weiß längst mehr von jener ungerathenen Dirne, als mir lieb ist. Weiß, daß sie eine Soldatenmetze ward; daß man sie herauspeitschte zum Lager; daß sie zu einer Muhme sich flüchtete, und daß Diese, Gott verzeih' es ihr, die Bübinn aufnahm. Weiß auch, daß sie zehn Mahl wohl um Vergebung an mich geschrieben, und statt solcher meinen Unsegen zurück erhalten hat. — Mehr mag ich von ihr nicht wissen: mag sie nicht wieder sehen, und wenn es auch zehn Mahl wahr wäre, was ihre Muhme neulich von ihr schrieb: daß ein braver wohlhabender Mann dort so ein Narr sey, und sie heirathen wolle."

Wellmanns Postillion blies hier; Herr Meran wies seinem Besuch durch einen Mützenruck nicht undeutlich die Thür; und auch ohne jenes Blasen, und dieses Abschiednehmen wäre nach dem jetzt Gehörten ein längeres Gespräch ein Zeitverderb gewesen. Die Reise ging daher weiter. Aber Wellmanns ganzer Kopf war wieder ein Strudel leidenschaftlicher, aufgeregter Gedanken geworden. — „Sie log also doch „nicht! Sie sprach wahr von ehemahls; das ist ein „günstiges Kennzeichen für dereinst. — Die Wärme, „mit der dieser Wirth ganz ohne eigennützige Absicht „sie lobte! — Sonderbar, daß ein solches Mädchen „gerade an einen solchen Vater kommen — gerade „durch ihn zum Laster gleichsam hingestoßen werden „mußte! — Aber sprach er nicht von einer Heirath? „Vielleicht ist sie nun schon vorbey! Und Das noch „dazu mit einem braven Mann? — Gewiß, ich freue „mich darüber. Selbst daß sie mir widerstand, freuet „mich nun. Aber sehen möchte ich sie doch noch ein „Mahl; nur der Neugier halber sie sehen!" — So ging ungefähr der Faden seiner Ideen, den er wohl zwanzig Mahl auf und ab webte! Schon auf der nächsten Station stand er vor einer Postkarte und berechnete: Ob jenes Städtchen, wo sie wohne, allzu weit aus seinem Wege liege? — Er fand, daß sechs Meilen Umweg ein Seitensprung, vier oder fünf Tage später in Westphalen kein Versäumniß wären. Seine Kalesche steuerte von nun an gegen Süden zu, und des andern Abends war er in Mariannens Städtchen.

Er hatte mit Fleiß dieß Mahl einen Gasthof gewählt, wo er vordem niemahls abgetreten war. Indem sein Wirth, ein guter Graukopf, seine Abend-

mahlzeit ordnete, fragte ihn Wellmann nach verſchiedenen Perſonen, und unter andern auch: ob bey der alten Wiesner (ſo hieß Mariannens Muhme) nicht noch ein junges Frauenzimmer wohne?

Sie werden Mamſell Dörring meinen; — erwiederte der Alte, und ward ordentlich noch um eins ſo freundlich. — Ja wohl, wohnt ſie noch dort, und faſt unſer halbes Städtchen iſt darüber froh.

Wie das? fragte Wellmann weiter, und ſtaunte im Ernſt.

Weil wir neulich ſchon ſie zu verlieren beſorgten. Ein reicher Amtmann in der Nähe warb um ſie. Wir alle hielten die Heirath ſchon für richtig. Aber jetzt ſoll es noch Anſtoß ihrer Seits haben; und das iſt, — ſo gern wir jedes Glück ihr gönnten — iſt uns faſt Allen lieb.

Ihr behieltet ſie alſo gern hier?

O, von Herzen gern!

Aber, lieber Gott, wodurch erwirbt ſich denn das Mädchen dieſe allgemeine Liebe?

Erſtens, wirklich durch ihr gutes Betragen gegen Jedermann, und dann auch durch ihre Geſchicklichkeit. — Wenn Sie, gnädiger Herr, des Sonntags in unſere Kirche kämen, ſo iſt ſicher, die eine Hälfte von dem Kopfputz, mit dem Sie unſere Weibchen ſtolzieren ſehen, Mamſell Dörrings Werk.

Ha! ha! Putz alſo macht ſie, und iſt ſo allgemein beliebt? Sollte ſie da nicht noch ein Verdienſt, das oft mit dieſem Gewerbe verbunden zu ſeyn pflegt

— — —

„Nein, gnädiger Herr, auch ſo was nur denken

— denn ich errathe gar wohl, was Sie meinen — iſt Sünde. Zwar gab es, als ſie hierher kam, ein Gerede, das ich mich nachzuſagen ſchäme; zwar brachten nachher ein Paar Beſuche von einem preußiſchen Officier ſie in neuen Verdacht. Aber erwieſen iſt es, daß ſie mit dieſem Letztern nur in ihrer Muhme Gegenwart ſprach; und jenes erſte Geſchwätz, für ſo ſicher man es ausgegeben hatte, glaubt jetzt kein Menſch mehr." —

Das Uhrwerk der gaſtwirthlichen Beredſamkeit blieb nun eine halbe Stunde lang im vollſten Gange. Nur unter dem Vorwand, Ruhe zu bedürfen, entfernte Wellmann endlich den Plauderer. — „Beym Himmel, rief er, als er allein ſich ſah, es iſt doch viel, ſehr viel, einen übeln, und noch überdieß gegründet übeln Ruf ſo ganz durch ſein nachheriges Leben zu überwinden! Dieß wäre nun der zweyte Gaſtwirth ſchon, der ihres Lobes nicht ſatt wird, da Leute dieſes Schlags ſonſt ſo gern auf Abweſende ſchmähen. — Sonderbar! ſehr ſonderbar! — Und ich war bereits ein Mahl Schuld, daß ihr guter Nahme wieder wankte? Faſt dürfte ich es nicht wagen. — — Aber ſo weit her, und wahrſcheinlich nie wieder in dieſe Gegend! — Poſſen, ich muß ſie morgen ſehen, und kann am Abend ſtracks wieder weiter!"

Wellmann war äußerſt müde von der Reiſe; doch ſchlief er ſpät ein, und wachte früh wieder auf. Ewig ſchien es ihm zu währen, ehe die Glocke zehn ſchlug. Verdrießlich und ſchon angezogen ging er in ſeinem Zimmer auf und ab, als ein ſtärkeres Gehen auf der Gaſſe ihn ans Fenſter lockte. Es war ein Schwarm

Menſchen, die aus der nächſten Kirche und zwar aus einer wöchentlichen Frühpredigt kamen. Er wollte gerade etwas genauer ſie betrachten, indem öffnete ſein Wirth die Thür. — „Wir ſprachen geſtern von Mamſell Dörring; da geht ſie ſo eben beym Hauſe vorbey?“ — „Wo? Welche? Wo?“ Der Wirth zeigte auf ein in Hellblau wohlgekleidetes Frauenzimmer. Ich danke Ihnen! rief Wellmann, und war zu des Alten Erſtaunen mit einem Sprunge zum Zimmer hinaus, und ihr nach. Ehe ſie noch um die Ecke ſich wandte, hatte er ſie eingeholt. Wenig fehlte, ſo hätte Marianne laut aufgeſchrieen, als er ſie anredete, und ſie Trotz ſeines geänderten, nunmehr bürgerlichen Kleides ihn erkannte. Er beſtand darauf, daß ſie an ſeinem Arm ſich führen laſſen ſollte. Alles vor und hinter ihr ſtieß, voll Neugier: wer dieſer Fremde wohl ſey? die Köpfe zuſammen. Das arme Mädchen ging neben ihm, wie auf glühenden Kohlen. Daß Wellmann an der Hausthür nicht Abſchied nahm, verſteht ſich von ſelbſt.

Aber auch ihm ward es ſchwer, die Verwunderung zu verbergen, in welche Mariannens Anblick ihn verſetzte. Unendlich hatte ſie indeß zu ihrem Vortheil ſich verändert. Etwas voller war ihr Geſicht, röther ihre Wange, gebildeter ihr ganzer Wuchs geworden. Sie trat ſo eben ſeit wenigen Tagen erſt aus ihrem zwanzigſten Jahre. Jede Spur ehemahliger Ausſchweifungen — welche niemahls ſie entſtellt, nur etwas gebleicht hatten — war verſchwunden. Seit den drey Jahren, welche ſie wieder ſtets im Zimmer zugebracht hatte, war weißer ihre Hand, geſegneter ihr Buſen, feuriger ihr Auge geworden. Hübſch ſah ſie aus, als

Well-

Wellmann zum letzten Mahl mit ihr sprach: schön fand er sie wieder.

Groß war diese Veränderung bereits, noch größer eine andere, die mit ihrem Geiste vorgegangen war. Lesen in den Winterabenden, und in ein Paar täglichen Feyerstunden des Sommers, noch mehr ein eigenes glückliches Nachdenken über das Gelesene bey ihrer stillen sitzenden Arbeit, hatte ihrem Ton eine Annehmlichkeit, ihrem Geist eine Ausbildung gegeben, die Wellmann schier für ein halbes Wunder gehalten hätte. Es verflossen ihm im Gespräch mit ihr zwey Stunden; er glaubte, es sey ein halbes Stündchen nur. Recht sittlich mußte das alte Mütterchen mit Tischtuch und Tellern handthieren, um ihn zu erinnern, daß es Tisch- und Weggehenszeit sey. An Wiederkommen bedurfte es keiner Erinnerung. Ehe die Glocke noch zwey Uhr schlug, hatte Wellmann bereits sich selbst zum Kaffeh eingeladen.

Er erzählte ihr im Gespräche, daß er in ihrer Vaterstadt gewesen und mit ihrem Vater geredet habe; Marianne ward bleich. Er verbarg ihr die harte Äußerung desselben nicht; eine Thräne trat ihr ins Auge. Er fuhr fort, sie wegen Dessen, was er von einer Heirath gehört, halb scherzend zu befragen, und sie erröthete; er wiederhohlte seine Frage, und sie gestand: daß das Gerücht nicht ungegründet sey. — „Aber noch, setzte sie hinzu, bin ich unentschlossen; bin mehr für Nein, als für Ja." — Wellmann forschte weiter. „O, antwortete sie, und verbarg eine zweyte Thräne, wo nähme ich Schamlosigkeit genug her, um mein voriges Leben einem Mann zu entdecken? Oder

woher Gewiſſensloſigkeit, um einen Unwiſſenden mit meiner Ehe zu täuſchen?

„Und wenn nun ein Freund von Ihnen mit gehöriger Vorſicht die Entdeckung unternähme? Wenn ſelbſt dieſe nicht die Liebe bey ihrem Anbether erkaltete?

„So würde es einer ſolchen Ehe doch noch immer an einer Liebe gebrechen — Sehn Sie nicht ſo ſtarr mich an! Ich weiß, ich fühle es, wie unbeſcheiden es klingen muß, wenn ein Geſchöpf, wie ich, noch wählen will: und wenn ich, jeder Ehe unwürdig, noch anſtehe, einem Manne meine Hand zu geben, weil ich bloß ihn achten kann. Dennoch —

Sie ſchlang ihre Worte in ſich, und entfernte ſich auf eine Viertelſtunde. Die Alte nützte dieſen Zwiſchenraum zur Beſchwerde über ihre Muhme, die einem reichen, braven, freylich etwas betagten Mann, aus Grillen dieſer Art, eine abſchlägige Antwort geben wolle. Alle Augenblicke berief ſie ſich auf Wellmanns eigenes Gefühl: ob ſie nicht recht habe? Nur durch Beugung des Haupts, nicht durch ein ausdrückliches Ja, vermochte er dieß Recht ihr einzugeſtehen. Bald darauf kam Marianne wieder. Das Geſpräch lenkte ſich auf andere Gegenſtände; die Stunden flogen bey Wellmanns Seele vorbey; er blieb ungebethen, bis hoher Abend ihn nach ſeinem Wirthshauſe zu gehen nöthigte. An Wegreiſen ward noch nicht gedacht. Aber die Frage ſeines gutherzig neugierigen Wirths: Ob Ihr Gnaden vorher ſchon Mamſell Dörring gekannt hatten? beantwortete er ſo zerſtreut, mit einem ſo auffahrenden: Und warum das? daß der gute Alte mit bedenklichem Kopfſchütteln wegging, und allen Gäſten in der un-

tern Stube versicherte: Es stecke ein Geheimniß hinter dem fremden Herrn.

Wenig hatte Wellmann, wie wir schon sagten, in voriger Nacht geschlafen; in dieser schlief er noch minder. — Bey Gott, sie ist schön! ist unbegreiflich verschönert! das wiederhohlte er sich wohl hundert Mahl. Gegen Morgen erst schlummerte er ein, und sein Traum erneute sogleich die Scene der ersten Bekanntschaft. Fast hätte er sein eigenes Gedächtniß Lügen gestraft, so entehrend dünkt ihm jetzt diese Scene; und doch selbst in dem Entehrenden fand er sie — angenehm; wenigstens für seine Sinnlichkeit.

Auch diesen zweyten Tag verbrachte er fast ganz bey Mariannen. Verschiedene Mahl berührte er im Gespräche den Punct der ihr angetragenen Heirath. „Ich weiß es, gab sie ihm endlich zur Antwort, daß meine Muhme mich gestern bey Ihnen verklagt hat. Ich zweifele nicht, daß Sie mich tadeln; aber vielleicht verdiene ich auch bald Ihr Lob. Ich vermuthe mit Ende dieser Woche einen Besuch meines Liebhabers. Möglich, daß er mit meiner Antwort zufrieden hinweggeht! — — Wellmann verstummte auf ein Paar Secunden; sein Blick haftete etwas starr an dem ihrigen. — „Und Das ist Ihr Ernst?"

„Warum nicht! Riethen Sie mir gestern nicht auch zur Annahme?"

„So ganz unbedingt doch wohl schwerlich!" — Er schwieg, und ging ein Paar Mahl im Zimmer auf und ab. Es schien ihm Mühe zu kosten, den Anfang eines neuen Gesprächs zu finden. Auch begab er sich heute früher in sein Wirthshaus zurück; doch nicht aus eigener Willkür. Marianne, die mit ihrer Muhme ge-

gen Abend weggehen zu müſſen vorgab, nöthigte ihn dazu.

„Muß ich Abſchied von Ihnen nehmen?" war ihre Frage an ihn, als er ging.

„Abſchied! Warum das?"

„Weil ich glaubte — weil ich dächte — daß Sie ſelbſt vorhin von baldiger Abreiſe geſprochen hätten." — Wellmanns Geſicht glich ſeinem Scharlachmantel. — „Ich reiſe wenigſtens nicht, ohne Sie vorher wohl noch ein Paar Mahl geſehen zu haben!" das zwang er mühſam heraus, und entfernte ſich. Er hatte bey dieſer letzten Rede in Mariannens Ton und Miene ein Etwas gefunden, das er nicht beſtimmt zu tadeln vermochte, und was ihm doch mißfiel. Einſam nahm er das Abendeſſen in ſeinem Zimmer ein, oder ließ es vielmehr nur ſich auftragen und wieder wegnehmen. Um ſeinen Mißmuth zu zerſtreuen, durchſtrich er fünf bis ſechs Mahl das ganze kleine Städtchen, und wohl doppelt ſo oft die Gaſſe, wo Marianne hinzugehen vorgegeben hatte. Erſt um zehn Uhr kam er heim. Noch um ein Uhr ſah man Licht in ſeinem Zimmer, und ihn ſelbſt im ſtäten Spaziergange auf und nieder begriffen.

Daß er am dritten Tage bald nach dem Morgenkaffeh ſeinen gewöhnlichen Gang ging, läßt ſich errathen; aber Marianne empfing ihn nunmehr mit ſichtlicher Verlegenheit. — Er ſaß eine halbe Stunde ſchon da, und ſie hatte kaum zwanzig einſylbige Wörter ihm geantwortet. Er fragte endlich um den Grund. Sie ward roth; ſchlug die Augen auf, wieder nieder. — „Ich muß geſtehen, daß es mir ſchwer herauszuſagen fällt; aber — aber Sie ſelbſt fordern es —"

„Ha, was gilts? Nun iſt ſogar mein Beſuch Ihnen zuwider?"

„Das ist er mir gewiß nicht! Aber auffallend ist dem ganzen Städtchen Ihre Herkunft, Ihr langes Dableiben, Ihr stäter Aufenthalt bey einer Person — gnädiger Herr, seit etlichen Jahren bestrebe ich mich nun schon, und nicht ganz vergebens, wie mir schien, meinen guten Nahmen wieder zu erwerben — nur einen Tag noch bleiben Sie hier, und es ist Alles vernichtet, was ich —

„Gut, gut! Nichts weiter! Ich verstehe Sie. Aber ich hoffe — Marianne, leben Sie wohl! Bald wieder oder nie!" — Er stürzte mehr fort, als er wegging. Nach einer halben Stunde fuhr er durch ihre Gasse, doch nicht auf der Post, sondern in einer Halbchaise seines Wirths; nicht ganz hinweg, sondern nur spazieren, wie es schien. Marianne dachte mancherley darüber nach, und begriff den Zusammenhang nicht. Erst nach vier oder fünf Stunden kam er wieder. Er konnte kaum noch abgestiegen seyn, so brachte ein Knabe aus dem Gasthof folgenden, an Mademoiselle Dörring überschriebenen Brief.

„Mich zu zerstreuen, und dann in freyer Luft meine Gedanken wieder zu sammeln, das, liebste Marianne, suchte ich, als ich mich so rasch von Ihnen entfernte. Jetzt glaube ich Dieß gethan, und Alles, was in mir kochte, durchdacht zu haben. In einer einsamen Laube eines ländlichen Gartens, ungefähr eine Meile von Ihrem Städtchen, schreibe ich meinen Entschluß nieder. Daß ich schon längst Sie liebte — doch nein, keine Entweihung des Worts! Daß mich vordem schon oft nach Ihnen gelüstete, das wissen Sie längst. Jetzt thue ich noch mehr; ich liebe Sie wahrhaft, und zum

Beweis biethe ich Herz und Hand Ihnen dar. Es ist kein vorüberrauschender thörigter Einfall. Ich bin über dreyßig Jahr alt; habe, frey gestanden, hart mit meiner Leidenschaft gekämpft; aber sie ist zum festen Entschluß geworden; und ich bin versichert: Sie machen mein Glück, wenn Sie meine Gattinn werden. Mein künftiges Amt würde auch ohne Vermögen — mein väterliches Erbtheil auch ohne Amt mich nähren. Ich habe keine Verwandten, von denen ich abhänge. An dem Ort, wo ich künftig zu leben gedenke, kennt noch Niemand weder Sie noch mich. Alles Vortheile für mich und Sie! Ob mein Äußerliches Ihnen gefallen könne oder nicht, müssen Sie längst bereits wissen. Mißfällt es Ihnen nicht, so schlagen Sie ein! Nur zweyerley beding ich mir. Baldige Antwort! Und keine Entschuldigung wegen ehemahls. Ich bin überzeugt, kann Reue und nachmahlige Änderung selbst die Gottheit versöhnen, so darf der Mensch nicht strenger richten. Versüßen Sie mir nur die Gegenwart und die Zukunft; an Vergangenheit soll Sie nie ein Wörtchen, nie ein Blick von mir erinnern! In zwey Stunden hohle ich mir Ihre Entscheidung. Übermorgen muß ich fort. Entweder allein, um Sie nie wieder zu sehen, oder in Begleitung von Ihnen und — wenn es Ihnen gut däucht, auch Ihrer Muhme. Entscheiden Sie daher bald, und, wenn Sie können, günstig!

Mariannens Staunen über diesen Brief faßt keine Sprache. — „Ist es möglich? Ist das Ernst?" —

Dieß waren ihre einzigen Worte, indem ſie der Alten das ganze Schreiben hinreichte. Auch Dieſe hätte ſchier ihrer Brille beym Leſen nicht getrauet, aber deſto redſeliger ward ihre Bewunderung nachher. Daß die Nichte einen ſolchen Antrag mit beyden Händen ergreifen würde, ſetzte ſie zum Voraus, und ſtutzte daher nicht wenig, als ſie abermahls auf Einwendungen ſtieß. Zwar läugnete Marianne nicht, daß Wellmann ein angenehmer Mann, daß er ſchon längſt ihr nicht gleichgültig, und ſeine Hand faſt für ein unerhörtes Glück zu rechnen ſey aber ihre Zweifel — Die Alte ließ ihr keine Zeit ſolche auszukramen. Der Fluß dieſer Muhmen-Beredſamkeit ſchien kein Ende zu haben. „Will er denn nicht Alles vergeſſen?" das war die Frage, mit welcher faſt jede Periode ſich ſchloß; und es koſtete Mariannen Mühe, auf ein Stündchen nur in ihre einſame Kammer ſich zurück ziehen zu dürfen, um dort ungeſtört dieſem Vorſchlag nachzudenken.

Die Stunde verfloß ihr ſo langſam und ſo ſchnell zugleich. So langſam, wenn ſie nach der Menge von Gedanken, ſo ſchnell, wenn ſie nach den Entſchlüſſen rechnete. Ein Klingeln an der Hausthür, ein Gang die Treppe hinauf, den ſie alsbald für Wellmanns Gang erkannte, unterbrach endlich ihre Überlegung. Ihre Muhme rief; ſich zwey Mahl rufen zu laſſen, verboth ihr nicht die Höflichkeit bloß, ſondern auch ihr eigenes Gefühl.

Hier eine feine Gelegenheit zu einer lebhaften, vielleicht nicht an Intereſſe leeren Scene! Aber zu lang iſt ſchon das Vorhergehende gerathen; und Auszug wird daher jetzt räthlicher, als wörtliche Copie ſeyn. — Genug, als Wellmann ſeine ſchriftliche Frage auch

mündlich wiederhohlt, als Marianne ihm frey gestanden hatte, daß sein Antrag sie ehre; aber auch oft und viel ihn erinnerte: daß er sich selbst beschimpfe; als er ihren Gründen vom Gerücht, das ruhige Leben in einem einsamen Winkel Germaniens, seiner muthmaßlichen Reue die glühendste Liebe, — ihren Bitten um Aufschub, um Überlegung wenigstens, den feyerlichsten Schwur: Jetzt oder Niemahls! entgegen gestellt hatte; da schien Marianne endlich ihre Gedanken und Zweifel mit diesen Worten beschließen zu wollen:

„Nun gut, Wellmann, ich will es Ihnen glauben, so schwer es mir fällt, daß es nicht mehr ein Gelüsten, — wie Sie selbst es nannten — daß es aufrichtige Liebe ist, was zu diesem Antrag Sie bewegt. Aber deßhalb, weil fern und einsam unser künftiger Wohnplatz, weil ganz neu und fremd der Zirkel unsers Umgangs seyn wird — deßhalb nicht zu fürchten, daß die Zeit, die Alles herausbringt, doch endlich entdecken dürfte: wie niedrig meine erste Lebensart, wie schmählig die Strafe war, die mich von ihr heilte — Wellmann, diese Furcht ist untilgbar! Und wenn Sie dann mich beschimpft in Aller Augen sähen; wenn Sie hörten: wie bitter man Sie selbst Ihrer Schwachheit halber tadle — ich fürchte, es gab keinen Mann, der so eine Probe der Liebe, zumahl in später Ehe, ohne Reue, oder wenigstens ohne Verlust seiner Ruhe aushielt. — Wie unglücklich würde ich dann seyn; desto unglücklicher, je größer vorher mein Glück gewesen wäre! — Gleichwohl, Wellmann, ich gestehe es Ihnen, ich liebe Sie! Schon Ihre ehemahligen Anerbiethungen schlug ich mit Mühe aus. Ein Jahr lang noch nach Ihrem Abschied, gedachte ich Ihrer stünd-

Eingekerkerte drücke; Dieß gestand er freylich. Doch daß Wahrscheinlichkeit nicht Gewißheit, und Verdacht nicht Überweisung sey; Das führte er, für einen Bauer, recht gut aus, und blieb bey der Folgerung: „Am Ende könne doch noch der Teufel sein Spiel haben, und die Gefangene unschuldig seyn.“.

Indem die Bauern so am Tische sich stritten, und um besser schreyen zu können, den Bierkrügen weidlich zusprachen, saß in einer weiten Entfernung von ihnen auf der Ofenbank ein junges, derbes Bauernmensch, die Dienstmagd eines Freyhüfners und Witwers auf einem noch fast zwey Stunden weit entlegenen fränkischen Dorfe. Sie war in Bar** zu Markte gewesen, hatte Verschiedenes eingekauft, war von einem Gewitterschauer überrascht worden; war deßhalb in der Schenke eingekehrt, und wollte warten, bis es ausgeregnet habe, wo sie dann des Abends, zumahl da man Mondschein vermuthete, langsam heimzukehren gedachte. Es war wirklich eine flinke, und auch (was sie mit so regenscheu gemacht haben mochte) recht sauber gekleidete Bauerdirne; da sie aber gerade in diesem Dorfe wenig oder gar keine Bekanntschaft hatte, so machte sich von den Mannspersonen Niemand etwas mit ihr zu schaffen. — Gleich hinter ihr auf dem Ofen lag ein junger Bursche der Länge nach ausgestreckt; er hatte den Tag über als Taglöhner beym Wirthe gearbeitet, und glaubte sich nun in der Feyerstunde mit dieser Lage und Wärme, nach gewöhnlicher Denkart solcher Menschen, eine Güte zu thun. Fest hatte er die Augen zugemacht und rührte sich nicht. Das Mädchen hatte ihn entweder gar nicht bemerkt, oder glaubte wenigstens, daß er im Ernste schlafe. Ihre Aufmerk-

übergehen. Mit heißer Inbrunst ergriff sie seine Hand; ihre glühende Wange schmiegte sich an die seinige. — „O nein, Wellmann, rief sie, urtheilen Sie nicht abermahls zu rasch! Ihr Herz, Ihren Ernst wollte ich nur prüfen. Hätten Sie angenommen, wozu ich mich erboth, überzeugt wäre ich dann gewesen, daß Ihre Begierde noch jetzt mich kaufen wollte, und Sie hätten ein Fehlgeboth gethan; doch nun — o ich Frevelhafte, die ich nach Liebe noch streben, auf Liebe noch hoffen darf! O ich Überglückliche, die ich deren wirklich finde! — Wellmann! ich bin die Ihrige, wenn Sie anders ganz überdacht haben, welch ein Wagestück die Ehe, und zumahl eine Ehe mit mir sey."

Mit Entzücken ergriff Wellmann jetzt die ihm dargebothene Hand! Hundert Küsse drückte er ihr und den nun willfährig gewordenen Lippen auf. Einen unbedeutenden Ring, von ihrem Finger gezogen, vertauschte er mit einem diamantenen von ansehnlichem Werth. Der Ärmste im Volk, dem das große Loos in einer wichtigen Lotterie zufällt, ist kaum halb so froh. — Jetzt waren Plane des Abreisens, der Begleitung, der baldigsten Verbindung, Wellmanns einziges Gespräch. Mühsam erlaubte er Mariannen, die gewissenhaft auf Vollendung einiger freundschaftlichen Arbeiten bestand, den Verzug von zwey oder drey Tagen noch. Auch freute er sich nicht allein. Die gute alte Muhme starb schier vor Vergnügen. Tief stand zwar schon die Sonne, als Marianne ihr Jawort gab. Doch ehe noch die Dämmerung einbrach, wußten schon zwanzig Freundinnen um diesen Vorfall. Am Abend hatte er bereits die Runde im ganzen Städtchen ge-

ſchon bey einem Witwer diene; nicht ohne Nebenverdienſt ſo gut ſich trage; kurz — was bey dem erſten Erzähler nur dunkles Gefühl, nur verworrene Muthmaßung geweſen war, das ward hier zuſammenhängend und faſt ſo gut als entſchieden. Ihr Mann trat endlich ebenfalls ihrer Meinung bey, und da unter den Bauern in der Schenkſtube auch der Richter des Dorfes ſich befand, ſo ward er nicht minder herausgerufen, Alles ihm erzählt, und von der Wirthinn das Gutachten angehängt: daß man die Dirne ſogleich verhaften ſolle, weil ſie dann im erſten Schrecken gewiß Alles bekennen werde.

Dieſer letztere Vorſchlag ſchien freylich dem Dorfrichter etwas bedenklich zu ſeyn. Da aber nun ſchon drey Menſchen übereinſtimmten; da man vorzüglich ihm bewies, daß gerade in der Überraſchung die größte Hoffnung von zu entdeckender Wahrheit liege; und da die Wirthinn mit aller möglichen Beredſamkeit behauptete: es könne im ſchlimmſten Fall doch keine übeln Folgen haben, wenn man eine unſchuldige Perſon zu retten, eine ſchuldige auszuforſchen ſuche; ſo gab der Schulze endlich nach, hohlte ſogleich ein Paar Gehülfen, und ehe eine Viertelſtunde verlief, ward jene Magd, eben als ſie aufſtehen und weiter gehen wollte, verhaftet. Sie erſchrack außerordentlich; fragte zitternd um die Urſache; und als man ihr ganz kurz zur Antwort gab; Sie möchte ſich nur beſinnen, was ſie vor einigen Monathen angeſtellt habe! kam eine Ohnmacht ihr nahe. Als man jene Worte endlich ihr vorhielt, wußte ſie noch minder eine gehörige Erklärung davon zu geben; kurz, ehe noch eine Stunde verging, bekannte ſie frey heraus: „Daß ſie ſelbſt die

zeugen, um mich — was ſollte ich es läugnen? — um mich ſelbſt gegen eine vielleicht rückſtändige Schwäche deſto mehr zu befeſtigen, band ich mit eigener Hand dieſe Ruthe, und beſchwur meine neue Mutter: auf dieſe hinzudeuten, wenn ſie mich in Gefahr des kleinſten Strauchelns glaube; ja, mit ihr, oder mit ſtrengern Werkzeugen noch, nicht gelinder gegen mich als Ihr General zu verfahren, wenn ſie auf dem kleinſten Rückfall mich ertappe. Daß ich ihrer ſtrafenden Hand, wie jeder Ermahnung von ihr, geduldig mich unterwerfen würde, Dieß verſicherte ich mit dem heiligſten Eide; und ich hoffe auf ihr Zeugniß: ich hielt ihn!

Ja! ja! rief die Alte, das Zeugniß muß ich ihr geben, und wenn dieſe Stunde auch meine Todesſtunde wäre. Zwanzig Mahl ſeit zwey Jahren wollte ich dieſen Popanz ſchon wegwerfen; ſie ſelbſt nur ſetzte ſich dagegen. Überhaupt, lieber Herr, was vorging, ehe ſie das Mädchen her zu mir ſchickten, das weiß ich freylich nicht, und verantworte es eben ſo wenig; doch ſeit ſie unter meinem Dache iſt, bürge ich für Zucht und Ehrbarkeit mit Seele und Leib. Selbſt zur Ermahnung iſt es nicht mehr als ein Mahl gekommen.

Etwas ernſter ward hier Wellmanns Geſicht. — „Alſo doch ein Mahl noch?" fragte er, und blickte etwas ausforſchend auf Beyde. Gelaſſen blieb Marianne, und lächelnd fuhr die Alte fort: — „Iſt Ihr Gedächtniß ſo kurz, daß Sie des Augenblickes ſchon vergeſſen haben, wo ich, ſehr zur rechten Zeit, den Kaffeh Ihnen brachte? Entſinnen Sie ſich meiner Frage noch, und meines Winkes auf den Spiegel hin? Wohl

möglich, daß Sie mich nur halb verstanden; doch Marianne verstand mich ganz."

Wellmann erröthete. Überraschend war für ihn diese Wendung. — „O Verzeihung meiner Eifersucht, beste Marianne!" rief er, und küßte ihr zärtlich die Hand. Sie senkte die Augen; eine Thräne blinkte in ihnen. — „Wie unbillig wäre es, lispelte sie, wenn ich, die so mancher Nachsicht bedarf — " Jede weitere Selbstanklage erstickte Wellmann mit hundert Küssen. „Auch dieser Hausrath, sprach er halblächelnd, muß nach Westphalen mit folgen. Er ist ein Beweis mehr von jener ernstlichen Reue, die wohl größere Fehler noch auszusöhnen vermöchte."

Zwey Tage darauf war ihre Abreise; ehe noch ein Monath verlief, ihre Hochzeit. Marianne galt dort unter verändertem Nahmen für ein sächsisches Mädchen, unweit der böhmischen Grenze, von gutem Hause geboren. Nie hatte Wellmann sein Wagestück zu bereuen Ursache. Eine liebevollere Gattinn, bereitwillig nach jedem Wink und jeder Laune ihres Gemahls, gab es nie: Kein Fehler im Anstand, kein Verstoß gegen feine Sitten, kein Flecken im moralischen Betragen gab jemahls bey ihr zu einem Verdacht nur Anlaß. Selbst von jenen Freunden, denen einst Wellmann, in frohem unbesorgten Muthe, der Geschichte ersten Theil ausgeschwatzt hatte, besuchten ein Paar ihn in der Folge; sahen seine Gattinn, wünschten ihm Glück zu seiner Wahl, und ließen auch keinen Gedanken von Argwohn sich aufsteigen. Daß Wellmann gegenseitig hielt, was er versprochen hatte, versteht sich von selbst.

Sechs Jahre lebten sie so; drey Söhne gab sie ihm; mit dem Vierten ging sie schwanger; da brachte

mündlich wiederhohlt, als Marianne ihm frey gestanden hatte, daß sein Antrag sie ehre; aber auch oft und viel ihn erinnerte: daß er sich selbst beschimpfe; als er ihren Gründen vom Gerücht, das ruhige Leben in einem einsamen Winkel Germaniens, seiner muthmaßlichen Reue die glühendste Liebe, — ihren Bitten um Aufschub, um Überlegung wenigstens, den feyerlichsten Schwur: Jetzt oder Niemahls! entgegen gestellt hatte; da schien Marianne endlich ihre Gedanken und Zweifel mit diesen Worten beschließen zu wollen:

„Nun gut, Wellmann, ich will es Ihnen glauben, so schwer es mir fällt, daß es nicht mehr ein Gelüsten, — wie Sie selbst es nannten — daß es aufrichtige Liebe ist, was zu diesem Antrag Sie bewegt. Aber deßhalb, weil fern und einsam unser künftiger Wohnplatz, weil ganz neu und fremd der Zirkel unsers Umgangs seyn wird — deßhalb nicht zu fürchten, daß die Zeit, die Alles herausbringt, doch endlich entdecken dürfte: wie niedrig meine erste Lebensart, wie schmählig die Strafe war, die mich von ihr heilte — Wellmann, diese Furcht ist untilgbar! Und wenn Sie dann mich beschimpft in Aller Augen sähen; wenn Sie hörten: wie bitter man Sie selbst Ihrer Schwachheit halber tadle — ich fürchte, es gab keinen Mann, der so eine Probe der Liebe, zumahl in später Ehe, ohne Reue, oder wenigstens ohne Verlust seiner Ruhe aushielt. — Wie unglücklich würde ich dann seyn; desto unglücklicher, je größer vorher mein Glück gewesen wäre! — Gleichwohl, Wellmann, ich gestehe es Ihnen, ich liebe Sie! Schon Ihre ehemahligen Anerbiethungen schlug ich mit Mühe aus. Ein Jahr lang noch nach Ihrem Abschied, gedachte ich Ihrer stünd-

lich. Es gab Augenblicke sogar — nein, Sie möchten mich verachten, möchten Mißtrauen in meine Besserung setzen, gestände ich Alles heraus, was ich oft Ihrentwegen bereute! Und Ihr jetziges Anerbiethen, o es ist mir so werth, ist — hören Sie daher, wozu ich entschlossen bin!

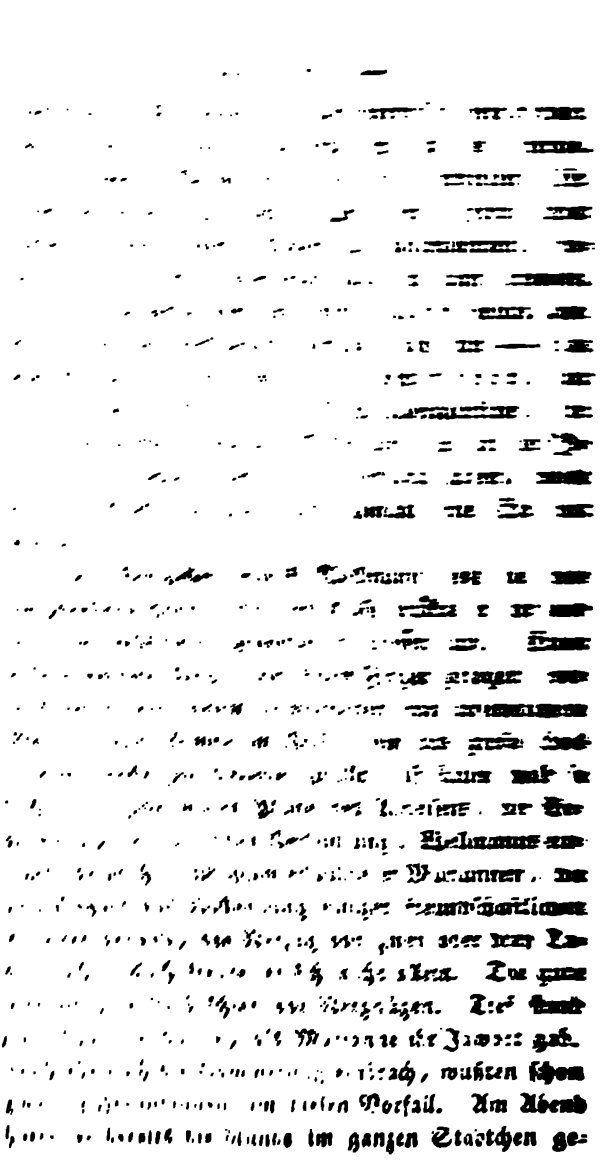
„Nun? — zur Gewährung doch, hoffe ich, liebstes Mädchen!"

Zu mehr noch, als zu ihr! — Wellmann, dieß Band der Ehe, je heiliger es ist, desto lästiger dürfte es bald Ihnen werden! Diese Liebe, je gesetzmäßiger Sie solche machen wollen, desto schneller wird sie erkalten. Wohlan, nur Ihr schriftliches Wort bedinge ich mir: mich nie unverschuldet und nie ohne Versorgung für künftig zu verstoßen; und Sie sollen stets in mir eine unwandelbare Liebe und glühende Dankbarkeit finden. Freundinn, Begleiterinn, was Sie selbst begehren, will ich Ihnen werden. Mir sey jeder Zwang, Ihnen kein einziger auferlegt.

„Wie? Höre ich — verstehe ich recht? Können Sie, da schon ein anderer rechtschaffener Mann seine Hand Ihnen both. — Hätte ich mich doch noch geirrt?"

Und worin? Wenn Sie die Wahl haben, in mir die Freundinn ganz zu besitzen, oder an die Gattinn gebunden zu seyn. — Welches wäre Ihnen wohl lieber?

„Ha! das Letztere, bey Gott! das Letztere vor wenig Augenblicken noch. — Doch dieß Erbiethen, der Schleyer, der bey ihm mir vom Auge sinkt —" Wellmann schien hier aufspringen zu wollen. Starr hatte Marianne bis jetzt ihn angeblickt. Mit Entzücken sah sie sein anfängliches Staunen in offenen Unwillen



Auch einer verſtorbenen Frauen Winke ſoll man nicht verachten.

Die Kerniſche Handlung, eine der vorzüglichſten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Beſitzer, ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren einen ſogenannten Hausmeiſter *) in ihrem Dienſte, der das Zutrauen ſeiner Herrſchaft vollkommen beſaß, und desſelben doch äußerſt unwerth war. Denn ſchon ſeit geraumer Friſt hatte dieſer Nichtswürdige ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, öffnete damit des Nachts leiſe die Gewölber; verſorgte ſich nicht nur reichlich mit Zucker, Kaffeh und andern ähnlichen Waaren, ſondern that auch in die Caſſe ſelbſt manchen dreiſten und derben Griff. Da er immer ziemlich genau wiſſen konnte, wann dieſe am beſten beſetzt, und ein

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Deutſchlands einen Mann, der in großen Häuſern ſeine Wohnung im Erdſtock hat, das Haus auf und zuſchließt, für kleine häusliche Reparaturen ſorgt, und dafür, außer freyer Wohnung, Holz und Licht, oft noch andere kleine Vortheile zu genießen hat.

zeugen, um mich — was sollte ich es läugnen? — um mich selbst gegen eine vielleicht rückständige Schwäche desto mehr zu befestigen, band ich mit eigener Hand diese Ruthe, und beschwur meine neue Mutter: auf diese hinzudeuten, wenn sie mich in Gefahr des kleinsten Strauchelns glaube; ja, mit ihr, oder mit strengern Werkzeugen noch, nicht gelinder gegen mich als Ihr General zu verfahren, wenn sie auf dem kleinsten Rückfall mich ertappe. Daß ich ihrer strafenden Hand, wie jeder Ermahnung von ihr, geduldig mich unterwerfen würde, Dieß versicherte ich mit dem heiligsten Eide; und ich hoffe auf ihr Zeugniß: ich hielt ihn!

Ja! ja! rief die Alte, das Zeugniß muß ich ihr geben, und wenn diese Stunde auch meine Todesstunde wäre. Zwanzig Mahl seit zwey Jahren wollte ich diesen Popanz schon wegwerfen; sie selbst nur setzte sich dagegen. Überhaupt, lieber Herr, was vorging, ehe sie das Mädchen her zu mir schickten, das weiß ich freylich nicht, und verantworte es eben so wenig; doch seit sie unter meinem Dache ist, bürge ich für Zucht und Ehrbarkeit mit Seele und Leib. Selbst zur Ermahnung ist es nicht mehr als ein Mahl gekommen.

Etwas ernster ward hier Wellmanns Gesicht. — „Also doch ein Mahl noch?" fragte er, und blickte etwas ausforschend auf Beyde. Gelassen blieb Marianne, und lächelnd fuhr die Alte fort: — „Ist Ihr Gedächtniß so kurz, daß Sie des Augenblickes schon vergessen haben, wo ich, sehr zur rechten Zeit, den Kaffeh Ihnen brachte? Entsinnen Sie sich meiner Frage noch, und meines Winkes auf den Spiegel hin? Wohl

möglich, daß Sie mich nur halb verstanden; doch Marianne verstand mich ganz."

Wellmann erröthete. Überraschend war für ihn diese Wendung. — „O Verzeihung meiner Eifersucht, beste Marianne!" rief er, und küßte ihr zärtlich die Hand. Sie senkte die Augen; eine Thräne blinkte in ihnen. — „Wie unbillig wäre es, lispelte sie, wenn ich, die so mancher Nachsicht bedarf — " Jede weitere Selbstanklage erstickte Wellmann mit hundert Küssen. „Auch dieser Hausrath, sprach er halblächelnd, muß nach Westphalen mit folgen. Er ist ein Beweis mehr von jener ernstlichen Reue, die wohl größere Fehler noch auszusöhnen vermöchte."

Zwey Tage darauf war ihre Abreise; ehe noch ein Monath verlief, ihre Hochzeit. Marianne galt dort unter verändertem Nahmen für ein sächsisches Mädchen, unweit der böhmischen Grenze, von gutem Hause geboren. Nie hatte Wellmann sein Wagestück zu bereuen Ursache. Eine liebevollere Gattinn, bereitwillig nach jedem Wink und jeder Laune ihres Gemahls, gab es nie: Kein Fehler im Anstand, kein Verstoß gegen feine Sitten, kein Flecken im moralischen Betragen gab jemahls bey ihr zu einem Verdacht nur Anlaß. Selbst von jenen Freunden, denen einst Wellmann, in frohem unbesorgten Muthe, der Geschichte ersten Theil ausgeschwatzt hatte, besuchten ein Paar ihn in der Folge; sahen seine Gattinn, wünschten ihm Glück zu seiner Wahl, und ließen auch keinen Gedanken von Argwohn sich aufsteigen. Daß Wellmann gegenseitig hielt, was er versprochen hatte, versteht sich von selbst.

Sechs Jahre lebten sie so; drey Söhne gab sie ihm; mit dem Vierten ging sie schwanger; da brachte

ein Umſturz des Wagens beym Spazierenfahren eine unzeitige Geburt zuwege; und ſo ängſtlich Wellmann zu ihrer Rettung auch Alles aufboth, ſo eifrig die Ärzte zu helfen ſuchten, folgte doch eine Abzehrung bald darauf. Faſt mit Übermaß weinte ihr Gemahl um ſie. Als am Jahrestag ihres Todes einige Freunde durch Troſt ihn aufzuheitern ſuchten, da entdeckte Wellmann ihnen erſt ſein Geheimniß. Noch zehn Jahre nachher trat gewöhnlich eine Thräne in ſein Auge, wenn er von ihr ſprach; wenn er ein Paar Minuten lang ihr Bildniß betrachtete; oder wenn ſeine Kinder ihren Nahmen nannten.

Eingekerkerte drücke; Dieß gestand er freylich. Doch daß Wahrscheinlichkeit nicht Gewißheit, und Verdacht nicht Überweisung sey; Das führte er, für einen Bauer, recht gut aus, und blieb bey der Folgerung: „Am Ende könne doch noch der Teufel sein Spiel haben, und die Gefangene unschuldig seyn.“

Indem die Bauern so am Tische sich stritten, und um besser schreyen zu können, den Bierkrügen weidlich zusprachen, saß in einer weiten Entfernung von ihnen auf der Ofenbank ein junges, derbes Bauernmensch, die Dienstmagd eines Freyhüfners und Witwers auf einem noch fast zwey Stunden weit entlegenen fränkischen Dorfe. Sie war in Bar** zu Markte gewesen, hatte Verschiedenes eingekauft, war von einem Gewitterschauer überrascht worden; war deßhalb in der Schenke eingekehrt, und wollte warten, bis es ausgeregnet habe, wo sie dann des Abends, zumahl da man Mondschein vermuthete, langsam heimzukehren gedachte. Es war wirklich eine flinke, und auch (was sie mit so regenscheu gemacht haben mochte) recht sauber gekleidete Bauerdirne; da sie aber gerade in diesem Dorfe wenig oder gar keine Bekanntschaft hatte, so machte sich von den Mannspersonen Niemand etwas mit ihr zu schaffen. — Gleich hinter ihr auf dem Ofen lag ein junger Bursche der Länge nach ausgestreckt; er hatte den Tag über als Taglöhner beym Wirthe gearbeitet, und glaubte sich nun in der Feyerstunde mit dieser Lage und Wärme, nach gewöhnlicher Denkart solcher Menschen, eine Güte zu thun. Fest hatte er die Augen zugemacht und rührte sich nicht. Das Mädchen hatte ihn entweder gar nicht bemerkt, oder glaubte wenigstens, daß er im Ernste schlafe. Ihre Aufmerk-

übergeben. Mit heißer Inbrunst ergriff sie seine Hand; ihre glühende Wange schmiegte sich an die seinige. — „O nein, Wellmann, rief sie, urtheilen Sie nicht abermahls zu rasch! Ihr Herz, Ihren Ernst wollte ich nur prüfen. Hätten Sie angenommen, wozu ich mich erboth, überzeugt wäre ich dann gewesen, daß Ihre Begierde noch jetzt mich kaufen wollte, und Sie hätten ein Fehlgeboth gethan; doch nun — o ich Frevelhafte, die ich nach Liebe noch streben, auf Liebe noch hoffen darf! O ich Überglückliche, die ich deren wirklich finde! — Wellmann! ich bin die Ihrige, wenn Sie anders ganz überdacht haben, welch ein Wagestück die Ehe, und zumahl eine Ehe mit mir sey."

Mit Entzücken ergriff Wellmann jetzt die ihm dargebothene Hand! Hundert Küsse drückte er ihr und den nun willfährig gewordenen Lippen auf. Einen unbedeutenden Ring, von ihrem Finger gezogen, vertauschte er mit einem diamantenen von ansehnlichem Werth. Der Ärmste im Volk, dem das große Loos in einer wichtigen Lotterie zufällt, ist kaum halb so froh. — Jetzt waren Plane des Abreisens, der Begleitung, der baldigsten Verbindung, Wellmanns einziges Gespräch. Mühsam erlaubte er Mariannen, die gewissenhaft auf Vollendung einiger freundschaftlichen Arbeiten bestand, den Verzug von zwey oder drey Tagen noch. Auch freute er sich nicht allein. Die gute alte Muhme starb schier vor Vergnügen. Tief stand zwar schon die Sonne, als Marianne ihr Jawort gab. Doch ehe noch die Dämmerung einbrach, wußten schon zwanzig Freundinnen um diesen Vorfall. Am Abend hatte er bereits die Runde im ganzen Städtchen ge-

macht. Man ſtaunte darüber; man bedauerte Mariannens baldigen Verluſt; ihr Glück beneidete Niemand.

Wellmann wich nun dieſe Zeit über den ganzen Tag nicht von Mariannens Seite. Je mehr ſie ihr Herz vor ihm aufſchloß, je mehr fand er Stoff, mit ihr vergnügt zu ſeyn. Ein einziges Mahl nur ſah er ſie doch in Verlegenheit gerathen. Es war, als ihre Muhme lächelnd die Frage that: ob nun der alberne Hausrath hinter dem Spiegel noch nicht wegzuwerfen ſey? Marianne erröthete bey dieſen Worten bis zum Haare hinauf. Dieſer Farbenwechſel und der Alten ſpottendes Gelächter reizten Wellmanns Neugier. — „Was iſt das für ein Hausrath?" forſchte er hurtig. Marianne ward noch ſtärker roth, und die Alte lachte noch heller. Daß Wellmann jetzt ſelbſt hinging und nachſah, iſt natürlich; eben ſo natürlich, daß er ſich wunderte, hinter dem Spiegel eine große, doch ziemlich verdorrte Ruthe zu finden.

Faſt dürfte ich — hob Marianne, etwas geſammelter an: — faſt dürfte ich den Scherz meiner ſonſt gütigen Muhme etwas grauſam nennen; doch auch hier offenherzig, wenn gleich nicht gegen Jedermann, doch gegen Sie zu ſeyn, finde ich keinen Anſtand. — Sie wiſſen, was mich aus Ihrem Lager vertrieb; aber Sie wiſſen nicht, mit welchen Schmerzen, mit welcher unausſprechlichen Mühſeligkeit ich den Weg bis hierher zurücklegte; nicht, wie manche Bitte, wie manchen theuern Schwur künftiger Beſſerung ich auch hier anwenden mußte, ehe ich die Erlaubniß da zu bleiben erhielt. — Um mich ſtets jener Schmerzen, jener Schmach zu erinnern, um meine gute Muhme vom Ernſt meines Verſprechens deſto ſtärker zu über-

zeugen, um mich — was sollte ich es läugnen? — um mich selbst gegen eine vielleicht rückständige Schwäche desto mehr zu befestigen, band ich mit eigener Hand diese Ruthe, und beschwur meine neue Mutter: auf diese hinzudeuten, wenn sie mich in Gefahr des kleinsten Strauchelns glaube; ja, mit ihr, oder mit strengern Werkzeugen noch, nicht gelinder gegen mich als Ihr General zu verfahren, wenn sie auf dem kleinsten Rückfall mich ertappe. Daß ich ihrer strafenden Hand, wie jeder Ermahnung von ihr, geduldig mich unterwerfen würde, Dieß versicherte ich mit dem heiligsten Eide; und ich hoffe auf ihr Zeugniß: ich hielt ihn!

Ja! ja! rief die Alte, das Zeugniß muß ich ihr geben, und wenn diese Stunde auch meine Todesstunde wäre. Zwanzig Mahl seit zwey Jahren wollte ich diesen Popanz schon wegwerfen; sie selbst nur setzte sich dagegen. Überhaupt, lieber Herr, was vorging, ehe sie das Mädchen her zu mir schickten, das weiß ich freylich nicht, und verantworte es eben so wenig; doch seit sie unter meinem Dache ist, bürge ich für Zucht und Ehrbarkeit mit Seele und Leib. Selbst zur Ermahnung ist es nicht mehr als ein Mahl gekommen.

Etwas ernster ward hier Wellmanns Gesicht. — „Also doch ein Mahl noch?" fragte er, und blickte etwas ausforschend auf Beyde. Gelassen blieb Marianne, und lächelnd fuhr die Alte fort: — „Ist Ihr Gedächtniß so kurz, daß Sie des Augenblickes schon vergessen haben, wo ich, sehr zur rechten Zeit, den Kaffeh Ihnen brachte? Entsinnen Sie sich meiner Frage noch, und meines Winkes auf den Spiegel hin? Wohl

möglich, daß Sie mich nur halb verstanden; doch Marianne verstand mich ganz."

Wellmann erröthete. Überraschend war für ihn diese Wendung. — „O Verzeihung meiner Eifersucht, beste Marianne!" rief er, und küßte ihr zärtlich die Hand. Sie senkte die Augen; eine Thräne blinkte in ihnen. — „Wie unbillig wäre es, lispelte sie, wenn ich, die so mancher Nachsicht bedarf — " Jede weitere Selbstanklage erstickte Wellmann mit hundert Küssen. „Auch dieser Hausrath, sprach er halblächelnd, muß nach Westphalen mit folgen. Er ist ein Beweis mehr von jener ernstlichen Reue, die wohl größere Fehler noch auszusöhnen vermöchte."

Zwey Tage darauf war ihre Abreise; ehe noch ein Monath verlief, ihre Hochzeit. Marianne galt dort unter verändertem Nahmen für ein sächsisches Mädchen, unweit der böhmischen Grenze, von gutem Hause geboren. Nie hatte Wellmann sein Wagestück zu bereuen Ursache. Eine liebevollere Gattinn, bereitwillig nach jedem Wink und jeder Laune ihres Gemahls, gab es nie: Kein Fehler im Anstand, kein Verstoß gegen feine Sitten, kein Flecken im moralischen Betragen gab jemahls bey ihr zu einem Verdacht nur Anlaß. Selbst von jenen Freunden, denen einst Wellmann, in frohem unbesorgten Muthe, der Geschichte ersten Theil ausgeschwatzt hatte, besuchten ein Paar ihn in der Folge; sahen seine Gattinn, wünschten ihm Glück zu seiner Wahl, und ließen auch keinen Gedanken von Argwohn sich aufsteigen. Daß Wellmann gegenseitig hielt, was er versprochen hatte, versteht sich von selbst.

Sechs Jahre lebten sie so; drey Söhne gab sie ihm; mit dem Vierten ging sie schwanger; da brachte

Beweis biethe ich Herz und Hand Ihnen dar. Es ist kein vorüberrauschender thörigter Einfall. Ich bin über dreyßig Jahr alt; habe, frey gestanden, hart mit meiner Leidenschaft gekämpft; aber sie ist zum festen Entschluß geworden; und ich bin versichert: Sie machen mein Glück, wenn Sie meine Gattinn werden. Mein künftiges Amt würde auch ohne Vermögen — mein väterliches Erbtheil auch ohne Amt mich nähren. Ich habe keine Verwandten, von denen ich abhänge. An dem Ort, wo ich künftig zu leben gedenke, kennt noch Niemand weder Sie noch mich. Alles Vortheile für mich und Sie! Ob mein Äußerliches Ihnen gefallen könne oder nicht, müssen Sie längst bereits wissen. Mißfällt es Ihnen nicht, so schlagen Sie ein! Nur zweyerley beding ich mir. Baldige Antwort! Und keine Entschuldigung wegen ehemahls. Ich bin überzeugt, kann Reue und nachmahlige Änderung selbst die Gottheit versöhnen, so darf der Mensch nicht strenger richten. Versüßen Sie mir nur die Gegenwart und die Zukunft; an Vergangenheit soll Sie nie ein Wörtchen, nie ein Blick von mir erinnern! In zwey Stunden hohle ich mir Ihre Entscheidung. Übermorgen muß ich fort. Entweder allein, um Sie nie wieder zu sehen, oder in Begleitung von Ihnen und — wenn es Ihnen gut däucht, auch Ihrer Muhme. Entscheiden Sie daher bald, und, wenn Sie können, günstig!

Mariannens Staunen über diesen Brief faßt keine Sprache. — „Ist es möglich? Ist das Ernst?" —

Dieß waren ihre einzigen Worte, indem ſie der Alten das ganze Schreiben hinreichte. Auch Dieſe hätte ſchier ihrer Brille beym Leſen nicht getrauet, aber deſto redſeliger ward ihre Bewunderung nachher. Daß die Nichte einen ſolchen Antrag mit beyden Händen ergreifen würde, ſetzte ſie zum Voraus, und ſtutzte daher nicht wenig, als ſie abermahls auf Einwendungen ſtieß. Zwar läugnete Marianne nicht, daß Wellmann ein angenehmer Mann, daß er ſchon längſt ihr nicht gleichgültig, und ſeine Hand faſt für ein unerhörtes Glück zu rechnen ſey aber ihre Zweifel — Die Alte ließ ihr keine Zeit ſolche auszukramen. Der Fluß dieſer Muhmen-Beredſamkeit ſchien kein Ende zu haben. „Will er denn nicht Alles vergeſſen?" das war die Frage, mit welcher faſt jede Periode ſich ſchloß; und es koſtete Mariannen Mühe, auf ein Stündchen nur in ihre einſame Kammer ſich zurück ziehen zu dürfen, um dort ungeſtört dieſem Vorſchlag nachzudenken.

Die Stunde verfloß ihr ſo langſam und ſo ſchnell zugleich. So langſam, wenn ſie nach der Menge von Gedanken, ſo ſchnell, wenn ſie nach den Entſchlüſſen rechnete. Ein Klingeln an der Hausthür, ein Gang die Treppe hinauf, den ſie alsbald für Wellmanns Gang erkannte, unterbrach endlich ihre Überlegung. Ihre Muhme rief; ſich zwey Mahl rufen zu laſſen, verboth ihr nicht die Höflichkeit bloß, ſondern auch ihr eigenes Gefühl.

Hier eine feine Gelegenheit zu einer lebhaften, vielleicht nicht an Intereſſe leeren Scene! Aber zu lang iſt ſchon das Vorhergehende gerathen; und Auszug wird daher jetzt räthlicher, als wörtliche Copie ſeyn. — Genug, als Wellmann ſeine ſchriftliche Frage auch

mündlich wiederhohlt, als Marianne ihm frey gestanden hatte, daß sein Antrag sie ehre; aber auch oft und viel ihn erinnerte: daß er sich selbst beschimpfe; als er ihren Gründen vom Gerücht, das ruhige Leben in einem einsamen Winkel Germaniens, seiner muthmaßlichen Reue die glühendste Liebe, — ihren Bitten um Aufschub, um Überlegung wenigstens, den feyerlichsten Schwur: Jetzt oder Niemahls! entgegen gestellt hatte; da schien Marianne endlich ihre Gedanken und Zweifel mit diesen Worten beschließen zu wollen:

„Nun gut, Wellmann, ich will es Ihnen glauben, so schwer es mir fällt, daß es nicht mehr ein Gelüsten, — wie Sie selbst es nannten — daß es aufrichtige Liebe ist, was zu diesem Antrag Sie bewegt. Aber deßhalb, weil fern und einsam unser künftiger Wohnplatz, weil ganz neu und fremd der Zirkel unsers Umgangs seyn wird — deßhalb nicht zu fürchten, daß die Zeit, die Alles herausbringt, doch endlich entdecken dürfte: wie niedrig meine erste Lebensart, wie schmählig die Strafe war, die mich von ihr heilte — Wellmann, diese Furcht ist untilgbar! Und wenn Sie dann mich beschimpft in Aller Augen sähen; wenn Sie hörten: wie bitter man Sie selbst Ihrer Schwachheit halber tadle — ich fürchte, es gab keinen Mann, der so eine Probe der Liebe, zumahl in später Ehe, ohne Reue, oder wenigstens ohne Verlust seiner Ruhe aushielt. — Wie unglücklich würde ich dann seyn; desto unglücklicher, je größer vorher mein Glück gewesen wäre! — Gleichwohl, Wellmann, ich gestehe es Ihnen, ich liebe Sie! Schon Ihre ehemahligen Anerbiethungen schlug ich mit Mühe aus. Ein Jahr lang noch nach Ihrem Abschied, gedachte ich Ihrer stünd-

lich. Es gab Augenblicke sogar — nein, Sie möchten mich verachten, möchten Mißtrauen in meine Besserung setzen, gestände ich Alles heraus, was ich oft Ihrentwegen bereute! Und Ihr jetziges Anerbiethen, o es ist mir so werth, ist — hören Sie daher, wozu ich entschlossen bin!

„Nun? — zur Gewährung doch, hoffe ich, liebstes Mädchen!"

Zu mehr noch, als zu ihr! — Wellmann, dieß Band der Ehe, je heiliger es ist, desto lästiger dürfte es bald Ihnen werden! Diese Liebe, je gesetzmäßiger Sie solche machen wollen, desto schneller wird sie erkalten. Wohlan, nur Ihr schriftliches Wort bedinge ich mir: mich nie unverschuldet und nie ohne Versorgung für künftig zu verstoßen; und Sie sollen stets in mir eine unwandelbare Liebe und glühende Dankbarkeit finden. Freundinn, Begleiterinn, was Sie selbst begehren, will ich Ihnen werden. Mir sey jeder Zwang, Ihnen kein einziger auferlegt.

„Wie? Höre ich — verstehe ich recht? Können Sie, da schon ein anderer rechtschaffener Mann seine Hand Ihnen both. — Hätte ich mich doch noch geirrt?"

Und worin? Wenn Sie die Wahl haben, in mir die Freundinn ganz zu besitzen, oder an die Gattinn gebunden zu seyn. — Welches wäre Ihnen wohl lieber?

„Ha! das Letztere, bey Gott! das Letztere vor wenig Augenblicken noch. — Doch dieß Erbiethen, der Schleyer, der bey ihm mir vom Auge sinkt —" Wellmann schien hier aufspringen zu wollen. Starr hatte Marianne bis jetzt ihn angeblickt. Mit Entzücken sah sie sein anfängliches Staunen in offenen Unwillen

übergeben. Mit heißer Inbrunſt ergriff ſie ſeine Hand; ihre glühende Wange ſchmiegte ſich an die ſeinige. — „O nein, Wellmann, rief ſie, urtheilen Sie nicht abermahls zu raſch! Ihr Herz, Ihren Ernſt wollte ich nur prüfen. Hätten Sie angenommen, wozu ich mich erboth, überzeugt wäre ich dann geweſen, daß Ihre Begierde noch jetzt mich kaufen wollte, und Sie hätten ein Fehlgeboth gethan; doch nun — o ich Frevelhafte, die ich nach Liebe noch ſtreben, auf Liebe noch hoffen darf! O ich Überglückliche, die ich deren wirklich finde! — Wellmann! ich bin die Ihrige, wenn Sie anders ganz überdacht haben, welch ein Wageſtück die Ehe, und zumahl eine Ehe mit mir ſey."

Mit Entzücken ergriff Wellmann jetzt die ihm dargebothene Hand! Hundert Küſſe drückte er ihr und den nun willfährig gewordenen Lippen auf. Einen unbedeutenden Ring, von ihrem Finger gezogen, vertauſchte er mit einem diamantenen von anſehnlichem Werth. Der Ärmſte im Volk, dem das große Loos in einer wichtigen Lotterie zufällt, iſt kaum halb ſo froh. — Jetzt waren Plane des Abreiſens, der Begleitung, der baldigſten Verbindung, Wellmanns einziges Geſpräch. Mühſam erlaubte er Mariannen, die gewiſſenhaft auf Vollendung einiger freundſchaftlichen Arbeiten beſtand, den Verzug von zwey oder drey Tagen noch. Auch freute er ſich nicht allein. Die gute alte Muhme ſtarb ſchier vor Vergnügen. Tief ſtand zwar ſchon die Sonne, als Marianne ihr Jawort gab. Doch ehe noch die Dämmerung einbrach, wußten ſchon zwanzig Freundinnen um dieſen Vorfall. Am Abend hatte er bereits die Runde im ganzen Städtchen ge-

zugehen, die Reiter vorbey zulaſſen, dann aber wieder umzukehren, und die Beſitznehmung zu erneuern. Das Erſtere geſchah; aber leider! nicht ſo unbemerkt, als ſie wohl gehofft und gewünſcht hatte. Die Reiter waren ſchon allzu nahe, und beſtanden in dem Kriminal-Richter aus Bar* und ſeinem Bedienten. Erſterer hatte deutlich geſehen, daß dieſes Weibsbild etwas in den Strauch werfe, und dann ſchnell ſich entferne. Eben dieſes halb haſtige, halb ruhige Fortgehen war ihm verdächtig. Mit Vergehungen mancher Art in ſeinem Amte ſchon bekannt, war er vielleicht auch an ſich ſelbſt mißtrauiſcher, als andere Perſonen an ſeiner Stelle geweſen ſeyn würden. Er ſprengte dem Weibsbild daher nach, hohlte ſie, wie leicht zu erachten, bald ein, und fragte: Was ſie dort am Geſträuch vorgenommen hätte? Sie fuhr erſchrocken zuſammen, und antwortete: Nichts, gar nichts! Dieſes Erſchrecken und dieſe Unwahrheit mehrten den Argwohn, daß es nichts Löbliches geweſen ſeyn müſſe. Er befahl ihr mit umzukehren; ſie that es, weil ſie es nicht abſchlagen durfte. Der Bediente ſtieg beym Gebüſche ab; das Päckchen war bald gefunden und aufgehoben. Man öffnete es, und in ihm lag — ein todtes, mit ſichtlicher Gewaltthat ermordetes Kind.

Man kann ſich hier leicht den Schrecken der armen Weibsperſon vorſtellen. Daß ſie jetzt in einen böſen Handel verwickelt werden dürfte, ſah ſie wohl ein. Zwar erzählte ſie nun buchſtäblich die Wahrheit; aber wer glaubte ihr dieſe? Zwar bath ſie himmelhoch, ſie gehen zu laſſen; aber wie das möglich? Mit der einen Hand an das Pferd des Bedienten gebunden, mußte ſie nun nach Bar* zurück, und ihr Weg ging geradezu

zeugen, um mich — was ſollte ich es läugnen? — um mich ſelbſt gegen eine vielleicht rückſtändige Schwäche deſto mehr zu befeſtigen, band ich mit eigener Hand dieſe Ruthe, und beſchwur meine neue Mutter: auf dieſe hinzudeuten, wenn ſie mich in Gefahr des kleinſten Strauchelns glaube; ja, mit ihr, oder mit ſtrengern Werkzeugen noch, nicht gelinder gegen mich als Ihr General zu verfahren, wenn ſie auf dem kleinſten Rückfall mich ertappe. Daß ich ihrer ſtrafenden Hand, wie jeder Ermahnung von ihr, geduldig mich unterwerfen würde, Dieß verſicherte ich mit dem heiligſten Eide; und ich hoffe auf ihr Zeugniß: ich hielt ihn!

Ja! ja! rief die Alte, das Zeugniß muß ich ihr geben, und wenn dieſe Stunde auch meine Todesſtunde wäre. Zwanzig Mahl ſeit zwey Jahren wollte ich dieſen Popanz ſchon wegwerfen; ſie ſelbſt nur ſetzte ſich dagegen. Überhaupt, lieber Herr, was vorging, ehe ſie das Mädchen her zu mir ſchickten, das weiß ich freylich nicht, und verantworte es eben ſo wenig; doch ſeit ſie unter meinem Dache iſt, bürge ich für Zucht und Ehrbarkeit mit Seele und Leib. Selbſt zur Ermahnung iſt es nicht mehr als ein Mahl gekommen.

Etwas ernſter ward hier Wellmanns Geſicht. — „Alſo doch ein Mahl noch?" fragte er, und blickte etwas ausforſchend auf Beyde. Gelaſſen blieb Marianne, und lächelnd fuhr die Alte fort: — „Iſt Ihr Gedächtniß ſo kurz, daß Sie des Augenblickes ſchon vergeſſen haben, wo ich, ſehr zur rechten Zeit, den Kaffeh Ihnen brachte? Entſinnen Sie ſich meiner Frage noch, und meines Winkes auf den Spiegel hin? Wohl

möglich, daß Sie mich nur halb verstanden; doch Marianne verstand mich ganz."

Wellmann erröthete. Überraschend war für ihn diese Wendung. — „O Verzeihung meiner Eifersucht, beste Marianne!" rief er, und küßte ihr zärtlich die Hand. Sie senkte die Augen; eine Thräne blinkte in ihnen. — „Wie unbillig wäre es, lispelte sie, wenn ich, die so mancher Nachsicht bedarf — " Jede weitere Selbstanklage erstickte Wellmann mit hundert Küssen. „Auch dieser Hausrath, sprach er halblächelnd, muß nach Westphalen mit folgen. Er ist ein Beweis mehr von jener ernstlichen Reue, die wohl größere Fehler noch auszusöhnen vermöchte."

Zwey Tage darauf war ihre Abreise; ehe noch ein Monath verlief, ihre Hochzeit. Marianne galt dort unter verändertem Nahmen für ein sächsisches Mädchen, unweit der böhmischen Grenze, von gutem Hause geboren. Nie hatte Wellmann sein Wagestück zu bereuen Ursache. Eine liebevollere Gattinn, bereitwillig nach jedem Wink und jeder Laune ihres Gemahls, gab es nie: Kein Fehler im Anstand, kein Verstoß gegen feine Sitten, kein Flecken im moralischen Betragen gab jemahls bey ihr zu einem Verdacht nur Anlaß. Selbst von jenen Freunden, denen einst Wellmann, in frohem unbesorgten Muthe, der Geschichte ersten Theil ausgeschwatzt hatte, besuchten ein Paar ihn in der Folge; sahen seine Gattinn, wünschten ihm Glück zu seiner Wahl, und ließen auch keinen Gedanken von Argwohn sich aufsteigen. Daß Wellmann gegenseitig hielt, was er versprochen hatte, versteht sich von selbst.

Sechs Jahre lebten sie so; drey Söhne gab sie ihm; mit dem Vierten ging sie schwanger; da brachte

ein Umſturz des Wagens beym Spazierenfahren eine unzeitige Geburt zuwege; und ſo ängſtlich Wellmann zu ihrer Rettung auch Alles aufboth, ſo eifrig die Ärzte zu helfen ſuchten, folgte doch eine Abzehrung bald darauf. Faſt mit Übermaß weinte ihr Gemahl um ſie. Als am Jahrestag ihres Todes einige Freunde durch Troſt ihn aufzuheitern ſuchten, da entdeckte Wellmann ihnen erſt ſein Geheimniß. Noch zehn Jahre nachher trat gewöhnlich eine Thräne in ſein Auge, wenn er von ihr ſprach; wenn er ein Paar Minuten lang ihr Bildniß betrachtete; oder wenn ſeine Kinder ihren Nahmen nannten.

Der Mörder aus Bruderliebe.

Eine wahre Kriminal-Geschichte.

Katharina H** war eine achtzehn- bis neunzehnjährige, von Gestalt nicht uneben, von Denkungsart ziemlich wollüstige, böhmische Landdirne. Da sie das einzige Kind ihrer Ältern und zukünftige Erbinn eines recht artigen Bauerngutes war, so bewarben sich viele junge Bursche um ihre Gunst. Sie gab dem Sohne ihres Nachbarn, Anton S. sichtlich den Vorzug vor allen Andern. Er machte immer ihren Tänzer in der Schenke, ihren Begleiter auf Kirch- und Spazierwegen; auch ihr Kammerfenster fand er des Nachts offen. Doch ihre Ältern stimmten nicht zu dieser Wahl. Sie untersagten ihr streng und plötzlich allen Umgang mit ihm, und zwangen sie endlich, einen Schmied aus der nahe gelegenen Stadt Cz—u zu heirathen.

Diese Heirath schlug aus, wie gezwungene Ehen gewöhnlich ausschlagen. Der vor der Hochzeit schon verhaßte Gatte ward ihr nach derselben noch verhaßter. Alltäglich zankte sie sich mit ihm: was sie wußte und konnte, that sie ihm zum Possen; auch mit ihrem vorigen Liebhaber setzte sie unter der Hand den ver-

Beweis biethe ich Herz und Hand Ihnen dar. Es ist kein vorüberrauschender thörigter Einfall. Ich bin über dreyßig Jahr alt; habe, frey gestanden, hart mit meiner Leidenschaft gekämpft; aber sie ist zum festen Entschluß geworden; und ich bin versichert: Sie machen mein Glück, wenn Sie meine Gattinn werden. Mein künftiges Amt würde auch ohne Vermögen — mein väterliches Erbtheil auch ohne Amt mich nähren. Ich habe keine Verwandten, von denen ich abhänge. An dem Ort, wo ich künftig zu leben gedenke, kennt noch Niemand weder Sie noch mich. Alles Vortheile für mich und Sie! Ob mein Äußerliches Ihnen gefallen könne oder nicht, müssen Sie längst bereits wissen. Mißfällt es Ihnen nicht, so schlagen Sie ein! Nur zweyerley bedinge ich mir. Baldige Antwort! Und keine Entschuldigung wegen ehemahls. Ich bin überzeugt, kann Reue und nachmahlige Änderung selbst die Gottheit versöhnen, so darf der Mensch nicht strenger richten. Versüßen Sie mir nur die Gegenwart und die Zukunft; an Vergangenheit soll Sie nie ein Wörtchen, nie ein Blick von mir erinnern! In zwey Stunden hohle ich mir Ihre Entscheidung. Übermorgen muß ich fort. Entweder allein, um Sie nie wieder zu sehen, oder in Begleitung von Ihnen und — wenn es Ihnen gut däucht, auch Ihrer Muhme. Entscheiden Sie daher bald, und, wenn Sie können, günstig!

Mariannens Staunen über diesen Brief faßt keine Sprache. — „Ist es möglich? Ist das Ernst?" —

Dieß waren ihre einzigen Worte, indem ſie der Alten das ganze Schreiben hinreichte. Auch Dieſe hätte ſchier ihrer Brille beym Leſen nicht getrauet, aber deſto redſeliger ward ihre Bewunderung nachher. Daß die Nichte einen ſolchen Antrag mit beyden Händen ergreifen würde, ſetzte ſie zum Voraus, und ſtutzte daher nicht wenig, als ſie abermahls auf Einwendungen ſtieß. Zwar läugnete Marianne nicht, daß Wellmann ein angenehmer Mann, daß er ſchon längſt ihr nicht gleichgültig, und ſeine Hand faſt für ein unerhörtes Glück zu rechnen ſey aber ihre Zweifel — Die Alte ließ ihr keine Zeit ſolche auszukramen. Der Fluß dieſer Muhmen-Beredſamkeit ſchien kein Ende zu haben. „Will er denn nicht Alles vergeſſen?" das war die Frage, mit welcher faſt jede Periode ſich ſchloß; und es koſtete Mariannen Mühe, auf ein Stündchen nur in ihre einſame Kammer ſich zurück ziehen zu dürfen, um dort ungeſtört dieſem Vorſchlag nachzudenken.

Die Stunde verfloß ihr ſo langſam und ſo ſchnell zugleich. So langſam, wenn ſie nach der Menge von Gedanken, ſo ſchnell, wenn ſie nach den Entſchlüſſen rechnete. Ein Klingeln an der Hausthür, ein Gang die Treppe hinauf, den ſie alsbald für Wellmanns Gang erkannte, unterbrach endlich ihre Überlegung. Ihre Muhme rief; ſich zwey Mahl rufen zu laſſen, verboth ihr nicht die Höflichkeit bloß, ſondern auch ihr eigenes Gefühl.

Hier eine feine Gelegenheit zu einer lebhaften, vielleicht nicht an Intereſſe leeren Scene! Aber zu lang iſt ſchon das Vorhergehende gerathen; und Auszug wird daher jetzt räthlicher, als wörtliche Copie ſeyn. — Genug, als Wellmann ſeine ſchriftliche Frage auch

mündlich wiederhohlt, als Marianne ihm frey gestanden hatte, daß sein Antrag sie ehre; aber auch oft und viel ihn erinnerte: daß er sich selbst beschimpfe; als er ihren Gründen vom Gerücht, das ruhige Leben in einem einsamen Winkel Germaniens, seiner muthmaßlichen Reue die glühendste Liebe, — ihren Bitten um Aufschub, um Überlegung wenigstens, den feyerlichsten Schwur: Jetzt oder Niemahls! entgegen gestellt hatte; da schien Marianne endlich ihre Gedanken und Zweifel mit diesen Worten beschließen zu wollen:

„Nun gut, Wellmann, ich will es Ihnen glauben, so schwer es mir fällt, daß es nicht mehr ein Gelüsten, — wie Sie selbst es nannten — daß es aufrichtige Liebe ist, was zu diesem Antrag Sie bewegt. Aber deßhalb, weil fern und einsam unser künftiger Wohnplatz, weil ganz neu und fremd der Zirkel unsers Umgangs seyn wird — deßhalb nicht zu fürchten, daß die Zeit, die Alles herausbringt, doch endlich entdecken dürfte: wie niedrig meine erste Lebensart, wie schmählig die Strafe war, die mich von ihr heilte — Wellmann, diese Furcht ist untilgbar! Und wenn Sie dann mich beschimpft in Aller Augen sähen; wenn Sie hörten: wie bitter man Sie selbst Ihrer Schwachheit halber tadle — ich fürchte, es gab keinen Mann, der so eine Probe der Liebe, zumahl in später Ehe, ohne Reue, oder wenigstens ohne Verlust seiner Ruhe aushielt. — Wie unglücklich würde ich dann seyn; desto unglücklicher, je größer vorher mein Glück gewesen wäre! — Gleichwohl, Wellmann, ich gestehe es Ihnen, ich liebe Sie! Schon Ihre ehemahligen Anerbiethungen schlug ich mit Mühe aus. Ein Jahr lang noch nach Ihrem Abschied, gedachte ich Ihrer stünd-

lich. Es gab Augenblicke ſogar — nein, Sie möchten mich verachten, möchten Mißtrauen in meine Beſſerung ſetzen, geſtände ich Alles heraus, was ich oft Ihrentwegen bereute! Und Ihr jetziges Anerbiethen, o es iſt mir ſo werth, iſt — hören Sie daher, wozu ich entſchloſſen bin!

„Nun? — zur Gewährung doch, hoffe ich, liebſtes Mädchen!"

Zu mehr noch, als zu ihr! — Wellmann, dieß Band der Ehe, je heiliger es iſt, deſto läſtiger dürfte es bald Ihnen werden! Dieſe Liebe, je geſetzmäßiger Sie ſolche machen wollen, deſto ſchneller wird ſie erkalten. Wohlan, nur Ihr ſchriftliches Wort bedinge ich mir: mich nie unverſchuldet und nie ohne Verſorgung für künftig zu verſtoßen; und Sie ſollen ſtets in mir eine unwandelbare Liebe und glühende Dankbarkeit finden. Freundinn, Begleiterinn, was Sie ſelbſt begehren, will ich Ihnen werden. Mir ſey jeder Zwang, Ihnen kein einziger auferlegt.

„Wie? Höre ich — verſtehe ich recht? Können Sie, da ſchon ein anderer rechtſchaffener Mann ſeine Hand Ihnen both. — Hätte ich mich doch noch geirrt?"

Und worin? Wenn Sie die Wahl haben, in mir die Freundinn ganz zu beſitzen, oder an die Gattinn gebunden zu ſeyn. — Welches wäre Ihnen wohl lieber?

„Ha! das Letztere, bey Gott! das Letztere vor wenig Augenblicken noch. — Doch dieß Erbiethen, der Schleyer, der bey ihm mir vom Auge ſinkt —" Wellmann ſchien hier aufſpringen zu wollen. Starr hatte Marianne bis jetzt ihn angeblickt. Mit Entzücken ſah ſie ſein anfängliches Staunen in offenen Unwillen

übergeben. Mit heißer Inbrunst ergriff sie seine Hand; ihre glühende Wange schmiegte sich an die seinige. — „O nein, Wellmann, rief sie, urtheilen Sie nicht abermahls zu rasch! Ihr Herz, Ihren Ernst wollte ich nur prüfen. Hätten Sie angenommen, wozu ich mich erboth, überzeugt wäre ich dann gewesen, daß Ihre Begierde noch jetzt mich kaufen wollte, und Sie hätten ein Fehlgeboth gethan; doch nun — o ich Frevelhafte, die ich nach Liebe noch streben, auf Liebe noch hoffen darf! O ich Überglückliche, die ich deren wirklich finde! — Wellmann! ich bin die Ihrige, wenn Sie anders ganz überdacht haben, welch ein Wagestück die Ehe, und zumahl eine Ehe mit mir sey."

Mit Entzücken ergriff Wellmann jetzt die ihm dargebothene Hand! Hundert Küsse drückte er ihr und den nun willfährig gewordenen Lippen auf. Einen unbedeutenden Ring, von ihrem Finger gezogen, vertauschte er mit einem diamantenen von ansehnlichem Werth. Der Ärmste im Volk, dem das große Loos in einer wichtigen Lotterie zufällt, ist kaum halb so froh. — Jetzt waren Plane des Abreisens, der Begleitung, der baldigsten Verbindung, Wellmanns einziges Gespräch. Mühsam erlaubte er Mariannen, die gewissenhaft auf Vollendung einiger freundschaftlichen Arbeiten bestand, den Verzug von zwey oder drey Tagen noch. Auch freute er sich nicht allein. Die gute alte Muhme starb schier vor Vergnügen. Tief stand zwar schon die Sonne, als Marianne ihr Jawort gab. Doch ehe noch die Dämmerung einbrach, wußten schon zwanzig Freundinnen um diesen Vorfall. Am Abend hatte er bereits die Runde im ganzen Städtchen ge-

macht. Man ſtaunte darüber; man bedauerte Mariannens baldigen Verluſt; ihr Glück beneidete Niemand.

Wellmann wich nun dieſe Zeit über den ganzen Tag nicht von Mariannens Seite. Je mehr ſie ihr Herz vor ihm aufſchloß, je mehr fand er Stoff, mit ihr vergnügt zu ſeyn. Ein einziges Mahl nur ſah er ſie doch in Verlegenheit gerathen. Es war, als ihre Muhme lächelnd die Frage that: ob nun der alberne Hausrath hinter dem Spiegel noch nicht wegzuwerfen ſey? Marianne erröthete bey dieſen Worten bis zum Haare hinauf. Dieſer Farbenwechſel und der Alten ſpottendes Gelächter reizten Wellmanns Neugier. — „Was iſt das für ein Hausrath?" forſchte er hurtig. Marianne ward noch ſtärker roth, und die Alte lachte noch heller. Daß Wellmann jetzt ſelbſt hinging und nachſah, iſt natürlich; eben ſo natürlich, daß er ſich wunderte, hinter dem Spiegel eine große, doch ziemlich verdorrte Ruthe zu finden.

Faſt dürfte ich — hob Marianne, etwas geſammelter an: — faſt dürfte ich den Scherz meiner ſonſt gütigen Muhme etwas grauſam nennen; doch auch hier offenherzig, wenn gleich nicht gegen Jedermann, doch gegen Sie zu ſeyn, finde ich keinen Anſtand. — Sie wiſſen, was mich aus Ihrem Lager vertrieb; aber Sie wiſſen nicht, mit welchen Schmerzen, mit welcher unausſprechlichen Mühſeligkeit ich den Weg bis hierher zurücklegte; nicht, wie manche Bitte, wie manchen theuern Schwur künftiger Beſſerung ich auch hier anwenden mußte, ehe ich die Erlaubniß da zu bleiben erhielt. — Um mich ſtets jener Schmerzen, jener Schmach zu erinnern, um meine gute Muhme vom Ernſt meines Verſprechens deſto ſtärker zu über-

zeugen, um mich — was sollte ich es läugnen? — um mich selbst gegen eine vielleicht rückständige Schwäche desto mehr zu befestigen, band ich mit eigener Hand diese Ruthe, und beschwur meine neue Mutter: auf diese hinzudeuten, wenn sie mich in Gefahr des kleinsten Strauchelns glaube; ja, mit ihr, oder mit strengern Werkzeugen noch, nicht gelinder gegen mich als Ihr General zu verfahren, wenn sie auf dem kleinsten Rückfall mich ertappe. Daß ich ihrer strafenden Hand, wie jeder Ermahnung von ihr, geduldig mich unterwerfen würde, Dieß versicherte ich mit dem heiligsten Eide; und ich hoffe auf ihr Zeugniß: ich hielt ihn!

Ja! ja! rief die Alte, das Zeugniß muß ich ihr geben, und wenn diese Stunde auch meine Todesstunde wäre. Zwanzig Mahl seit zwey Jahren wollte ich diesen Popanz schon wegwerfen; sie selbst nur fetzte sich dagegen. Überhaupt, lieber Herr, was vorging, ehe sie das Mädchen her zu mir schickten, das weiß ich freylich nicht, und verantworte es eben so wenig; doch seit sie unter meinem Dache ist, bürge ich für Zucht und Ehrbarkeit mit Seele und Leib. Selbst zur Ermahnung ist es nicht mehr als ein Mahl gekommen.

Etwas ernster ward hier Wellmanns Gesicht. — „Also doch ein Mahl noch?" fragte er, und blickte etwas ausforschend auf Beyde. Gelassen blieb Marianne, und lächelnd fuhr die Alte fort: — „Ist Ihr Gedächtniß so kurz, daß Sie des Augenblickes schon vergessen haben, wo ich, sehr zur rechten Zeit, den Kaffeh Ihnen brachte? Entsinnen Sie sich meiner Frage noch, und meines Winkes auf den Spiegel hin? Wohl

möglich, daß Sie mich nur halb verstanden; doch Marianne verstand mich ganz."

Wellmann erröthete. Überraschend war für ihn diese Wendung. — „O Verzeihung meiner Eifersucht, beste Marianne!" rief er, und küßte ihr zärtlich die Hand. Sie senkte die Augen; eine Thräne blinkte in ihnen. — „Wie unbillig wäre es, lispelte sie, wenn ich, die so mancher Nachsicht bedarf — " Jede weitere Selbstanklage erstickte Wellmann mit hundert Küssen. „Auch dieser Hausrath, sprach er halblächelnd, muß nach Westphalen mit folgen. Er ist ein Beweis mehr von jener ernstlichen Reue, die wohl größere Fehler noch auszusöhnen vermöchte."

Zwey Tage darauf war ihre Abreise; ehe noch ein Monath verlief, ihre Hochzeit. Marianne galt dort unter verändertem Nahmen für ein sächsisches Mädchen, unweit der böhmischen Grenze, von gutem Hause geboren. Nie hatte Wellmann sein Wagestück zu bereuen Ursache. Eine liebevollere Gattinn, bereitwillig nach jedem Wink und jeder Laune ihres Gemahls, gab es nie: Kein Fehler im Anstand, kein Verstoß gegen feine Sitten, kein Flecken im moralischen Betragen gab jemahls bey ihr zu einem Verdacht nur Anlaß. Selbst von jenen Freunden, denen einst Wellmann, in frohem unbesorgten Muthe, der Geschichte ersten Theil ausgeschwatzt hatte, besuchten ein Paar ihn in der Folge; sahen seine Gattinn, wünschten ihm Glück zu seiner Wahl, und ließen auch keinen Gedanken von Argwohn sich aufsteigen. Daß Wellmann gegenseitig hielt, was er versprochen hatte, versteht sich von selbst.

Sechs Jahre lebten sie so; drey Söhne gab sie ihm; mit dem Vierten ging sie schwanger; da brachte

ein Umſturz des Wagens beym Spazierenfahren eine unzeitige Geburt zuwege; und ſo angſtlich Wellmann zu ihrer Rettung auch Alles aufbot, ſo eifrig die Ärzte zu helfen ſuchten, folgte doch eine Abzehrung bald darauf. Faſt mit Übermaß weinte ihr Gemahl um ſie. Als am Jahrestag ihres Todes einige Freunde durch Troſt ihn aufzuheitern ſuchten, da entdeckte Wellmann ihnen erſt ſein Geheimniß. Noch zehn Jahre nachher trat gewöhnlich eine Thräne in ſein Auge, wenn er von ihr ſprach; wenn er ein Paar Minuten lang ihr Bildniß betrachtete; oder wenn ſeine Kinder ihren Nahmen nannten.

Der Mörder aus Bruderliebe.

Eine wahre Kriminal-Geschichte.

Katharina H** war eine achtzehn- bis neunzehnjährige, von Gestalt nicht uneben, von Denkungsart ziemlich wollüstige, böhmische Landdirne. Da sie das einzige Kind ihrer Ältern und zukünftige Erbinn eines recht artigen Bauerngutes war, so bewarben sich viele junge Bursche um ihre Gunst. Sie gab dem Sohne ihres Nachbarn, Anton S. sichtlich den Vorzug vor allen Andern. Er machte immer ihren Tänzer in der Schenke, ihren Begleiter auf Kirch- und Spazierwegen; auch ihr Kammerfenster fand er des Nachts offen. Doch ihre Ältern stimmten nicht zu dieser Wahl. Sie untersagten ihr streng und plötzlich allen Umgang mit ihm, und zwangen sie endlich, einen Schmied aus der nahe gelegenen Stadt C—u zu heirathen.

Diese Heirath schlug aus, wie gezwungene Ehen gewöhnlich ausschlagen. Der vor der Hochzeit schon verhaßte Gatte ward ihr nach derselben noch verhaßter. Alltäglich zankte sie sich mit ihm; was sie wußte und konnte, that sie ihm zum Possen; auch mit ihrem vorigen Liebhaber setzte sie unter der Hand den ver-

Beweis biethe ich Herz und Hand Ihnen dar. Es ist kein vorüberrauschender thörigter Einfall. Ich bin über dreyßig Jahr alt; habe, frey gestanden, hart mit meiner Leidenschaft gekämpft; aber sie ist zum festen Entschluß geworden; und ich bin versichert: Sie machen mein Glück, wenn Sie meine Gattinn werden. Mein künftiges Amt würde auch ohne Vermögen — mein väterliches Erbtheil auch ohne Amt mich nähren. Ich habe keine Verwandten, von denen ich abhänge. An dem Ort, wo ich künftig zu leben gedenke, kennt noch Niemand weder Sie noch mich. Alles Vortheile für mich und Sie! Ob mein Äußerliches Ihnen gefallen könne oder nicht, müssen Sie längst bereits wissen. Mißfällt es Ihnen nicht, so schlagen Sie ein! Nur zweyerley beding ich mir. Baldige Antwort! Und keine Entschuldigung wegen ehemahls. Ich bin überzeugt, kann Reue und nachmahlige Änderung selbst die Gottheit versöhnen, so darf der Mensch nicht strenger richten. Versüßen Sie mir nur die Gegenwart und die Zukunft; an Vergangenheit soll Sie nie ein Wörtchen, nie ein Blick von mir erinnern! In zwey Stunden hohle ich mir Ihre Entscheidung. Übermorgen muß ich fort. Entweder allein, um Sie nie wieder zu sehen, oder in Begleitung von Ihnen und — wenn es Ihnen gut däucht, auch Ihrer Muhme. Entscheiden Sie daher bald, und, wenn Sie können, günstig!

Mariannens Staunen über diesen Brief faßt keine Sprache. — „Ist es möglich? Ist das Ernst?" —

Dieß waren ihre einzigen Worte, indem ſie der Alten das ganze Schreiben hinreichte. Auch Dieſe hätte ſchier ihrer Brille beym Leſen nicht getrauet, aber deſto redſeliger ward ihre Bewunderung nachher. Daß die Nichte einen ſolchen Antrag mit beyden Händen ergreifen würde, ſetzte ſie zum Voraus, und ſtutzte daher nicht wenig, als ſie abermahls auf Einwendungen ſtieß. Zwar läugnete Marianne nicht, daß Wellmann ein angenehmer Mann, daß er ſchon längſt ihr nicht gleichgültig, und ſeine Hand faſt für ein unerhörtes Glück zu rechnen ſey aber ihre Zweifel — Die Alte ließ ihr keine Zeit ſolche auszukramen. Der Fluß dieſer Muhmen-Beredſamkeit ſchien kein Ende zu haben. „Will er denn nicht Alles vergeſſen?" das war die Frage, mit welcher faſt jede Periode ſich ſchloß; und es koſtete Mariannen Mühe, auf ein Stündchen nur in ihre einſame Kammer ſich zurück ziehen zu dürfen, um dort ungeſtört dieſem Vorſchlag nachzudenken.

Die Stunde verfloß ihr ſo langſam und ſo ſchnell zugleich. So langſam, wenn ſie nach der Menge von Gedanken, ſo ſchnell, wenn ſie nach den Entſchlüſſen rechnete. Ein Klingeln an der Hausthür, ein Gang die Treppe hinauf, den ſie alsbald für Wellmanns Gang erkannte, unterbrach endlich ihre Überlegung. Ihre Muhme rief; ſich zwey Mahl rufen zu laſſen, verboth ihr nicht die Höflichkeit bloß, ſondern auch ihr eigenes Gefühl.

Hier eine feine Gelegenheit zu einer lebhaften, vielleicht nicht an Intereſſe leeren Scene! Aber zu lang iſt ſchon das Vorhergehende gerathen; und Auszug wird daher jetzt räthlicher, als wörtliche Copie ſeyn. — Genug, als Wellmann ſeine ſchriftliche Frage auch

mündlich wiederhohlt, als Marianne ihm frey gestanden hatte, daß sein Antrag sie ehre; aber auch oft und viel ihn erinnerte: daß er sich selbst beschimpfe; als er ihren Gründen vom Gerücht, das ruhige Leben in einem einsamen Winkel Germaniens, seiner muthmaßlichen Reue die glühendste Liebe, — ihren Bitten um Aufschub, um Überlegung wenigstens, den feyerlichsten Schwur: Jetzt oder Niemahls! entgegen gestellt hatte; da schien Marianne endlich ihre Gedanken und Zweifel mit diesen Worten beschließen zu wollen:

„Nun gut, Wellmann, ich will es Ihnen glauben, so schwer es mir fällt, daß es nicht mehr ein Gelüsten, — wie Sie selbst es nannten — daß es aufrichtige Liebe ist, was zu diesem Antrag Sie bewegt. Aber deßhalb, weil fern und einsam unser künftiger Wohnplatz, weil ganz neu und fremd der Zirkel unsers Umgangs seyn wird — deßhalb nicht zu fürchten, daß die Zeit, die Alles herausbringt, doch endlich entdecken dürfte: wie niedrig meine erste Lebensart, wie schmählig die Strafe war, die mich von ihr heilte — Wellmann, diese Furcht ist untilgbar! Und wenn Sie dann mich beschimpft in Aller Augen sähen; wenn Sie hörten: wie bitter man Sie selbst Ihrer Schwachheit halber tadle — ich fürchte, es gab keinen Mann, der so eine Probe der Liebe, zumahl in später Ehe, ohne Reue, oder wenigstens ohne Verlust seiner Ruhe aushielt. — Wie unglücklich würde ich dann seyn; desto unglücklicher, je größer vorher mein Glück gewesen wäre! — Gleichwohl, Wellmann, ich gestehe es Ihnen, ich liebe Sie! Schon Ihre ehemahligen Anerbiethungen schlug ich mit Mühe aus. Ein Jahr lang noch nach Ihrem Abschied, gedachte ich Ihrer stünd-

lich. Es gab Augenblicke sogar — nein, Sie möchten mich verachten, möchten Mißtrauen in meine Besserung setzen, gestände ich Alles heraus, was ich oft Ihrentwegen bereute! Und Ihr jetziges Anerbiethen, o es ist mir so werth, ist — hören Sie daher, wozu ich entschlossen bin!

„Nun? — zur Gewährung doch, hoffe ich, liebstes Mädchen!"

Zu mehr noch, als zu ihr! — Wellmann, dieß Band der Ehe, je heiliger es ist, desto lästiger dürfte es bald Ihnen werden! Diese Liebe, je gesetzmäßiger Sie solche machen wollen, desto schneller wird sie erkalten. Wohlan, nur Ihr schriftliches Wort bedinge ich mir: mich nie unverschuldet und nie ohne Versorgung für künftig zu verstoßen; und Sie sollen stets in mir eine unwandelbare Liebe und glühende Dankbarkeit finden. Freundinn, Begleiterinn, was Sie selbst begehren, will ich Ihnen werden. Mir sey jeder Zwang, Ihnen kein einziger auferlegt.

„Wie? Höre ich — verstehe ich recht? Können Sie, da schon ein anderer rechtschaffener Mann seine Hand Ihnen both. — Hätte ich mich doch noch geirrt?"

Und worin? Wenn Sie die Wahl haben, in mir die Freundinn ganz zu besitzen, oder an die Gattinn gebunden zu seyn. — Welches wäre Ihnen wohl lieber?

„Ha! das Letztere, bey Gott! das Letztere vor wenig Augenblicken noch. — Doch dieß Erbiethen, der Schleyer, der bey ihm mir vom Auge sinkt —" Wellmann schien hier aufspringen zu wollen. Starr hatte Marianne bis jetzt ihn angeblickt. Mit Entzücken sah sie sein anfängliches Staunen in offenen Unwillen

übergehen. Mit heißer Inbrunst ergriff sie seine Hand; ihre glühende Wange schmiegte sich an die seinige. — „O nein, Wellmann, rief sie, urtheilen Sie nicht abermahls zu rasch! Ihr Herz, Ihren Ernst wollte ich nur prüfen. Hätten Sie angenommen, wozu ich mich erbot, überzeugt wäre ich dann gewesen, daß Ihre Begierde noch jetzt mich kaufen wollte, und Sie hätten ein Fehlgeboth gethan; doch nun — o ich Frevelhafte, die ich nach Liebe noch streben, auf Liebe noch hoffen darf! O ich Überglückliche, die ich deren wirklich finde! — Wellmann! ich bin die Ihrige, wenn Sie anders ganz überdacht haben, welch ein Wagestück die Ehe, und zumahl eine Ehe mit mir sey."

Mit Entzücken ergriff Wellmann jetzt die ihm dargebothene Hand! Hundert Küsse drückte er ihr und den nun willfährig gewordenen Lippen auf. Einen unbedeutenden Ring, von ihrem Finger gezogen, vertauschte er mit einem diamantenen von ansehnlichem Werth. Der Ärmste im Volk, dem das große Loos in einer wichtigen Lotterie zufällt, ist kaum halb so froh. — Jetzt waren Plane des Abreisens, der Begleitung, der baldigsten Verbindung, Wellmanns einziges Gespräch. Mühsam erlaubte er Mariannen, die gewissenhaft auf Vollendung einiger freundschaftlichen Arbeiten bestand, den Verzug von zwey oder drey Tagen noch. Auch freute er sich nicht allein. Die gute alte Muhme starb schier vor Vergnügen. Tief stand zwar schon die Sonne, als Marianne ihr Jawort gab. Doch ehe noch die Dämmerung einbrach, wußten schon zwanzig Freundinnen um diesen Vorfall. Am Abend hatte er bereits die Runde im ganzen Städtchen ge-

macht. Man ſtaunte darüber; man bedauerte Mariannens baldigen Verluſt; ihr Glück beneidete Niemand.

Wellmann wich nun dieſe Zeit über den ganzen Tag nicht von Mariannens Seite. Je mehr ſie ihr Herz vor ihm aufſchloß, je mehr fand er Stoff, mit ihr vergnügt zu ſeyn. Ein einziges Mahl nur ſah er ſie doch in Verlegenheit gerathen. Es war, als ihre Muhme lächelnd die Frage that: ob nun der alberne Hausrath hinter dem Spiegel noch nicht wegzuwerfen ſey? Marianne erröthete bey dieſen Worten bis zum Haare hinauf. Dieſer Farbenwechſel und der Alten ſpottendes Gelächter reizten Wellmanns Neugier. — „Was iſt das für ein Hausrath?" forſchte er hurtig. Marianne ward noch ſtärker roth, und die Alte lachte noch heller. Daß Wellmann jetzt ſelbſt hinging und nachſah, iſt natürlich; eben ſo natürlich, daß er ſich wunderte, hinter dem Spiegel eine große, doch ziemlich verdorrte Ruthe zu finden.

Faſt dürfte ich — hob Marianne, etwas geſammelter an: — faſt dürfte ich den Scherz meiner ſonſt gütigen Muhme etwas grauſam nennen; doch auch hier offenherzig, wenn gleich nicht gegen Jedermann, doch gegen Sie zu ſeyn, finde ich keinen Anſtand. — Sie wiſſen, was mich aus Ihrem Lager vertrieb; aber Sie wiſſen nicht, mit welchen Schmerzen, mit welcher unausſprechlichen Mühſeligkeit ich den Weg bis hierher zurücklegte; nicht, wie manche Bitte, wie manchen theuern Schwur künftiger Beſſerung ich auch hier anwenden mußte, ehe ich die Erlaubniß da zu bleiben erhielt. — Um mich ſtets jener Schmerzen, jener Schmach zu erinnern, um meine gute Muhme vom Ernſt meines Verſprechens deſto ſtärker zu über-

zeugen, um mich — was sollte ich es läugnen? — um mich selbst gegen eine vielleicht rückständige Schwäche desto mehr zu befestigen, band ich mit eigener Hand diese Ruthe, und bestimmt meine neue Mutter: auf diese hinzudeuten, wenn sie mich in Gefahr des kleinsten Straucheln glaube; ja, mit ihr, oder mit strengern Werkzeugen noch, nicht gelinder gegen mich als Ihr General zu verfahren, wenn sie auf dem kleinsten Rückfall mich ertappe. Daß ich ihrer strafenden Hand, wie jeder Ermahnung von ihr, geduldig mich unterwerfen wurde, Dieß versicherte ich mit dem heiligsten Eide; und ich hoffe auf ihr Zeugniß: ich hielt ihn!

Ja! ja! rief die Alte, das Zeugniß muß ich ihr geben, und wenn diese Stunde auch meine Todesstunde wäre. Zwanzig Mahl seit zwey Jahren wollte ich diesen Popanz schon wegwerfen; sie selbst nur setzte sich dagegen. Überhaupt, lieber Herr, was vorging, ehe sie das Mädchen her zu mir schickten, das weiß ich freylich nicht, und verantworte es eben so wenig; doch seit sie unter meinem Dache ist, bürge ich für Zucht und Ehrbarkeit mit Seele und Leib. Selbst zur Ermahnung ist es nicht mehr als ein Mahl gekommen.

Etwas ernster ward hier Wellmanns Gesicht. — „Also doch ein Mahl noch?" fragte er, und blickte etwas ausforschend auf Beyde. Gelassen blieb Marianne, und lächelnd fuhr die Alte fort: — „Ist Ihr Gedächtniß so kurz, daß Sie des Augenblickes schon vergessen haben, wo ich, sehr zur rechten Zeit, den Kaffeh Ihnen brachte? Entsinnen Sie sich meiner Frage noch, und meines Winkes auf den Spiegel hin? Wohl

möglich, daß Sie mich nur halb verstanden; doch Marianne verstand mich ganz."

Wellmann erröthete. Überraschend war für ihn diese Wendung. — „O Verzeihung meiner Eifersucht, beste Marianne!" rief er, und küßte ihr zärtlich die Hand. Sie senkte die Augen; eine Thräne blinkte in ihnen. — „Wie unbillig wäre es, lispelte sie, wenn ich, die so mancher Nachsicht bedarf — " Jede weitere Selbstanklage erstickte Wellmann mit hundert Küssen. „Auch dieser Hausrath, sprach er halblächelnd, muß nach Westphalen mit folgen. Er ist ein Beweis mehr von jener ernstlichen Reue, die wohl größere Fehler noch auszusöhnen vermöchte."

Zwey Tage darauf war ihre Abreise; ehe noch ein Monath verlief, ihre Hochzeit. Marianne galt dort unter verändertem Nahmen für ein sächsisches Mädchen, unweit der böhmischen Grenze, von gutem Hause geboren. Nie hatte Wellmann sein Wagestück zu bereuen Ursache. Eine liebevollere Gattinn, bereitwillig nach jedem Wink und jeder Laune ihres Gemahls, gab es nie: Kein Fehler im Anstand, kein Verstoß gegen feine Sitten, kein Flecken im moralischen Betragen gab jemahls bey ihr zu einem Verdacht nur Anlaß. Selbst von jenen Freunden, denen einst Wellmann, in frohem unbesorgten Muthe, der Geschichte ersten Theil ausgeschwatzt hatte, besuchten ein Paar ihn in der Folge; sahen seine Gattinn, wünschten ihm Glück zu seiner Wahl, und ließen auch keinen Gedanken von Argwohn sich aufsteigen. Daß Wellmann gegenseitig hielt, was er versprochen hatte, versteht sich von selbst.

Sechs Jahre lebten sie so; drey Söhne gab sie ihm; mit dem Vierten ging sie schwanger; da brachte

ein Umſturz des Wagens beym Spazierenfahren eine unzeitige Geburt zuwege; und ſo ängſtlich Wellmann zu ihrer Rettung auch Alles aufboth, ſo eifrig die Ärzte zu helfen ſuchten, folgte doch eine Abzehrung bald darauf. Faſt mit Übermaß weinte ihr Gemahl um ſie. Als am Jahrestag ihres Todes einige Freunde durch Troſt ihn aufzuheitern ſuchten, da entdeckte Wellmann ihnen erſt ſein Geheimniß. Noch zehn Jahre nachher trat gewöhnlich eine Thräne in ſein Auge, wenn er von ihr ſprach; wenn er ein Paar Minuten lang ihr Bildniß betrachtete; oder wenn ſeine Kinder ihren Nahmen nannten.

Der Mörder aus Bruderliebe.

Eine wahre Kriminal-Geschichte.

Katharina H** war eine achtzehn- bis neunzehnjährige, von Gestalt nicht uneben, von Denkungsart ziemlich wollüstige, böhmische Landdirne. Da sie das einzige Kind ihrer Ältern und zukünftige Erbinn eines recht artigen Bauerngutes war, so bewarben sich viele junge Bursche um ihre Gunst. Sie gab dem Sohne ihres Nachbarn, Anton S. sichtlich den Vorzug vor allen Andern. Er machte immer ihren Tänzer in der Schenke, ihren Begleiter auf Kirch- und Spazierwegen; auch ihr Kammerfenster fand er des Nachts offen. Doch ihre Ältern stimmten nicht zu dieser Wahl. Sie untersagten ihr streng und plötzlich allen Umgang mit ihm, und zwangen sie endlich, einen Schmied aus der nahe gelegenen Stadt Cz—u zu heirathen.

Diese Heirath schlug aus, wie gezwungene Ehen gewöhnlich ausschlagen. Der vor der Hochzeit schon verhaßte Gatte ward ihr nach derselben noch verhaßter. Alltäglich zankte sie sich mit ihm; was sie wußte und konnte, that sie ihm zum Possen; auch mit ihrem vorigen Liebhaber setzte sie unter der Hand den ver-

trauteſten, jetzt zweyfach unerlaubten Umgang fort. Ziemlich lange hielt die Geduld des beleidigten Ehemannes aus; doch unermüdlich war ſie keineswegs. Da er Anfangs das Nachgeben, und dann die ernſtliche Vermahnung fruchtlos verſucht hatte, ſo ſchritt er endlich zur Schmiede-Rhetorik, und ließ ſie ſeine ſchwere Hand tüchtig fühlen. Sie lief wehklagend zu ihren Ältern, doch dieſe verſicherten, es ſey ihr recht geſchehen. Auch hier ohne Unterſtützung, kroch ſie zwar daheim dem Scheine nach zum Kreutze; doch im Herzen hegte ſie Gift und Galle. Zu Allem, ſelbſt zu den ſchändlichſten Gegenmaßregeln, hielt ſie ſich nunmehr für berechtigt.

Sie erklärte daher bey der nächſten heimlichen Zuſammenkunft ihrem Buhler geradezu: „Sie halte es nicht länger bey ihrem Wüthrich aus. Er müſſe ihr von ihm helfen; oder er habe es nie gut mit ihr gemeint. Sein eigner Vortheil ſey damit verbunden. Denn ſo wie ſie jetzt Witwe werde, ſtehe ſie auch unter Niemands Bothmäßigkeit mehr; ſey faſt noch ein Mahl ſo reich als vorher, und werde dann ihm mit Freuden ihre Hand reichen.

Anton ſtutzte gewaltig bey dieſer Rede, und meinte, das Ding ſey ſehr ſchwer, wo nicht gar unmöglich auszuführen. Aber ſie wußte Alles ihm leicht zu machen; zeichnete ſogar ihm Schritt vor Schritt den Weg vor, den er einzuſchlagen habe. — „Übermorgen, ſagte ſie, ſey Sonntag und zugleich der Nahmenstag ihres Vaters. Ganz gewiß werde ſie dann nebſt ihrem Manne ins älterliche Haus gehen. Indeſſen wolle ſie ſich nach Möglichkeit zwingen, ihrem Unthiere recht ſchön thun, und ihn dadurch kirren, daß er ſie dieſen

Sonn-

Sonnabend in die Schenke zur Muſik führe. Dort wolle ſie bleiben, bis gegen eilf Uhr. Wenn ſie nun heimgingen, führe ſie ihr Weg bey einem Teiche zwiſchen einigen Weiden hin, wo es am Tage ſchon düſter und des Nachts gewiß völlig einſam ſey. Hier ſolle Anton aufpaſſen. Zum Zeichen, daß ſie es wären, und niemand ſonſt mitgehe, wolle ſie von weitem ſchon ein Liedchen trällern. Dann ſoll er raſch hervorſpringen, ihrem Mann entweder einen Strick über den Kopf werfen, oder mit einem Beile einen ſo kräftigen Streich aufs Hinterhaupt verſetzen, daß er hinſtürze. Sie ſelbſt wolle ihn dann ſchon erdroſſeln helfen. Daß ſie Zwey eines Einzigen, der ſich deſſen nicht vermuthend, und überdieß wahrſcheinlich halb trunken ſey, Meiſter werden würden, ſey gar keine Frage."

Sie fiel, indem ſie Dieß ſagte, ihrem Liebhaber um den Hals; wies ihm die Merkmahle der ſeinetwegen, wie ſie vorgab, erhaltenen Schläge; ſtreichelte, herzte ihn, weinte wohl ein Paar Thränen; kurz, that alles Mögliche, um ihn anzufeuern; und er — widerſtand nicht länger. Mit Hand und Mund ward man einig: daß der verhaßte Ehemann die Mitternachtsſtunde des nächſten Sonntags nicht mehr ſchlagen hören ſolle. Zur Vermeidung alles Argwohns wolle man nach vollbrachtem Morde ihn berauben, und ſeine Mörderinn, abſichtlich hier und da blutrünſtig geritzt, ſolle in die nächſten Häuſer eilen, allda Räuber oder Mörder ſchreyen, und die Leute zu Hülfe rufen, wenn keine Hülfe mehr möglich ſey.

So ſchied man von einander. Aber kaum war Anton wieder allein; kaum überdachte er, was er ver-

ſprochen hatte, genauer, da ſtellten ſich auch ſchon wieder Bedenklichkeiten in Menge bey ihm ein: der Schmid war ein großer, baumſtarker Kerl; wenn der erſte Schlag in der Dunkelheit oder Eile ihn verfehlte; wenn er dann ſelbſt über ſeinen Angreifer herfiele; wenn der genoſſene Trunk ſeine ohnedem beträchtlichen Kräfte eher verſtärkt, als geſchwächt hätte; wenn auf ſein Rufen andre Menſchen herbeyeilten? — Alles Dieſes waren Möglichkeiten, die in Antons Kopfe bald zu Wahrſcheinlichkeiten wurden; welche den ganzen Sonnabend ihn tiefſinnig umhertrieben, und ihn endlich Sonntag Morgens zu dem Entſchluſſe bewogen, noch einen Gehülfen ſich anzuwerben. Er hatte einen Bruder, Georg mit dem Vornahmen, der einige Jahr älter, und Knecht auf einem benachbarten Meierhofe war; ein guter, ehrlicher Burſch, der mit Bruder Anton ſtets im beſten Einverſtändniß gelebt, um ſeine ehemahlige Liebſchaft mit Katharinen gewußt, die Fortdauer ihres Umgangs ebenfalls ſchon gemerkt, doch nie in etwas ſich eingemiſcht hatte. Zu ihm ging jetzt Anton, vertraute ihm Alles haarklein, und ſchloß mit der Bitte: Abends ſeinen Begleiter und Beyſtand zu machen.

Aber mit Abſcheu verwarf Georg einen ſolchen Vorſchlag; mit dem wärmſten Eifer drang er in ſeinen Bruder, das ganze Unternehmen aufzugeben. Nicht bloß von der Seite der Gefahr, mehr noch von der Abſcheulichkeit des Verbrechens ſelbſt nahm er ſeine Gründe her. Daß ein Weib mit ſolchen Vorſätzen durchaus nicht Liebe verdiene; daß den Vollbringer einer ſo abſcheulichen That, auch wenn ſie unentdeckt bliebe, ſein Gewiſſen durchs ganze Leben elend mache. Das ſtellte

er ihm mit den hellſten Farben vor, und ließ nicht eher ab, bis er von ihm das Verſprechen erhielt, ſeinem Anſchlag wenigſtens für dieß Mahl noch zu entſagen. Anton hatte bey des Bruders letztern Worten wirklich gerührt zu ſeyn geſchienen; hatte ihm mit merklichem Zittern die Hand darauf gegeben, daß er von ihm nach Hauſe gehen, und nach Sonnenuntergang nicht mehr vor die Thürſchwelle, geſchweige an den bewußten Ort, ſich begeben wolle. Gleichwohl traute Georg nicht völlig. Nach dem Abendeſſen, als er alle ihm zukommende Arbeit verrichtet, erbath er ſich von ſeinem Dienſtherrn die Erlaubniß, noch ein Stündchen wegzugehen, und eilte ins väterliche Haus. Anton war nicht da. Georg ſah in der Schenke nach, und fand ihn dort eben ſo wenig. „Ha, was gilts! er lauert ſchon am Teiche! ſo dachte er; und flog gleichſam mehr hin, als daß er ging. Sein Argwohn war leider nur zu gegründet. Er traf ihn hinter einer dieſer Weiden, mit Strick und Beil bewaffnet.

Jetzt — Dieß bezeugte nachher beym Verhör Anton ſelbſt mit Thränen! — jetzt wandte Georg noch ein Mahl alle ihm mögliche Beredſamkeit an, ſeinen Bruder zur Rückkehr zu bewegen. Da er wohl ſah, daß ſein Gewiſſen, durch Leidenſchaft und Eigennutz verölendet, ſich über alle Sträflichkeit der That wegſetze, ſo ſuchte er ihn durch Vorſtellung der Unmöglichkeit, daß ſo ein Mord unentdeckt bleibe, zu ſchrecken. Ja, er ſchwur hoch und theuer, daß er jetzt gleich zum Richter hineilen, Alles anzeigen und dieſem Bubenſtück zuvorkommen wolle, wenn Anton nicht ſtracks mit ihm heimgehe. — Dieſe letzte Drohung wirkte; Anton entſchloß ſich endlich zum Mitgehen. Aber indem

er kaum einige Schritte fortgeschlichen war, schlug es auf dem Kirchthurm in Cz—u eilf Uhr; und indem der Zaudernde stehen blieb, um, wie er sagte, zu zählen, hört er von Weitem schon die unselige Losung— hörte singen, und erkannte gar leicht Katharinens Stimme. Unaufhaltsam riß er sich jetzt von seinem Bruder los, und stürzte auf den Ort zu, von wannen der Schall herkam.

Stockstill und unentschlossen stand Georg einige Augenblicke da. Was sollte er auch thun? Dem Wüthenden nacheilen, ihn rufen — seinen eigenen Bruder verrathen? Oder auf dem Heimweg fortschreiten, und Alles gehen lassen, wie es gehe? Peinlich genug war diese Lage, doch was darauf folgte, war noch peinlicher. Denn kaum 1 oder 2 Minuten später vernahm er ein dumpfes Getöse, rasch darauf einen harten Fall und Antons Ruf: „Um Gotteswillen, Bruder zu Hülfe! Er bringt mich um!" Hier verließ Georgen alle Fassung, ja fast alles Bewußtseyn. Ohne zu wissen, was er eigentlich thue, flog er hinzu, erblickte — so viel es der Ort und die Düsternheit der Nacht zuließen — 2 Männer, die auf dem Erdboden zusammenringend lagen, und hörte, daß der untere nochmahls röchelnd rief: Bruder rette mein Leben! schlage zu! — Nicht einmahl einen Stock hatte Georg in der Hand; aber leider sah er in diesem Augenblick das Beil blinken, das Antons Faust beym Fall entsunken war. Rasch griff er darnach, und führte aufs Haupt des oben liegenden Schmieds einen so gewaltigen Streich, daß dem Unglücklichen stracks die Hirnschale zerspaltete, und er mit einem lauten jammervollen, Jesus Maria! seinen Gegner fahren ließ.

Leicht wandte sich Anton nun wieder hervor und erdrosselte denjenigen vollends, der ohnedem schon mit dem Tode rang.

Alles Dieß war das Werk einiger wenigen gräßlichen Minuten. Georg hatte gleich nach vollführtem Streiche das unselige Werkzeug des Mordes weit von sich weggeschländert. Ohne weiter auf seines Bruders Zuspruch zu achten, ohne einen Augenblick länger zu verziehen, floh er querfeldein über Äcker, Steine, Gräben seiner Heimath zu. Anton folgte ihm bald darauf mit gleicher Hast. An Beraubung des Ermordeten gedachte er nicht weiter; kaum war er sich so viel gegenwärtig, daß er das weggeworfene Beil aufsuchte und mitnahm.

Auch die Ehebrecherinn, Trotz des kalten Blutes, womit sie den Plan der ganzen Schandthat entworfen, Trotz der Genauigkeit, womit sie Anfangs ihn befolgt hatte, war nachher gewaltig von ihrer Rolle abgewichen. Schon an dem kleinen für sich unbedeutend scheinenden Umstand, daß der Angriff nicht, wie verabredet wurde, hinterrücks, sondern vorwärts geschah, scheiterte ihre Fassung. Als sie nun vollends sah, daß jener erste Streich nicht genüglich wirke, daß der entschlossene Mann seinen Angreifer packe und werfe, da entsank ihr aller Muth, mit Hand anzulegen. Sie ergriff die Flucht, und schrie so ängstlich: Hülfe! Hülfe! als ob sie wirklich dieselbe wünsche. Zwar faßte sie sich in einer ziemlichen Entfernung wieder; blieb stehen, horchte, erkannte Antons Stimme, und schöpfte Hoffnung, daß ihr Bubenstück doch noch gelungen sey. Aber umzukehren wagte sie doch nicht, weitern Lärmen zu machen noch minder. Sie wanderte vielmehr so geradezu

nach Hauſe, legte ſich ſo unbefangen zu Bette, als habe ſie nichts mehr zu beſorgen, zu verantworten, zu verheimlichen*).

*) Über nichts hat man bey Leſung von Kriminal-Akten ſich ſich mehr zu verwundern, als über die wenige Vorſicht, welche Verbrecher anwenden, ihre That unentdeckt, oder ſich ſelbſt verdachtlos zu machen.

Bis zur Ausführung der That ſelbſt haben ſie oft Alles überdacht, was vorzukehren, was aufzubiethen war; haben es oft mit einer Schlauheit gethan, die man anſtaunen möchte. Über dasjenige, was nach derſelben folgen kann, oft folgen muß, ſind ſie ganz unbeſorgt: oder ſehen die unwahrſcheinlichſte Entſchuldigung, ein bloßes halsſtarriges Läugnen (welches ſie überdieß ſelten durchſetzen) als genügend an. Ganz unerklärlich für den Erforſcher des menſchlichen Herzens iſt eine ſolche Verblendung zwar nicht. Stärke der Leidenſchaft zieht alle Aufmerkſamkeit nur auf einen einzigen Punct hin: um dieſen zu erreichen, ſpannt die Seele des Menſchen alle Kräfte an, nützt Alles, was ihn dahin leitet; aber was jenſeits desſelben liegt, gilt ihr gleichviel. Der elende Troſt: kommt Zeit, kommt Rath! genügt ihr ſchon. — Dennoch bleibt es allerdings oft erſtaunenswürdig, wenn man ſieht, bis zu welchem Grade von Blindheit der Geiſt des Menſchen herabſinken, wie er ſo ganz ſeinem eigentlichen Endzweck (der doch immer Verbeſſerung ſeines Zuſtandes ſeyn ſoll) zuwider handeln, und in Verbrechen ſich ſtürzen kann, deren traurigſter Erfolg unausbleiblich iſt. Ich will hier, zur Beſtätigung aus dem Kreis eigener Erfahrung, nur zwey Beyſpiele anführen, die vor Kurzem erſt ſich zutrugen, und wo man ſchwören ſollte, nur ein Wahnſinniger (was beyde Verbrecher doch gewiß nicht waren) könne ſo handeln.

Ein junger Bauer im Kön'tzer Kreiſe heirathete eine Dirne aus einem benachbarten Dorfe. Sie brachte ihm ungefähr hundert Gulden Heirathsgut mit; und dieß verthat er, der immer zum Wohlleben und Müßiggehen

Sehr natürlich, daß daher am andern Morgen, als man den Leichnam fand, und die Gewaltthat, die mit ihm vorgenommen worden, erkannte — sehr natür-

---

einen großen Hang gehabt hatte, binnen Jahresfrist. Jetzt begehrte er: seine Frau solle von ihren Eltern neue Barschaft hohlen. Sie that es wirklich, und brachte, indem sie ihr erstes Wochenbett geltend zu machen wußte, fünf und zwanzig Gulden mit. Auch diese waren nach einigen Monathen durchgebracht; und als er wieder in sein armes Weib drang, als sie endlich, wiewohl etwas langsam, ging, kam sie mit leeren Händen zurück. Ihr Vater hatte geradezu erklärt, daß er bey Lebzeiten nichts mehr herausgebe. Gewaltig hoch empfand der Nichtswürdige diese Weigerung; beschloß sich zu rächen, und nahm zum Gegenstand der Rache die unschuldigste Person von Allen, sein eigenes armes Weib. Kaum hatte sich Diese, müde von ihrem Gange, etwas zeitiger als sonst mit ihrem Kinde an der Brust zu Bette gelegt, als er sie wüthend überfiel und zu erdrosseln strebte. So unerwartet der jungen Frau dieser Angriff kam, so herzhaft wehrte sie sich. Aber freylich unterlag sie endlich. Der Unmensch drosselte sie mit solcher Gewalt, daß ihr die Augen aus dem Kopfe sprangen, und brach ihr zuletzt das Genick über dem Bettbret. Dann nach vollbrachter Schandthat setzte er sich noch ein Viertelstündchen vor die Hausthür, rauchte gemächlich eine Pfeife Toback, ging darauf in eine Bodenkammer und schlief sanft und tief bis in den Morgen hinein. Eine Magd, die ins untere Zimmer kam, die ermordete Frau in der schrecklichsten Lage, den schreyenden Säugling zu ihren Füßen fand, machte zuerst Lärmen. Die Gerichte kamen, und der verhaftete Mörder gestand sogleich Alles.

Ja da Einer von den Gerichtspersonen ihn fragte: Warum er denn die arme Frau erst so lange gemartert, da er sie doch wohl auf eine leichtere Art hätte tödten können? war seine ganze Entschuldigung: Es dauerte ja über zehn Minuten! —

ſich, daß dann der erſte Verdacht ſeiner Ermordung, oder wenigſtens einer Theilnahme an derſelben, diejenige Perſon traf, die mit ihm ausgegangen, ohne ihn

---

Ein anderer junger Bauernſohn aus eben dieſem Kreiſe hatte die Jägerey erlernt, und ſich immer untadelhaft aufgeführt. Unvermuthet hört er, daß ſein Vater dem jüngern Bruder die Wirthſchaft übergeben wolle. Dieß kränkte ihn; er ging heim und fragte nach dieſem Bruder, der gerade auf dem Felde war. Man ſagte ihm; er werde bald kommen. Gelaſſen ſetzt er ſich ans Fenſter des Wohnzimmers zur ebenen Erde, die Flinte neben ſich, ſeine Miene ſo gleichgültig, als möglich. Endlich erblickt er den Bruder in der Scheune gegenüber. — — „Komm doch her, Franz, (rief er, indem er das Fenſter öffnete) ich habe dir etwas zu ſagen!" — Der Unbeſorgte kam. Raſch griff der Jäger nach dem Gewehr und ſchoß ihn, daß er zuſammenſtürzte. An keine Flucht dachte er, an Läugnen eben ſo wenig. Auch wäre das Letztere Unſinn geweſen, da im Hof und in der Stube wenigſtens ſechs bis ſieben Zeugen waren. — „Er habe das Gut haben wollen;" war beym Verhör ſeine ganze Ausrede. Von Verrückung des Verſtandes ließ ſich in allen andern Puncten auch nicht die kleinſte Spur auffinden.

Verbrechen dieſer Art — wenn bey den Thätern derſelben nicht etwa ein offenbarer Lebensüberdruß herrſchte — dünkten mich von jeher die Unerklärlichſten zu ſeyn. Begehung des Laſters ſelbſt wird uns, in einer Welt wie die unſrige iſt, leider nur zu begreiflich. Aber wie man bey ſo plumpen Maßregeln auf Strafloſigkeit hoffen, oder ohne dieſe Hoffnung eine Handlung begehen könne, die nothwendig zum Untergang führen muß, Dieß laßt ſchwer ſich faſſen. Auch die Entſcheidung: daß Thaten dieſer Art gewöhnlich nur von rohen Menſchen begangen werden, iſt nichts weniger als hinreichend; denn dieſe rohen Menſchen zeigen bey tauſend andern Vorfällen Beſinnungskraft genug.

heimgekehrt, und wie man wohl wußte, zuweilen in Zwieſpalt mit ihm geweſen war. Sie ward verhaftet, läugnete ein Paar Stunden durch Alles, und geſtand dann — was ſie wußte. Georgs Mitſchuld war ihr ſelbſt fremd; dieſe erfuhr man erſt bey Antons Gefangenſetzung und erſtem Verhör. Als der Unglückliche die Gerichte ins Haus ſeines Dienſtherrn eintreten ſah, ging er ihnen ſelbſt entgegen; und geſtand, noch ungefragt mit tauſend Thränen ſein unwillkürliches Vergehen. Gern hätten im Verfolge die Urtheilsſprecher das Schickſal dieſes Unglücklichen gemildert. Doch der Buchſtabe der Landesgeſetze war allzu klar dagegen. Es wurden ihm acht Jahre harten Gefängniſſes, der Ehebrecherinn aber dreyßig und ihrem Buhler funfzehn Jahre zuerkannt.

Wohl möglich, daß vielen Leſern dieſe Geſchichte ſehr gleichgültig ſcheint, weil ſie nur Perſonen vom niedrigſten Stande aufführt, aber auf mich, als ich ſie zuerſt aus dem Munde eines der Glaubwürdigſten, mit jedem Umſtande des Verhörs genau bekannten Zeugen erfuhr, machte das Schickſal dieſes unglücklichen Jünglings einen ſo tiefen Eindruck, daß ich es viele Tage lang nicht aus dem Sinn mir ſchlagen konnte. Armer Georg, als du ſo warm deinem Bruder abrietheſt, als du hineilteſt, ihn vom Morde zurückzuweiſen; da ahndeteſt du gewiß nicht deine eigene Verwicklung in ſeine Frevelthat! Nicht, daß du ein Beyſpiel mehr werden ſollteſt: wie wenig irgend ein Menſch für die Unſträflichkeit ſeiner nächſten Stunde ſichere Bürgſchaft leiſten könne!

Letzter Aufsatz eines Selbstmörders.

Die letzten Worte von Sterbenden pflegt man sonst, und zwar billig, hochzuschätzen; denn meisten Theils sind sie Wahrheit; und nur äußerst Wenige pflegen, wie Tiber, noch bis zum letzten Zucken des Todes, der Verstellung treu zu bleiben. Doch nicht minder merkwürdig sind, obschon in ganz anderer Rücksicht, die Aufsätze Derjenigen, die freywillig vom Leben Abschied nehmen, und ehe sie es thun, ihren Entschluß noch zu rechtfertigen suchen. Wie oft Verzweiflung mit höchster Kälte, schwärzester Trübsinn mit heiterstem Selbstgefühl, gänzliche Verirrung der Seele mit anscheinendem Scharfsinn grenzen; wie leicht Frömmigkeit in Aberglauben, mißverstandene Philosophie in Unglauben ausarten; wie oft der Mensch nichts sehnlicher suchen kann, als sich selbst zu betriegen, das findet man nirgends so deutlich, als in den Codizillen dieser Unglücklichen. Man kennt die gedruckten (aber sehr abgekürzt gedruckten) Briefe eines Officiers von A., der vor wenig Jahren in Dr. sich erschoß, nachdem er im Leben die Freundschaft Vieler von den besten Menschen genossen, und ihr Bedauern auch mit ins Grab nahm. Die Kälte, das ruhige Blut, der gelassen raisonirende

Ton ſeiner zurückgelaſſenen Epiſteln, war Vielen unbegreiflich; aber ſeine Lage und ſeine Ehrbegriffe — vielleicht auch ſein Religionsſyſtem ließen denen, die ihn genauer kannten, wenig unerklärt. Aber merkwürdiger beynahe noch iſt die Selbſtentleibung eines jungen Mannes von 19 Jahren, der vor wenig Wochen in L** ſich erſchoß und nachſtehende Zeilen hinterließ.

„Das Leben der Menſchen iſt ein Traum; wenn ich daraus erwache, iſt Dieß Unrecht? — Das Leben der Menſchen iſt eine Chimära; iſt es nicht löblich, wenn ich die Einbildung verwerfe, und nach dem Wahren ſtrebe? Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet! Gott kennet nur allein die wahren Triebfedern der menſchlichen Handlungen. Ich danke für das viele Gute, das man mir erwieſen hat. Daß es Gott belohne, werde ich nie ablaſſen zu bitten, denn ich bin bey ihm. Der Himmel gebe ſeinen Frieden, das größte Geſchenk für uns arme Erdner, auch Ihnen! den Ruf des Vaters muß man nie verwerfen, unſer groſſe Lehrer folgte ihm; Dieſer rief auch um Endigung ſeiner Leiden, ſollte ich, als Menſch, das zu thun mich ſchämen? Ich gehe ganz ruhig, und durchdringe den Nebel der Zukunft ſtandhaft, den unſere Prieſter uns ſo ſchrecklich und zugleich Gott als einen lieben Vater ſchildern. Welch ein Widerſpruch! Wir werden uns Alle wiederſehen in einer Welt, wo keine Vorurtheile herrſchen. Da ſind wir einander Alle gleich; da hat ein Jeder Anſpruch auf Freyheit; da genießen wir einer ewigen Jugend."

M—t.

Es ließe über diesen Aufsatz, so kurz er ist, ein ziemlich starkes Buch sich schreiben; denn größere Widersprüche, und mehrere Scheinberuhigungen sind wohl nie in so wenige Zeilen zusammen gefaßt worden.

Der Herausgeber dieses Aufsatzes hat nie von dem jungen unglücklichen Verfasser desselben sonst etwas gehört, gesehen, gelesen; weiß von seinem Stand, Leben, Charakter und Zufälligkeiten nichts als seinen Nahmen, Vaterland und vorstehende Zeilen, die ihm ein hiesiger Freund mitgetheilt hat; aber eben diese Letztern haben ihn zu so innigem Mitleid gegen den Jüngling bewogen, in dessen Geist bey richtiger Leitung gewiß der Gaben so viele sich befanden, daß er äußerst wünscht: der Verstorbene möge doch irgend einen Freund hinterlassen haben, dem es gefällig sey, ihm von dessen Schicksalen, Denkungsart, Lieblings-Neigungen, und vorzüglich, wo möglich von der Art, wie er zu diesem traurigen Entschluß bestimmt worden, Nachricht zu ertheilen.

Man gibt, so viel mir gesagt worden, seiner Liebe zu einer gewissen Art von Lectüre, hauptsächlich seinem öftern Lesen des Werthers, große Schuld. Diese Anklage ist so oft, und fast immer unerwiesen, da gewesen, daß es sich wirklich ein Mahl der Mühe verlohnte, deßfalls eine genauere Untersuchung anzustellen.

W i e n, 1813.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Inhalt

des zweyten Theils.

Seite

Beyspiele sonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding 5

Zwey Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen . . 47

Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele 61

Doppelter Ehebruch, boßhafte Entweichung, widergesetzliche Ehe — aus sehr verzeihlichen Gründen . . . 77

(Sämmtlich aus den Skizzen).

Die Spießruthen 89

Der Stockschilling 165

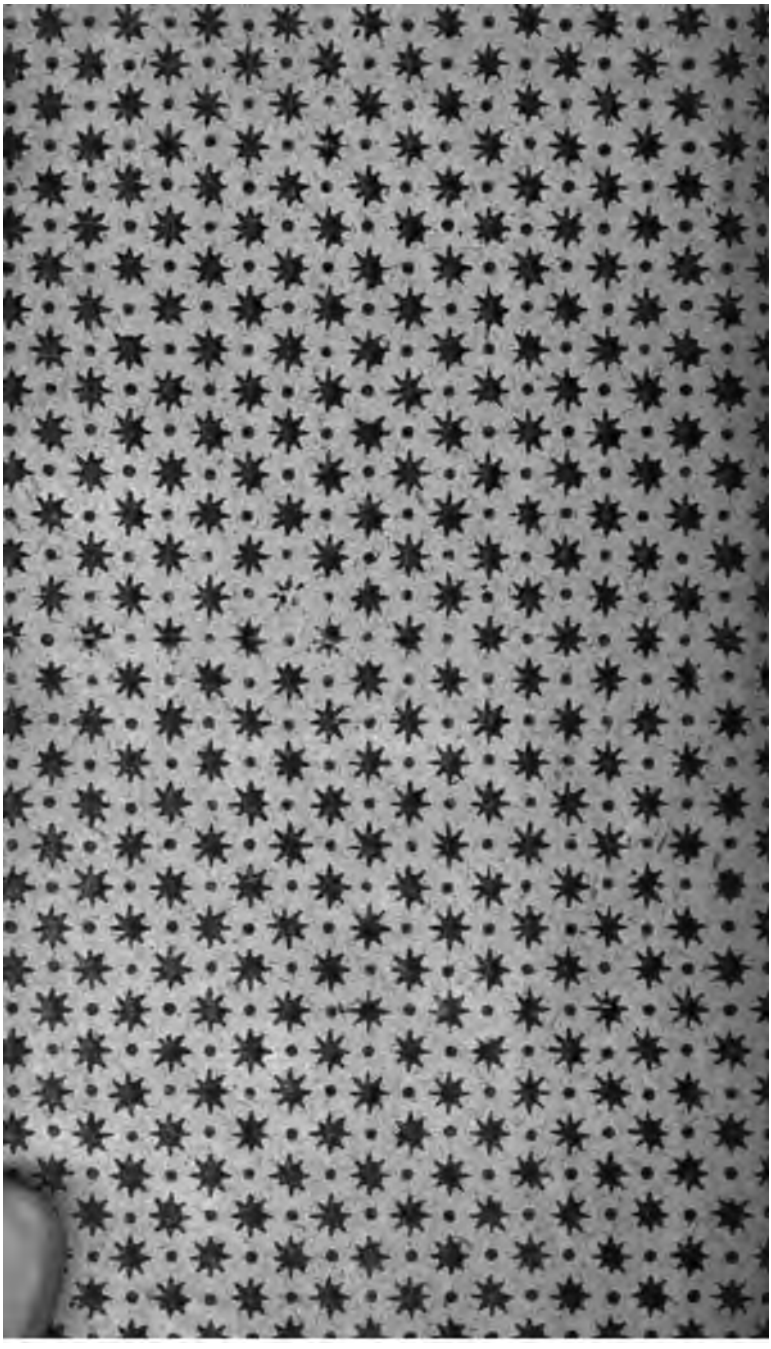
(Aus den Erz. und Dial.)

Der Mörder aus Bruderliebe 207

(Monathschrift, Apollo 1797.)

Letzter Aufsatz eines Selbstmörders 218

(Aus der Quart. Schrift für ält. Lit. und neue Lect. 1784)



A 729,491

ſchon erwähnten Bedürfniſſe ausgab, dachte er alle Mahl: „Haſt Das ſo nahe; könnteſt Das ſo umſonſt haben!" Immer überzeugte er ſich ſtärker, daß jener Geiſt, Trotz ſeines zweymahligen Schildwachſtehens, nur ein Spiel der Einbildungskraft, ein ſelbſtgeſchaffenes Schreckbild ſey. — „Wenn deine Frau dir erſcheinen wollte und könnte, warum nur immer im „Hofe und vor jener Thür? Warum nicht hier auf „deinem Zimmer? Warum nicht da, wo ſie ſonſt le„bend zu ſitzen pflegte, oder vollends da, wo ſie ſtarb?" Er ſah ſich Anfangs immer furchtſam um, ſo oft er dieſen Gedanken hegte; aber er gewöhnte ſich bald daran, und nahm ſich nun, mit Gründen, wie er glaubte, gewaffnet, feſt vor: noch ein Mahl nicht nur hinzugehen, ſondern auch ſeinen Vorſatz durchzuſetzen, und wenn ſeine Frau doppelt daſtände.

Er ging. Jener zweymahlige Anblick erneuerte ſich richtig wieder. Aber der Verſtockte blieb auf ſeinem Entſchluß. Mit halb abgewandtem Geſicht kam er bis dicht an die Thür; ſchob jenen lichten Schein, ſo däuchte es ihm, gleichſam davon hinweg, und ſchloß dann ungehindert auf. Alles dieß, ſo ſchauderhaft es vielleicht für manche, ohnedieß furchtſame Leſer klingen mag, läßt ſich doch durch ein klein wenig Seelenkunde leicht erklären, ohne daß deßhalb ein wirkliches Geſpenſt ins Spiel zu miſchen wäre. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß dieſer ſo oft und ſo fruchtlos von ſeiner ſterbenden Frau und von ſeinem eigenen Gewiſſen gewarnte Böſewicht jetzt allerdings in ſein Verderben rannte, und daß er, der vorher ſo oft glücklich entwiſcht war, gerade jetzt in einen Fallſtrick kommen

mußte, dem er nicht mehr entgehen und wovon ihm keine Sylbe ahnden konnte.

Jene früheren Caſſeneingriffe waren zwar nicht immer, und nicht ganz beſtimmt gemerkt, aber doch ein Paar Mahl vermuthet worden. Man hatte hin und her, doch niemahls auf die ſchuldige Perſon gerathen; auch wurden ſchon ein Paar Ladendiener, wenn gleich nicht geradezu deßwegen, doch wenigſtens mit einigem Argwohn verabſchiedet. Jetzt war ſeit wenig Wochen ein Neuer angenommen, der Redlichkeit, Liebe zur Ordnung und Unverdroſſenheit beſaß. Er hatte von jenen Diebſtählen murmeln gehört, hegte Ehrliebe genug, zu wünſchen, daß dergleichen unter ihm nicht vorfallen möchten, und glaubte vor allen Dingen beobachten zu müſſen: ob er auch lauter ehrliche Hausgenoſſen habe. Er nahm ſich daher vor, einige Monathe hindurch alle Nächte in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe ſtoßenden und mit einer Glasthür verſehenen Stübchen zu ſchlafen. Alle Abende trug er ſich ſelbſt, ganz heimlich, ein Paar Betten auf eine Bank dorthin. Niemanden, als ſeinen Principalen, ſagte er ein Wort davon; ſchon mehrere Wochen hatte er dieſe Übung fortgeſetzt und nicht das geringſte Verdächtige bemerkt. Da gewöhnlich immer nur neue Diener recht eifrige Diener zu ſeyn pflegen; da auch der beſte Vorſatz, wenn man keinen Nutzen ſpürt, bald erkaltet; ſo war es ſehr möglich, daß dieſes unbequeme Nachtlager ſich ſchon ſeiner Endſchaft nahte, und daß jener nichtswürdige Räuber nur noch ein Paar Wochen hätte warten dürfen, um dann wieder ſicher plündern zu können. Doch daß er gerade jetzt ein Herz

ſich

ſich faßte, auch Dieß war vielleicht eine Fügung des Schickſals, welches ihn reif zu ſeinem Verderben fand.

Kaum hatte er jetzt die Thür des Gewölbes aufgeſchloſſen, als unſer Kundſchafter auch dieſes nahe, wiewohl leiſe Geräuſch vernahm, an jenes Fenſterchen ſich ſchlich, und beym Schimmer einer kleinen Diebslaterne den Räuber gar bald erkannte. Er ſah, wie er den Zucker- und Kaffehvorräthen zuſprach, und ließ ihn ungeſtört ſich belaſten, ſo viel er wollte. Jetzt hatte dieſer nun alles Das, weßwegen er eigentlich gekommen war. Er hatte ſich feſt vorgenommen, die Caſſe dieß Mahl nicht heimzuſuchen; da er ihr aber ſo nahe war; da er Alles um ſich herum ſo ſicher glaubte; da er entſchloſſen war, ſo bald nicht wieder zu kommen; ſo dachte er: Ein Griff mehr dort hinein kann doch auch nichts ſchaden! Die Schlüſſel hatte er bey ſich; die Caſſe war in einem Augenblick eröffnet. Doch jetzt ſprang auch der Ladendiener ſchnell herbey, packte den Dieb feſt, und ſchrie, ſo laut er konnte: Hülfe, Hülfe! um noch mehrere Menſchen im Hauſe zu wecken. Vergebens wollte jener Elende ſich losreiſſen; der Diener war jünger und ſtärker. Vergebens bath er um Gotteswillen, nur dieß Mahl ihn gehen zu laſſen; nahm vergebens zu den ſchönſten Verſprechungen ſeine Zuflucht. Jener hatte weder Erbarmen noch Luſt, ſich beſtechen zu laſſen; ſchrie immer nur noch ſtärker, und weckte endlich die Hausgenoſſen, die ſcharenweiſe zuſammen kamen. Ein allgemeines Erſtaunen entſtand, als man ſah, was vorgegangen ſey, und wer es verübt habe. Man hohlte ſogleich die Wache und übergab ihr für dieſe Nacht den Verbrecher. Des andern Morgens übernahmen ihn die Gerichte. Da alles Läugnen

samkeit war ganz auf das Gespräch an jenem Tische hingerichtet; und als der schon erwähnte Redner seine Vertheidigung der angeblichen Kindesmörderinn hielt, und sich ein Paarmahl des Ausdruckes bediente: Wer weiß aber, ob es das Mensch auch gethan hat! da bückte sich diese Fremde mit halbem Leibe über den Korb, der neben ihr stand, als suche sie etwas in ihm, und seufzte für sich: Ja wohl hat sie es nicht gethan!

Nur äußerst leise, ganz in sich selbst verschluckend, hatte sie diese Worte ausgesprochen. Gleichwohl waren sie dem jungen Bauernkerl hinter ihr nicht entgangen. Ja, es lag für ihn in den Worten selbst, und mehr noch in der Innigkeit, womit sie ausgestoßen worden, etwas äußerst Merkwürdiges. Je länger er darüber nachdachte, je bedenklicher schienen sie ihm. Um nichts durch Übereilung zu verderben, verharrte er noch ein gutes Weilchen in seinem angenommenen Schlafe; ahmte dann ganz genau einem erst aufwachenden Menschen nach; stand auf, ging zur Thür hinaus, rief den Wirth bey Seite, und erzählte ihm das Gehörte. Dieser fand gerade nicht viel Merkwürdiges darin; aber als Jener immer darauf beharrte, daß der Ton doch gar zu sehr vom Herzen gekommen sey, ward auch die Wirthinn herbey gerufen, und diese — wie Weiber über Weiber zumahl in gewissen Puncten immer schärfer als wir Männer urtheilen, — war gleich der Meinung: daß dahinter allerdings wohl mehr stecken könne. Sie kannte die Dirne ein wenig; sie entsann sich, daß sie voriges Jahr gekränkelt habe; jetzt aber, seit einigen Monathen wieder, wie Milch und Blut aussehe. Sie hegte die christliche Muthmaßung, daß sie wohl nicht ohne Nebenursache so lange

ſchon bey einem Witwer diene; nicht ohne Nebenverdienſt ſo gut ſich trage; kurz — was bey dem erſten Erzähler nur dunkles Gefühl, nur verworrene Muthmaßung geweſen war, das ward hier zuſammenhängend und faſt ſo gut als entſchieden. Ihr Mann trat endlich ebenfalls ihrer Meinung bey, und da unter den Bauern in der Schenkſtube auch der Richter des Dorfes ſich befand, ſo ward er nicht minder herausgerufen, Alles ihm erzählt, und von der Wirthinn das Gutachten angehängt: daß man die Dirne ſogleich verhaften ſolle, weil ſie dann im erſten Schrecken gewiß Alles bekennen werde.

Dieſer letztere Vorſchlag ſchien freylich dem Dorfrichter etwas bedenklich zu ſeyn. Da aber nun ſchon drey Menſchen übereinſtimmten; da man vorzüglich ihm bewies, daß gerade in der Überraſchung die größte Hoffnung von zu entdeckender Wahrheit liege; und da die Wirthinn mit aller möglichen Beredſamkeit behauptete: es könne im ſchlimmſten Fall doch keine übeln Folgen haben, wenn man eine unſchuldige Perſon zu retten, eine ſchuldige auszuforſchen ſuche; ſo gab der Schulze endlich nach, hohlte ſogleich ein Paar Gehülfen, und ehe eine Viertelſtunde verlief, ward jene Magd, eben als ſie aufſtehen und weiter gehen wollte, verhaftet. Sie erſchrack außerordentlich; fragte zitternd um die Urſache; und als man ihr ganz kurz zur Antwort gab; Sie möchte ſich nur beſinnen, was ſie vor einigen Monathen angeſtellt habe! kam eine Ohnmacht ihr nahe. Als man jene Worte endlich ihr vorhielt, wußte ſie noch minder eine gehörige Erklärung davon zu geben; kurz, ehe noch eine Stunde verging, bekannte ſie frey heraus: „Daß ſie ſelbſt die

„Mutter, Mörderinn und Weglegerinn jenes Kindes „gewesen ſey."

Wie ſchnell ſich das Gerücht von dieſem Vorfalle umher verbreitete, welches Erſtaunen darüber entſtand, und wie wenig ſich im Grund des Herzens die Kriminal-Gerichte zu Bar* dabey erfreuten; das Alles bedarf keiner Ausführung. Schon des andern Morgens ward die Neuverhaftete abgeführt, und blieb auch beym Verhör in der Stadt bey ihrem Geſtändniß; gab alle Umſtände ſo genau an, daß jeder noch übrige Zweifel verſchwand, und erlitt nach einigen Monathen — denn auch beym eingeſtandenſten Verbrechen nimmt deutſche Kriminal-Juſtiz ſich gute Weile! — ihre Strafe. Jene Unſchuldige hingegen, durch eine ſo ſonderbare Zuſammentreffung kleiner Zufälligkeiten angeſchuldigt und wieder gerechtfertigt, ward nun vom Gericht ſelbſt als unſchuldig anerkannt und in Freyheit geſetzt. Aber die grauſame Folter hatte ſie des gehörigen Gebrauchs ihrer Gliedmaßen beraubt. Nur gebückt konnte ſie fortſchleichen. In ihren ausgerenkten Armen war keine Kraft mehr. Man gab ihr daher eine ſogenannte Spitalpfründe; das heißt, Koſt und freye Wohnung auf Lebenslang; und ſie erreichte, — doch vielleicht nicht ſo bedauert, wie ſie es verdiente! — ein ziemlich hohes Alter.

Der Mann um Mitternacht auf der Kanzel.

In einem kleinen Nieder-Lauſiziſchen Städtchen ward vor ungefähr dreyßig Jahren ein Räuber eingezogen, deſſen Verbrechen vorzüglich in Kirchen-Diebſtählen beſtanden. — Auf gerichtliches Befragen: warum er eben dieſe Art von Raube, auf der doch ein doppelter Fluch ſtände, ſich erwählt habe? antwortete er: „Weil er keine leichtere Beſchäftigung kenne. Der „Aberglaube," fuhr er lächelnd fort, „ſorgt ſchon da„für, daß man ſicher genug dabey handthieren kann. „— Wer naht ſich gern des Nachts einem Kirchhofe? „Und wenn es zumahl regnet, wenn die Winde mit „den Thüren kniſtern, oder durch die Zuglöcher in den „oft zerbrochenen Fenſtern heulen; wann die Nacht„vögel rund herum ſchwirren, und die Glocken vom „Sturme klingen; wer läuft dann nicht, ſo weit er „nur kann, vom Kirchhof hinweg, oder wer glaubt „nicht, wenn er ja nahe vorbeygehen muß, ſeinen „Großvater und ſeine Großmutter leibhaftig dort her„umwandeln zu ſehen? — Nirgends iſt man alſo ge„wiſſer, ungeſtört zu bleiben, und nur ein einzi„ges Mahl in meinem ganzen Leben begegnete mir

„ein seltsamer, halb drolliger, halb fürchterlicher „Streich."

Man fragte ihn: Was für einer? Und er beichtete freymüthig folgender Maßen;

Es war das erste Mahl, daß ich mit dabey war, und es gab eine fürchterliche, regenvolle, pechfinstere Nacht. Wir erbrachen glücklich die Kirchthür; ich war der Letzte ohne Einen, und, sieh da! als ich aus der Halle in die Kirche selbst trat, wie erschrack ich, als ich beym ersten Blick und ersten Schimmer meines Laternchens, auf der Kanzel, groß und lang, einen Mann im Priesterrocke stehen sah, der so entsetzlich stark schrie, daß es aus allen Winkeln der Kirche zurückschallte, ob ich gleich keine Sylbe davon verstehen konnte.

Man kann sich mein Zurückprallen leicht denken. Meine Kameraden, ohnedieß aufmerksam auf mich, sahen es. — „Was ist dir?" fragten sie. — „Je! „seht ihr denn den Mann nicht auf der Kanzel dort? „der so dasteht und predigt? Wer ist er? Was will „er?" — „Siehst du den auch?" gab mir einer lächelnd zur Antwort: „laß du den immer ins Teufels „Nahmen hier stehen! er thut dir doch nichts." — Man riß mich fort; die Sacristey ward erbrochen und beraubt. Wir arbeiteten mit der größten Muße, und waren schon wieder glücklich heraus und auf dem Kirchhofe, als unser Anführer fragte: „Es hat doch keiner „von euch was darin vergessen?" Wir sahen nach; keinem fehlte das Geringste, außer mir — meine Mütze.

Ich hätte sie herzlich gern im Stiche gelassen; aber es war die einmüthige Stimme meiner Kamera-

den: daß durch dieſe Alles verrathen werden würde, und daß ich ſie ſchnurſtracks wieder hohlen müſſe. — „Wenn nur wenigſtens, wandte ich ein, Jemand mit„ginge! Der Mann darin" — — — „Zum Henker, „ſo laß doch den Mann darin Mann ſeyn! Der krümmt „dir kein Härchen, wenn du dir's, furchtſamer Haſe, „nicht ſelbſt krümmſt."

So rief man von allen Seiten mir zu. Scham und Noth drängten mich: es half nichts, ich mußte allein hinein. Der verzweifelte Mann ſtand wirklich noch da, und hatte er vorher ſtark geſchrien, ſo ſchrie er jetzt noch zehn Mahl ſtärker. Ich ſah mir ihn ein Paar Augenblicke recht ſtarr an. — „Je," ſagte ich endlich zu mir ſelbſt, indem ich mir ein Herz, ſo groß wie zwey Herzen faßte: „wenn du nichts als ſchreyen kannſt, ſo ſchrey dich meinetwegen heiſer!" Hierauf ging ich in die Sacriſtey, fand meine Mütze, und wie ich wieder herauskam, war nicht nur der Kerl weg, ſondern ich habe auch ſeitdem nie wieder etwas Unheimliches geſehen. —

So weit, und zwar ganz genau, die Ausſage dieſes Räubers! — Es iſt wohl kaum nöthig, meine Leſer auf einige Beſonderheiten ſeines Geſtändniſſes aufmerkſam zu machen. — Die Frage des einen Miträubers: Siehſt du den Kerl auch? iſt mir immer am merkwürdigſten vorgekommen. Sie zeigt, dünkt mich, deutlich genug, daß dieſe oder eine ähnliche Erſcheinung der löblichen Geſellſchaft, wenigſtens Einigen von ihr, bey den erſten Probeſtücken ihres Gewerbes ſich auch dargeſtellt haben möge. Das Verſchwinden dieſes Mannes, den die erhitzte Einbildungskraft eines Neulings im Laſter ſich ſchuf, war eine

nothwendige Folge seines übertäubten Gewissens, dessen letzte sterbende Empfindung sich in einen nicht ganz willkürlichen Spott verwandelte. Verwunderlich scheint es mir, daß die Furcht des Räubers dem anscheinenden Gespenst nicht auch wirkliche Worte lieh; und noch wunderbarer müßte es zugehen, wenn sich Geschichten ähnlicher Art nicht noch in manchen Inquisitionsacten vorfinden sollten. Sie könnten vielleicht manchen trefflichen Aufschluß mehr von der Stärke einer erhitzten Einbildung uns geben; und ich will eben daher gleich noch eine Geschichte von ähnlicher Art darauf folgen lassen, die ich zwar nicht aus den Acten selbst, doch aus dem Munde so glaubwürdiger, vom ganzen Vorfall so genau unterrichteter Personen habe, daß ich mich ohne Bedenken für die Wahrheit derselben verbürgen kann.

Auch einer verſtorbenen Frauen Winke ſoll man nicht verachten.

Die Kerniſche Handlung, eine der vorzüglichſten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Beſitzer, ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren einen ſogenannten Hausmeiſter *) in ihrem Dienſte, der das Zutrauen ſeiner Herrſchaft vollkommen beſaß, und desſelben doch äußerſt unwerth war. Denn ſchon ſeit geraumer Friſt hatte dieſer Nichtswürdige ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, öffnete damit des Nachts leiſe die Gewölber; verſorgte ſich nicht nur reichlich mit Zucker, Kaffeh und andern ähnlichen Waaren, ſondern that auch in die Caſſe ſelbſt manchen dreiſten und derben Griff. Da er immer ziemlich genau wiſſen konnte, wann dieſe am beſten beſetzt, und ein

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Deutſchlands einen Mann, der in großen Häuſern ſeine Wohnung im Erdſtock hat, das Haus auf und zuſchließt, für kleine häusliche Reparaturen ſorgt, und dafür, außer freyer Wohnung, Holz und Licht, oft noch andere kleine Vortheile zu genießen hat.

Abgang am wenigſten zu ſpüren ſey; da er überdieß ſeine Maßregeln ſo vorſichtig als möglich nahm, ſo blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte ſich endlich ſelbſt einen beträchtlichen Weingarten an, wobey er aber immer noch ſeinen vorigen Dienſt behielt.

Auch bey dieſem Kaufe argwohnten ſeine Principale nichts, und wieſen ſelbſt einige freundſchaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konnte ihnen verſchiedene ehrliche Wege, worauf er ſich etwas erworben, angeben; und es war ihnen ſogar lieb, einen bemittelten Mann in dieſem Poſten zu haben, weil ſie glaubten, einem Solchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam ſeine Frau, die um Alles wußte, auf's Sterbebett und ihr Gewiſſen erwachte. Zwar wollte ſie auch jetzt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that ſie ihm die ernſtlichſte Vorſtellung: „Es ſey endlich Zeit," ſagte ſie, „in ſich zu gehen „und vom bisherigen Laſterwege abzuweichen. Er ſey „nun vor allem Mangel auf ſeine ältern Tage gedeckt; „beſitze eine eigene Wohnung und bares Geld genug. „Eigentlich ſollte er Beydes, als ein geraubtes Gut, „wieder erſtotten; doch wenn er auch dazu ſich nicht „entſchlöße, ſo beſchwöre ſie ihn wenigſtens mit Thränen, ſich mit dem zu begnügen, was er ſchon habe; „und ſie könne nicht ruhig ſterben, bevor er Dieß nicht „ihr zugeſichert hätte!"

Dieſe Rede wirkte; denn er hatte ſeine Frau lieb gehabt, und durch ihre jetzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er verſprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu ſtehlen. Sie ließ ſich die Hand

darauf geben; wiederhohlte einige Mahl: daß, wenn er dieſes Verſprechen bräche, Gottes Langmuth müde ſeyn und ihn zu Schanden laſſen werde; und verſchied wenige Stunden nachher. Einige Monathe durch hielt unſer Witwer ſein Wort auf's pünctlichſte. Doch nunmehr war ſein Vorrath von Zucker und Kaffeh aufgezehrt, und er ſollte ſein eigenes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft ſelbſt verſchachert hatte. Dieß ging ihm ſchwer in den Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu ſeyn; ſelbſt wenn er einigen Gewinnſt verlöre. Doch dabey ſogar, wie er es nannte, zuzubüßen, Dieß, glaubte er, ſey allzu viel gefordert. Zudem tröſtete er ſich mit einem Grunde, der nur allzu oft dem gemeinen Mann den Schritt über ſein Gewiſſen hinweg erleichtert. — „Gott ſey „Dank," dachte er, „deine Principale haben es ja! „Es iſt ja nicht einmahl ihr bares Geld; es ſind ihre „Waaren, die ihnen nicht ſo hoch als andern Menſchen „zu ſtehen kommen." Kurz! nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich, ſeinen alten Gang abermahls zu thun und ſich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zucker und Kaffeh zu hohlen.

Die Gewölbthür ging in einen geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theile des Hauſes. In einer ſtillen Mitternachtsſtunde machte er ſich auf den Weg. Aber, ſo wie er in den Hof eintrat, ſo wie er jene Thür ins Geſicht bekam, ſah er vor ihr ſeine verſtorbene Frau in Lebensgröße ſtehen. Sie war in einem weißen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme ſchienen die Thür gleichſam noch feſter zuzuklemmen. Daß der Räuber bey dieſem unerwarteten Anblick erſchrack, läßt ſich leicht denken. Er

„ein seltsamer, halb drolliger, halb fürchterlicher „Streich."

Man fragte ihn: Was für einer? Und er beichtete freymüthig folgender Maßen;

Es war das erste Mahl, daß ich mit dabey war, und es gab eine fürchterliche, regenvolle, pechfinstere Nacht. Wir erbrachen glücklich die Kirchthür; ich war der Letzte ohne Einen, und, sieh da! als ich aus der Halle in die Kirche selbst trat, wie erschrack ich, als ich beym ersten Blick und ersten Schimmer meines Laternchens, auf der Kanzel, groß und lang, einen Mann im Priesterrocke stehen sah, der so entsetzlich stark schrie, daß es aus allen Winkeln der Kirche zurückschallte, ob ich gleich keine Sylbe davon verstehen konnte.

Man kann sich mein Zurückprallen leicht denken. Meine Kameraden, ohnedieß aufmerksam auf mich, sahen es. — „Was ist dir?" fragten sie. — „Je! „seht ihr denn den Mann nicht auf der Kanzel dort? „der so dasteht und predigt? Wer ist er? Was will „er?" — „Siehst du den auch?" gab mir einer lächelnd zur Antwort: „laß du den immer ins Teufels „Nahmen hier stehen! er thut dir doch nichts." — Man riß mich fort; die Sacristey ward erbrochen und beraubt. Wir arbeiteten mit der größten Muße, und waren schon wieder glücklich heraus und auf dem Kirchhofe, als unser Anführer fragte: „Es hat doch keiner „von euch was darin vergessen?" Wir sahen nach; keinem fehlte das Geringste, außer mir — meine Mütze.

Ich hätte sie herzlich gern im Stiche gelassen; aber es war die einmüthige Stimme meiner Kamera-

den: daß durch dieſe Alles verrathen werden würde, und daß ich ſie ſchnurſtracks wieder hohlen müſſe. — „Wenn nur wenigſtens, wandte ich ein, Jemand mit„ginge! Der Mann darin" — — — „Zum Henker, „ſo laß doch den Mann darin Mann ſeyn! Der krümmt „dir kein Härchen, wenn du dir's, furchtſamer Haſe, „nicht ſelbſt krümmſt."

So rief man von allen Seiten mir zu. Scham und Noth drängten mich: es half nichts, ich mußte allein hinein. Der verzweifelte Mann ſtand wirklich noch da, und hatte er vorher ſtark geſchrien, ſo ſchrie er jetzt noch zehn Mahl ſtärker. Ich ſah mir ihn ein Paar Augenblicke recht ſtarr an. — „Je," ſagte ich endlich zu mir ſelbſt, indem ich mir ein Herz, ſo groß wie zwey Herzen faßte: „wenn du nichts als ſchreyen kannſt, ſo ſchrey dich meinetwegen heiſer!" Hierauf ging ich in die Sacriſtey, fand meine Mütze, und wie ich wieder herauskam, war nicht nur der Kerl weg, ſondern ich habe auch ſeitdem nie wieder etwas Unheimliches geſehen. —

So weit, und zwar ganz genau, die Ausſage dieſes Räubers! — Es iſt wohl kaum nöthig, meine Leſer auf einige Beſonderheiten ſeines Geſtändniſſes aufmerkſam zu machen. — Die Frage des einen Miträubers: Siehſt du den Kerl auch? iſt mir immer am merkwürdigſten vorgekommen. Sie zeigt, dünkt mich, deutlich genug, daß dieſe oder eine ähnliche Erſcheinung der löblichen Geſellſchaft, wenigſtens Einigen von ihr, bey den erſten Probeſtücken ihres Gewerbes ſich auch dargeſtellt haben möge. Das Verſchwinden dieſes Mannes, den die erhitzte Einbildungskraft eines Neulings im Laſter ſich ſchuf, war eine

nothwendige Folge ſeines übertäubten Gewiſſens, deſſen letzte ſterbende Empfindung ſich in einen nicht ganz willkürlichen Spott verwandelte. Verwunderlich ſcheint es mir, daß die Furcht des Räubers dem anſcheinenden Geſpenſt nicht auch wirkliche Worte lieh; und noch wunderbarer müßte es zugehen, wenn ſich Geſchichten ähnlicher Art nicht noch in manchen Inquiſitionsacten vorfinden ſollten. Sie könnten vielleicht manchen trefflichen Aufſchluß mehr von der Stärke einer erhitzten Einbildung uns geben; und ich will eben daher gleich noch eine Geſchichte von ähnlicher Art darauf folgen laſſen, die ich zwar nicht aus den Acten ſelbſt, doch aus dem Munde ſo glaubwürdiger, vom ganzen Vorfall ſo genau unterrichteter Perſonen habe, daß ich mich ohne Bedenken für die Wahrheit derſelben verbürgen kann.

Auch einer verſtorbenen Frauen Winke ſoll man nicht verachten.

Die Kerniſche Handlung, eine der vorzüglichſten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Beſitzer, ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren einen ſogenannten Hausmeiſter *) in ihrem Dienſte, der das Zutrauen ſeiner Herrſchaft vollkommen beſaß, und desſelben doch äußerſt unwerth war. Denn ſchon ſeit geraumer Friſt hatte dieſer Nichtswürdige ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, öffnete damit des Nachts leiſe die Gewölber; verſorgte ſich nicht nur reichlich mit Zucker, Kaffeh und andern ähnlichen Waaren, ſondern that auch in die Caſſe ſelbſt manchen dreiſten und derben Griff. Da er immer ziemlich genau wiſſen konnte, wann dieſe am beſten beſetzt, und ein

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Deutſchlands einen Mann, der in großen Häuſern ſeine Wohnung im Erdſtock hat, das Haus auf und zuſchließt, für kleine häusliche Reparaturen ſorgt, und dafür, außer freyer Wohnung, Holz und Licht, oft noch andere kleine Vortheile zu genießen hat.

Abgang am wenigſten zu ſpüren ſey; da er überdieß ſeine Maßregeln ſo vorſichtig als möglich nahm, ſo blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte ſich endlich ſelbſt einen beträchtlichen Weingarten an, wobey er aber immer noch ſeinen vorigen Dienſt behielt.

Auch bey dieſem Kaufe argwohnten ſeine Principale nichts, und wieſen ſelbſt einige freundſchaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konnte ihnen verſchiedene ehrliche Wege, worauf er ſich etwas erworben, angeben; und es war ihnen ſogar lieb, einen bemittelten Mann in dieſem Poſten zu haben, weil ſie glaubten, einem Solchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam ſeine Frau, die um Alles wußte, auf's Sterbebett und ihr Gewiſſen erwachte. Zwar wollte ſie auch jetzt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that ſie ihm die ernſtlichſte Vorſtellung: „Es ſey endlich Zeit," ſagte ſie, „in ſich zu gehen „und vom bisherigen Laſterwege abzuweichen. Er ſey „nun vor allem Mangel auf ſeine ältern Tage gedeckt; „beſitze eine eigene Wohnung und bares Geld genug. „Eigentlich ſollte er Beydes, als ein geraubtes Gut, „wieder erſtatten; doch wenn er auch dazu ſich nicht „entſchlöße, ſo beſchwöre ſie ihn wenigſtens mit Thränen, ſich mit dem zu begnügen, was er ſchon habe; „und ſie könne nicht ruhig ſterben, bevor er Dieß nicht „ihr zugeſichert hätte!"

Dieſe Rede wirkte; denn er hatte ſeine Frau lieb gehabt, und durch ihre jetzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er verſprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu ſtehlen. Sie ließ ſich die Hand

darauf geben; wiederhohlte einige Mahl: daß, wenn er dieſes Verſprechen bräche, Gottes Langmuth müde ſeyn und ihn zu Schanden laſſen werde; und verſchied wenige Stunden nachher. Einige Monathe durch hielt unſer Witwer ſein Wort aufs pünctlichſte. Doch nunmehr war ſein Vorrath von Zucker und Kaffeh aufgezehrt, und er ſollte ſein eigenes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft ſelbſt verſchachert hatte. Dieß ging ihm ſchwer in den Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu ſeyn; ſelbſt wenn er einigen Gewinnſt verlöre. Doch dabey ſogar, wie er es nannte, zuzubüßen, Dieß, glaubte er, ſey allzu viel gefordert. Zudem tröſtete er ſich mit einem Grunde, der nur allzu oft dem gemeinen Mann den Schritt über ſein Gewiſſen hinweg erleichtert. — „Gott ſey „Dank," dachte er, „deine Principale haben es ja! „Es iſt ja nicht einmahl ihr bares Geld; es ſind ihre „Waaren, die ihnen nicht ſo hoch als andern Menſchen „zu ſtehen kommen." Kurz! nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich, ſeinen alten Gang abermahls zu thun und ſich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zucker und Kaffeh zu hohlen.

Die Gewölbthür ging in einen geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theile des Hauſes. In einer ſtillen Mitternachtsſtunde machte er ſich auf den Weg. Aber, ſo wie er in den Hof eintrat, ſo wie er jene Thür ins Geſicht bekam, ſah er vor ihr ſeine verſtorbene Frau in Lebensgröße ſtehen. Sie war in einem weißen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme ſchienen die Thür gleichſam noch feſter zuzuklemmen. Daß der Räuber bey dieſem unerwarteten Anblick erſchrack, läßt ſich leicht denken. Er

„ein ſeltſamer, halb drolliger, halb fürchterlicher „Streich.“

Man fragte ihn: Was für einer? Und er beichtete freymüthig folgender Maßen;

Es war das erſte Mahl, daß ich mit dabey war, und es gab eine fürchterliche, regenvolle, pechfinſtere Nacht. Wir erbrachen glücklich die Kirchthür; ich war der Letzte ohne Einen, und, ſieh da! als ich aus der Halle in die Kirche ſelbſt trat, wie erſchrack ich, als ich beym erſten Blick und erſten Schimmer meines Laternchens, auf der Kanzel, groß und lang, einen Mann im Prieſterrocke ſtehen ſah, der ſo entſetzlich ſtark ſchrie, daß es aus allen Winkeln der Kirche zurückſchallte, ob ich gleich keine Sylbe davon verſtehen konnte.

Man kann ſich mein Zurückprallen leicht denken. Meine Kameraden, ohnedieß aufmerkſam auf mich, ſahen es. — „Was iſt dir?“ fragten ſie. — „Je! „ſeht ihr denn den Mann nicht auf der Kanzel dort? „der ſo daſteht und predigt? Wer iſt er? Was will „er?“ — „Siehſt du den auch?“ gab mir einer lächelnd zur Antwort: „laß du den immer ins Teufels „Nahmen hier ſtehen! er thut dir doch nichts.“ — Man riß mich fort; die Sacriſtey ward erbrochen und beraubt. Wir arbeiteten mit der größten Muße, und waren ſchon wieder glücklich heraus und auf dem Kirchhofe, als unſer Anführer fragte: „Es hat doch keiner „von euch was darin vergeſſen?“ Wir ſahen nach; keinem fehlte das Geringſte, außer mir — meine Mütze.

Ich hätte ſie herzlich gern im Stiche gelaſſen; aber es war die einmüthige Stimme meiner Kamera-

den: daß durch dieſe Alles verrathen werden würde, und daß ich ſie ſchnurſtracks wieder hohlen müſſe. — „Wenn nur wenigſtens, wandte ich ein, Jemand mit„ginge! Der Mann darin" — — — „Zum Henker, „ſo laß doch den Mann darin Mann ſeyn! Der krümmt „dir kein Härchen, wenn du dir's, furchtſamer Haſe, „nicht ſelbſt krümmſt."

So rief man von allen Seiten mir zu. Scham und Noth drängten mich: es half nichts, ich mußte allein hinein. Der verzweifelte Mann ſtand wirklich noch da, und hatte er vorher ſtark geſchrien, ſo ſchrie er jetzt noch zehn Mahl ſtärker. Ich ſah mir ihn ein Paar Augenblicke recht ſtarr an. — „Je," ſagte ich endlich zu mir ſelbſt, indem ich mir ein Herz, ſo groß wie zwey Herzen faßte: „wenn du nichts als ſchreyen kannſt, ſo ſchrey dich meinetwegen heiſer!" Hierauf ging ich in die Sacriſtey, fand meine Mütze, und wie ich wieder herauskam, war nicht nur der Kerl weg, ſondern ich habe auch ſeitdem nie wieder etwas Unheimliches geſehen. —

So weit, und zwar ganz genau, die Ausſage dieſes Räubers! — Es iſt wohl kaum nöthig, meine Leſer auf einige Beſonderheiten ſeines Geſtändniſſes aufmerkſam zu machen. — Die Frage des einen Miträubers: Siehſt du den Kerl auch? iſt mir immer am merkwürdigſten vorgekommen. Sie zeigt, dünkt mich, deutlich genug, daß dieſe oder eine ähnliche Erſcheinung der löblichen Geſellſchaft, wenigſtens Einigen von ihr, bey den erſten Probeſtücken ihres Gewerbes ſich auch dargeſtellt haben möge. Das Verſchwinden dieſes Mannes, den die erhitzte Einbildungskraft eines Neulings im Laſter ſich ſchuf, war eine

nothwendige Folge seines übertäubten Gewissens, dessen letzte sterbende Empfindung sich in einen nicht ganz willkürlichen Spott verwandelte. Verwunderlich scheint es mir, daß die Furcht des Räubers dem anscheinenden Gespenst nicht auch wirkliche Worte lieh; und noch wunderbarer müßte es zugehen, wenn sich Geschichten ähnlicher Art nicht noch in manchen Inquisitionsacten vorfinden sollten. Sie könnten vielleicht manchen trefflichen Aufschluß mehr von der Stärke einer erhitzten Einbildung uns geben; und ich will eben daher gleich noch eine Geschichte von ähnlicher Art darauf folgen lassen, die ich zwar nicht aus den Acten selbst, doch aus dem Munde so glaubwürdiger, vom ganzen Vorfall so genau unterrichteter Personen habe, daß ich mich ohne Bedenken für die Wahrheit derselben verbürgen kann.

Auch einer verſtorbenen Frauen Winke ſoll man nicht verachten.

Die Kerniſche Handlung, eine der vorzüglichſten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Beſitzer, ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren einen ſogenannten Hausmeiſter *) in ihrem Dienſte, der das Zutrauen ſeiner Herrſchaft vollkommen beſaß, und desſelben doch äußerſt unwerth war. Denn ſchon ſeit geraumer Friſt hatte dieſer Nichtswürdige ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, öffnete damit des Nachts leiſe die Gewölber; verſorgte ſich nicht nur reichlich mit Zucker, Kaffeh und andern ähnlichen Waaren, ſondern that auch in die Caſſe ſelbſt manchen dreiſten und derben Griff. Da er immer ziemlich genau wiſſen konnte, wann dieſe am beſten beſetzt, und ein

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Deutſchlands einen Mann, der in großen Häuſern ſeine Wohnung im Erdſtock hat, das Haus auf und zuſchließt, für kleine häusliche Reparaturen ſorgt, und dafür, außer freyer Wohnung, Holz und Licht, oft noch andere kleine Vortheile zu genießen hat.

Abgang am wenigſten zu ſpüren ſey; da er überdieß ſeine Maßregeln ſo vorſichtig als möglich nahm, ſo blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte ſich endlich ſelbſt einen beträchtlichen Weingarten an, wobey er aber immer noch ſeinen vorigen Dienſt behielt.

Auch bey dieſem Kaufe argwohnten ſeine Principale nichts, und wieſen ſelbſt einige freundſchaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konnte ihnen verſchiedene ehrliche Wege, worauf er ſich etwas erworben, angeben; und es war ihnen ſogar lieb, einen bemittelten Mann in dieſem Poſten zu haben, weil ſie glaubten, einem Solchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam ſeine Frau, die um Alles wußte, auf's Sterbebett und ihr Gewiſſen erwachte. Zwar wollte ſie auch jetzt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that ſie ihm die ernſtlichſte Vorſtellung: „Es ſey endlich Zeit," ſagte ſie, „in ſich zu gehen „und vom bisherigen Laſterwege abzuweichen. Er ſey „nun vor allem Mangel auf ſeine ältern Tage gedeckt; „beſitze eine eigene Wohnung und bares Geld genug. „Eigentlich ſollte er Beydes, als ein geraubtes Gut, „wieder erſtatten; doch wenn er auch dazu ſich nicht „entſchlöße, ſo beſchwöre ſie ihn wenigſtens mit Thränen, ſich mit dem zu begnügen, was er ſchon habe; „und ſie könne nicht ruhig ſterben, bevor er Dieß nicht „ihr zugeſichert hätte!"

Dieſe Rede wirkte; denn er hatte ſeine Frau lieb gehabt, und durch ihre jetzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er verſprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu ſtehlen. Sie ließ ſich die Hand

darauf geben; wiederhohlte einige Mahl: daß, wenn er dieſes Verſprechen bräche, Gottes Langmuth müde ſeyn und ihn zu Schanden laſſen werde; und verſchied wenige Stunden nachher. Einige Monathe durch hielt unſer Witwer ſein Wort auf's pünctlichſte. Doch nunmehr war ſein Vorrath von Zucker und Kaffeh aufgezehrt, und er ſollte ſein eigenes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft ſelbſt verſchachert hatte. Dieß ging ihm ſchwer in den Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu ſeyn; ſelbſt wenn er einigen Gewinnſt verlöre. Doch dabey ſogar, wie er es nannte, zuzubüßen, Dieß, glaubte er, ſey allzu viel gefordert. Zudem tröſtete er ſich mit einem Grunde, der nur allzu oft dem gemeinen Mann den Schritt über ſein Gewiſſen hinweg erleichtert. — „Gott ſey „Dank," dachte er, „deine Principale haben es ja! „Es iſt ja nicht einmahl ihr bares Geld; es ſind ihre „Waaren, die ihnen nicht ſo hoch als andern Menſchen „zu ſtehen kommen." Kurz! nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich, ſeinen alten Gang abermahls zu thun und ſich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zucker und Kaffeh zu hohlen.

Die Gewölbthür ging in einen geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theile des Hauſes. In einer ſtillen Mitternachtsſtunde machte er ſich auf den Weg. Aber, ſo wie er in den Hof eintrat, ſo wie er jene Thür ins Geſicht bekam, ſah er vor ihr ſeine verſtorbene Frau in Lebensgröße ſtehen. Sie war in einem weißen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme ſchienen die Thür gleichſam noch feſter zuzuklemmen. Daß der Räuber bey dieſem unerwarteten Anblick erſchrack, läßt ſich leicht denken. Er

floh haſtig in ſein Zimmer zurück und zu Bette. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in ſein Auge, und wohl zwanzig Mahl erneuerte er dem Schatten ſeiner Frau in Gedanken eben den Schwur, den er ihr ſelbſt am Todbette gethan hatte.

Doch ſo, wie wieder einige Tage verfloſſen waren, ſtiegen auch andere Gedanken und mancherley Zweifel in ihm auf. — „Wie dann, wenn es nur „ein Mondſchein, ein Licht im erſten Stocke oder wohl „gar deine Einbildung geweſen wäre? Biſt ein ſo alter „Kerl — ſo lange in dieſem Hauſe — ſo oft auf dem „nähmlichen Wege, und ſpürteſt nie etwas Unheimli„ches! Nur jetzt — Poſſen, ich verſuch es noch ein „Mahl! muß entweder hinein oder mir wenigſtens das „Ding, das mich ſcheucht, genauer beſehen.“ Er ging; nach Mitternacht; kein Mondſchein war am Himmel, im ganzen Hauſe kein wachender Menſch, und kein Licht zu ſpüren. Er ſammelte ſeine ganze Herzhaftigkeit. Sie hielt aus, bis er in den Hof eintrat; aber ſieh da! der Geiſt ſeiner Frau ſtand wieder am vorigen Poſten. Es war ihre Geſtalt, ihr Geſicht, ihre Größe; Alles vom Größten bis zum Kleinſten! Er betrachtete ſie einige Augenblicke unverwandt; ſie blieb ſtehen. Ihre Arme waren wieder ausgebreitet. Mit einem Finger ſchien ſie ihm zu drohen. Es überlief ihn ein eiskalter Schauer; er eilte wieder zurück und brachte auch dieſe Nacht, wie jene erſtere, mit Furcht, Gebeth und guten Vorſätzen von Lebensbeſſerung zu.

Aber Geiz und Habſucht, wo ſie einmahl recht Raum gewonnen haben, überwältigen auch den beſten Vorſatz und ſelbſt das erwachte Gewiſſen. Bey jedem Pfennig, den unſer Hausmeiſter wieder für jene

ſchon erwähnten Bedürfniſſe ausgab, dachte er alle Mahl: „Haſt Das ſo nahe; könnteſt Das ſo umſonſt haben!“ Immer überzeugte er ſich ſtärker, daß jener Geiſt, Trotz ſeines zweymahligen Schildwachſtehens, nur ein Spiel der Einbildungskraft, ein ſelbſtgeſchaffenes Schreckbild ſey. — „Wenn deine Frau dir erſcheinen wollte und könnte, warum nur immer im „Hofe und vor jener Thür? Warum nicht hier auf „deinem Zimmer? Warum nicht da, wo ſie ſonſt lebend zu ſitzen pflegte, oder vollends da, wo ſie ſtarb?“ Er ſah ſich Anfangs immer furchtſam um, ſo oft er dieſen Gedanken hegte; aber er gewöhnte ſich bald daran, und nahm ſich nun, mit Gründen, wie er glaubte, gewaffnet, feſt vor: noch ein Mahl nicht nur hinzugehen, ſondern auch ſeinen Vorſatz durchzuſetzen, und wenn ſeine Frau doppelt daſtände.

Er ging. Jener zweymahlige Anblick erneuerte ſich richtig wieder. Aber der Verſtockte blieb auf ſeinem Entſchluß. Mit halb abgewandtem Geſicht kam er bis dicht an die Thür; ſchob jenen lichten Schein, ſo däuchte es ihm, gleichſam davon hinweg, und ſchloß dann ungehindert auf. Alles dieß, ſo ſchauderhaft es vielleicht für manche, ohnedieß furchtſame Leſer klingen mag, läßt ſich doch durch ein klein wenig Seelenkunde leicht erklären, ohne daß deßhalb ein wirkliches Geſpenſt ins Spiel zu miſchen wäre. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß dieſer ſo oft und ſo fruchtlos von ſeiner ſterbenden Frau und von ſeinem eigenen Gewiſſen gewarnte Böſewicht jetzt allerdings in ſein Verderben rannte, und daß er, der vorher ſo oft glücklich entwiſcht war, gerade jetzt in einen Fallſtrick kommen

„ein ſeltſamer, halb drolliger, halb fürchterlicher „Streich.“

Man fragte ihn: Was für einer? Und er beichtete freymüthig folgender Maßen;

Es war das erſte Mahl, daß ich mit dabey war, und es gab eine fürchterliche, regenvolle, pechfinſtere Nacht. Wir erbrachen glücklich die Kirchthür; ich war der Letzte ohne Einen, und, ſieh da! als ich aus der Halle in die Kirche ſelbſt trat, wie erſchrack ich, als ich beym erſten Blick und erſten Schimmer meines Laternchens, auf der Kanzel, groß und lang, einen Mann im Prieſterrocke ſtehen ſah, der ſo entſetzlich ſtark ſchrie, daß es aus allen Winkeln der Kirche zurückſchallte, ob ich gleich keine Sylbe davon verſtehen konnte.

Man kann ſich mein Zurückprallen leicht denken. Meine Kameraden, ohnedieß aufmerkſam auf mich, ſahen es. — „Was iſt dir?“ fragten ſie. — „Je! „ſeht ihr denn den Mann nicht auf der Kanzel dort? „der ſo daſteht und predigt? Wer iſt er? Was will „er?“ — „Siehſt du den auch?“ gab mir einer lächelnd zur Antwort: „laß du den immer ins Teufels „Nahmen hier ſtehen! er thut dir doch nichts.“ — Man riß mich fort; die Sacriſtey ward erbrochen und beraubt. Wir arbeiteten mit der größten Muße, und waren ſchon wieder glücklich heraus und auf dem Kirchhofe, als unſer Anführer fragte: „Es hat doch keiner „von euch was darin vergeſſen?“ Wir ſahen nach; keinem fehlte das Geringſte, außer mir — meine Mütze.

Ich hätte ſie herzlich gern im Stiche gelaſſen; aber es war die einmüthige Stimme meiner Kamera-

den: daß durch dieſe Alles verrathen werden würde, und daß ich ſie ſchnurſtracks wieder hohlen müſſe. — „Wenn nur wenigſtens, wandte ich ein, Jemand mit„ginge! Der Mann darin" — — — „Zum Henker, „ſo laß doch den Mann darin Mann ſeyn! Der krümmt „dir kein Härchen, wenn du dir's, furchtſamer Haſe, „nicht ſelbſt krümmſt."

So rief man von allen Seiten mir zu. Scham und Noth drängten mich: es half nichts, ich mußte allein hinein. Der verzweifelte Mann ſtand wirklich noch da, und hatte er vorher ſtark geſchrien, ſo ſchrie er jetzt noch zehn Mahl ſtärker. Ich ſah mir ihn ein Paar Augenblicke recht ſtarr an. — „Je," ſagte ich endlich zu mir ſelbſt, indem ich mir ein Herz, ſo groß wie zwey Herzen faßte: „wenn du nichts als ſchreyen kannſt, ſo ſchrey dich meinetwegen heiſer!" Hierauf ging ich in die Sacriſtey, fand meine Mütze, und wie ich wieder herauskam, war nicht nur der Kerl weg, ſondern ich habe auch ſeitdem nie wieder etwas Unheimliches geſehen. —

So weit, und zwar ganz genau, die Ausſage dieſes Räubers! — Es iſt wohl kaum nöthig, meine Leſer auf einige Beſonderheiten ſeines Geſtändniſſes aufmerkſam zu machen. — Die Frage des einen Miträubers: Siehſt du den Kerl auch? iſt mir immer am merkwürdigſten vorgekommen. Sie zeigt, dünkt mich, deutlich genug, daß dieſe oder eine ähnliche Erſcheinung der löblichen Geſellſchaft, wenigſtens Einigen von ihr, bey den erſten Probeſtücken ihres Gewerbes ſich auch dargeſtellt haben möge. Das Verſchwinden dieſes Mannes, den die erhitzte Einbildungskraft eines Neulings im Laſter ſich ſchuf, war eine

nothwendige Folge ſeines übertäubten Gewiſſens, deſſen letzte ſterbende Empfindung ſich in einen nicht ganz willkürlichen Spott verwandelte. Verwunderlich ſcheint es mir, daß die Furcht des Räubers dem anſcheinenden Geſpenſt nicht auch wirkliche Worte lieh; und noch wunderbarer müßte es zugehen, wenn ſich Geſchichten ähnlicher Art nicht noch in manchen Inquiſitionsacten vorfinden ſollten. Sie könnten vielleicht manchen trefflichen Aufſchluß mehr von der Stärke einer erhitzten Einbildung uns geben; und ich will eben daher gleich noch eine Geſchichte von ähnlicher Art darauf folgen laſſen, die ich zwar nicht aus den Acten ſelbſt, doch aus dem Munde ſo glaubwürdiger, vom ganzen Vorfall ſo genau unterrichteter Perſonen habe, daß ich mich ohne Bedenken für die Wahrheit derſelben verbürgen kann.

Auch einer verſtorbenen Frauen Winke ſoll man nicht verachten.

Die Kerniſche Handlung, eine der vorzüglichſten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Beſitzer, ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren einen ſogenannten Hausmeiſter *) in ihrem Dienſte, der das Zutrauen ſeiner Herrſchaft vollkommen beſaß, und desſelben doch äußerſt unwerth war. Denn ſchon ſeit geraumer Friſt hatte dieſer Nichtswürdige ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, öffnete damit des Nachts leiſe die Gewölber; verſorgte ſich nicht nur reichlich mit Zucker, Kaffeh und andern ähnlichen Waaren, ſondern that auch in die Caſſe ſelbſt manchen dreiſten und derben Griff. Da er immer ziemlich genau wiſſen konnte, wann dieſe am beſten beſetzt, und ein

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Deutſchlands einen Mann, der in großen Häuſern ſeine Wohnung im Erdſtock hat, das Haus auf und zuſchließt, für kleine häusliche Reparaturen ſorgt, und dafür, außer freyer Wohnung, Holz und Licht, oft noch andere kleine Vortheile zu genießen hat.

Abgang am wenigſten zu ſpüren ſey; da er überdieß ſeine Maßregeln ſo vorſichtig als möglich nahm, ſo blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte ſich endlich ſelbſt einen beträchtlichen Weingarten an, wobey er aber immer noch ſeinen vorigen Dienſt behielt.

Auch bey dieſem Kaufe argwohnten ſeine Principale nichts, und wieſen ſelbſt einige freundſchaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konnte ihnen verſchiedene ehrliche Wege, worauf er ſich etwas erworben, angeben; und es war ihnen ſogar lieb, einen bemittelten Mann in dieſem Poſten zu haben, weil ſie glaubten, einem Solchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam ſeine Frau, die um Alles wußte, auf's Sterbebett und ihr Gewiſſen erwachte. Zwar wollte ſie auch jetzt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that ſie ihm die ernſtlichſte Vorſtellung: „Es ſey endlich Zeit," ſagte ſie, „in ſich zu gehen „und vom bisherigen Laſterwege abzuweichen. Er ſey „nun vor allem Mangel auf ſeine ältern Tage gedeckt; „beſitze eine eigene Wohnung und bares Geld genug. „Eigentlich ſollte er Beydes, als ein geraubtes Gut, „wieder erſtatten; doch wenn er auch dazu ſich nicht „entſchlöße, ſo beſchwöre ſie ihn wenigſtens mit Thränen, ſich mit dem zu begnügen, was er ſchon habe; „und ſie könne nicht ruhig ſterben, bevor er Dieß nicht „ihr zugeſichert hätte!"

Dieſe Rede wirkte; denn er hatte ſeine Frau lieb gehabt, und durch ihre jetzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er verſprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu ſtehlen. Sie ließ ſich die Hand

darauf geben; wiederhohlte einige Mahl: daß, wenn er dieſes Verſprechen bräche, Gottes Langmuth müde ſeyn und ihn zu Schanden laſſen werde; und verſchied wenige Stunden nachher. Einige Monathe durch hielt unſer Witwer ſein Wort auf's pünctlichſte. Doch nunmehr war ſein Vorrath von Zucker und Kaffeh aufgezehrt, und er ſollte ſein eigenes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft ſelbſt verſchachert hatte. Dieß ging ihm ſchwer in den Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu ſeyn; ſelbſt wenn er einigen Gewinnſt verlöre. Doch dabey ſogar, wie er es nannte, zuzubüßen, Dieß, glaubte er, ſey allzu viel gefordert. Zudem tröſtete er ſich mit einem Grunde, der nur allzu oft dem gemeinen Mann den Schritt über ſein Gewiſſen hinweg erleichtert. — „Gott ſey „Dank," dachte er, „deine Principale haben es ja! „Es iſt ja nicht einmahl ihr bares Geld; es ſind ihre „Waaren, die ihnen nicht ſo hoch als andern Menſchen „zu ſtehen kommen." Kurz! nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich, ſeinen alten Gang abermahls zu thun und ſich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zucker und Kaffeh zu hohlen.

Die Gewölbthür ging in einen geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theile des Hauſes. In einer ſtillen Mitternachtsſtunde machte er ſich auf den Weg. Aber, ſo wie er in den Hof eintrat, ſo wie er jene Thür ins Geſicht bekam, ſah er vor ihr ſeine verſtorbene Frau in Lebensgröße ſtehen. Sie war in einem weißen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme ſchienen die Thür gleichſam noch feſter zuzuklemmen. Daß der Räuber bey dieſem unerwarteten Anblick erſchrack, läßt ſich leicht denken. Er

floh haſtig in ſein Zimmer zurück und zu Beite. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in ſein Auge, und wohl zwanzig Mahl erneuerte er dem Schatten ſeiner Frau in Gedanken eben den Schwur, den er ihr ſelbſt am Todbette gethan hatte.

Doch ſo, wie wieder einige Tage verfloſſen waren, ſtiegen auch andere Gedanken und mancherley Zweifel in ihm auf. — „Wie dann, wenn es nur „ein Mondſchein, ein Licht im erſten Stocke oder wohl „gar deine Einbildung geweſen wäre? Biſt ein ſo alter „Kerl — ſo lange in dieſem Hauſe — ſo oft auf dem „nähmlichen Wege, und ſpürteſt nie etwas Unheimli„ches! Nur jetzt — Poſſen, ich verſuch es noch ein „Mahl! muß entweder hinein oder mir wenigſtens das „Ding, das mich ſcheucht, genauer beſehen.“ Er ging; nach Mitternacht; kein Mondſchein war am Himmel, im ganzen Hauſe kein wachender Menſch, und kein Licht zu ſpüren. Er ſammelte ſeine ganze Herzhaftigkeit. Sie hielt aus, bis er in den Hof eintrat; aber ſieh da! der Geiſt ſeiner Frau ſtand wieder am vorigen Poſten. Es war ihre Geſtalt, ihr Geſicht, ihre Größe; Alles vom Größten bis zum Kleinſten! Er betrachtete ſie einige Augenblicke unverwandt; ſie blieb ſtehen. Ihre Arme waren wieder ausgebreitet. Mit einem Finger ſchien ſie ihm zu drohen. Es überlief ihn ein eiskalter Schauer; er eilte wieder zurück und brachte auch dieſe Nacht, wie jene erſtere, mit Furcht, Gebeth und guten Vorſätzen von Lebensbeſſerung zu.

Aber Geiz und Habſucht, wo ſie einmahl recht Raum gewonnen haben, überwältigen auch den beſten Vorſatz und ſelbſt das erwachte Gewiſſen. Bey jedem Pfennig, den unſer Hausmeiſter wieder für jene

ſchon erwähnten Bedürfniſſe ausgab, dachte er alle Mahl: „Haſt Das ſo nahe; könnteſt Das ſo umſonſt haben!“ Immer überzeugte er ſich ſtärker, daß jener Geiſt, Trotz ſeines zweymahligen Schildwachſtehens, nur ein Spiel der Einbildungskraft, ein ſelbſtgeſchaffenes Schreckbild ſey. — „Wenn deine Frau dir erſcheinen wollte und könnte, warum nur immer im „Hofe und vor jener Thür? Warum nicht hier auf „deinem Zimmer? Warum nicht da, wo ſie ſonſt lebend zu ſitzen pflegte, oder vollends da, wo ſie ſtarb?“ Er ſah ſich Anfangs immer furchtſam um, ſo oft er dieſen Gedanken hegte; aber er gewöhnte ſich bald daran, und nahm ſich nun, mit Gründen, wie er glaubte, gewaffnet, feſt vor: noch ein Mahl nicht nur hinzugehen, ſondern auch ſeinen Vorſatz durchzuſetzen, und wenn ſeine Frau doppelt daſtände.

Er ging. Jener zweymahlige Anblick erneuerte ſich richtig wieder. Aber der Verſtockte blieb auf ſeinem Entſchluß. Mit halb abgewandtem Geſicht kam er bis dicht an die Thür; ſchob jenen lichten Schein, ſo däuchte es ihm, gleichſam davon hinweg, und ſchloß dann ungehindert auf. Alles dieß, ſo ſchauderhaft es vielleicht für manche, ohnedieß furchtſame Leſer klingen mag, läßt ſich doch durch ein klein wenig Seelenkunde leicht erklären, ohne daß deßhalb ein wirkliches Geſpenſt ins Spiel zu miſchen wäre. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß dieſer ſo oft und ſo fruchtlos von ſeiner ſterbenden Frau und von ſeinem eigenen Gewiſſen gewarnte Böſewicht jetzt allerdings in ſein Verderben rannte, und daß er, der vorher ſo oft glücklich entwiſcht war, gerade jetzt in einen Fallſtrick kommen

mußte, dem er nicht mehr entgehen und wovon ihm keine Sylbe ahnden konnte.

Jene früheren Caſſeneingriffe waren zwar nicht immer, und nicht ganz beſtimmt gemerkt, aber doch ein Paar Mahl vermuthet worden. Man hatte hin und her, doch niemahls auf die ſchuldige Perſon gerathen; auch wurden ſchon ein Paar Ladendiener, wenn gleich nicht geradezu deßwegen, doch wenigſtens mit einigem Argwohn verabſchiedet. Jetzt war ſeit wenig Wochen ein Neuer angenommen, der Redlichkeit, Liebe zur Ordnung und Unverdroſſenheit beſaß. Er hatte von jenen Diebſtählen murmeln gehört, hegte Ehrliebe genug, zu wünſchen, daß dergleichen unter ihm nicht vorfallen möchten, und glaubte vor allen Dingen beobachten zu müſſen: ob er auch lauter ehrliche Hausgenoſſen habe. Er nahm ſich daher vor, einige Monathe hindurch alle Nächte in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe ſtoßenden und mit einer Glasthür verſehenen Stübchen zu ſchlafen. Alle Abende trug er ſich ſelbſt, ganz heimlich, ein Paar Betten auf eine Bank dorthin. Niemanden, als ſeinen Principalen, ſagte er ein Wort davon; ſchon mehrere Wochen hatte er dieſe Übung fortgeſetzt und nicht das geringſte Verdächtige bemerkt. Da gewöhnlich immer nur neue Diener recht eifrige Diener zu ſeyn pflegen; da auch der beſte Vorſatz, wenn man keinen Nutzen ſpürt, bald erkaltet; ſo war es ſehr möglich, daß dieſes unbequeme Nachtlager ſich ſchon ſeiner Endſchaft nahte, und daß jener nichtswürdige Räuber nur noch ein Paar Wochen hätte warten dürfen, um dann wieder ſicher plündern zu können. Doch daß er gerade jetzt ein Herz

ſich faßte, auch Dieß war vielleicht eine Fügung des Schickſals, welches ihn reif zu ſeinem Verderben fand.

Kaum hatte er jetzt die Thür des Gewölbes aufgeſchloſſen, als unſer Kundſchafter auch dieſes nahe, wiewohl leiſe Geräuſch vernahm, an jenes Fenſterchen ſich ſchlich, und beym Schimmer einer kleinen Diebslaterne den Räuber gar bald erkannte. Er ſah, wie er den Zucker- und Kaffehvorräthen zuſprach, und ließ ihn ungeſtört ſich belaſten, ſo viel er wollte. Jetzt hatte dieſer nun alles Das, weßwegen er eigentlich gekommen war. Er hatte ſich feſt vorgenommen, die Caſſe dieß Mahl nicht heimzuſuchen; da er ihr aber ſo nahe war; da er Alles um ſich herum ſo ſicher glaubte; da er entſchloſſen war, ſo bald nicht wieder zu kommen; ſo dachte er: Ein Griff mehr dort hinein kann doch auch nichts ſchaden! Die Schlüſſel hatte er bey ſich; die Caſſe war in einem Augenblick eröffnet. Doch jetzt ſprang auch der Ladendiener ſchnell herbey, packte den Dieb feſt, und ſchrie, ſo laut er konnte: Hülfe, Hülfe! um noch mehrere Menſchen im Hauſe zu wecken. Vergebens wollte jener Elende ſich losreiſſen; der Diener war jünger und ſtärker. Vergebens bath er um Gotteswillen, nur dieß Mahl ihn gehen zu laſſen; nahm vergebens zu den ſchönſten Verſprechungen ſeine Zuflucht. Jener hatte weder Erbarmen noch Luſt, ſich beſtechen zu laſſen; ſchrie immer nur noch ſtärker, und weckte endlich die Hausgenoſſen, die ſcharenweiſe zuſammen kamen. Ein allgemeines Erſtaunen entſtand, als man ſah, was vorgegangen ſey, und wer es verübt habe. Man hohlte ſogleich die Wache und übergab ihr für dieſe Nacht den Verbrecher. Des andern Morgens übernahmen ihn die Gerichte. Da alles Läugnen

nothwendige Folge ſeines übertäubten Gewiſſens, deſſen letzte ſterbende Empfindung ſich in einen nicht ganz willkürlichen Spott verwandelte. Verwunderlich ſcheint es mir, daß die Furcht des Räubers dem anſcheinenden Geſpenſt nicht auch wirkliche Worte lieh; und noch wunderbarer müßte es zugehen, wenn ſich Geſchichten ähnlicher Art nicht noch in manchen Inquiſitionsacten vorfinden ſollten. Sie könnten vielleicht manchen trefflichen Aufſchluß mehr von der Stärke einer erhitzten Einbildung uns geben; und ich will eben daher gleich noch eine Geſchichte von ähnlicher Art darauf folgen laſſen, die ich zwar nicht aus den Acten ſelbſt, doch aus dem Munde ſo glaubwürdiger, vom ganzen Vorfall ſo genau unterrichteter Perſonen habe, daß ich mich ohne Bedenken für die Wahrheit derſelben verbürgen kann.

Auch einer verſtorbenen Frauen Winke ſoll man nicht verachten.

Die Kerniſche Handlung, eine der vorzüglichſten in Prag und in ganz Böhmen, hatte, unter ihrem vorigen Beſitzer, ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren einen ſogenannten Hausmeiſter *) in ihrem Dienſte, der das Zutrauen ſeiner Herrſchaft vollkommen beſaß, und desſelben doch äußerſt unwerth war. Denn ſchon ſeit geraumer Friſt hatte dieſer Nichtswürdige ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, öffnete damit des Nachts leiſe die Gewölber; verſorgte ſich nicht nur reichlich mit Zucker, Kaffeh und andern ähnlichen Waaren, ſondern that auch in die Caſſe ſelbſt manchen dreiſten und derben Griff. Da er immer ziemlich genau wiſſen konnte, wann dieſe am beſten beſetzt, und ein

*) So nennt man in Böhmen und auch in einigen andern Provinzen Deutſchlands einen Mann, der in großen Häuſern ſeine Wohnung im Erdſtock hat, das Haus auf und zuſchließt, für kleine häusliche Reparaturen ſorgt, und dafür, außer freyer Wohnung, Holz und Licht, oft noch andere kleine Vortheile zu genießen hat.

Abgang am wenigſten zu ſpüren ſey; da er überdieß ſeine Maßregeln ſo vorſichtig als möglich nahm, ſo blieb er immer unentdeckt; ward dadurch nach und nach ein wohlhabender Mann; und kaufte ſich endlich ſelbſt einen beträchtlichen Weingarten an, wobey er aber immer noch ſeinen vorigen Dienſt behielt.

Auch bey dieſem Kaufe argwohnten ſeine Principale nichts, und wieſen ſelbſt einige freundſchaftliche Warnungen lachend von der Hand. Er konnte ihnen verſchiedene ehrliche Wege, worauf er ſich etwas erworben, angeben; und es war ihnen ſogar lieb, einen bemittelten Mann in dieſem Poſten zu haben, weil ſie glaubten, einem Solchen mehr als einem ganz Dürftigen trauen zu können. Doch endlich kam ſeine Frau, die um Alles wußte, auf's Sterbebett und ihr Gewiſſen erwachte. Zwar wollte ſie auch jetzt noch ihren Mann keineswegs angeben oder verrathen. Aber unter vier Augen that ſie ihm die ernſtlichſte Vorſtellung: „Es ſey endlich Zeit," ſagte ſie, „in ſich zu gehen „und vom bisherigen Laſterwege abzuweichen. Er ſey „nun vor allem Mangel auf ſeine ältern Tage gedeckt; „beſitze eine eigene Wohnung und bares Geld genug. „Eigentlich ſollte er Beydes, als ein geraubtes Gut, „wieder erſtatten; doch wenn er auch dazu ſich nicht „entſchlöße, ſo beſchwöre ſie ihn wenigſtens mit Thränen, ſich mit dem zu begnügen, was er ſchon habe; „und ſie könne nicht ruhig ſterben, bevor er Dieß nicht „ihr zugeſichert hätte!"

Dieſe Rede wirkte; denn er hatte ſeine Frau lieb gehabt, und durch ihre jetzige Lage wurden ihre Worte ihm noch wichtiger. Er verſprach ihr daher mit Thränen, nie wieder zu ſtehlen. Sie ließ ſich die Hand

darauf geben; wiederhohlte einige Mahl: daß, wenn er dieſes Verſprechen bräche, Gottes Langmuth müde ſeyn und ihn zu Schanden laſſen werde; und verſchied wenige Stunden nachher. Einige Monathe durch hielt unſer Witwer ſein Wort auf's pünctlichſte. Doch nunmehr war ſein Vorrath von Zucker und Kaffeh aufgezehrt, und er ſollte ſein eigenes Geld für Waaren ausgeben, die er bisher überflüßig gehabt, oft ſelbſt verſchachert hatte. Dieß ging ihm ſchwer in den Kopf. Er war es zufrieden, ehrlich zu ſeyn; ſelbſt wenn er einigen Gewinnſt verlöre. Doch dabey ſogar, wie er es nannte, zuzubüßen, Dieß, glaubte er, ſey allzu viel gefordert. Zudem tröſtete er ſich mit einem Grunde, der nur allzu oft dem gemeinen Mann den Schritt über ſein Gewiſſen hinweg erleichtert. — „Gott ſey „Dank," dachte er, „deine Principale haben es ja! „Es iſt ja nicht einmahl ihr bares Geld; es ſind ihre „Waaren, die ihnen nicht ſo hoch als andern Menſchen „zu ſtehen kommen." Kurz! nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich, ſeinen alten Gang abermahls zu thun und ſich nun Vorrath, doch nur Vorrath von Zucker und Kaffeh zu hohlen.

Die Gewölbthür ging in einen geräumigen Hof. Das Zimmer, wo er wohnte, lag in einem andern Theile des Hauſes. In einer ſtillen Mitternachtsſtunde machte er ſich auf den Weg. Aber, ſo wie er in den Hof eintrat, ſo wie er jene Thür ins Geſicht bekam, ſah er vor ihr ſeine verſtorbene Frau in Lebensgröße ſtehen. Sie war in einem weißen Gewande; ihre ausgebreiteten Arme ſchienen die Thür gleichſam noch feſter zuzuklemmen. Daß der Räuber bey dieſem unerwarteten Anblick erſchrack, läßt ſich leicht denken. Er

floh haſtig in ſein Zimmer zurück und zu Bette. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in ſein Auge, und wohl zwanzig Mahl erneuerte er dem Schatten ſeiner Frau in Gedanken eben den Schwur, den er ihr ſelbſt am Todbette gethan hatte.

Doch ſo, wie wieder einige Tage verfloſſen waren, ſtiegen auch andere Gedanken und mancherley Zweifel in ihm auf. — „Wie dann, wenn es nur „ein Mondſchein, ein Licht im erſten Stocke oder wohl „gar deine Einbildung geweſen wäre? Biſt ein ſo alter „Kerl — ſo lange in dieſem Hauſe — ſo oft auf dem „nähmlichen Wege, und ſpürteſt nie etwas Unheimli„ches! Nur jetzt — Poſſen, ich verſuch es noch ein „Mahl! muß entweder hinein oder mir wenigſtens das „Ding, das mich ſcheucht, genauer beſehen.“ Er ging; nach Mitternacht; kein Mondſchein war am Himmel, im ganzen Hauſe kein wachender Menſch, und kein Licht zu ſpüren. Er ſammelte ſeine ganze Herzhaftigkeit. Sie hielt aus, bis er in den Hof eintrat; aber ſieh da! der Geiſt ſeiner Frau ſtand wieder am vorigen Poſten. Es war ihre Geſtalt, ihr Geſicht, ihre Größe; Alles vom Größten bis zum Kleinſten! Er betrachtete ſie einige Augenblicke unverwandt; ſie blieb ſtehen. Ihre Arme waren wieder ausgebreitet. Mit einem Finger ſchien ſie ihm zu drohen. Es überlief ihn ein eiskalter Schauer; er eilte wieder zurück und brachte auch dieſe Nacht, wie jene erſtere, mit Furcht, Gebeth und guten Vorſätzen von Lebensbeſſerung zu.

Aber Geiz und Habſucht, wo ſie einmahl recht Raum gewonnen haben, überwältigen auch den beſten Vorſatz und ſelbſt das erwachte Gewiſſen. Bey jedem Pfennig, den unſer Hausmeiſter wieder für jene

ſchon erwähnten Bedürfniſſe ausgab, dachte er alle Mahl: „Haſt Das ſo nahe; könnteſt Das ſo umſonſt haben!" Immer überzeugte er ſich ſtärker, daß jener Geiſt, Trotz ſeines zweymahligen Schildwachſtehens, nur ein Spiel der Einbildungskraft, ein ſelbſtgeſchaffenes Schreckbild ſey. — „Wenn deine Frau dir erſcheinen wollte und könnte, warum nur immer im „Hofe und vor jener Thür? Warum nicht hier auf „deinem Zimmer? Warum nicht da, wo ſie ſonſt le„bend zu ſitzen pflegte, oder vollends da, wo ſie ſtarb?" Er ſah ſich Anfangs immer furchtſam um, ſo oft er dieſen Gedanken hegte; aber er gewöhnte ſich bald daran, und nahm ſich nun, mit Gründen, wie er glaubte, gewaffnet, feſt vor: noch ein Mahl nicht nur hinzugehen, ſondern auch ſeinen Vorſatz durchzuſetzen, und wenn ſeine Frau doppelt daſtände.

Er ging. Jener zweymahlige Anblick erneuerte ſich richtig wieder. Aber der Verſtockte blieb auf ſeinem Entſchluß. Mit halb abgewandtem Geſicht kam er bis dicht an die Thür; ſchob jenen lichten Schein, ſo däuchte es ihm, gleichſam davon hinweg, und ſchloß dann ungehindert auf. Alles dieß, ſo ſchauderhaft es vielleicht für manche, ohnedieß furchtſame Leſer klingen mag, läßt ſich doch durch ein klein wenig Seelenkunde leicht erklären, ohne daß deßhalb ein wirkliches Geſpenſt ins Spiel zu miſchen wäre. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß dieſer ſo oft und ſo fruchtlos von ſeiner ſterbenden Frau und von ſeinem eigenen Gewiſſen gewarnte Böſewicht jetzt allerdings in ſein Verderben rannte, und daß er, der vorher ſo oft glücklich entwiſcht war, gerade jetzt in einen Fallſtrick kommen

mußte, dem er nicht mehr entgehen und wovon ihm keine Sylbe ahnden konnte.

Jene früheren Caſſeneingriffe waren zwar nicht immer, und nicht ganz beſtimmt gemerkt, aber doch ein Paar Mahl vermuthet worden. Man hatte hin und her, doch niemahls auf die ſchuldige Perſon gerathen; auch wurden ſchon ein Paar Ladendiener, wenn gleich nicht geradezu deßwegen, doch wenigſtens mit einigem Argwohn verabſchiedet. Jetzt war ſeit wenig Wochen ein Neuer angenommen, der Redlichkeit, Liebe zur Ordnung und Unverdroſſenheit beſaß. Er hatte von jenen Diebſtählen murmeln gehört, hegte Ehrliebe genug, zu wünſchen, daß dergleichen unter ihm nicht vorfallen möchten, und glaubte vor allen Dingen beobachten zu müſſen: ob er auch lauter ehrliche Hausgenoſſen habe. Er nahm ſich daher vor, einige Monathe hindurch alle Nächte in einem kleinen, dicht an das Hauptgewölbe ſtoßenden und mit einer Glasthür verſehenen Stübchen zu ſchlafen. Alle Abende trug er ſich ſelbſt, ganz heimlich, ein Paar Betten auf eine Bank dorthin. Niemanden, als ſeinen Principalen, ſagte er ein Wort davon; ſchon mehrere Wochen hatte er dieſe Übung fortgeſetzt und nicht das geringſte Verdächtige bemerkt. Da gewöhnlich immer nur neue Diener recht eifrige Diener zu ſeyn pflegen; da auch der beſte Vorſatz, wenn man keinen Nutzen ſpürt, bald erkaltet; ſo war es ſehr möglich, daß dieſes unbequeme Nachtlager ſich ſchon ſeiner Endſchaft nahte, und daß jener nichtswürdige Räuber nur noch ein Paar Wochen hätte warten dürfen, um dann wieder ſicher plündern zu können. Doch daß er gerade jetzt ein Herz

ſich faßte, auch Dieß war vielleicht eine Fügung des Schickſals, welches ihn reif zu ſeinem Verderben fand.

Kaum hatte er jetzt die Thür des Gewölbes aufgeſchloſſen, als unſer Kundſchafter auch dieſes nahe, wiewohl leiſe Geräuſch vernahm, an jenes Fenſterchen ſich ſchlich, und beym Schimmer einer kleinen Diebslaterne den Räuber gar bald erkannte. Er ſah, wie er den Zucker- und Kaffehvorräthen zuſprach, und ließ ihn ungeſtört ſich belaſten, ſo viel er wollte. Jetzt hatte dieſer nun alles Das, weßwegen er eigentlich gekommen war. Er hatte ſich feſt vorgenommen, die Caſſe dieß Mahl nicht heimzuſuchen; da er ihr aber ſo nahe war; da er Alles um ſich herum ſo ſicher glaubte; da er entſchloſſen war, ſo bald nicht wieder zu kommen; ſo dachte er: Ein Griff mehr dort hinein kann doch auch nichts ſchaden! Die Schlüſſel hatte er bey ſich; die Caſſe war in einem Augenblick eröffnet. Doch jetzt ſprang auch der Ladendiener ſchnell herbey, packte den Dieb feſt, und ſchrie, ſo laut er konnte: Hülfe, Hülfe! um noch mehrere Menſchen im Hauſe zu wecken. Vergebens wollte jener Elende ſich losreiſſen; der Diener war jünger und ſtärker. Vergebens bath er um Gotteswillen, nur dieß Mahl ihn gehen zu laſſen; nahm vergebens zu den ſchönſten Verſprechungen ſeine Zuflucht. Jener hatte weder Erbarmen noch Luſt, ſich beſtechen zu laſſen; ſchrie immer nur noch ſtärker, und weckte endlich die Hausgenoſſen, die ſcharenweiſe zuſammen kamen. Ein allgemeines Erſtaunen entſtand, als man ſah, was vorgegangen ſey, und wer es verübt habe. Man hohlte ſogleich die Wache und übergab ihr für dieſe Nacht den Verbrecher. Des andern Morgens übernahmen ihn die Gerichte. Da alles Läugnen

umsonst gewesen wäre, gestand er die vielen Diebstähle, die er nach und nach begangen hatte. Sie betrugen in Waaren und Gelde an zwölf tausend Gulden. Er hatte durch diese Summe das Leben, nach den damahls geltenden Gesetzen, mehr als zehnfach verwirkt; doch ward sein Urtheil auf lebenslängliches Zuchthaus gemildert. Sein ganzes Vermögen, wenn man abrechnet, was die Gerechtigkeit als Gerechtigkeit für sich behielt, ward eingezogen und seinem beraubten Principalen überliefert. Aus seinem eigenen Munde erfuhr man, vor Gerichten, die vorstehende Geschichte.

Die Stutzperücke.

Daß in England oft Männer vom feinsten Stand und von der besten Geburt, wenn Spiel, Ausschweifung oder Unfälle sie in Verlegenheit setzen, die Landstraße zu bereiten und dem ersten besten Reisenden ihre (oft ledige) Pistole vorzuhalten pflegen, das ist eine längst bekannte Sache. Einst hielt Einer von diesen Highwaymanns einen reichen Wollhändler an; zwang ihn, der auf einen solchen Vorfall ganz unvorbereitet war, nicht bloß mit einem Paar Guineen, sondern mit einer ziemlich ansehnlichen Banknote sich zu lösen; bedankte sich höflich, und sprengte davon.

Der Räuber, dem in mancher Rücksicht daran gelegen seyn mochte, unerkannt zu bleiben, hatte unter andern Hülfsmitteln auch einer schwarzen Perücke sich bedient, die fast sein ganzes Gesicht verdeckte. Jetzt war er kaum einige hundert Schritte von dem Orte seines Fanges entfernt, als er diese Haarhaube wegwarf, und weiter eilte, ohne für deren ferneres Schicksal besorgt zu seyn. — Die Straße, wo Dieß geschah, gehörte nicht zu den sehr besuchten Straßen Englands;

die Perücke war überdieß noch auf einen Nebenweg hingeſchleudert worden; ſie lag daher ein ziemliches Weilchen, ehe ſich ein Liebhaber dazu fand; aber endlich kam der einzige Sohn eines reichen Esquire, deſſen väterliches Gut in der Nähe war, geritten; ſah ſie, hob ſie aus Neugier mit ſeiner Reitgerte empor, und kam durch ein unglückliches Ungefähr auf den Einfall, ſich einen Spaß damit machen zu wollen.

„Wenn ich dieß Geniſte, (dachte er bey ſich ſelbſt) aufſetzte, ſo würde mich vielleicht unſer eigenes Hausgeſinde, wohl gar meine leibliche Schweſter nicht kennen. Ich habe ja nicht weit bis heim! Was thut's? ich will es verſuchen." — Er ſetzte ſie auf, und ritt ganz gelaſſen weiter.

Ehe er auf ſeines Vaters Grund und Boden kam, mußte er noch die Landſtraße durchſchneiden, und ſowohl bey einem Schlagbaum, als einem Zollhäuschen vorbey, wo Wegegeld entrichtet wurde. Er that Dieß, unbekümmert wegen der Leute, die er dabey ſtehen ſah; aber deſto mehr bekümmerten ſich dieſe um ihn. Denn ſiehe da! durch einen neuen unglücklichen Zufall hielt hier, in eben dieſem Augenblick, jener vor Kurzem erſt beraubte Wollhändler an; und erzählte einigen von ungefähr angetroffenen Bekannten ſein trauriges Abenteuer. Jetzt, als er im beſten Erzählen unſern jungen Esquire daher traben ſah, und auf ſeinem Kopf jene Perücke erblickte, die er nur allzu gut ſich gemerkt hatte, unterbrach er ſogleich ſeine Erzählung und rief haſtig: „Ey ſeht da! Unſer Highwaymann! Greift ihn! greift ihn!" — Seine Gefährten, getäuſcht wie er, legten ſogleich Hand an. Ehe der arme beſtürz-

te Jüngling ein Wort nur reden konnte, war er auch schon vom Pferde herunter gezogen. Es half nichts, daß er sich zu erkennen gab; nichts, daß der Zolleinnehmer selbst nun für ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verpfänden sich erboth; nichts, daß von allen geraubten Stücken auch nicht ein Einziges bey ihm zu finden war. Der Wollhändler blieb dabey, er erkenne seinen Räuber in ihm. Das Begehren der Verhaftung mußte ihm gewillfahrt werden, und der peinliche Prozeß nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachwalter des jungen Esquire that alles Mögliche, um die Schuldlosigkeit seines Clienten ins helle Licht zu setzen. Man gab ihm durchgängig das vortheilhafteste Zeugniß; aber wegen der verdächtigen Viertelstunde konnte er doch durch keinen Zeugen sich rechtfertigen; der Wollhändler, auch ein sonst unbescholtener Mann, beharrte auf seiner Aussage; legte den Eid darauf ab, und die zwölf Geschwornen sprachen das fürchterliche guilty aus.

In England, wie bekannt, werden alle Gerichtshändel bey offenen Thüren geführt. Bey dem gegenwärtigen Verhör war der wahre Thäter vom Anfange bis zu Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weislich geschwiegen, bis der Ausspruch der Geschwornen gefällt war. Jetzt trat er hervor, wandte sich zum Richter und sagte: „Der Criminal-Prozeß sey zwar ganz ohne Parteylichkeit, ganz ohne Verletzung irgend eines Gesetzes geführt worden; doch scheine es ihm, als hätten Kläger und Geschworne zu viel auf den Punct mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sey, getraute er Dieses sogleich durch ein augenscheinliches Beyspiel

zu beweisen." — Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als seinen Angeklagten retten zu können, gab diesem neu aufgetretenen Sachwalter gern Erlaubniß, seinen Beweis zu führen, und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels da gelegen hatte.

Er stürzte sie auf, indem er dem Wollhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte er sich schnell um zu ihm, und mit eben dem Blick, dem Ton, der Geberde, der Drohung in Hand und Worten rief er: Deine Börse her, Elender!

Kaum sah Dieser so plötzlich jenes Original vor sich stehen, das ganz ein Da Capo mit ihm spielte, als er auch augenblicklich seinen bisherigen Irrthum und seinen wahren Feind erkannte. — „Gott verdamm mich (schrie er auf) ich habe mich betrogen; Dieser hier ist mein Spitzbube!"

Aber eben so rasch war jener mit dem schwarzen Stutz wieder herunter, und wandte sich lächelnd zum Richter. — „Ewr. Herrlichkeit sehen nun, wie drehend dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er in ihr mich ganz Unschuldigen, mich, der ich so lange völlig unbemerkt und dicht vor seinen Augen stand, so bin ich sogleich seinen Gedanken nach der Räuber. Bey Gott, ich glaube, er hätte Ewr. Herrlichkeit ein gleiches Compliment gemacht, wenn Sie eher eben den Einfall gehabt hätten! Wenigstens aber hat er jetzt seinen Eid widerrufen und den Beklagten frey gesprochen."

Nach englischen Gesetzen galt wirklich über diesen letzten Punct keine Frage mehr; und eben so wenig

konnte er, nach einem ſchon geleiſteten falſchen Eide, noch einen neuen ſchwören, oder irgend eine Klage gegen ſeinen muthmaßlich wahren Räuber anheben; zumahl, da gegen Dieſen nicht der geringſte übrige Verdacht obwaltete. Der Esquire kam los; der Sachwalter verſchwand wieder.

Edle Dreiſtigkeit einer gemeinen Bäuerinn, die Schande ihres hingerichteten Mannes zu mindern.

In einem kurländiſchen Bauerhofe, und zwar in einem, der ziemlich einſam lag, ſuchte ein pohlniſcher Jude, den auf ſeiner Fußreiſe die Nacht überfiel, um Beherbergung an, und erhielt ſie auch. Bekannter Maßen führen dieſe Handelsleute, unter der dürftigſten Kleidung, oft reichlich verſehene Geldkatzen bey ſich; thun, als ob ſie um Brot betteln müßten, und könnten ein Rittergut kaufen. Gegenwärtiger Wanderer gehörte zu dieſen dürftig ſcheinenden Reichen, und ich weiß nicht, durch welches Ungefähr ſein Wirth Kundſchaft davon erhielt. Die Vermögensumſtände dieſes Bauern waren eben nicht die beſten; ſeine Geſinnungen, Trotz ſeiner ehrlichen Miene, eben nicht die rechtſchaffenſten. Er hatte kaum von ſeines Gaſtes Börſe einige Muthmaßungen gefaßt, als der Gedanke in ihm aufſtieg: Der Tod eines Menſchen könne hier eine ganze Familie glücklich machen, und ſey daher wohl zu entſchuldigen. Er theilte ſeinen beyden Söhnen dieſen Einfall mit, und fand ſie dazu bereitwilliger, als ſie ſollten. Das ſchändliche Vorurtheil: daß das Leben eines Juden weit weniger als

ein christliches werth und eigentlich nur als ein halb menschliches zu betrachten wäre, trug viel zu ihrer Willfährigkeit bey; und jener Unglückliche ward im tiefsten Schlaf überfallen, beraubt und ermordet.

Sie hatten ihre Maßregeln so gut zu nehmen, den Leichnam so heimlich zu verscharren gewußt, daß niemand in der ganzen Gegend etwas davon argwohnte. Die Vermögensumstände dieses Bauern besserten sich durch diese schändliche Erbschaft gewaltig; er bezahlte seine Schulden; und in Jahresfrist heirathete sein ältester Sohn die Tochter eines reichen Nachbars; eine junge, hübsche, brave Dirne, um die er vorher lange schon gefreyt hatte, und die ihn gegenseitig auch von Herzensgrunde liebte.

Doch kaum war diese Hochzeit vorbey, als Verdacht wegen jener Mordthat ausbrach. Die Gerichte bemächtigten sich des Vaters und seiner Söhne; man fand die Überbleibsel des begrabenen Körpers; man entdeckte der Spuren bald noch mehrere. Die Schuldigen gestanden endlich selbst ihr Verbrechen; man sprach über sie das Urtheil: enthauptet und auf das Rad geflochten zu werden. Ein hartes, aber doch gerechtes Urtheil, welches auch bald darauf an ihnen vollzogen ward.

Wer vermag bey allen diesen schrecklichen Ereignissen das Gefühl der jungen erst verheiratheten Frau ohne Mitleid sich denken? Zu eben der Zeit, wo sie einen geliebten, lang geliebten Mann nun endlich zu besitzen glaubt; sich dieses Besitzes noch in seiner ganzen Neuheit freut; sieht sie eben denselben eines schwarzen Lasters angeschuldigt; sieht ihn aus ihren Armen wegreissen; geschleppt zum Kerker; eben

desjenigen Bubenstücks, weßhalb sie ihn, so gern gegen die ganze Welt vertheidigen mochte, überführt; hört über ihn das fürchterlichste Urtheil des Todes aussprechen, und findet zwar seine Richter mitleidig bey ihren Thränen, doch unerweichbar das Gesetz, wornach sie ihn richten. O entsetzlich war ihr Abschied, als sie zum Hochgericht ihn führten, noch entsetzlicher beynahe ein anderer Gedanke, der sie stracks darauf ergriff!

Diese Unglücklichen waren — wie wir schon gesagt haben — nach überstandener Todesstrafe aufs Rad geflochten, ihre Köpfe oben auf den Pfahl gesteckt worden. So verzerrt von dem letzten Streich und Schmerz, so geröstet von der Sonne, zerfressen von den Raben, verabscheut von allen Vorbeygehenden, sollte nunmehr das Haupt verwesen, auf dessen Mund sie sonst so oft den Kuß der Liebe gedrückt, das ihr so männlich schön geschienen hatte! Diese wahrscheinlich für Manche sehr schwärmerisch klingende Empfindung mußte doch ganz die wahre Empfindung dieser unglücklichen Bäuerinn gewesen seyn; denn wie ließe sich sonst die sonderbare That erklären, zu der sie sich erkühnte?

Im Dunkel der tiefen Nacht, allein, ohne Leuchte, ohne Gefährten, stiehlt sie sich leise aus ihrem Bette und aus dem väterlichen Hause; läuft weit, weit hinweg bis zur Gerichtsstätte. Keine rauhe Witterung hält die Halbnackende ab; keine Furcht vor dem schaudervollen Orte — Leuten von ihrer Erziehung doppelt gräßlich! — erschreckt sie; selbst das Unmöglichscheinende wird ihr möglich. Sie klettert an der bloßen Stange empor, kommt bis ans Rad, bis an dessen Spindel; und verhüllt mit einem weißen Tuche

das Haupt ihres ehemahligen Gatten; dann kehrt sie wieder zurück in ihre Wohnung.

Man kann sich die Verwunderung leicht denken, die des andern Morgens bey denjenigen entstand, die zuerst diese sonderbare Bekleidung inne wurden. Die Guthsherrschaft forschte weiter nach, und die wahre Beschaffenheit der Sache kam bald heraus. Man versagte der jungen Witwe die Bewunderung nicht, die ihre Kühnheit verdiente. Der Leichnam ihres Mannes ward vom Rade genommen und unter demselben begraben. Für sie selbst sorgte die Herrschaft nach möglichsten Kräften. Jene Verachtung, die sonst, ungerecht genug, die Hinterlassenen eines Gerichteten zu verfolgen pflegt, traf sie nie; sie ward vielmehr nach Verlauf eines Jahres die Gattinn eines ihrer Liebe würdigen Mannes.

Der blutige Jeßanack.

Daß es im Königreich Ungarn sehr viele Waldungen von großem Umfang gibt; Waldungen, in welchen man oft einige Meilen reisen kann, ohne auch nur ein Dorf, eine Hütte, höchstens hier und da ein einzeln stehendes Gasthaus ausgenommen! — zu erblicken; dieß ist eine allgemein bekannte, schon in tausend Büchern stehende, und von unzähligen Reisenden verbürgte Wahrheit.

So unangebaute Wälder sind auch natürlicher Weise sehr menschenleer. Dennoch werden sie auch zuweilen von ganzen zahlreichen Gesellschaften durchstrichen, die sehr füglich — wegbleiben könnten. Das heißt: Räuberbanden sammeln sich hier nicht selten; werden einzelnen Wanderern, auch wohl kleinen Caravanen, gefährlich, und begnügen sich zuweilen, wenn sie allzu hartnäckige Gegenwehr finden, nicht ein Mahl mit dem Raube allein; sondern morden auch die Unglücklichen, die in ihre Hände fallen. Gerechtigkeit und Regierung thun zwar, vorzüglich in der letztern Hälfte dieses Jahrhunderts, Alles, was sie nur

können, um diesem Unwesen zu steuern. Doch solche ganz auszurotten, war bisher unmöglich.

Nun lebte vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren in eben diesem Königreiche, im War** Comitate, ein gewisser Procurator, Jeßanack mit Nahmen, der sich seit seinem Eintritt in's gerichtliche Leben immer als den geschworensten Feind von solchen Störern öffentlicher Sicherheit auszeichnete. Er war Gerichtsdirector auf verschiedenen weitläuftigen Herrschaften; ließ mit dem lebhaftesten Eifer jedem Räuber, der sich allda nur von Weitem spüren ließ, nachforschen, und suchte mit noch größerer Strenge jedem ein Mahl Ertappten auch seinen gehörigen Lohn zu verschaffen. Nachsicht, Erlaß und Gnade waren Worte, die aus seinen Protocollen und Schriften gleichsam weggebannt zu seyn schienen; und indem er so fast immer bey jedem Überwiesenen die Todesstrafe durchsetzte, kein Vorwort anhörte, keine Ausflucht gelten ließ, reinigte er wirklich in der Frist von einigen Jahren die ihm anvertrauten Herrschaften von allem solchen Räubergesindel gänzlich; erhielt dafür den Dank der Verständigen, zugleich aber auch, nicht nur von den Straßenräubern selbst, sondern auch vom größern Theil des Publicums, und zumahl von der gemeinen Menge, den etwas zweydeutig klingenden Nahmen: blutiger Jeßanack.

Einst, als er sich selbst auf einer Reise befand, herrschaftliche Gelder eincassirt, und einige tausend Gulden im Wagen bey sich hatte, ward er, — indem er über fremdes, nicht so gesäubertes, Gebieth fuhr — an einer Stelle, wo er sich dessen am wenigsten versah, von einer ganzen Rotte bewaffneter Buschklepper

umringt. Er ſuchte ſich durch ſeine dargebothene Börſe von allen übrigen Ungemächlichkeiten loszukaufen; da aber dieſe ziemlich leicht wog, ſo hatte man wenig Luſt, dieſen ſtillſchweigenden Contract einzugehen. Man ſtand vielmehr eben nicht nur im Begriff, eine genaue Durchſuchung des Wagens vorzunehmen, ſondern fügte auch bereits ſehr gefährlich klingende Drohungen hinzu, als plötzlich mitten aus dieſem Haufen ein junger Burſche hervordrang, die Nächſten am Wagen und diejenigen, die den Paſſagier angepackt hatten, zurückſtieß, und dabey ausrief: „Ey, ſo laßt „doch den Kerl zu allen tauſend T— fahren, und ver„liert eure Zeit nicht bey ihm! Ich kenne ihn. Es iſt „der blutige Jeßanack, und der führt gewiß, außer „ſeinem Beutel, keinen einzigen Kreuzer bey ſich."

Bey einer ſolchen Empfehlung ward dem Procurator wahrlich nicht wohl zu Muthe. Sein Nahme blieb nicht ohne Wirkung. „Der blutige Jeßanack!" riefen mit einem Munde die ſämmtlichen Räuber; traten wirklich einen Schritt zurück; hielten aber den Wagen umringt, und ſtimmten unter ſich ein gar nicht tröſtliches Gemurmel an. „Wenn das wirklich „Jeßanack iſt," ſchrie endlich Einer von ihnen: „was „zögern wir noch länger, den Burſchen kalt zu machen? „Der Kerl verdient ja doch, er habe nun Geld ver„läugnet, oder nicht, ſiebenfältig den Tod! Wie man„chen unſerer braven Kameraden hat nicht dieſer ſau„bere Herr auf ſeinem verdammt ehrlichen Gewiſſen!"

Schon zuckten einige die Meſſer; ſchon empfahl Jeßanack ſeine Seele dem Himmel: doch jener Verſprecher trat abermahls dazwiſchen. — „So laßt ihn „doch ziehen!" ſprach er: „ziehen, wohin es ihm be-

„liebt! Allerdings hat er sich zwar an unsers Gleichen „oft hart versündigt. Aber wer weiß, ob nicht an sei„ner Stelle noch ein Schlimmerer kommen dürfte! „Er hingegen, wenn wir ihn dieß Mahl so fein säu„berlich durchwischen lassen, wird doch auch ein Ge„wissen haben, und künftig etwas glimpflicher mit „uns umgehen. Auf jeden Fall hat der alte Fuchs kein „Geld weiter bey sich: und mit seinem Blute — was „ist uns da geholfen?"

Dieses Vorwort fruchtete. Unversehrt, und ungeplündert, nur nochmahls ernstlich ermahnt, sich für die Zukunft in seinen Maßregeln zu bessern, zog Jeßanack seine Straße. Er fand allerdings selbst in dieser Errettung Manches sonderbar; begriff kaum, wie er davon, und an jenem jungen Burschen zu einem solchen freundschaftlichen Vertheidiger gekommen sey; glaubte aber dennoch nicht in seiner ein Mahl übernommenen Pflicht durch einen Zufall dieser Art sich irren zu lassen. Er hatte ja alles Bisherige, nicht aus Eigennutz, sondern zur Handhabung der Gerechtigkeit, zur öffentlichen Sicherheit seines Vaterlandes gethan; er fuhr daher auch muthig fort, für Beyde zu wachen und zu arbeiten. Sein Ruf vermehrte sich noch. Von Weitem her ward er zu mancher schwierigen Untersuchung verschrieben; und schlaue Bösewichter, die sonst jedes Verhör unnütz zu machen wußten, erblaßten, wenn Jeßanack auftrat, und verstrickten sich gemeiniglich in seinen Fragen. Sechs oder sieben Jahre verliefen indessen. Jenes Abenteuer im Walde kam ihm fast gänzlich wieder aus dem Sinn.

Einst ward, in einer ziemlich weiten Entfernung von seinem Wohnsitze, eine starke Räuberbande, die

Der blutige Jeßanack.

Daß es im Königreich Ungarn sehr viele Waldungen von großem Umfang gibt; Waldungen, in welchen man oft einige Meilen reisen kann, ohne auch nur ein Dorf, eine Hütte, höchstens hier und da ein einzeln stehendes Gasthaus ausgenommen! — zu erblicken; dieß ist eine allgemein bekannte, schon in tausend Büchern stehende, und von unzähligen Reisenden verbürgte Wahrheit.

So unangebaute Wälder sind auch natürlicher Weise sehr menschenleer. Dennoch werden sie auch zuweilen von ganzen zahlreichen Gesellschaften durchstrichen, die sehr füglich — wegbleiben könnten. Das heißt: Räuberbanden sammeln sich hier nicht selten; werden einzelnen Wanderern, auch wohl kleinen Caravanen, gefährlich, und begnügen sich zuweilen, wenn sie allzu hartnäckige Gegenwehr finden, nicht ein Mahl mit dem Raube allein; sondern morden auch die Unglücklichen, die in ihre Hände fallen. Gerechtigkeit und Regierung thun zwar, vorzüglich in der letztern Hälfte dieses Jahrhunderts, Alles, was sie nur

können, um diesem Unwesen zu steuern. Doch solche ganz auszurotten, war bisher unmöglich.

Nun lebte vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren in eben diesem Königreiche, im War** Comitate, ein gewisser Procurator, Jeßanack mit Nahmen, der sich seit seinem Eintritt in's gerichtliche Leben immer als den geschworensten Feind von solchen Störern öffentlicher Sicherheit auszeichnete. Er war Gerichtsdirector auf verschiedenen weitläuftigen Herrschaften; ließ mit dem lebhaftesten Eifer jedem Räuber, der sich allda nur von Weitem spüren ließ, nachforschen, und suchte mit noch größerer Strenge jedem ein Mahl Ertappten auch seinen gehörigen Lohn zu verschaffen. Nachsicht, Erlaß und Gnade waren Worte, die aus seinen Protocollen und Schriften gleichsam weggebannt zu seyn schienen; und indem er so fast immer bey jedem Überwiesenen die Todesstrafe durchsetzte, kein Vorwort anhörte, keine Ausflucht gelten ließ, reinigte er wirklich in der Frist von einigen Jahren die ihm anvertrauten Herrschaften von allem solchen Räubergesindel gänzlich; erhielt dafür den Dank der Verständigen, zugleich aber auch, nicht nur von den Straßenräubern selbst, sondern auch vom größern Theil des Publicums, und zumahl von der gemeinen Menge, den etwas zweydeutig klingenden Nahmen: blutiger Jeßanack.

Einst, als er sich selbst auf einer Reise befand, herrschaftliche Gelder eincassirt, und einige tausend Gulden im Wagen bey sich hatte, ward er, — indem er über fremdes, nicht so gesäubertes, Gebieth fuhr — an einer Stelle, wo er sich dessen am wenigsten versah, von einer ganzen Rotte bewaffneter Buschklepper

umringt. Er ſuchte ſich durch ſeine dargebothene Börſe von allen übrigen Ungemächlichkeiten loszukaufen; da aber dieſe ziemlich leicht wog, ſo hatte man wenig Luſt, dieſen ſtillſchweigenden Contract einzugehen. Man ſtand vielmehr eben nicht nur im Begriff, eine genaue Durchſuchung des Wagens vorzunehmen, ſondern fügte auch bereits ſehr gefährlich klingende Drohungen hinzu, als plötzlich mitten aus dieſem Haufen ein junger Burſche hervordrang, die Nächſten am Wagen und diejenigen, die den Paſſagier angepackt hatten, zurückſtieß, und dabey ausrief: „Ey, ſo laßt „doch den Kerl zu allen tauſend T— fahren, und ver„liert eure Zeit nicht bey ihm! Ich kenne ihn. Es iſt „der blutige Jeßanack, und der führt gewiß, außer „ſeinem Beutel, keinen einzigen Kreuzer bey ſich.“

Bey einer ſolchen Empfehlung ward dem Procurator wahrlich nicht wohl zu Muthe. Sein Nahme blieb nicht ohne Wirkung. „Der blutige Jeßanack!“ riefen mit einem Munde die ſämmtlichen Räuber; traten wirklich einen Schritt zurück; hielten aber den Wagen umringt, und ſtimmten unter ſich ein gar nicht tröſtliches Gemurmel an. „Wenn das wirklich „Jeßanack iſt,“ ſchrie endlich Einer von ihnen: „was „zögern wir noch länger, den Burſchen kalt zu machen? „Der Kerl verdient ja doch, er habe nun Geld ver„läugnet, oder nicht, ſiebenfältig den Tod! Wie man„chen unſerer braven Kameraden hat nicht dieſer ſau„bere Herr auf ſeinem verdammt ehrlichen Gewiſſen!“

Schon zuckten einige die Meſſer; ſchon empfahl Jeßanack ſeine Seele dem Himmel: doch jener Vorſprecher trat abermahls dazwiſchen. — „So laßt ihn „doch ziehen!“ ſprach er: „ziehen, wohin es ihm be-

„liebt! Allerdings hat er sich zwar an unsers Gleichen „oft hart versündigt. Aber wer weiß, ob nicht an sei„ner Stelle noch ein Schlimmerer kommen dürfte! „Er hingegen, wenn wir ihn dieß Mahl so fein säu„berlich durchwichen lassen, wird doch auch ein Ge„wissen haben, und künftig etwas glimpflicher mit „uns umgehen. Auf jeden Fall hat der alte Fuchs kein „Geld weiter bey sich: und mit seinem Blute — was „ist uns da geholfen?"

Dieses Vorwort fruchtete. Unversehrt, und ungeplündert, nur nochmahls ernstlich ermahnt, sich für die Zukunft in seinen Maßregeln zu bessern, zog Jeßanack seine Straße. Er fand allerdings selbst in dieser Errettung Manches sonderbar; begriff kaum, wie er davon, und an jenem jungen Burschen zu einem solchen freundschaftlichen Vertheidiger gekommen sey; glaubte aber dennoch nicht in seiner ein Mahl übernommenen Pflicht durch einen Zufall dieser Art sich irren zu lassen. Er hatte ja alles Bisherige, nicht aus Eigennutz, sondern zur Handhabung der Gerechtigkeit, zur öffentlichen Sicherheit seines Vaterlandes gethan; er fuhr daher auch muthig fort, für Beyde zu wachen und zu arbeiten. Sein Ruf vermehrte sich noch. Von Weitem her ward er zu mancher schwierigen Untersuchung verschrieben; und schlaue Bösewichter, die sonst jedes Verhör unnütz zu machen wußten, erblaßten, wenn Jeßanack auftrat, und verstrickten sich gemeiniglich in seinen Fragen. Sechs oder sieben Jahre verliefen indessen. Jenes Abenteuer im Walde kam ihm fast gänzlich wieder aus dem Sinn.

Einst ward, in einer ziemlich weiten Entfernung von seinem Wohnsitze, eine starke Räuberbande, die

in einem gräflichen Schloſſe einzubrechen verſuchte, gerade im günſtigſten Augenblicke noch entdeckt, überraſcht, und größten Theils verhaftet. Es ward eine ſcharfe Unterſuchung gegen ſie angeſtellt; man erbuth ſich hierzu Jeßanacks Beyſtand, und Dieſer ſtellte auch willig ſich ein. Im erſten Verhör läugneten zwar die Gefangenen Alles; doch gleich nach demſelben verlangte einer von dieſer Bande mit Jeßanack allein zu ſprechen, und ſein Begehren ward ihm zugeſtanden.

„Wahrlich!“ — rief dieſer Burſch, ſo wie ſein Kerkermeiſter nur abgetreten war: — „Wahrlich, rief er, und ſchüttelte die Feſſel an ſeinen Händen: Sie lohnen den Leuten ſchön, die ſich um Sie verdient machten! Es koſtete mich vordem Mühe genug, Sie beym Leben zu erhalten; jetzt, ſcheint mir, werden Sie dieſe auch nicht ſparen, um mir davon zu helfen.“

Jeßanack ſtutzte; wußte nicht gleich, was er von dieſer Anrede denken ſolle; ſah aber bald den Kerl genauer an, und fragte: Wie? Wäreſt du wohl gar —

Nun ja! ja! ich bin freylich derjenige, der Ihnen im**auer Buſche das Wort bey ſeinen Kameraden redete! Ich bin es, der ſich damahls gröblich an ſeinem ganzen Handwerk verſündigte; indem ich durch Ihre Erhaltung ſpäterhin wohl Zwanzigen meiner Brüder zu Strang und Schwert verhalf! — Glauben Sie nicht etwa, daß ich jetzt den Uneigennützigen, wohl gar den Großmüthigen zu ſpielen Luſt habe. Ich geſtehe frey: Ich rettete Sie damahls in der Hoffnung, daß Sie mich vielleicht einſt wieder retten könnten. Damit ſie aber doch auch dieſen Dienſt nicht allzu wenig, allzu wohlfeil ſchätzen, ſo wiſſen Sie: mir war

da-

damahls nicht minder aufs genaueste bekannt, wie viel tausend Gulden in ihrem Wagensitze sich befänden.

„Wie? auch das hätteſt du gewußt?"

Vollkommen! Ja, jetzt vielleicht genauer noch, als Sie wohl selbst sich es merkten! Es waren sieben Beutel und zwey davon mit den schönsten Kremnitzer Ducaten gefüllt. Ich machte damahls den Kundschafter der Bande. Ich hatte ihre Barschaft im Schlosse einpacken gesehen; wußte Alles — und schwieg. Unläugbar sind Sie also mein Schuldner! Ob Sie jetzt mich bezahlen wollen, steht bey Ihnen. Wenigstens, wenn nur der gute Wille da ist, habe ich die Sache selbst nicht Ihnen unmöglich gemacht. An meinen Händen klebt kein Menschenblut. Geraubt habe ich oft, gemordet nie. Mehrmahls sah ich zu; doch nie gern; half nie mit; setzte mich nicht selten dagegen. Nach fremder Habe ließ ich freylich ziemlich oft mir gelüsten. Doch dann wären Sie wahrlich kein Rechtsgelehrter, wenn Sie so etwas nicht zu entschuldigen wüßten!"

Wenigstens will ich thun, was mir möglich ist! darauf gebe ich dir hiermit Hand und Wort.

Jeßanack hielt Beydes. Durch seine Vertheidigung, und als diese nicht ganz hinreichen wollte, durch seine Vorbitte, blieb von der ganzen Bande dieser Einzige am Leben, und kam mit einer sehr mäßigen Leibesstrafe durch, da es die Übrigen alle mit ihrem Halse büßen mußten.

Mörder, der ſich zwingt, eine Urſache zu finden.

Ein junger Bauer gerieth in der Schenke mit einigen ſeines Gleichen in Zwiſt. Von Worten kam es zum Handgemenge. Er unterlag der ſtärkern Anzahl; ward niedergeworfen, bey den Haaren zur Thüre hinausgezerrt, und noch draußen auf der Flur aufs unbarmherzigſte zerprügelt.

Er lag, wie an allen Gliedern gelähmt, und ſchäumte Wuth und Rache; aber er konnte ſich noch nicht aufrichten, und diejenigen, welche in dieſen Zuſtand ihn verſetzt hatten, waren davon gegangen. Indeſſen hatte er ſein Meſſer hervorgezogen, und wartete nur auf die Rückkehr ſeiner Kräfte, um ſich völlig aufzuraffen und an irgend einem Gegenſtande ſeine Mordgier auszulaſſen. Dieſe Kräfte ſtellten ſich wieder ein; er ſtand auf; obſchon noch halb taumelnd; das Zimmer öffnete ſich; er ſah bey dem herausſchimmernden Lichte, — denn die Flur war dunkel, — einen ihm völlig Unbekannten und an ſeinem Unfalle ganz Unſchuldigen hertreten. Er fühlte Begierde, auf ihn loszugehen; aber ehe er noch ſich dazu entſchließen konnte, war die Gelegenheit ſchon vorüber.

Unmittelbar darauf trat ein Anderer, an ſeinen Schmerzen eben ſo unſchuldig als jener, hervor. Indeß, da er, wie vorhin, in ſeinem Entſchluſſe noch hin und her ſchwankte, fiel ihm ein: daß vor vielen Jahren die Mutter dieſes Menſchen mit ſeiner Mutter einen Zank gehabt, und ihr Unrecht gethan habe; ſeine Rache in eben dem Augenblicke war entſchieden; er ging auf ihn los, und ſtieß ihm das Meſſer ins Eingeweide.

Seine Richter gaben ſich alle mögliche Mühe, von dem Mörder noch irgend eine andere Urſache dieſer blutigen That herauszubringen; es war umſonſt. Auch bedarf der Kenner der menſchlichen Natur keiner andern, um ſie zu begreifen, und ſie wirft ein helles Licht auf die Natur und den Gang des menſchlichen Willens, der alles aufbiethet, um, ſelbſt bey böſen Thaten, ſeinem Entſchluß einen Anſtrich von Billigkeit, oder wenigſtens eine Entſchuldigung, hinreichend für ſich ſelbſt, zu geben.

desjenigen Bubenstücks, weßhalb sie ihn, so gern gegen die ganze Welt vertheidigen mochte, überführt; hört über ihn das fürchterlichste Urtheil des Todes aussprechen, und findet zwar seine Richter mitleidig bey ihren Thränen, doch unerweichbar das Gesetz, wornach sie ihn richten. O entsetzlich war ihr Abschied, als sie zum Hochgericht ihn führten, noch entsetzlicher beynahe ein anderer Gedanke, der sie stracks darauf ergriff!

Diese Unglücklichen waren — wie wir schon gesagt haben — nach überstandener Todesstrafe aufs Rad geflochten, ihre Köpfe oben auf den Pfahl gesteckt worden. So verzerrt von dem letzten Streich und Schmerz, so geröstet von der Sonne, zerfressen von den Raben, verabscheut von allen Vorbeygehenden, sollte nunmehr das Haupt verwesen, auf dessen Mund sie sonst so oft den Kuß der Liebe gedrückt, das ihr so männlich schön geschienen hatte! Diese wahrscheinlich für Manche sehr schwärmerisch klingende Empfindung mußte doch ganz die wahre Empfindung dieser unglücklichen Bäuerinn gewesen seyn; denn wie ließe sich sonst die sonderbare That erklären, zu der sie sich erkühnte?

Im Dunkel der tiefen Nacht, allein, ohne Leuchte, ohne Gefährten, stiehlt sie sich leise aus ihrem Bette und aus dem väterlichen Hause; läuft weit, weit hinweg bis zur Gerichtsstätte. Keine rauhe Witterung hält die Halbnackende ab; keine Furcht vor dem schaudervollen Orte — Leuten von ihrer Erziehung doppelt gräßlich! — erschreckt sie; selbst das Unmöglichscheinende wird ihr möglich. Sie klettert an der bloßen Stange empor, kommt bis ans Rad, bis an dessen Spindel; und verhüllt mit einem weißen Tuche

das Haupt ihres ehemahligen Gatten; dann kehrt ſie wieder zurück in ihre Wohnung.

Man kann ſich die Verwunderung leicht denken, die des andern Morgens bey denjenigen entſtand, die zuerſt dieſe ſonderbare Bekleidung inne wurden. Die Guthsherrſchaft forſchte weiter nach, und die wahre Beſchaffenheit der Sache kam bald heraus. Man verſagte der jungen Witwe die Bewunderung nicht, die ihre Kühnheit verdiente. Der Leichnam ihres Mannes ward vom Rade genommen und unter demſelben begraben. Für ſie ſelbſt ſorgte die Herrſchaft nach möglichſten Kräften. Jene Verachtung, die ſonſt, ungerecht genug, die Hinterlaſſenen eines Gerichteten zu verfolgen pflegt, traf ſie nie; ſie ward vielmehr nach Verlauf eines Jahres die Gattinn eines ihrer Liebe würdigen Mannes.

Der blutige Jeßanack.

Daß es im Königreich Ungarn sehr viele Waldungen von großem Umfang gibt; Waldungen, in welchen man oft einige Meilen reisen kann, ohne auch nur ein Dorf, eine Hütte, höchstens hier und da ein einzeln stehendes Gasthaus ausgenommen! — zu erblicken; dieß ist eine allgemein bekannte, schon in tausend Büchern stehende, und von unzähligen Reisenden verbürgte Wahrheit.

So unangebaute Wälder sind auch natürlicher Weise sehr menschenleer. Dennoch werden sie auch zuweilen von ganzen zahlreichen Gesellschaften durchstrichen, die sehr füglich — wegbleiben könnten. Das heißt: Räuberbanden sammeln sich hier nicht selten; werden einzelnen Wanderern, auch wohl kleinen Caravanen, gefährlich, und begnügen sich zuweilen, wenn sie allzu hartnäckige Gegenwehr finden, nicht ein Mahl mit dem Raube allein; sondern morden auch die Unglücklichen, die in ihre Hände fallen. Gerechtigkeit und Regierung thun zwar, vorzüglich in der letztern Hälfte dieses Jahrhunderts, Alles, was sie nur

können, um diesem Unwesen zu steuern. Doch solche ganz auszurotten, war bisher unmöglich.

Nun lebte vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren in eben diesem Königreiche, im War** Comitate, ein gewisser Procurator, Jeßanack mit Nahmen, der sich seit seinem Eintritt in's gerichtliche Leben immer als den geschworensten Feind von solchen Störern öffentlicher Sicherheit auszeichnete. Er war Gerichtsdirector auf verschiedenen weitläuftigen Herrschaften; ließ mit dem lebhaftesten Eifer jedem Räuber, der sich allda nur von Weitem spüren ließ, nachforschen, und suchte mit noch größerer Strenge jedem ein Mahl Ertappten auch seinen gehörigen Lohn zu verschaffen. Nachsicht, Erlaß und Gnade waren Worte, die aus seinen Protocollen und Schriften gleichsam weggebannt zu seyn schienen; und indem er so fast immer bey jedem Überwiesenen die Todesstrafe durchsetzte, kein Vorwort anhörte, keine Ausflucht gelten ließ, reinigte er wirklich in der Frist von einigen Jahren die ihm anvertrauten Herrschaften von allem solchen Räubergesindel gänzlich; erhielt dafür den Dank der Verständigen, zugleich aber auch, nicht nur von den Straßenräubern selbst, sondern auch vom größern Theil des Publicums, und zumahl von der gemeinen Menge, den etwas zweydeutig klingenden Nahmen: blutiger Jeßanack.

Einst, als er sich selbst auf einer Reise befand, herrschaftliche Gelder eincassirt, und einige tausend Gulden im Wagen bey sich hatte, ward er, — indem er über fremdes, nicht so gesäubertes, Gebieth fuhr — an einer Stelle, wo er sich dessen am wenigsten versah, von einer ganzen Rotte bewaffneter Buschklepper

umringt. Er ſuchte ſich durch ſeine dargebothene Börſe von allen übrigen Ungemächlichkeiten loszukaufen; da aber dieſe ziemlich leicht wog, ſo hatte man wenig Luſt, dieſen ſtillſchweigenden Contract einzugehen. Man ſtand vielmehr eben nicht nur im Begriff, eine genaue Durchſuchung des Wagens vorzunehmen, ſondern fügte auch bereits ſehr gefährlich klingende Drohungen hinzu, als plötzlich mitten aus dieſem Haufen ein junger Burſche hervordrang, die Nächſten am Wagen und diejenigen, die den Paſſagier angepackt hatten, zurückſtieß, und dabey ausrief: „Ey, ſo laßt „doch den Kerl zu allen tauſend T— fahren, und ver„liert eure Zeit nicht bey ihm! Ich kenne ihn. Es iſt „der blutige Jeßanack, und der führt gewiß, außer „ſeinem Beutel, keinen einzigen Kreuzer bey ſich.“

Bey einer ſolchen Empfehlung ward dem Procurator wahrlich nicht wohl zu Muthe. Sein Nahme blieb nicht ohne Wirkung. „Der blutige Jeßanack!“ riefen mit einem Munde die ſämmtlichen Räuber; traten wirklich einen Schritt zurück; hielten aber den Wagen umringt, und ſtimmten unter ſich ein gar nicht tröſtliches Gemurmel an. „Wenn das wirklich „Jeßanack iſt,“ ſchrie endlich Einer von ihnen: „was „zögern wir noch länger, den Burſchen kalt zu machen? „Der Kerl verdient ja doch, er habe nun Geld ver„läugnet, oder nicht, ſiebenfältig den Tod! Wie man„chen unſerer braven Kameraden hat nicht dieſer ſau„bere Herr auf ſeinem verdammt ehrlichen Gewiſſen!“

Schon zuckten einige die Meſſer; ſchon empfahl Jeßanack ſeine Seele dem Himmel; doch jener Vorſprecher trat abermahls dazwiſchen. — „So laßt ihn „doch ziehen!“ ſprach er: „ziehen, wohin es ihm be-

„liebt! Allerdings hat er sich zwar an unsers Gleichen „oft hart versündigt. Aber wer weiß, ob nicht an sei„ner Stelle noch ein Schlimmerer kommen dürfte! „Er hingegen, wenn wir ihn dieß Mahl so fein säu„berlich durchwischen lassen, wird doch auch ein Ge„wissen haben, und künftig etwas glimpflicher mit „uns umgehen. Auf jeden Fall hat der alte Fuchs kein „Geld weiter bey sich; und mit seinem Blute — was „ist uns da geholfen?"

Dieses Vorwort fruchtete. Unversehrt, und ungeplündert, nur nochmahls ernstlich ermahnt, sich für die Zukunft in seinen Maßregeln zu bessern, zog Jeßanack seine Straße. Er fand allerdings selbst in dieser Errettung Manches sonderbar; begriff kaum, wie er davon, und an jenem jungen Burschen zu einem solchen freundschaftlichen Vertheidiger gekommen sey; glaubte aber dennoch nicht in seiner ein Mahl übernommenen Pflicht durch einen Zufall dieser Art sich irren zu lassen. Er hatte ja alles Bisherige, nicht aus Eigennutz, sondern zur Handhabung der Gerechtigkeit, zur öffentlichen Sicherheit seines Vaterlandes gethan; er fuhr daher auch muthig fort, für Beyde zu wachen und zu arbeiten. Sein Ruf vermehrte sich noch. Von Weitem her ward er zu mancher schwierigen Untersuchung verschrieben; und schlaue Bösewichter, die sonst jedes Verhör unnütz zu machen wußten, erblaßten, wenn Jeßanack auftrat, und verstrickten sich gemeiniglich in seinen Fragen. Sechs oder sieben Jahre verliefen indessen. Jenes Abenteuer im Walde kam ihm fast gänzlich wieder aus dem Sinn.

Einst ward, in einer ziemlich weiten Entfernung von seinem Wohnsitze, eine starke Räuberbande, die

in einem gräflichen Schloſſe einzubrechen verſuchte, gerade im günſtigſten Augenblicke noch entdeckt, überraſcht, und größten Theils verhaftet. Es ward eine ſcharfe Unterſuchung gegen ſie angeſtellt; man erbath ſich hierzu Jeßanacks Beyſtand, und Dieſer ſtellte auch willig ſich ein. Im erſten Verhör läugneten zwar die Gefangenen Alles; doch gleich nach demſelben verlangte einer von dieſer Bande mit Jeßanack allein zu ſprechen, und ſein Begehren ward ihm zugeſtanden.

„Wahrlich!" — rief dieſer Burſch, ſo wie ſein Kerkermeiſter nur abgetreten war: — „Wahrlich, rief er, und ſchüttelte die Feſſel an ſeinen Händen: Sie lohnen den Leuten ſchön, die ſich um Sie verdient machten! Es koſtete mich vordem Mühe genug, Sie beym Leben zu erhalten; jetzt, ſcheint mir, werden Sie dieſe auch nicht ſparen, um mir davon zu helfen."

Jeßanack ſtutzte; wußte nicht gleich, was er von dieſer Anrede denken ſolle; ſah aber bald den Kerl genauer an, und frogte: Wie? Wäreſt du wohl gar —

Nun ja! ja! ich bin freylich derjenige, der Ihnen im**auer Buſche das Wort bey ſeinen Kameraden redete! Ich bin es, der ſich damahls gröblich an ſeinem ganzen Handwerk verſündigte; indem ich durch Ihre Erhaltung ſpäterhin wohl Zwanzigen meiner Brüder zu Strang und Schwert verhalf! — Glauben Sie nicht etwa, daß ich jetzt den Uneigennützigen, wohl gar den Großmüthigen zu ſpielen Luſt habe. Ich geſtehe frey: Ich rettete Sie damahls in der Hoffnung, daß Sie mich vielleicht einſt wieder retten könnten. Damit ſie aber doch auch dieſen Dienſt nicht allzu wenig, allzu wohlfeil ſchätzen, ſo wiſſen Sie: mir war

da-

damahls nicht minder aufs genaueste bekannt, wie viel tausend Gulden in ihrem Wagensitze sich befänden.

„Wie? auch das hättest du gewußt?"

Vollkommen! Ja, jetzt vielleicht genauer noch, als Sie wohl selbst sich es merkten! Es waren sieben Beutel und zwey davon mit den schönsten Kremnitzer Ducaten gefüllt. Ich machte damahls den Kundschafter der Bande. Ich hatte ihre Barschaft im Schlosse einpacken gesehen; wußte Alles — und schwieg. Unläugbar sind Sie also mein Schuldner! Ob Sie jetzt mich bezahlen wollen, steht bey Ihnen. Wenigstens, wenn nur der gute Wille da ist, habe ich die Sache selbst nicht Ihnen unmöglich gemacht. An meinen Händen klebt kein Menschenblut. Geraubt habe ich oft, gemordet nie. Mehrmahls sah ich zu; doch nie gern; half nie mit; setzte mich nicht selten dagegen. Nach fremder Habe ließ ich freylich ziemlich oft mir gelüsten. Doch dann wären Sie wahrlich kein Rechtsgelehrter, wenn Sie so etwas nicht zu entschuldigen wüßten!"

Wenigstens will ich thun, was mir möglich ist! darauf gebe ich dir hiermit Hand und Wort.

Jeßanack hielt Beydes. Durch seine Vertheidigung, und als diese nicht ganz hinreichen wollte, durch seine Vorbitte, blieb von der ganzen Bande dieser Einzige am Leben, und kam mit einer sehr mäßigen Leibesstrafe durch, da es die Übrigen alle mit ihrem Halse büßen mußten.

Mörder, der ſich zwingt, eine Urſache zu finden.

Ein junger Bauer gerieth in der Schenke mit einigen ſeines Gleichen in Zwiſt. Von Worten kam es zum Handgemenge. Er unterlag der ſtärkern Anzahl; ward niedergeworfen, bey den Haaren zur Thüre hinausgezerrt, und noch draußen auf der Flur aufs unbarmherzigſte zerprügelt.

Er lag, wie an allen Gliedern gelähmt, und ſchäumte Wuth und Rache; aber er konnte ſich noch nicht aufrichten, und diejenigen, welche in dieſen Zuſtand ihn verſetzt hatten, waren davon gegangen. Indeſſen hatte er ſein Meſſer hervorgezogen, und wartete nur auf die Rückkehr ſeiner Kräfte, um ſich völlig aufzuraffen und an irgend einem Gegenſtande ſeine Mordgier auszulaſſen. Dieſe Kräfte ſtellten ſich wieder ein; er ſtand auf; obſchon noch halb taumelnd; das Zimmer öffnete ſich; er ſah bey dem herausſchimmernden Lichte, — denn die Flur war dunkel, — einen ihm völlig Unbekannten und an ſeinem Unfalle ganz Unſchuldigen hertreten. Er fühlte Begierde, auf ihn loszugehen; aber ehe er noch ſich dazu entſchließen konnte, war die Gelegenheit ſchon vorüber.

Unmittelbar darauf trat ein Anderer, an ſeinen Schmerzen eben ſo unſchuldig als jener, hervor. Indeß, da er, wie vorhin, in ſeinem Entſchluſſe noch hin und her ſchwankte, fiel ihm ein: daß vor vielen Jahren die Mutter dieſes Menſchen mit ſeiner Mutter einen Zank gehabt, und ihr Unrecht gethan habe; ſeine Rache in eben dem Augenblicke war entſchieden; er ging auf ihn loß, und ſtieß ihm das Meſſer ins Eingeweide.

Seine Richter gaben ſich alle mögliche Mühe, von dem Mörder noch irgend eine andere Urſache dieſer blutigen That herauszubringen; es war umſonſt. Auch bedarf der Kenner der menſchlichen Natur keiner andern, um ſie zu begreifen, und ſie wirft ein helles Licht auf die Natur und den Gang des menſchlichen Willens, der alles aufbiethet, um, ſelbſt bey böſen Thaten, ſeinem Entſchluß einen Anſtrich von Billigkeit, oder wenigſtens eine Entſchuldigung, hinreichend für ſich ſelbſt, zu geben.

Der Hundssattler und der Leinweber.

Im fränkischen Kreise durchstrich vor ungefähr vierzig bis funfzig Jahren ein Krämer das Land, den der größere Haufen, fast durchgängig, nur unter der Benennung des Hundssattlers kannte. Es war ein Mann, der mit Schnittwaaren handelte; auf den Dörfern und in den Flecken oft ansehnlichen Absatz fand; jenen Spitznahmen aber von zwey englischen Doggen erhielt, die er überall mitzuführen, und mit einem Theil seiner Waaren zu bepacken, mithin gleichsam zu satteln pflegte. Ein junges Weibsbild, das er für seine Frau ausgab, und bey welcher ihm wenigstens alle Rechte eines Mannes frey standen, war seine gewöhnliche Begleiterinn. Für so ganz engelrein galt freylich seine Denkungsart und sein Betragen nicht; gleichwohl wußte niemand ihm etwas Auffallendes nachzusagen, und noch minder zu erweisen.

Um eben diese Zeit lebte auf dem Lande, in einem kleinen offenen Marktflecken, ein Leinweber, der schon Vater von sechs Kindern, und ein kreuzbraver Mann, nur eben seiner zahlreichen Familie halber so blutarm war, daß oft die Sonne Wochen lang in seine Küche

schien, ohne einen Funken Feuer auf seinem Herde zu finden. Der Hundssattler hatte ihn, weiß der Himmel durch welchen Zufall, kennen gelernt, und pflegte zuweilen, wenn Nacht oder übles Wetter sein weiteres Fortkommen hinderten, hier auf einer Streu — denn an ein Gastbette war nicht zu gedenken — zu übernachten. Wann ihm dann sein armer Wirth, nach gewöhnlicher Art der Dürftigen, seine Noth recht herzlich klagte, schien er ihm mit Rührung zuzuhören, und versprach: bey erster vorfallender Gelegenheit auf Verbesserung seiner Umstände zu denken.

Einst kam der Krämer und seine angebliche Frau gerade zu einer Zeit, wo die Noth des Webers äußerst groß und dringend war. Er sollte vier Gulden, die ein harter Gläubiger ihm vorgestreckt hatte, zahlen, oder des andern Morgens sein Handwerksgeräthe sich auspfänden lassen. Im ganzen Hause waren keine vier Kreuzer aufzutreiben; zu verkaufen oder zu versetzen war auch nichts mehr; kein neuer Darleiher wollte sich finden, und der Ältere war unerbittlich. Die arme Frau rang die Hände; der Mann saß hinter seinem Weberstuhl, stumm, thränend und zur Arbeit unfähig; die Kinder schrien um Brot. Als der Hundssattler diesem Jammer eine Weile zugesehen und zugehört hatte, sagte er: „Wohlan, hier will ich mich ins Mittel „legen. Ich bin so eben im Begriff, zu einem meiner „vorzüglichsten Kunden zu gehen, eine ansehnliche „Summe Silbergeld einzucassiren, und einige neue „Waaren abzuhohlen. Komm mit, hilf mir tragen! Ich „will dir reichlich lohnen. Überhaupt, wenn ich merke, „daß du in mein Geschäft dich schickst, so will ich dich von nun an dazu gebrauchen, und ich wette, es soll

„dich bald beſſer als dein ärmlicher Weberſtuhl nähren.
„Aber freylich, da deine Noth dringend iſt, ſo müſſen
„wir auch ſogleich uns aufmachen. Ich hatte ohnedem
„keine Luſt heute zu übernachten. Mein Weib aber
„mag da bleiben, und unſere Rückkunft abwarten."

Wer war bereitwilliger zu allen Dieſem, als unſer Weber! Da der Krämer noch überdieß einen Zwanziger vorſtreckte; da ſogleich Brot und Bier dafür eingekauft, und das Weinen der Kinder geſtillt ward, ſo entſtand aus dem bisherigen Klagen ein ordentlicher Jubel. Man aß, und die beyden Männer machten ſich dann ſogleich auf den Weg. Dieſer Weg ging durch einen Wald. Es ward ſchon dunkel, bevor ſie ſich noch in der Mitte desſelben befanden. Als ſie an einen Kreuzweg kamen, blieb der Krämer ein Paar Augenblicke ſtehen, und pfiff vier Mahl äußerſt ſtark nach jeder Himmelsgegend, ohne daß ſein Gefährte begreifen konnte, warum Dieß geſchähe? Sie gingen weiter; nach drey oder vier Minuten rauſchte es zur Rechten und zur Linken ſtark im Gebüſche. Der Weber fuhr erſchrocken zuſammen; er erſchrack noch mehr, als neun oder zehn Kerls hervorſprangen, unſere beyden Wanderer umringten, den Weber mit einiger Verwunderung anſtaunten; und endlich faſt einſtimmig riefen: „Willkommen, Hundsſattler, willkommen! Wo ſteck„teſt du denn ſo lange? Und wer iſt Dieſer hier?"

„Ein neuer Kamerad iſt es! erwiederte der Krämer. Armuth und Unfälle haben ihn in der Welt bisher genugſam durchgebeutelt. Nun will er ſich an andrer Leute Beutel dafür ſchadlos halten. Ich ſtehe euch für ſeine Treue; denn ich kenne ihn ſchon lange.."

„Wenn dem so ist, so sey er uns willkommen! antworteten alle; ergriffen Einer nach dem Andern seine rechte Hand, und schüttelten sie, gleichsam zur Bestätigung ihres Bundes. Stumm und zitternd stand immer noch der Weber in ihrer Mitte. Daß man so ihm helfen, in eine solche Gesellschaft ihn einführen wolle, davon hatte er in den Worten des Sattlers, so sonnenklar sie jetzt ihm wurden, keine Sylbe gemuthmaßet. Gern wäre er wieder tausend Meilen davon entfernt gewesen; gern hätte er diesen gräßlichen Bundsgenossen geradezu gesagt: daß er jede Verbindung mit ihnen verabscheue. Aber er besorgte nicht ohne Grund, daß er selbst dann so gut als geopfert sey. Ein drohender Blick, den der Hundssattler ihm zuwarf, verstärkte diese Besorgniß, und die Liebe zum Leben bewies ihre gewöhnliche Stärke. Er sammelte daher alle seine Kräfte, nahm eine willige Miene an; erwiederte ihren Händedruck, dankte für gute Aufnahme, und versprach sein Möglichstes zu thun, um der Gesellschaft nützlich zu werden."

Jetzt eröffnete der Krämer, der sich überhaupt als Anführer der Bande betrug: wohin es heute gehen solle? — „Ein reicher Müller," sagte er, „ungefähr eine kleine halbe Meile von hier wohnhaft, dessen Mühle ganz abseitig liege, der weder wegen seiner selbst, noch wegen seines Hausgesindes viel zu fürchten sey, habe, wie er gewiß wisse, vor vier oder fünf Tagen drey tausend Gulden bar eingenommen. Diese könnten sie besser brauchen, als der Müller. Das Geschäft sey eben so leicht, als belohnend. Um unerkannt zu bleiben, wollten sie das Gesicht sich schwärzen. Wirth, Wirthinn und ein Paar Mägde müßten zuerst

gebunden, und geknebelt werden; die zwey Mühlburſche würden in der Mühle beſchäftigt ſeyn, und vielleicht nicht einmahl merken, was im Hauſe darneben vorgehe. Merkten ſie es, und ſetzten ſich zur Gegenwehr, ſo würde die Geſellſchaft leicht den Meiſter ſpielen, und müſſe zur ſchuldigen Dankbarkeit, Alles was dort Athem hohle, umbringen."

Man ſtimmte einmüthig dieſem Vorſchlag bey, machte ſich ſofort auf den Weg, und vertheilte während deſſelben die Rollen bey der Ausführung. Unſerm Leinweber, weil er noch Lehrling im Handwerk ſey, ward das bloße Schildwachſtehen zugetheilt. Auch dafür war ihm heimlich bange genug; doch fuhr er fort ſich zu verſtellen, und verſicherte, ſo wachſam als möglich zu ſeyn. Der Einbruch ſelbſt ging nach Wunſch von ſtatten. Der Müller und ſein Hausgeſinde wurnen im tiefſten Schlaf überfallen; Alle waren ſchon gebunden, ehe ihnen noch von Dieben träumte. Aber gleichwohl fanden auch Dieſe bey Weitem nicht Alles, was ſie ſuchten. Daß dem Müller ein Capital von drey tauſend Gulden vor wenig Tagen eingegangen, das hatten dem Hundsſattler ſeine Kundſchafter richtig hinterbracht; doch daß eben dasſelbe ſchon wieder ausgeliehen worden, das hatte er nicht erfahren, und fluchte daher jetzt fürchterlich, als er das leere Neſt antraf. Der unglückliche Müller mußte eben daher an ſeinem Körper verſchiedene Mißhandlungen erfahreu, die fruchtlos blieben, weil er doch, auch beym willigſten Herzen, jenes Geld nicht herzuſchaffen vermochte. Sein junges Weib und ihre Mägde mußten noch mancherley erdulden, was ihnen im Herzen vielleicht nicht ſo unleidlich ſchien, als ſie der Zeugen wegen ſich ſtell-

ten. Man packte dann zuſammen, was man fand; knebelte nochmahls die Beraubten ſorgfältigſt, und entfernte ſich. Im Walde theilte man die Beute; auf unſern Weber kamen fünf Gulden; die übrigen Räuber zerſtreuten ſich im Gehölze. Der Hundsſattler und der Weber gingen geraden Weges auf ihre Heimath zu.

Kaum aber ſah ſich dieſer Letztere mit ſeinem angeblichen Verſorger wieder allein, als er in die bitterſten Vorwürfe, der That wegen, wozu er ihn verleitet habe, ausbrach. Der arme ehrliche Mann ſchwur: daß er eher den Bettelſtab als dieſen Ausweg gewählt haben würde, wenn er nur mit einer Sylbe ſein Vorhaben gemuthmaßt hätte. Er wollte jetzt noch die ihm zugefallenen fünf Gulden wieder geben. — „Es ſey Sündengeld," ſagte er, „es ſey eine Blutſchuld, die ihn „ſchwerer, als ſelbſt der Hunger drücke; und er werde „nie an die heutige Nacht gedenken, ohne zu bereuen, „daß bloß die Liebe zum elenden Leben und die Sorge „für ſein Weib und ſeine Kinder ihn bewegen konnten, „hülfliche Hand zu einem ſolchen Bubenſtück zu biethen." Der Hundsſattler hörte die ganze Rede gelaſſen und lächelnd an; nur die fünf Gulden ſchob er zurück, ſo oft ſein Gefährte ſie ihm anboth. — „Behalte ſie!" ſagte er: „Ich begreife gar wohl, daß ſie dir, feigherzige Memme, „ſauer genug zu verdienen fielen. Gedenke daran, daß „vielleicht morgen dein Weib und deine Kinder verhungern, wenn du jetzt einen Bettel wegwirfſt, der wenigſtens nie an ſeinen eigentlichen Herrn zurück kommen ſoll. Willſt du aus frommer Dummheit mit Gewalt ein armer Teufel bleiben, ſo bleib es! Ich wies „dir wenigſtens den Weg, wo du dir helfen konnteſt; „dich mit Gewalt geſcheit und glücklich zu machen, wäre

„Thorheit. Nur das merke dir, Kerl! Von Allem, „was du bey uns sahst und hörtest, halte reinen Mund! „Unterstehst du dich, auch nur ein Wort davon auszu„plaudern, so wird dir die Hütte übern Kopf angezün„det; so soll nicht etwa dir allein der Schedel zer„schmettert, sondern auch Weib und Kinder vor deinen „Augen erwürgt werden; das schwör' ich dir, du „magst einen Gott oder Teufel glauben, bey Beyden! „Und das werden gewiß, nebst mir, vierzig bis funfzig „Bursche möglich machen, denen weder vor Galgen „noch Gerichten graut."

Diese herrliche Zusicherung ward in einem Tone ertheilt, der bestätigen half, daß sie ernstlich gemeint sey. Der arme Weber, für das Leben der Seinigen besorgter, als für sein eigenes, verschloß daher auch sorgfältig seinen Mund; selbst seiner Frau sagte er von der Geschichte dieser Nacht kein Wort! Er sah den Hundssattler in den nächsten drey oder vier Wochen noch einige Mahl; er zitterte heimlich, so oft der Räuber zu ihm eintrat; aber wenn derselbe ihn lachend einlud, wieder mitzugehen, antwortete er bloß mit einem treuherzigen: Gott bewahre! und verschmerzte gern Spott und Schimpfreden seiner Zaghaftigkeit wegen.

Selten entläuft der Dieb lange dem Galgen, und noch seltener lebenslang dem Gerichte. Auch der Hundssattler ward einige Monathe darauf, zu Baireuth, nicht eines Einbruchs, sondern andrer ähnlichen Räubereyen halber, verhaftet. Die Anzeigen gegen ihn waren stark. Er läugnete zwar frisch weg, doch konnte er sich von der Tortur, die damahls bey Gerichten noch allgemein im Schwunge war, nicht losläugnen. Sie erging, und zwar ziemlich scharf über ihn. Er ertrug

ſie, wie man einen mäßigen Kopfſchmerz erträgt; beharrte feſt auf ſeiner Vertheidigung und erhielt endlich nicht nur wieder ſeine Freyheit, ſondern auch ſchriftliche Anerkennung ſeiner Unſchuld, nebſt der Erlaubniß: ſich, wie bisher, von ſeiner Krämerey zu nähren, und wegen erlittener Unterſuchung weder Schaden noch Vorwurf dulden zu dürfen. So ging er aus dem Kerker, mit dem feſten Vorſatz: ſein bisheriges Handwerk treulich, nur etwas vorſichtiger als ehemahls, fortzuſetzen.

In der Vorſtadt von Baireuth war ein Wirthshaus, wo er vordem oft einzukehren pflegte. Auch jetzt nahm er dahin einen ſeiner erſten Ausgänge, und weil es gerade Jahrmarkt war, fand er im untern Zimmer eine Menge Gäſte beyſammen. Einige alte Bekannten umringten ihn beym Eintritt, freuten ſich ihn wieder ledig zu ſehen; fragten: Wie es denn eigentlich damit hergegangen ſey? Ob er viel ausſtehen müſſen? Ob er völlig gerechtfertigt worden? Und dergleichen mehr. — Er prahlte dagegen, ſo viel ſich nur prahlen läßt, mit ſeiner Unſchuld, ſeiner Herzhaftigkeit in unverdienten Leiden, und ſeiner endlich anerkannten gerechten Sache. Er wies überall den erhaltenen Freyheitsbrief herum; und unterließ freylich nicht, auch gegen die löbliche Juſtiz manches bittere Wörtchen fallen zu laſſen, weil ſie einen ehrlichen Kerl, ſo mir nichts, dir nichts, quälen könne, und doch am Ende, wenn Dieſem nur das Herz am rechten Flecke ſitze, vor den Mund ſich ſchlagen müſſe. Dieſe Erzählung wirkte. Man bedauerte ſeine erlittenen Schmerzen; bewunderte ſeinen Muth bey ihrer Ertragung; und drängte ſich von allen Seiten um ihn herum, nicht nur um ihn zu hören, ſondern auch,

um gleichsam zur Entschädigung, ihm etwas abzukaufen.

Aber unter den Gästen in eben diesem Zimmer war auch Einer befindlich, dessen der Hundssattler sich gewiß nicht versah, und von dem er nicht ahnden konnte, daß er bald als sein schrecklichster Peiniger auftreten werde; und dieß war — der Freymann von Culmbach. Niemand kannte denselben, und wohlweislich hatte er auch Niemanden sich zu erkennen gegeben; denn die Denkart damahliger Zeiten entfernte noch Gerichtsdiener und Freymänner beynahe von jeder bürgerlichen Gesellschaft. Einsam und still saß er in einem Winkel bey seinem Kruge Bier. — Doch eben dieser Freymann war selbst, ein Jahr vorher, zur Nachtszeit völlig ausgeraubt worden; und jetzt, so wie er den Hundssattler eintreten sah, erkannte er den Rock desselben für eines seiner ehemahligen Kleider, und den Anzug seiner Begleiterinn für einen Sonntagshabit seiner eigenen Frau. Daß er gegen ein also gekleidetes Paar aufmerksam ward, ergibt sich von selbst; und gleich aus den ersten Reden sah er noch deutlicher: mit wem er zu thun habe! Er entfernte sich daher leise aus dem Zimmer, rief aber den Wirth bey Seite und sagte: „Herr mit seinem Haus und Vermögen haftet er „mir, oder vielmehr der Gerechtigkeit für den Mann „dort. In einer halben Stunde aufs späteste bin ich, „und zwar hoffentlich mit hinlänglicher Begleitung, „wieder da. Will der Vogel indeß ausfliegen, so halt „er ihn auf, es sey im Guten oder Bösen! Treff' ich „ihn nicht noch, oder erfahre wenigstens nicht pünct„lich, wo er hinging, so sitzt der Herr selbst heute noch, „als ein Diebshehler, in Ketten und Banden."

Der Wirth wollte dagegen Verſchiedenes einwenden; doch Jener ging unverweilt fort; auch bedurfte man beym Hundsſattler weder Liſt noch Gewalt, ihn ſo lange aufzuhalten, bis das Eiſen fertig geſchmiedet war. Er dachte an keine Gefahr, ſondern zechte, ſchwatzte und prahlte noch immer fort, als der Culmbacher ſchon mit der Wache eintrat. Jetzt, als Dieſe Hand an ihn legte, ſtutzte er freylich nicht wenig; ſpielte bey der Verhaftung und bey der Frage: Wo er dieſe Kleider her habe? den Unwiſſenden, oder vielmehr den gleichſam Beleidigten; mußte aber doch, ſo ungern er wollte, wieder in eben den Kerker wandern, den er vor Kurzem erſt verlaſſen hatte.

Verdächtige Umſtände, fremde Zeugniſſe, eigene Widerſprüche häuften ſich jetzt ſtärker, als vorher, gegen ihn. Die Juſtiz, ihrem damahligen Schlendrian getreu, ſprach abermahls aufs geſchärfte peinliche Frage. Man fand Dieß vollkommen in der Ordnung; nur war man verlegen darüber: welche Marter eigentlich gegen eine Perſon zu gebrauchen ſey, deren Hartnäckigkeit man ſchon aus Proben kannte. Der Culmbacher Freymann both auch hier ſeine Beyhülfe an; und mit einem Scharfſinnn, der jeden gefühlvollen Menſchen zwar zu Unwillen und Abſcheu reizt, den man aber ein halbes Jahrhundert früher, bey Leuten ſeiner Art, ſehr zu billigen pflegte, erzwang er das wirklich, was er erzwingen wollte. Denn ein feines baumwollenes Hemde, in Baumöhl eingetaucht, und mit einer gewiſſen Vorſicht am Leibe des Hundsſattlers angezündet, verurſachte Dieſem ſo unerträgliche Schmerzen, daß er ſich endlich Alles zu bekennen erboth.

Schändlich, gräßlich, unmenschlich — ich wiederhohle es! — war dieſe Marter. Ich würde ſie verdammen, ſelbſt wenn ſie gegen einen Ravaillac, oder gegen jene Teufel in der Weltgeſchichte, gegen die Urheber der Pariſer Bluthochzeit, gebraucht worden wäre. Wenn dieſes Verfahren indeß ja durch etwas entſchuldigt werden könnte, ſo müßte es dadurch ſeyn, daß es gegen ein ſolches Ungeheuer erging. Die Richter, als der Hundsſattler ein Mahl zum Geſtändniß kam, erfuhren mehr, als ſie wollten: mehr als die kühnſte Einbildungskraft ſich vorgeſtellt hätte. Nicht zufrieden damit, ſeit vielen Jahren, bald allein und bald in Geſellſchaft, bald des Tags in Wäldern und auf der Straße, bald des Nachts durch gewaltſamen Einbruch zu rauben, hatte dieſer Böſewicht auch eine ungeheure Menge Menſchenblut auf ſein Gewiſſen geladen: hatte nicht nur unſchuldige Fremde, freundſchaftliche Reiſegenoſſen, ſondern ſogar ſein eigenes Fleiſch und Blut gemordet: hatte, um gleichſam deſto eigenthümlicher in ſeiner Art zu ſeyn, es nicht aus Habſucht allein, ſondern auch aus einem Aberglauben gethan, in welchem Grauſamkeit und Wahnſinn um den Vorzug wetteiferten. — „Hätte ich nur den ein„zigen Tag, als ich gefangen ward, noch über„ſtanden," (ſagte er im Verhör mit halb grimmigen Lachen) „ſo hätte ich euch und eure Käſiche, eure Wa„chen und Henker verſpotten können." — „Und war„um das?" — „Weil ich an eben dem Abend das „neunte ſchwangere Weib zu ermorden dachte, und „alle Gelegenheit dazu mir ſchon auserſehen hatte." — Ein allgemeines Erſtaunen bemächtigte ſich jetzt der

Gerichtsperſonen; ſie forſchten weiter und genauer nach; und ſieh da! der faſt fabelhafte Böſewicht hatte ſchon acht ſchwangere Weiber meuchelmörderiſcher Weiſe getödtet, aus ihren Leibern die Geburten geriſſen, und die Herzen derſelben, indem ſie noch lebten oder vielmehr zuckten, gefreſſen. Ja, um dieſes abſcheuliche Bubenſtück recht vollſtändig zu machen, hatte ſeine eigene erſte Frau, (ein unſchuldiges Geſchöpf, das ihn nie beleidigt, aber deren er bald überdrießig geworden) hatte ſein eigenes erſtes Kind auch das erſte Opfer abgeben müſſen. Man ſchauderte bey dieſem Geſtändniß zurück; aber man wußte nicht, was man vollends von der Urſache denken ſollte, die er angab. Denn der grauſame Abergläubiſche hatte gehofft, nach dem Genuſſe des neunten Herzens — fliegen zu können, wie ein Vogel.

So willig übrigens der Hundsſattler war, ſich ſeiner Unthaten gleichſam zu rühmen, ſo verſchloſſen war er in Angabe ſeiner Zunftgenoſſen. Man befragte ihn oft, ernſtlich, und mit Bedrohung abermahliger Folter nach denſelben. Er blieb dabey: daß er weder ihre eigentlichen Nahmen noch Wohnungen kenne; ſondern, daß er nur immer auf der Straße, an beſtimmten Tagen und Örtern ſie getroffen habe. Auch hätten ſie ganz gewiß nun ſämmtlich ſchon aus Deutſchland, oder wenigſtens aus den nächſten Kreiſen ſich weggeflüchtet; denn ſie wären darüber einig geworden, ſich ſogleich zu zerſtreuen, ſobald Einer von ihnen, zumahl ihr Oberhaupt, eingezogen werde. — Daß man ihm Dieß nicht glauben wollte, war ſehr natürlich. „Wohlan," ſagte er, als man einſt ſcharf in ihn

brang; „Eines Nahmen und Wohnung kenne ich al„lerdings; und glaube auch, daß man ſeiner habhaft „werden dürfte. Dieſer war in allen meinen Räube„reyen mein treueſter Genoſſe; war, ſo einfältig er „ſich ſtellt, ſchlauer als ich; und kann allerdings noch „mehr geſtehen, als ich ſelbſt." — Man fragte nach dem Nahmen; und er nannte — ſollte man es glauben? — jenen armen Leinweber.

Daß derſelbe, auf dieſe Angabe, ſogleich gehohlt und hingeſetzt ward, erräth man leicht. Aber keine Zunge erzählt, und keine Feder beſchreibt das Schrecken, das der Unglückliche dabey empfand. Schon lange vorher, als er des Hundsſattlers erſte Verhaftung hörte, hatte er heimlich gefürchtet, in ſein Schickſal mit verwickelt zu werden; doch nunmehr war er ſchon ſeit einer geraumen Friſt wieder ruhig und ſicher: denn was ging ihn jener Culmbacher Diebſtahl an? und überdieß ſprach man auch bereits im ganzen Lande davon, daß jener ſonſt vermaledeite Böſewicht doch ſo ehrlich ſey, keinen ſeiner Gehülfen zu verrathen. Eben hatte dem Weber ſeine Frau den Tag vorher die freylich nicht tröſtliche Nachricht mitgetheilt: daß ſie zum ſiebenten Mahle ſchwanger ſey. Auch darüber nachdenkend, ſaß er gerade in der Dämmerung, und erhohlte ſich ein wenig von den Arbeiten des Tages, als er den fürchterlichen Beſuch der Gerichtsperſonen eintreten ſah. Ein Schauder am ganzen Leibe überlief ihn ſogleich; aber vollends jedes Haar auf ſeinem Haupte, jeder Blutstropfen in ſeinen Adern erſtarrte, als er, wiewohl noch kurz und dunkel, von der lügenhaften Ausſage jenes Böſewichts etwas vernahm. Indeß ſein

Weib

Weib in Ohnmacht hinsank, seine Kinder um Hülfe und Erbarmen schrieen, und seine Nachbarn zusammenliefen, ließ er sich hinschleppen, wie ein Sinnloser, und gestand gleich bey der ersten Frage vor Gericht, Alles, was er gethan hatte, Alles, was er wußte.

Aber auch bey der größten Aufrichtigkeit traf sein Geständniß mit der Angabe des Hundssattlers noch äußerst wenig überein. Umsonst betheuerte der Weber im Verhör mit seinem Ankläger, daß er an allen übrigen Unthaten schuldlos sey; umsonst beschwur er mit Thränen, mit aufgehobenen Händen den Verleumder: sich nicht so frevelhaft, so grundlos an ihm zu versündigen; dieser blieb unverrückt auf seiner Rede. Die immer steigende Herzensangst des Webers galt für einen Beweis gegen ihn. Eben die Armuth, die ihn hätte vertheidigen sollen, machte, daß man ihn auch jedes Unternehmens fähig hielt; seine Acten wurden unter Umständen versendet, die im Voraus nicht viel Gutes ihm versprachen; das Urtheil hierauf war, wie gewöhnlich: Tortur, und zwar von Rechtswegen! Er erlitt sie; und das schreckbar! Denn so oft er sich unter Scharfrichters Händen befand, gestand er aus Schmerz Alles, was man fragte, und was man wollte. Ließ man mit Quälen nach, so widerrief er alsbald, und verhalf sich durch diesen Widerruf — nur zu erneuerter, verstärkter Qual. Sein öfteres Abläugnen galt für bloße Boßheit; der Beyhülfe zu einer Räuberey war er doch einmahl geständig; auf die Richtigkeit der übrigen erboth sich sein Mitgenosse zu sterben. Daß eine Privatfeindschaft zwischen ihnen geherrscht habe, konnte man aus nichts abnehmen. Dieß waren für die Urtheilsverfasser Gründe genug, um auf den

Tod zu sprechen. Sie erkannten für den Hundssattler das Rad, für den Weber den Strang. Als der kleinere Verbrecher sollte dieser letztere eine Todesangst minder leiden, und zuerst an den Galgen kommen.

Als den beyden Gefangenen dieser Ausspruch eröffnet ward, lächelte der Hundssattler verächtlich, und der Weber rang voll Jammer die Hände. Die Liebe zum Leben, mehr noch der Gram um seine nackten Kinder, um sein hülfloses Weib, erwachten mit grösster Stärke in ihm. Auch war diese Letztere in der That noch bedaurungswürdiger, als er selbst. Während seiner Verhaftung hatte sie und ihre sechs Waisen fast ganz von Almosen der Nachbarn gelebt. Nur mit äusserster Mühe hatte sie zwey oder drey Mahl die Erlaubniß erhalten, ihren Gatten zu sprechen. Sie hatte ihn gesehen, als man ihn mit noch ganz verrenkten Gliedern aus der Folterkammer zurück in den Kerker brachte. Steine hätten damahls ihr Jammer erweichen sollen. Daß sie in gegenwärtigen Umständen, bey der schwersten Handarbeit, beym öftern Laufen in die Stadt und wieder zurück in ihre Heimath, bey unablässiger Angst zur Nachtzeit und am Tage, bey der Noth, die sie drückte, bey der noch größern, die sie bedrohte, doch nicht ganz erlag; sondern immer noch in ihrer Schwangerschaft nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fortging, — Dieß würde unbegreiflich scheinen, wüßte man nicht schon aus andern Beyspielen, wie ungeheuer viel ein Mensch, und zumahl ein Weib, ertragen kann.

Ein einziger, aber schwacher Trost blieb ihr noch übrig; derjenige, welcher die Unglücklichen so selten ganz verläßt, die Hoffnung! — Daß ihr Mann, bis

auf jenes unſelige Schildwachſtehen, von allen Verbrechen ledig ſey, das wuſte ſie gewiß; denn noch im Gefängniß hatte er es aufs heiligſte ihr zugeſchworen; und ſie mußte, er werde ſie nicht hintergehen; wußte noch aus mancherley Umſtänden, daß er unmöglich des Hundsſattlers genauer Freund geweſen ſeyn könne. Daher hoffte ſie immer: ſeine Richter würden doch endlich einſehen, was ihr ſo ſonnenklar vor Augen ſtand; hoffte, der Himmel werde ſich ſeiner Unſchuld, und wäre es mit Zeichen oder Wundern, annehmen. Aber als der zum Hochgerichte anberaumte Tag nun da war; als ſie das Todesurtheil ſchon öffentlich ausſprechen hörte; als ſie ſah, wie man den Stab brach; wie ſich der Zug bereits in Ordnung ſetzte; und ihr Mann mit thränendem Auge ſie zum letzten Mahl umarmen wollte; da glaubte ſie freylich an keine Rettung mehr. Sie riß ſich von ihm los, und mit der ganzen Fülle der Verzweiflung, indem ſie ihr jüngſtes Kind auf dem Arm trug, das nächſte an der Hand fortriß, und den andern ihr zu folgen geboth, flog ſie zum Schloſſe hin, und verlangte vor ihren Fürſten gelaſſen zu werden.

Die Wache verwehrte ihr den Zutritt, denn ſie glaubte eine Wahnſinnige in ihr zu ſehen. Aber eine freundſchaftliche Seele flüſterte ihr zu, daß die Markgräfinn ſo eben im Schloßgarten ſich befände; alsbald eilte die Ärmſte dorthin, fand die Fürſtinn, und ſtürzte vor ihr aufs Knie hin. Auch hier von ihren Kindern umringt, beſchwur ſie bey dieſen unglücklichen Geſchöpfen, bey dem noch unglücklichern, das unter ihrem Herzen liege, und in wenigen Tagen das Licht erblicken ſolle, bey ihrem Jammer ohne Maß und Nah-

men; bey Allem, was der Himmel Erhabenes und Heiliges hat — bey dieſem und bey tauſend andern Dingen noch, beſchwur ſie die Markgräfinn: ſich ihres Mannes anzunehmen, und nicht zu dulden, daß er in dieſem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbſt, wenn er es hätte — Gott ſey ja gnädig! warum nicht auch Menſchen und Fürſten?

Das Herz der Prinzeſſinn war edel und weich. Sie fühlte ſich von dem Jammer dieſes unglücklichen Weibes, von den Thränen Derer, die ſo eben wahre Waiſen werden ſollten, und vom Schickſale Deſſen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie ging zu ihrem Gemahl, und bath ſelbſt für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürſten erhielt Befehl, aufs ſchnellſte Roß aus dem markgräflichen Stall ſich zu ſetzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Markgräfinn ermahnte ihn zwey Mahl ja zu eilen, was er könne; denn ſie beſorgte ſonſt, daß er zu ſpät kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So ſehr jene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzeſſinn ſich gefördert hatten, ſo war doch eine ziemliche Friſt darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgeſetzt worden. Das ganze Volk, das mit hinaus ſtrömte, bedauerte den Weber; ſelbſt Diejenigen, die auf ſein hartnäckiges Läugnen geſchmählt hatten, ſchloßen nun aus ſeinem Betragen auf ſeine Unſchuld, und wünſchten ſeine Befreyung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man ſuchte ihn noch zu verlängern, ſo viel man konnte. Man ward immer lauter, immer

unwilliger, je mehr man ſich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jetzt oder jetzt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Prieſter hatte bereits ſeine letzte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder ſtieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jetzt, indem er ſchon auf der dritten Sproſſe ſtand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wollte, jetzt wandte ſich der größte Theil Zuſchauer, halb unwillkührlich, noch ein Mahl gegen die Stadt zu, und Einige ſahen von Weitem etwas Weißes in der Luft. Man ſchrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkannte in nächſter Minute das Roß, den Zwerg und das weiße Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf ein Mahl. Man eilte dem Zwerg entgegen; man jauchzte von Neuem, als man die Hoffnung beſtätigt fand. Man rief von Neuem: Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war alſo die Wirkung, die dieſe angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch ſtärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verurſacht wurde; und dieſer war — nicht etwa der Weber ſelbſt, ſondern der Hundsſattler. Hartnäckig hatte dieſer Böſewicht ohne Gleichen im Gefängniß alle geiſtliche Zuſprüche, alle Erinnerungen an ein jenſeitiges Leben zurückgewieſen. „Er werde ſchon als ein Mann, und nicht als ein altes Weib zu ſterben wiſſen!“ Dieß war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über ſeine Miſſethaten ermahnte. In den letzten drey Tagen, wo man ihm (nach einer in verſchiedenen Ländern bey Verurtheilten gewöhnlichen Sitte) frey ſtellte, was er zu eſſen und zu trin-

ken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — „Das ſoll meine letzte Freude ſeyn," ſagte er, „zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er wirklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch ſich einſtellte, da ward der Hundsſattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vor„ſicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß iſt „die Probe, die ich mir ſetzte! Ich glaubte ſchon ge„wonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig," ſprach er; „iſt der Weber. Nur ge„zwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbſt das Geld, das er bekam, wollte er zurückge„ben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, wie den Tod ſelbſt, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „abſichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; ſondern „nur um zu ſehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „ſterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Bösewichtern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen bekam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Böswicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

drang; „Eines Nahmen und Wohnung kenne ich al„lerdings; und glaube auch, daß man seiner habhaft „werden dürfte. Dieser war in allen meinen Räube„reyen mein treuester Genosse; war, so einfältig er „sich stellt, schlauer als ich; und kann allerdings noch „mehr gestehen, als ich selbst." — Man fragte nach dem Nahmen; und er nannte — sollte man es glauben? — jenen armen Leinweber.

Daß derselbe, auf diese Angabe, sogleich gehohlt und hingesetzt ward, erräth man leicht. Aber keine Zunge erzählt, und keine Feder beschreibt das Schrecken, das der Unglückliche dabey empfand. Schon lange vorher, als er des Hundssattlers erste Verhaftung hörte, hatte er heimlich gefürchtet, in sein Schicksal mit verwickelt zu werden; doch nunmehr war er schon seit einer geraumen Frist wieder ruhig und sicher: denn was ging ihn jener Culmbacher Diebstahl an? und überdieß sprach man auch bereits im ganzen Lande davon, daß jener sonst vermaledeite Bösewicht doch so ehrlich sey, keinen seiner Gehülfen zu verrathen. Eben hatte dem Weber seine Frau den Tag vorher die freylich nicht tröstliche Nachricht mitgetheilt: daß sie zum siebenten Mahle schwanger sey. Auch darüber nachdenkend, saß er gerade in der Dämmerung, und erhohlte sich ein wenig von den Arbeiten des Tages, als er den fürchterlichen Besuch der Gerichtspersonen eintreten sah. Ein Schauder am ganzen Leibe überlief ihn sogleich; aber vollends jedes Haar auf seinem Haupte, jeder Blutstropfen in seinen Adern erstarrte, als er, wiewohl noch kurz und dunkel, von der lügenhaften Aussage jenes Bösewichts etwas vernahm. Indeß sein

Weib

Weib in Ohnmacht hinsank, seine Kinder um Hülfe und Erbarmen schrieen, und seine Nachbarn zusammenliefen, ließ er sich hinschleppen, wie ein Sinnloser, und gestand gleich bey der ersten Frage vor Gericht, Alles, was er gethan hatte, Alles, was er wußte.

Aber auch bey der größten Aufrichtigkeit traf sein Geständniß mit der Angabe des Hundssattlers noch äußerst wenig überein. Umsonst betheuerte der Weber im Verhör mit seinem Ankläger, daß er an allen übrigen Unthaten schuldlos sey; umsonst beschwur er mit Thränen, mit aufgehobenen Händen den Verleumder: sich nicht so frevelhaft, so grundlos an ihm zu versündigen; dieser blieb unverrückt auf seiner Rede. Die immer steigende Herzensangst des Webers galt für einen Beweis gegen ihn. Eben die Armuth, die ihn hätte vertheidigen sollen, machte, daß man ihn auch jedes Unternehmens fähig hielt; seine Acten wurden unter Umständen versendet, die im Voraus nicht viel Gutes ihm versprachen; das Urtheil hierauf war, wie gewöhnlich: Tortur, und zwar von Rechtswegen! Er erlitt sie; und das schreckbar! Denn so oft er sich unter Scharfrichters Händen befand, gestand er aus Schmerz Alles, was man fragte, und was man wollte. Ließ man mit Quälen nach, so widerrief er alsbald, und verhalf sich durch diesen Widerruf — nur zu erneuerter, verstärkter Qual. Sein öfteres Abläugnen galt für bloße Boßheit; der Beyhülfe zu einer Räuberey war er doch einmahl geständig; auf die Richtigkeit der übrigen erboth sich sein Mitgenosse zu sterben. Daß eine Privatfeindschaft zwischen ihnen geherrscht habe, konnte man aus nichts abnehmen. Dieß waren für die Urtheilsverfasser Gründe genug, um auf den

Tod zu sprechen. Sie erkannten für den Hundssattler das Rad, für den Weber den Strang. Als der kleinere Verbrecher sollte dieser letztere eine Todesangst minder leiden, und zuerst an den Galgen kommen.

Als den beyden Gefangenen dieser Ausspruch eröffnet ward, lächelte der Hundssattler verächtlich, und der Weber rang voll Jammer die Hände. Die Liebe zum Leben, mehr noch der Gram um seine nackten Kinder, um sein hülfloses Weib, erwachten mit gröster Stärke in ihm. Auch war diese Letztere in der That noch bedaurungswürdiger, als er selbst. Während seiner Verhaftung hatte sie und ihre sechs Waisen fast ganz von Almosen der Nachbarn gelebt. Nur mit äusserster Mühe hatte sie zwey oder drey Mahl die Erlaubniß erhalten, ihren Gatten zu sprechen. Sie hatte ihn gesehen, als man ihn mit noch ganz verrenkten Gliedern aus der Folterkammer zurück in den Kerker brachte. Steine hätten damahls ihr Jammer erweichen sollen. Daß sie in gegenwärtigen Umständen, bey der schwersten Handarbeit, beym öftern Laufen in die Stadt und wieder zurück in ihre Heimath, bey unabläßiger Angst zur Nachtzeit und am Tage, bey der Noth, die sie drückte, bey der noch größern, die sie bedrohte, doch nicht ganz erlag; sondern immer noch in ihrer Schwangerschaft nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fortging, — Dieß würde unbegreiflich scheinen, wüßte man nicht schon aus andern Beyspielen, wie ungeheuer viel ein Mensch, und zumahl ein Weib, ertragen kann.

Ein einziger, aber schwacher Trost blieb ihr noch übrig; derjenige, welcher die Unglücklichen so selten ganz verläßt, die Hoffnung! — Daß ihr Mann, bis

auf jenes unſelige Schildwachſtehen, von allen Verbrechen ledig ſey, das wuſte ſie gewiß; denn noch im Gefängniß hatte er es aufs heiligſte ihr zugeſchworen; und ſie mußte, er werde ſie nicht hintergehen; wußte noch aus mancherley Umſtänden, daß er unmöglich des Hundsſattlers genauer Freund geweſen ſeyn könne. Daher hoffte ſie immer: ſeine Richter würden doch endlich einſehen, was ihr ſo ſonnenklar vor Augen ſtand; hoffte, der Himmel werde ſich ſeiner Unſchuld, und wäre es mit Zeichen oder Wundern, annehmen. Aber als der zum Hochgerichte anberaumte Tag nun da war; als ſie das Todesurtheil ſchon öffentlich ausſprechen hörte; als ſie ſah, wie man den Stab brach; wie ſich der Zug bereits in Ordnung ſetzte; und ihr Mann mit thränendem Auge ſie zum letzten Mahl umarmen wollte; da glaubte ſie freylich an keine Rettung mehr. Sie riß ſich von ihm los, und mit der ganzen Fülle der Verzweiflung, indem ſie ihr jüngſtes Kind auf dem Arm trug, das nächſte an der Hand fortriß, und den andern ihr zu folgen geboth, flog ſie zum Schloſſe hin, und verlangte vor ihren Fürſten gelaſſen zu werden.

Die Wache verwehrte ihr den Zutritt, denn ſie glaubte eine Wahnſinnige in ihr zu ſehen. Aber eine freundſchaftliche Seele flüſterte ihr zu, daß die Markgräfinn ſo eben im Schloßgarten ſich befände; alsbald eilte die Ärmſte dorthin, fand die Fürſtinn, und ſtürzte vor ihr aufs Knie hin. Auch hier von ihren Kindern umringt, beſchwur ſie bey dieſen unglücklichen Geſchöpfen, bey dem noch unglücklichern, das unter ihrem Herzen liege, und in wenigen Tagen das Licht erblicken ſolle, bey ihrem Jammer ohne Maß und Nah-

men; bey Allem, was der Himmel Erhabenes und Heiliges hat — bey dieſem und bey tauſend andern Dingen noch, beſchwur ſie die Markgräfinn: ſich ihres Mannes anzunehmen, und nicht zu dulden, daß er in dieſem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbſt, wenn er es hätte — Gott ſey ja gnädig! warum nicht auch Menſchen und Fürſten?

Das Herz der Prinzeſſinn war edel und weich. Sie fühlte ſich von dem Jammer dieſes unglücklichen Weibes, von den Thränen Derer, die ſo eben wahre Waiſen werden ſollten, und vom Schickſale Deſſen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie ging zu ihrem Gemahl, und bath ſelbſt für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürſten erhielt Befehl, aufs ſchnellſte Roß aus dem markgräflichen Stall ſich zu ſetzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Markgräfinn ermahnte ihn zwey Mahl ja zu eilen, was er könne; denn ſie beſorgte ſonſt, daß er zu ſpät kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So ſehr jene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzeſſinn ſich gefördert hatten, ſo war doch eine ziemliche Friſt darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgeſetzt worden. Das ganze Volk, das mit hinaus ſtrömte, bedauerte den Weber; ſelbſt Diejenigen, die auf ſein hartnäckiges Läugnen geſchmählt hatten, ſchloßen nun aus ſeinem Betragen auf ſeine Unſchuld, und wünſchten ſeine Befreyung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man ſuchte ihn noch zu verlängern, ſo viel man konnte. Man ward immer lauter, immer

unwilliger, je mehr man ſich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jetzt oder jetzt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Prieſter hatte bereits ſeine letzte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder ſtieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jetzt, indem er ſchon auf der dritten Sproſſe ſtand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wollte, jetzt wandte ſich der gröſste Theil Zuſchauer, halb unwillkürlich, noch ein Mahl gegen die Stadt zu, und Einige ſahen von Weitem etwas Weiſses in der Luft. Man ſchrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkannte in nächſter Minute das Roſs, den Zwerg und das weiſse Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf ein Mahl. Man eilte dem Zwerg entgegen; man jauchzte von Neuem, als man die Hoffnung beſtätigt fand. Man rief von Neuem: Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war alſo die Wirkung, die dieſe angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch ſtärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verurſacht wurde; und dieſer war — nicht etwa der Weber ſelbſt, ſondern der Hundsſattler. Hartnäckig hatte dieſer Böſewicht ohne Gleichen im Gefängniſs alle geiſtliche Zuſprüche, alle Erinnerungen an ein jenſeitiges Leben zurückgewieſen. „Er werde ſchon als ein Mann, und nicht als ein altes Weib zu ſterben wiſſen!“ Dieſs war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über ſeine Miſſethaten ermahnte. In den letzten drey Tagen, wo man ihm (nach einer in verſchiedenen Ländern bey Verurtheilten gewöhnlichen Sitte) frey ſtellte, was er zu eſſen und zu trin-

ken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — „Das ſoll meine letzte Freude ſeyn," ſagte er, „zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er wirklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch ſich einſtellte, da ward der Hundsſattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vorſicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß iſt die Probe, die ich mir ſetzte! Ich glaubte ſchon gewonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig," ſprach er; „iſt der Weber. Nur gezwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbſt das Geld, das er bekam, wollte er zurückgeben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, wie den Tod ſelbſt, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „abſichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; ſondern „nur um zu ſehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „ſterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Böswichtern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen kam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so ruhigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Böswicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falsch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Englische Kriminal-Anecdote.

Jakob du Moulin war einer von den französischen Hugonotten, die der Religionseifer des so oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er im letzten Regierungsjahre Carls II. nach England; und nützte seine wenige noch gerettete Barschaft zum Ankauf einiger beym Zollhause für verfallen erklärter Waaren, die er dann stückweise wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen strebte.

Handelsleute dieser Art stehen gewöhnlich in England eben nicht im Credit der tadelfreysten Ehrlichkeit. Da sie mit Waaren handeln, worauf fast immer ein hoher Impost steht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, so gilt selbst der Ankauf beym königlichen Zollhause nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin, überdieß noch Ausländer, und von einer Landsmannschaft, die man in England niemahls liebte, blieb sehr natürlich von diesem Verdacht auch nicht be-

freyt. Dennoch hätte er Dieß leicht verſchmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, bloß perſönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falſches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falſchgemünzten Stücken; behauptete, ſolche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derſelben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, ſo blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umſtände vom Gegentheil ihn überführten, ſtets ſehr hartnäckig auf ſeiner Beſchuldigung; brachte ſich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor allmählig ſeine Kunden, und endlich faſt ſeinen ganzen Credit.

Einſt fügte es ſich, daß er an einen gewiſſen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr geſtanden hatte, einige Waaren, acht und ſiebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm ſogleich in Guineen und Portugaleſern empfing. Unter dieſem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber ſein Käufer auf Ehre verſicherte: daß er ſie alle ſorgfältig unterſucht, und gerade dieſe Stücke ſelbſt gewogen habe; ſo nahm er ſie an, und ſtellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich ſuchte du Moulin ſeinen Abkäufer wieder auf; brachte ſechs Goldſtücke zum Vorſchein, und verſicherte: ſie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von ſo ſchlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müſſe.

Harris unterſuchte dieſelben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: er wiſſe gewiß, daß ſie nicht unter ſeiner Auszahlung befindlich geweſen wären. Du Moulin blieb auf ſeinem Satze. „Er „habe," ſagte er, „dieſes Geld in eine Schublade „ganz allein gelegt; habe es ſogleich zur Bezahlung „eines bald fälligen Wechſels beſtimmt; habe, da „ſolcher heute eingegangen, das bisher verſchloſſene „Fach geöffnet, und beym Aufzählen dieſe unechten „Stücke gefunden. Kein anderer Menſch ſey in dieſen „Schrank gekommen; kein Irrthum ſey möglich; und „ganz gewiß wären es dieſelben Münzen, die er gleich „Anfangs habe ausſchießen wollen." Harris gerieth nun auch in Eifer, und beſchuldigte ſeinen Gegner der Betrügerey. Du Moulin, durch dieſen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beſchwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris dieſe ſechs unechten Goldſtücke mit richtigen austauſchen mußte.

Wie ſehr den Letztern Dieß verdroß, kann man leicht denken. Überzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, ſondern den Betrug auch mit einem Meineide unterſtützt habe, erzählte er dieſen Vorfall, wo er nur hinkam; ſchimpfte auf den diebiſchen Franzoſen, ſo viel er nur konnte; und traf auf eine Menge Menſchen, die ihm von eben demſelben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte ſich ein Gerücht, das bald weiter um ſich griff; und da du Moulin ſah, daß faſt alle ehrliche Leute ſich ſeines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn ſpreche, ſo belangte er ihn dieſer ehrenrührigen Reden

halber gerichtlich. Hierdurch aufs Äußerste gebracht, behauptete Letzterer nicht nur seine Rede, sondern da er auch auf noch mehrere Zeugen sich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, setzte er es endlich durch: daß solcher als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Haussuchung bey ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verstreut an; entdeckte, als man weiter suchte, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Goldscheidewasser, gestoßene Kreide, ein Paar Geldstämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sey. Die Art und Weise, wie er die Münzen auszustreuen gesucht hatte; wie er sie Leuten aufgedrungen, die ihn vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstützt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; selbst die trotzige Unwissenheit, mit welcher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ablögnete, die man ihm vor Augen legte; alles Dieß vergrößerte seine Schuld und seine Strafbarkeit bey jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war Beydes so übereinstimmend,

daß er die Gleichheit ſelbſt nicht läugnen konnte. Aber die That ſowohl, als auch die kleinſte Kenntniß von ihr, läugnete er hartnäckig. Die Geſchwornen ließen jedoch ſich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erſt abzutreten, auszuſprechen. Der Tag ſeines Todes ward angeſetzt.

Ungefähr drey Tage vor demſelben trug es ſich zu, daß ein gewiſſer Williams, der Anfangs bey einem Petſchierſtecher in die Lehre gegangen, dann aber von dieſem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen ſich beſchäftigte, von einem Hauſe herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochſchwangere Frau entſetzte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie ſogleich mißgebar. Sie merkte bald, daß Dieß ihr Ende ſeyn werde; ſie ließ daher ſo ſchleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; begehrte, daß man ſie Beyde allein laſſe, und that ihr dann ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten ſtehe ich wahrſcheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wiſſentlich mit Blutſchuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann iſt ganz ſchuldlos an dem Verbrechen, wofür er ſterben ſoll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon ſeit mehrern Jahren ſtand er mit drey andern Falſchmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was ſie prägten, habe ich ſelbſt Manches unter die Leute gebracht, und beſitze mithin Kenntniß von Allem. Einer von den übrigen Dreyen vermiethete ſich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlöſſer hinlänglich verſehen, hat er, ſo oft ſich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo ſein Herr ſeine Einnahme zu verwah-

ren pflegte, eröffnet, gutes Gold herausgenommen, und so viel unächtes dafür hingelegt. Auf diese Weise, die ich freylich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen; und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden Andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab sich sofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drey Personen an, und bewirkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder besonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerst an diese Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbenen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimmte auch der Zweyte ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, falsches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit sich. Die Vorlegung von diesem Allen machte diesen Verhafteten, der sonst auch geläugnet hätte, stutzig. Der

men; bey Allem, was der Himmel Erhabenes und Heiliges hat — bey dieſem und bey tauſend andern Dingen noch, beſchwur ſie die Markgräfinn: ſich ihres Mannes anzunehmen, und nicht zu dulden, daß er in dieſem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbſt, wenn er es hätte — Gott ſey ja gnädig! warum nicht auch Menſchen und Fürſten?

Das Herz der Prinzeſſinn war edel und weich. Sie fühlte ſich von dem Jammer dieſes unglücklichen Weibes, von den Thränen Derer, die ſo eben wahre Waiſen werden ſollten, und vom Schickſale Deſſen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie ging zu ihrem Gemahl, und bath ſelbſt für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürſten erhielt Befehl, aufs ſchnellſte Roß aus dem markgräflichen Stall ſich zu ſetzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Markgräfinn ermahnte ihn zwey Mahl ja zu eilen, was er könne; denn ſie beſorgte ſonſt, daß er zu ſpät kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So ſehr jene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzeſſinn ſich gefördert hatten, ſo war doch eine ziemliche Friſt darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgeſetzt worden. Das ganze Volk, das mit hinaus ſtrömte, bedauerte den Weber; ſelbſt Diejenigen, die auf ſein hartnäckiges Läugnen geſchmählt hatten, ſchloßen nun aus ſeinem Betragen auf ſeine Unſchuld, und wünſchten ſeine Befreyung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man ſuchte ihn noch zu verlängern, ſo viel man konnte. Man ward immer lauter, immer

unwilliger, je mehr man ſich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jetzt oder jetzt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Prieſter hatte bereits ſeine letzte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder ſtieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jetzt, indem er ſchon auf der dritten Sproſſe ſtand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wollte, jetzt wandte ſich der größte Theil Zuſchauer, halb unwillkührlich, noch ein Mahl gegen die Stadt zu, und Einige ſahen von Weitem etwas Weißes in der Luft. Man ſchrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkannte in nächſter Minute das Roß, den Zwerg und das weiße Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf ein Mahl. Man eilte dem Zwerg entgegen; man jauchzte von Neuem, als man die Hoffnung beſtätigt fand. Man rief von Neuem: Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war alſo die Wirkung, die dieſe angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch ſtärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verurſacht wurde; und dieſer war — nicht etwa der Weber ſelbſt, ſondern der Hundsſattler. Hartnäckig hatte dieſer Böſewicht ohne Gleichen im Gefängniß alle geiſtliche Zuſprüche, alle Erinnerungen an ein jenſeitiges Leben zurückgewieſen. „Er werde ſchon als ein Mann, und nicht als ein altes Weib zu ſterben wiſſen!“ Dieß war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über ſeine Miſſethaten ermahnte. In den letzten drey Tagen, wo man ihm (nach einer in verſchiedenen Ländern bey Verurtheilten gewöhnlichen Sitte) frey ſtellte, was er zu eſſen und zu trin-

ken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — „Das ſoll meine letzte Freude ſeyn," ſagte er, „zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er wirklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch ſich einſtellte, da ward der Hundsſattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vor„ſicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß iſt „die Probe, die ich mir ſetzte! Ich glaubte ſchon ge„wonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig," ſprach er; „iſt der Weber. Nur ge„zwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbſt das Geld, das er bekam, wollte er zurückge„ben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, wie den Tod ſelbſt, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „abſichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; ſondern „nur um zu ſehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „ſterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Böse-wichtern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen kam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Böswicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falsch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Engliſche Kriminal-Anecdote.

Jakob du Moulin war einer von den franzöſiſchen Hugonotten, die der Religionseifer des ſo oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er im letzten Regierungsjahre Carls II. nach England; und nützte ſeine wenige noch gerettete Barſchaft zum Ankauf einiger beym Zollhauſe für verfallen erklärter Waaren, die er dann ſtückweiſe wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen ſtrebte.

Handelsleute dieſer Art ſtehen gewöhnlich in England eben nicht im Credit der tadelfreyſten Ehrlichkeit. Da ſie mit Waaren handeln, worauf faſt immer ein hoher Impoſt ſteht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, ſo gilt ſelbſt der Ankauf beym königlichen Zollhauſe nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin, überdieß noch Ausländer, und von einer Landsmannſchaft, die man in England niemahls liebte, blieb ſehr natürlich von dieſem Verdacht auch nicht be-

freyt. Dennoch hätte er Dieß leicht verſchmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, bloß perſönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falſches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falſchgemünzten Stücken; behauptete, ſolche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derſelben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, ſo blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umſtände vom Gegentheil ihn überführten, ſtets ſehr hartnäckig auf ſeiner Beſchuldigung; brachte ſich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor allmählig ſeine Kunden, und endlich faſt ſeinen ganzen Credit.

Einſt fügte es ſich, daß er an einen gewiſſen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr geſtanden hatte, einige Waaren, acht und ſiebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm ſogleich in Guineen und Portugaleſern empfing. Unter dieſem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber ſein Käufer auf Ehre verſicherte: daß er ſie alle ſorgfältig unterſucht, und gerade dieſe Stücke ſelbſt gewogen habe; ſo nahm er ſie an, und ſtellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich ſuchte du Moulin ſeinen Abkäufer wieder auf; brachte ſechs Goldſtücke zum Vorſchein, und verſicherte: ſie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von ſo ſchlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müſſe.

men; bey Allem, was der Himmel Erhabenes und Heiliges hat — bey dieſem und bey tauſend andern Dingen noch, beſchwur ſie die Markgräfinn: ſich ihres Mannes anzunehmen, und nicht zu dulden, daß er in dieſem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbſt, wenn er es hätte — Gott ſey ja gnädig! warum nicht auch Menſchen und Fürſten?

Das Herz der Prinzeſſinn war edel und weich. Sie fühlte ſich von dem Jammer dieſes unglücklichen Weibes, von den Thränen Derer, die ſo eben wahre Waiſen werden ſollten, und vom Schickſale Deſſen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie ging zu ihrem Gemahl, und bath ſelbſt für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilchen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürſten erhielt Befehl, aufs ſchnellſte Roß aus dem markgräflichen Stall ſich zu ſetzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Markgräfinn ermahnte ihn zwey Mahl ja zu eilen, was er könne; denn ſie beſorgte ſonſt, daß er zu ſpät kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So ſehr jene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzeſſinn ſich gefördert hatten, ſo war doch eine ziemliche Friſt darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgeſetzt worden. Das ganze Volk, das mit hinaus ſtrömte, bedauerte den Weber; ſelbſt Diejenigen, die auf ſein hartnäckiges Läugnen geſchmählt hatten, ſchloßen nun aus ſeinem Betragen auf ſeine Unſchuld, und wünſchten ſeine Befreyung. Der Weg zum Hochgericht war fern; man ſuchte ihn noch zu verlängern, ſo viel man konnte. Man ward immer lauter, immer

unwilliger, je mehr man ſich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jetzt oder jetzt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Prieſter hatte bereits ſeine letzte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder ſtieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jetzt, indem er ſchon auf der dritten Sproſſe ſtand, und der Henker den Strick ihm um den Hals legen wollte, jetzt wandte ſich der gröſste Theil Zuſchauer, halb unwillkührlich, noch ein Mahl gegen die Stadt zu, und Einige ſahen von Weitem etwas Weiſses in der Luft. Man ſchrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkannte in nächſter Minute das Roſs, den Zwerg und das weiſse Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf ein Mahl. Man eilte dem Zwerg entgegen; man jauchzte von Neuem, als man die Hoffnung beſtätigt fand. Man rief von Neuem: Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war alſo die Wirkung, die dieſe angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch ſtärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verurſacht wurde; und dieſer war — nicht etwa der Weber ſelbſt, ſondern der Hundsſattler. Hartnäckig hatte dieſer Böſewicht ohne Gleichen im Gefängniſs alle geiſtliche Zuſprüche, alle Erinnerungen an ein jenſeitiges Leben zurückgewieſen. „Er werde ſchon als ein Mann, und nicht als ein altes Weib zu ſterben wiſſen!“ Dieſs war ſeine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Reue über ſeine Miſſethaten ermahnte. In den letzten drey Tagen, wo man ihm (nach einer in verſchiedenen Ländern bey Verurtheilten gewöhnlichen Sitte) frey ſtellte, was er zu eſſen und zu trin-

ken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — „Das ſoll meine letzte Freude ſeyn," ſagte er, „zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er wirklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch ſich einſtellte, da ward der Hundsſattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vor„ſicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß iſt „die Probe, die ich mir ſetzte! Ich glaubte ſchon ge„wonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig," ſprach er; „iſt der Weber. Nur ge„zwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbſt das Geld, das er bekam, wollte er zurückge„ben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, wie den Tod ſelbſt, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „abſichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; ſondern „nur um zu ſehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „ſterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Böswichtern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen bekam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Böswicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falsch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Engliſche Kriminal-Anecdote.

Jakob du Moulin war einer von den franzöſiſchen Hugonotten, die der Religionseifer des ſo oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er im letzten Regierungsjahre Carls II. nach England; und nützte ſeine wenige noch gerettete Barſchaft zum Ankauf einiger beym Zollhauſe für verfallen erklärter Waaren, die er dann ſtückweiſe wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen ſtrebte.

Handelsleute dieſer Art ſtehen gewöhnlich in England eben nicht im Credit der tadelfreyſten Ehrlichkeit. Da ſie mit Waaren handeln, worauf faſt immer ein hoher Impoſt ſteht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, ſo gilt ſelbſt der Ankauf beym königlichen Zollhauſe nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin, überdieß noch Ausländer, und von einer Landsmannſchaft, die man in England niemahls liebte, blieb ſehr natürlich von dieſem Verdacht auch nicht be-

freyt. Dennoch hätte er Dieß leicht verſchmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, bloß perſönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falſches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falſchgemünzten Stücken; behauptete, ſolche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derſelben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, ſo blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umſtände vom Gegentheil ihn überführten, ſtets ſehr hartnäckig auf ſeiner Beſchuldigung; brachte ſich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor allmählig ſeine Kunden, und endlich faſt ſeinen ganzen Credit.

Einſt fügte es ſich, daß er an einen gewiſſen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr geſtanden hatte, einige Waaren, acht und ſiebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm ſogleich in Guineen und Portugaleſern empfing. Unter dieſem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber ſein Käufer auf Ehre verſicherte: daß er ſie alle ſorgfältig unterſucht, und gerade dieſe Stücke ſelbſt gewogen habe; ſo nahm er ſie an, und ſtellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich ſuchte du Moulin ſeinen Abkäufer wieder auf; brachte ſechs Goldſtücke zum Vorſchein, und verſicherte: ſie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von ſo ſchlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müſſe.

Harris untersuchte dieselben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszahlung befindlich gewesen wären. Du Moulin blieb auf seinem Satze. „Er „habe," sagte er, „dieses Geld in eine Schublade „ganz allein gelegt; habe es sogleich zur Bezahlung „eines bald fälligen Wechsels bestimmt; habe, da „solcher heute eingegangen, das bisher verschlossene „Fach geöffnet, und beym Aufzählen diese unechten „Stücke gefunden. Kein anderer Mensch sey in diesen „Schrank gekommen; kein Irrthum sey möglich; und „ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich „Anfangs habe ausschießen wollen." Harris gerieth nun auch in Eifer, und beschuldigte seinen Gegner der Betrügerey. Du Moulin, durch diesen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beschwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris diese sechs unechten Goldstücke mit richtigen austauschen mußte.

Wie sehr den Letztern Dieß verdroß, kann man leicht denken. Überzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, sondern den Betrug auch mit einem Meineide unterstützt habe, erzählte er diesen Vorfall, wo er nur hinkam; schimpfte auf den diebischen Franzosen, so viel er nur konnte; und traf auf eine Menge Menschen, die ihm von eben demselben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte sich ein Gerücht, das bald weiter um sich griff; und da du Moulin sah, daß fast alle ehrliche Leute sich seines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn spreche, so belangte er ihn dieser ehrenrührigen Reden

halber gerichtlich. Hierdurch aufs Äußerste gebracht, behauptete Letzterer nicht nur seine Rede, sondern da er auch auf noch mehrere Zeugen sich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, setzte er es endlich durch: daß solcher als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Hausſuchung bey ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verstreut an; entdeckte, als man weiter suchte, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Goldscheidewasser, gestoßene Kreide, ein Paar Geldstämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sey. Die Art und Weise, wie er die Münzen auszustreuen gesucht hatte; wie er sie Leuten aufgedrungen, die ihn vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstützt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; selbst die trotzige Unwissenheit, mit welcher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ablögnete, die man ihm vor Augen legte; alles Dieß vergrößerte seine Schuld und seine Strafbarkeit bey jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war Beydes so übereinstimmend,

daß er die Gleichheit ſelbſt nicht läugnen konnte. Aber die That ſowohl, als auch die kleinſte Kenntniß von ihr, läugnete er hartnäckig. Die Geſchwornen ließen jedoch ſich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erſt abzutreten, auszuſprechen. Der Tag ſeines Todes ward angeſetzt.

Ungefähr drey Tage vor demſelben trug es ſich zu, daß ein gewiſſer Williams, der Anfangs bey einem Petſchierſtecher in die Lehre gegangen, dann aber von dieſem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen ſich beſchäftigte, von einem Hauſe herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochſchwangere Frau entſetzte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie ſogleich mißgebar. Sie merkte bald, daß Dieß ihr Ende ſeyn werde; ſie ließ daher ſo ſchleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; begehrte, daß man ſie Beyde allein laſſe, und that ihr dann ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten ſtehe ich wahrſcheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wiſſentlich mit Blutſchuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann iſt ganz ſchuldlos an dem Verbrechen, wofür er ſterben ſoll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon ſeit mehrern Jahren ſtand er mit drey andern Falſchmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was ſie prägten, habe ich ſelbſt Manches unter die Leute gebracht, und beſitze mithin Kenntniß von Allem. Einer von den übrigen Dreyen vermiethete ſich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlöſſer hinlänglich verſehen, hat er, ſo oft ſich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo ſein Herr ſeine Einnahme zu verwah-

ren pflegte, eröffnet, gutes Gold herausgenommen, und so viel unächtes dafür hingelegt. Auf diese Weise, die ich freylich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen; und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden Andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab sich sofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drey Personen an, und bewirkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder besonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerst an diese Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbenen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimmte auch der Zweyte ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, falsches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit sich. Die Vorlegung von diesem Allen machte diesen Verhafteten, der sonst auch geläugnet hätte, stutzig. Der

ken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — „Das ſoll meine letzte Freude ſeyn," ſagte er, „zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er wirklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch ſich einſtellte, da ward der Hundsſattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vor„ſicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß iſt „die Probe, die ich mir ſetzte! Ich glaubte ſchon ge„wonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig," ſprach er; „iſt der Weber. Nur ge„zwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbſt das Geld, das er bekam, wollte er zurückge„ben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, wie den Tod ſelbſt, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „abſichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; ſondern „nur um zu ſehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „ſterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Bösewichtern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen kam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Bösewicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falsch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Engliſche Kriminal-Anecdote.

Jakob du Moulin war einer von den franzöſiſchen Hugonotten, die der Religionseifer des ſo oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er im letzten Regierungsjahre Carls II. nach England; und nützte ſeine wenige noch gerettete Barſchaft zum Ankauf einiger beym Zollhauſe für verfallen erklärter Waaren, die er dann ſtückweiſe wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen ſtrebte.

Handelsleute dieſer Art ſtehen gewöhnlich in England eben nicht im Credit der tadelfreyſten Ehrlichkeit. Da ſie mit Waaren handeln, worauf faſt immer ein hoher Impoſt ſteht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, ſo gilt ſelbſt der Ankauf beym königlichen Zollhauſe nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin, überdieß noch Ausländer, und von einer Landsmannſchaft, die man in England niemahls liebte, blieb ſehr natürlich von dieſem Verdacht auch nicht be-

freyt. Dennoch hätte er Dieß leicht verschmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, bloß persönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falsches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falschgemünzten Stücken; behauptete, solche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derselben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, so blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umstände vom Gegentheil ihn überführten, stets sehr hartnäckig auf seiner Beschuldigung; brachte sich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor allmählig seine Kunden, und endlich fast seinen ganzen Credit.

Einst fügte es sich, daß er an einen gewissen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr gestanden hatte, einige Waaren, acht und siebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm sogleich in Guineen und Portugalleſern empfing. Unter diesem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber sein Käufer auf Ehre versicherte: daß er sie alle sorgfältig untersucht, und gerade diese Stücke selbst gewogen habe; so nahm er sie an, und stellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich suchte du Moulin seinen Abkäufer wieder auf; brachte sechs Goldstücke zum Vorschein, und versicherte: sie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von so schlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müsse.

Harris untersuchte dieselben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszahlung befindlich gewesen wären. Du Moulin blieb auf seinem Satze. „Er „habe," sagte er, „dieses Geld in eine Schublade „ganz allein gelegt; habe es sogleich zur Bezahlung „eines bald fälligen Wechsels bestimmt; habe, da „solcher heute eingegangen, das bisher verschlossene „Fach geöffnet, und beym Aufzählen diese unechten „Stücke gefunden. Kein anderer Mensch sey in diesen „Schrank gekommen; kein Irrthum sey möglich; und „ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich „Anfangs habe ausschießen wollen." Harris gerieth nun auch in Eifer, und beschuldigte seinen Gegner der Betrügerey. Du Moulin, durch diesen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beschwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris diese sechs unechten Goldstücke mit richtigen austauschen mußte.

Wie sehr den Letztern Dieß verdroß, kann man leicht denken. Überzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, sondern den Betrug auch mit einem Meineide unterstützt habe, erzählte er diesen Vorfall, wo er nur hinkam; schimpfte auf den diebischen Franzosen, so viel er nur konnte; und traf auf eine Menge Menschen, die ihm von eben demselben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte sich ein Gerücht, das bald weiter um sich griff; und da du Moulin sah, daß fast alle ehrliche Leute sich seines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn spreche, so belangte er ihn dieser ehrenrührigen Reden

halber gerichtlich. Hierdurch aufs Äußerste gebracht, behauptete Letzterer nicht nur seine Rede, sondern da er auch auf noch mehrere Zeugen sich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, setzte er es endlich durch: daß solcher als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Haussuchung bey ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verstreut an; entdeckte, als man weiter suchte, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Goldscheidewasser, gestoßene Kreide, ein Paar Geldstämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sey. Die Art und Weise, wie er die Münzen auszustreuen gesucht hatte; wie er sie Leuten aufgedrungen, die ihn vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstützt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; selbst die trotzige Unwissenheit, mit welcher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ablögnete, die man ihm vor Augen legte; alles Dieß vergrößerte seine Schuld und seine Strafbarkeit bey jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war Beydes so übereinstimmend,

daß er die Gleichheit selbst nicht läugnen konnte. Aber die That sowohl, als auch die kleinste Kenntniß von ihr, läugnete er hartnäckig. Die Geschwornen ließen jedoch sich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erst abzutreten, auszusprechen. Der Tag seines Todes ward angesetzt.

Ungefähr drey Tage vor demselben trug es sich zu, daß ein gewisser Williams, der Anfangs bey einem Petschierstecher in die Lehre gegangen, dann aber von diesem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen sich beschäftigte, von einem Hause herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochschwangere Frau entsetzte sich darüber dergestalt, daß sie sogleich mißgebar. Sie merkte bald, daß Dieß ihr Ende seyn werde; sie ließ daher so schleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; begehrte, daß man sie Beyde allein lasse, und that ihr dann ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten stehe ich wahrscheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wissentlich mit Blutschuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann ist ganz schuldlos an dem Verbrechen, wofür er sterben soll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon seit mehrern Jahren stand er mit drey andern Falschmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was sie prägten, habe ich selbst Manches unter die Leute gebracht, und besitze mithin Kenntniß von Allem. Einer von den übrigen Dreyen vermiethete sich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlösser hinlänglich versehen, hat er, so oft sich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo sein Herr seine Einnahme zu verwah-

ren pflegte, eröffnet, gutes Gold herausgenommen, und so viel unächtes dafür hingelegt. Auf diese Weise, die ich freylich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen; und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden Andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab sich sofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drey Personen an, und bewirkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder besonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerst an diese Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbenen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimmte auch der Zweyte ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, falsches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit sich. Die Vorlegung von diesem Allen machte diesen Verhafteten, der sonst auch geläugnet hätte, stutzig. Der

ken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — „Das ſoll meine letzte Freude ſeyn," ſagte er, „zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er wirklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch ſich einſtellte, da ward der Hundsſattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vorſicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß iſt die Probe, die ich mir ſetzte! Ich glaubte ſchon gewonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig," ſprach er; „iſt der Weber. Nur gezwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbſt das Geld, das er bekam, wollte er zurückgeben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, wie den Tod ſelbſt, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „abſichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; ſondern „nur um zu ſehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „ſterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Böse[illegible]ern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen bekam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Böswicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falsch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Englische Kriminal-Anecdote.

Jakob du Moulin war einer von den französischen Hugonotten, die der Religionseifer des so oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er im letzten Regierungsjahre Carls II. nach England; und nützte seine wenige noch gerettete Barschaft zum Ankauf einiger beym Zollhause für verfallen erklärter Waaren, die er dann stückweise wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen strebte.

Handelsleute dieser Art stehen gewöhnlich in England eben nicht im Credit der tadelfreyesten Ehrlichkeit. Da sie mit Waaren handeln, worauf fast immer ein hoher Impost steht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, so gilt selbst der Ankauf beym königlichen Zollhause nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin, überdieß noch Ausländer, und von einer Landsmannschaft, die man in England niemahls liebte, blieb sehr natürlich von diesem Verdacht auch nicht be-

freyt. Dennoch hätte er Dieß leicht verschmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, bloß persönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falsches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falschgemünzten Stücken; behauptete, solche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derselben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, so blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umstände vom Gegentheil ihn überführten, stets sehr hartnäckig auf seiner Beschuldigung; brachte sich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor allmählig seine Kunden, und endlich fast seinen ganzen Credit.

Einst fügte es sich, daß er an einen gewissen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr gestanden hatte, einige Waaren, acht und siebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm sogleich in Guineen und Portugalesern empfing. Unter diesem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber sein Käufer auf Ehre versicherte: daß er sie alle sorgfältig untersucht, und gerade diese Stücke selbst gewogen habe; so nahm er sie an, und stellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich suchte du Moulin seinen Abkäufer wieder auf; brachte sechs Goldstücke zum Vorschein, und versicherte: sie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von so schlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müsse.

Harris untersuchte dieselben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszahlung befindlich gewesen wären. Du Moulin blieb auf seinem Satze. „Er „habe," sagte er, „dieses Geld in eine Schublade „ganz allein gelegt; habe es sogleich zur Bezahlung „eines bald fälligen Wechsels bestimmt; habe, da „solcher heute eingegangen, das bisher verschlossene „Fach geöffnet, und beym Aufzählen diese unechten „Stücke gefunden. Kein anderer Mensch sey in diesen „Schrank gekommen; kein Irrthum sey möglich; und „ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich „Anfangs habe ausschießen wollen." Harris gerieth nun auch in Eifer, und beschuldigte seinen Gegner der Betrügerey. Du Moulin, durch diesen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beschwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris diese sechs unechten Goldstücke mit richtigen austauschen mußte.

Wie sehr den Letztern Dieß verdroß, kann man leicht denken. Überzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, sondern den Betrug auch mit einem Meineide unterstützt habe, erzählte er diesen Vorfall, wo er nur hinkam; schimpfte auf den diebischen Franzosen, so viel er nur konnte; und traf auf eine Menge Menschen, die ihm von eben demselben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte sich ein Gerücht, das bald weiter um sich griff; und da du Moulin sah, daß fast alle ehrliche Leute sich seines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn spreche, so belangte er ihn dieser ehrenrührigen Reden

halber gerichtlich. Hierdurch aufs Äußerste gebracht, behauptete Letzterer nicht nur, seine Rede, sondern da er auch auf noch mehrere Zeugen sich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, setzte er es endlich durch: daß solcher als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Haussuchung bey ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verstreut an; entdeckte, als man weiter suchte, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Goldscheidewasser, gestoßene Kreide, ein Paar Geldstämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sey. Die Art und Weise, wie er die Münzen auszustreuen gesucht hatte; wie er sie Leuten aufgedrungen, die ihn vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstützt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; selbst die trotzige Unwissenheit, mit welcher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ablögnete, die man ihm vor Augen legte; alles Dieß vergrößerte seine Schuld und seine Strafbarkeit bey jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war Beydes so übereinstimmend,

daß er die Gleichheit selbst nicht läugnen konnte. Aber die That sowohl, als auch die kleinste Kenntniß von ihr, läugnete er hartnäckig. Die Geschwornen ließen jedoch sich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erst abzutreten, auszusprechen. Der Tag seines Todes ward angesetzt.

Ungefähr drey Tage vor demselben trug es sich zu, daß ein gewisser Williams, der Anfangs bey einem Petschierstecher in die Lehre gegangen, dann aber von diesem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen sich beschäftigte, von einem Hause herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochschwangere Frau entsetzte sich darüber dergestalt, daß sie sogleich mißgebar. Sie merkte bald, daß Dieß ihr Ende seyn werde; sie ließ daher so schleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; begehrte, daß man sie Beyde allein lasse, und that ihr dann ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten stehe ich wahrscheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wissentlich mit Blutschuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann ist ganz schuldlos an dem Verbrechen, wofür er sterben soll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon seit mehrern Jahren stand er mit drey andern Falschmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was sie prägten, habe ich selbst Manches unter die Leute gebracht, und besitze mithin Kenntniß von Allem. Einer von den übrigen Dreyen vermiethete sich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlösser hinlänglich versehen, hat er, so oft sich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo sein Herr seine Einnahme zu verwah-

ren pflegte, eröffnet, gutes Gold herausgenommen, und so viel unächtes dafür hingelegt. Auf diese Weise, die ich freylich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen; und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden Andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab sich sofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drey Personen an, und bewirkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder besonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerst an diese Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbenen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimmte auch der Zweyte ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, falsches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit sich. Die Vorlegung von diesem Allen machte diesen Verhafteten, der sonst auch geläugnet hätte, stutzig. Der

Richter drang ernstlicher in ihn, und machte ihm zugleich einige entfernte Hoffnung durch ein aufrichtiges Geständniß, sein Leben fristen zu können. Dieß wirkte endlich. Er bekannte, daß er schon lange mit dem Gestorbenen, und mit Dem, der vor ihm verhört worden, in Verbindung gestanden habe; daß Beyde oft, in seiner Gegenwart und mit seiner Theilnahme, falsches Gold geprägt hätten; daß er aber von der Art und Weise, wie es untergebracht worden, keine Kenntniß habe; weil dieß bloß Williams und vielleicht auch du Moulins Bediente auf sich genommen hätten.

Auf dieses, nachher noch umständlicher wiederhohlte Geständniß, und auf die wahrhaft befundene Anzeige: wo man noch mehr Prägewerkzeuge und falsche Münzen finden würde, schob man nicht nur du Moulins Hinrichtung auf, sondern jene Beyden wurden auch für überführt und des Todes schuldig erklärt. Gleichwohl läugneten sie immer fort hartnäckig ihr Vergehen; und auch gegen du Moulin wollte der Verdacht (wenigstens bey Vielen im Volk) noch nicht verschwinden. Daß jene später Verhafteten schuldig wären, zweifelte man keineswegs; aber daß die Anklage gegen sie bloß angestellt worden sey, um den eben so schuldigen du Moulin zu retten, glaubte man allerdings. Den Umstand, daß man falsches Gold nicht nur zerstreut, sondern auch in ganzen Haufen bey ihm angetroffen habe, konnte er noch zur Noth durch den Vorwand entkräften, daß er es in Geldzahlungen von Unbekannten, an welche er sich nicht mehr zu halten wisse, empfangen, und nachher ausgeklaubt habe. Doch der üble Umstand, daß man Stampel und andere Prägwerkzeuge bey ihm so wohl verwahrt gefunden, konnte durch seine, immer im all-

gemeinſten Ausdruck gemachte Verſicherung: daß er nicht wiſſe noch begreifen könne, wo ſie hergekommen? nicht widerlegt werden. Auch hatte man von der Betrügerey ſeines Bedienten immer noch kein recht gültiges Zeugniß. Jener eingeſtändige Falſchmünzer hatte nur gegen den Geſtorbenen und gegen den zweyten Mitſchuldigen gehörig und beſtimmt ausgeſagt. Williams Frau war todt. Ihre Erzählung hatte nur du Moulins Gattinn mit angehört, die hier unmöglich für unparteyiſch gelten konnte. Von den Überwieſenen hatte freylich keiner den du Moulin ſelbſt als Mitſchuldigen angegeben. Seine Freunde hoben dieſen Umſtand ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Recht betrachtet, bewies er nichts. Die aufgefundenen Stämpel blieben immer demungeachtet ein harter Verdacht.

Doch während auf dieſe Art die öffentliche Meinung noch hin- und herſchwankte, war man ſo glücklich, bey einer nochmahligen Unterſuchung, in einem Schranke, der du Moulins Diener gehörte, eine kleine, ſehr gut verborgene Schublade, und in dieſer einen Bund Schlüſſel, nebſt einem in Wachs abgedrückten zu finden. Dieſen Abdruck verglich man mit den Schlüſſeln ſelbſt, und ſieh da, derjenige, der genau hineinpaßte, ſchloß jenen Schrank du Moulins, in welchem man die Stämpel und die einzelnen Haufen falſcher Münzen angetroffen hatte. Als man daher dieſen Menſchen nochmahls verhörte, legte man ihm ganz unerwartet Schlüſſel und Wachsabdruck vor, und fragte ihn: Was er noch gegen dieſen Beweis einzuwenden habe? Jetzt erſchrack und erblaßte er; die Thränen traten ihm in die Augen, und er bekannte: „Ja, er ſey ſchon verſchiedene Jahre hindurch nicht nur Münzver-

Harris unterſuchte dieſelben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: er wiſſe gewiß, daß ſie nicht unter ſeiner Auszahlung befindlich geweſen wären. Du Moulin blieb auf ſeinem Satze. „Er „habe," ſagte er, „dieſes Geld in eine Schublade „ganz allein gelegt; habe es ſogleich zur Bezahlung „eines bald fälligen Wechſels beſtimmt; habe, da „ſolcher heute eingegangen, das bisher verſchloſſene „Fach geöffnet, und beym Aufzählen dieſe unechten „Stücke gefunden. Kein anderer Menſch ſey in dieſen „Schrank gekommen; kein Irrthum ſey möglich; und „ganz gewiß wären es dieſelben Münzen, die er gleich „Anfangs habe ausſchießen wollen." Harris gerieth nun auch in Eifer, und beſchuldigte ſeinen Gegner der Betrügerey. Du Moulin, durch dieſen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beſchwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris dieſe ſechs unechten Goldſtücke mit richtigen austauſchen mußte.

Wie ſehr den Letztern Dieß verdroß, kann man leicht denken. Überzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, ſondern den Betrug auch mit einem Meineide unterſtützt habe, erzählte er dieſen Vorfall, wo er nur hinkam; ſchimpfte auf den diebiſchen Franzoſen, ſo viel er nur konnte; und traf auf eine Menge Menſchen, die ihm von eben demſelben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte ſich ein Gerücht, das bald weiter um ſich griff; und da du Moulin ſah, daß faſt alle ehrliche Leute ſich ſeines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn ſpreche, ſo belangte er ihn dieſer ehrenrührigen Reden

halber gerichtlich. Hierdurch aufs Äußerſte gebracht, behauptete Letzterer nicht nur ſeine Rede, ſondern da er auch auf noch mehrere Zeugen ſich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, ſetzte er es endlich durch: daß ſolcher als ein falſcher Münzer verhaftet, und eine Hausſuchung bey ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falſcher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verſtreut an; entdeckte, als man weiter ſuchte, verſchiedene Feilen, eine Flaſche mit Goldſcheidewaſſer, geſtoßene Kreide, ein Paar Geldſtämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, ſondern auch ein Betrüger von der abſcheulichſten Gattung ſey. Die Art und Weiſe, wie er die Münzen auszuſtreuen geſucht hatte; wie er ſie Leuten aufgedrungen, die ihn vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverſchämtheit, womit er ſeine Forderung unterſtützt, der Meineid, den er geſchworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; ſelbſt die trotzige Unwiſſenheit, mit welcher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ablögnete, die man ihm vor Augen legte; alles Dieß vergrößerte ſeine Schuld und ſeine Strafbarkeit bey jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war Beydes ſo übereinſtimmend,

daß er die Gleichheit selbst nicht läugnen konnte. Aber die That sowohl, als auch die kleinste Kenntniß von ihr, läugnete er hartnäckig. Die Geschwornen ließen jedoch sich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erst abzutreten, auszusprechen. Der Tag seines Todes ward angesetzt.

Ungefähr drey Tage vor demselben trug es sich zu, daß ein gewisser Williams, der Anfangs bey einem Petschierstecher in die Lehre gegangen, dann aber von diesem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen sich beschäftigte, von einem Hause herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochschwangere Frau entsetzte sich darüber dergestalt, daß sie sogleich mißgebar. Sie merkte bald, daß Dieß ihr Ende seyn werde; sie ließ daher so schleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; begehrte, daß man sie Beyde allein lasse, und that ihr dann ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten stehe ich wahrscheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wissentlich mit Blutschuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann ist ganz schuldlos an dem Verbrechen, wofür er sterben soll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon seit mehrern Jahren stand er mit drey andern Falschmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was sie prägten, habe ich selbst Manches unter die Leute gebracht, und besitze mithin Kenntniß von Allem. Einer von den übrigen Dreyen vermiethete sich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlösser hinlänglich versehen, hat er, so oft sich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo sein Herr seine Einnahme zu verwah-

ren pflegte, eröffnet, gutes Gold herausgenommen, und ſo viel unächtes dafür hingelegt. Auf dieſe Weiſe, die ich freylich jetzt für abſcheulich erkenne, iſt der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen; und würde jetzt ſogar bald ſein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anſtrengung und höchſter Gewiſſensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, dieſe Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erſchöpft. Nachdem ſie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden Andern von ihr Beſchuldigten angegeben hatte, ward ſie von Zuckungen überfallen; ward ſprachlos und verſchied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab ſich ſofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drey Perſonen an, und bewirkte, daß ſie noch dieſen Tag in Verhaft genommen und jeder beſonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerſt an dieſe Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in ſeinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den geſtorbenen Williams und deſſen Frau nie gekannt; hatte nie wiſſentlich einen Penny falſches Geld ausgegeben; kurz, war ſo ſchuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie ſtimmte auch der Zweyte ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchſuchung ihrer Wohnungen abgeſchickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falſcher Münzen, falſches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit ſich. Die Vorlegung von dieſem Allen machte dieſen Verhafteten, der ſonſt auch geläugnet hätte, ſtutzig. Der

ken wünſche, hatte er ſich noch ſo gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als ſie das weiße Stäbchen brachen, ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Lärmen des Pöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn äußerten, und über das Zittern ſeines Kameraden geſpottet. — „Das ſoll meine letzte Freude ſeyn," ſagte er, „zuzuſehen, wie dieſer fromme Dieb ſeine Abſchiedscapriole ſchneidet!" Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Geſichtsfarbe ſchaute er wirklich hin, als dieſer Arme die Leiter hinaufſtieg.

Doch als gerade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch ſich einſtellte, da ward der Hundsſattler auf einmahl bleicher als eine weißgetünchte Wand, trat ein Paar Schritte zurück und rief: „Ja, es iſt ein Gott im Himmel, und eine Vor„ſicht, an die ich bisher niemahls glaubte! Dieß iſt „die Probe, die ich mir ſetzte! Ich glaubte ſchon ge„wonnen zu haben, und ſehe nun, daß ich verliere." — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unſchuldig," ſprach er; „iſt der Weber. Nur ge„zwungen that er jene Wache, indeß wir raubten. „Selbſt das Geld, das er bekam, wollte er zurückge„ben, ſo ſehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. „Jeden Diebſtahl hat er ſonſt, wie den Tod ſelbſt, „gehaßt. Alles dieß wußte ich, und verleumdete ihn „abſichtlich. Doch nicht etwa aus Rachgier; ſondern „nur um zu ſehen, ob es eine göttliche Gerechtigkeit „gebe, die ſich der Unſchuld annehmen werde. Jetzt „erkenne ich, es gibt eine; und ich bitte, man führe „mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich „ſterben muß. Ich will dafür auch noch Manches be-

„kennen, was wohl verdient, daß man einige Tage „länger mich leben läßt."

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangen ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurückgebracht, und man erfuhr bey einem neuen Verhör allerdings Manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemahligen Genossen wahrhaft an; viele wurden noch eingezogen und das Land von Bösewichtern gesäubert. Über eine Menge von Diebstählen kam man ersprießliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward außer Zweifel gestellt. Als ungefähr zehn oder zwölf Tage darauf der Hundssattler zum zweyten Mahl hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone, und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Änderung viel inneren Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen; aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte noch sonst mancher Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Bösewicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beym offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten!

Falsch-Münzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach.

Englische Kriminal-Anecdote.

Jakob du Moulin war einer von den französischen Hugonotten, die der Religionseifer des so oft zur Unzeit großgenannten Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieb. Mit Weib und Kind floh er im letzten Regierungsjahre Carls II. nach England; und nützte seine wenige noch gerettete Barschaft zum Ankauf einiger beym Zollhause für verfallen erklärter Waaren, die er dann stückweise wieder mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen strebte.

Handelsleute dieser Art stehen gewöhnlich in England eben nicht im Credit der tadelfreysten Ehrlichkeit. Da sie mit Waaren handeln, worauf fast immer ein hoher Impost steht, und mit welchen ein vorzüglicher Schleichhandel getrieben wird, so gilt selbst der Ankauf beym königlichen Zollhause nur größten Theils für einen Deckmantel eigener Contrebande. Du Moulin, überdieß noch Ausländer, und von einer Landsmannschaft, die man in England niemahls liebte, blieb sehr natürlich von diesem Verdacht auch nicht be-

freyt. Dennoch hätte er Dieß leicht verschmerzen können, wäre nur zu jenem allgemeinen Argwohn nicht noch ein neuer, bloß persönlicher, hinzugekommen. Man bemerkte nähmlich in einiger Zeit, daß du Moulin oft falsches Gold ausgäbe; es noch dazu auf eine Art ausgäbe, die ihn zweyfach verhaßt machen mußte. Wenn er oft von rechtlichen Leuten Geld empfangen hatte, kam er nach einiger Zeit mit falschgemünzten Stücken; behauptete, solche von ihnen empfangen zu haben, und verlangte Auswechslung derselben. Wiewohl nun jene oft mit vieler Hitze es abläugneten, so blieb er doch, wenn nicht ganz unläugbare Umstände vom Gegentheil ihn überführten, stets sehr hartnäckig auf seiner Beschuldigung; brachte sich dadurch bald in einen üblen Ruf; verlor allmählig seine Kunden, und endlich fast seinen ganzen Credit.

Einst fügte es sich, daß er an einen gewissen William Harris, der noch nie mit ihm in Verkehr gestanden hatte, einige Waaren, acht und siebenzig Pfund am Werthe, verkaufte, und das Geld von ihm sogleich in Guineen und Portugalleſern empfing. Unter diesem Golde kamen dem du Moulin zwar gleich Anfangs einige Stücke verdächtig vor; da ihm aber sein Käufer auf Ehre versicherte: daß er sie alle sorgfältig untersucht, und gerade diese Stücke selbst gewogen habe; so nahm er sie an, und stellte über die ganze Summe eine Quittung aus.

Einige Tage vergingen. Plötzlich suchte du Moulin seinen Abkäufer wieder auf; brachte sechs Goldstücke zum Vorschein, und versicherte: sie wären ein Theil jener empfangenen Summe, aber von so schlechtem Metall, daß er ihre Auswechslung begehren müsse.

Harris untersuchte dieselben, erkannte ebenfalls ihre Unechtheit, behauptete aber zugleich: er wisse gewiß, daß sie nicht unter seiner Auszahlung befindlich gewesen wären. Du Moulin blieb auf seinem Satze. „Er „habe," sagte er, „dieses Geld in eine Schublade „ganz allein gelegt; habe es sogleich zur Bezahlung „eines bald fälligen Wechsels bestimmt; habe, da „solcher heute eingegangen, das bisher verschlossene „Fach geöffnet, und beym Aufzählen diese unechten „Stücke gefunden. Kein anderer Mensch sey in diesen „Schrank gekommen; kein Irrthum sey möglich; und „ganz gewiß wären es dieselben Münzen, die er gleich „Anfangs habe ausschießen wollen." Harris gerieth nun auch in Eifer, und beschuldigte seinen Gegner der Betrügerey. Du Moulin, durch diesen Vorwurf nicht in Furcht, aber wohl in Zorn gebracht, ging zu einem Friedensrichter, beschwur, was er kurz vorher angegeben hatte, und erhielt: daß Harris diese sechs unechten Goldstücke mit richtigen austauschen mußte.

Wie sehr den Letztern Dieß verdroß, kann man leicht denken. Überzeugt, daß du Moulin nicht nur ihn betrogen, sondern den Betrug auch mit einem Meineide unterstützt habe, erzählte er diesen Vorfall, wo er nur hinkam; schimpfte auf den diebischen Franzosen, so viel er nur konnte; und traf auf eine Menge Menschen, die ihm von eben demselben ähnliche Vorfälle erzählten. So formte sich ein Gerücht, das bald weiter um sich griff; und da du Moulin sah, daß fast alle ehrliche Leute sich seines Umgangs entäußerten; da ihm der Grund davon nicht lange fremd blieb; und da er hörte: daß Harris allenthalben laut gegen ihn spreche, so belangte er ihn dieser ehrenrührigen Reden

halber gerichtlich. Hierdurch aufs Äußerste gebracht, behauptete Letzterer nicht nur seine Rede, sondern da er auch auf noch mehrere Zeugen sich berief, die vom du Moulin auf gleiche Art betrogen worden wären, setzte er es endlich durch: daß solcher als ein falscher Münzer verhaftet, und eine Haussuchung bey ihm verordnet wurde.

Es war kaum möglich noch mehr zu finden, als man hier wirklich fand. Denn man traf in einer Schublade ganz allein eine Menge falscher Goldmünzen; traf eine ziemliche Anzahl von gleichem Gehalt unter anderm Gelde, an andern Orten verstreut an; entdeckte, als man weiter suchte, verschiedene Feilen, eine Flasche mit Goldscheidewasser, gestoßene Kreide, ein Paar Geldstämpel, und noch andere Werkzeuge zum Münzen. Nun war wohl kein Zweifel mehr, daß der Verhaftete nicht nur ein Betrüger, sondern auch ein Betrüger von der abscheulichsten Gattung sey. Die Art und Weise, wie er die Münzen auszustreuen gesucht hatte; wie er sie Leuten aufgedrungen, die ihm vorher ehrlich und redlich bezahlten; die Unverschämtheit, womit er seine Forderung unterstützt, der Meineid, den er geschworen, die Klage, die er gegen Harris erhoben hatte; selbst die trotzige Unwissenheit, mit welcher er noch jetzt nichts begreifen wollte, und mit welcher er Dinge ablögnete, die man ihm vor Augen legte; alles Dieß vergrößerte seine Schuld und seine Strafbarkeit bey jedem, der davon hörte. Man verglich die zum Prägen gefundenen Werkzeuge mit den ausgegebenen und bey ihm angetroffenen Münzen; man verglich das noch ungemünzt gefundene Metall mit dem gemünzten; es war Beydes so übereinstimmend,

daß er die Gleichheit ſelbſt nicht läugnen konnte. Aber die That ſowohl, als auch die kleinſte Kenntniß von ihr, läugnete er hartnäckig. Die Geſchwornen ließen jedoch ſich dadurch nicht einen Augenblick irren, das: Schuldig! ohne erſt abzutreten, auszuſprechen. Der Tag ſeines Todes ward angeſetzt.

Ungefähr drey Tage vor demſelben trug es ſich zu, daß ein gewiſſer Williams, der Anfangs bey einem Petſchierſtecher in die Lehre gegangen, dann aber von dieſem Gewerbe wieder ausgetreten war, und mit kleinen Handthierungen ſich beſchäftigte, von einem Hauſe herabfiel, und auf der Stelle todt liegen blieb. Seine hochſchwangere Frau entſetzte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie ſogleich mißgebar. Sie merkte bald, daß Dieß ihr Ende ſeyn werde; ſie ließ daher ſo ſchleunig als möglich du Moulins Gattinn rufen; begehrte, daß man ſie Beyde allein laſſe, und that ihr dann ungefähr folgende Eröffnung.

„Binnen wenig Minuten ſtehe ich wahrſcheinlich vor dem Thron eines höhern Richters. Unmöglich kann ich, wiſſentlich mit Blutſchuld beladen, vor ihn treten. Ihr Mann iſt ganz ſchuldlos an dem Verbrechen, wofür er ſterben ſoll. Aber leider der Meinige war es nicht! Schon ſeit mehrern Jahren ſtand er mit drey andern Falſchmünzern in genauer Verbindung. Von dem, was ſie prägten, habe ich ſelbſt Manches unter die Leute gebracht, und beſitze mithin Kenntniß von Allem. Einer von den übrigen Dreyen vermiethete ſich zu ihrem Mann. Mit Dietrichen zur Eröffnung aller Schlöſſer hinlänglich verſehen, hat er, ſo oft ſich Gelegenheit fand, das Schreibepult, und die übrigen Schränke, wo ſein Herr ſeine Einnahme zu verwah-

ren pflegte, eröffnet, gutes Gold herausgenommen, und so viel unächtes dafür hingelegt. Auf diese Weise, die ich freylich jetzt für abscheulich erkenne, ist der arme du Moulin um Handlung, Credit und Freyheit gekommen; und würde jetzt sogar bald sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht die Strafgerichte des Himmels meinen Mann und mich ergriffen hätten."

Nur mit größter Anstrengung und höchster Gewissensunruhe vermochte die Kranke, oder Sterbende vielmehr, diese Erzählung abzulegen. Ihre Kräfte waren nunmehr erschöpft. Nachdem sie nur noch die Nahmen und den Wohnort der beyden Andern von ihr Beschuldigten angegeben hatte, ward sie von Zuckungen überfallen; ward sprachlos und verschied wenige Minuten darauf. Du Moulins Frau begab sich sofort zum Richter; erzählte ihm das Ebengehörte; gab die drey Personen an, und bewirkte, daß sie noch diesen Tag in Verhaft genommen und jeder besonders verhört wurden. Du Moulins Bedienter kam zuerst an diese Reihe; aber er läugnete alles geradezu. Er hatte in seinem Leben nicht gehört, wie man Geld präge; hatte den gestorbenen Williams und dessen Frau nie gekannt; hatte nie wissentlich einen Penny falsches Geld ausgegeben; kurz, war so schuldlos, als möglich. Ganz die gleiche Melodie stimmte auch der Zweyte ein. Aber als der Dritte verhört wurde, kam gerade ein Gerichtsdiener, der zur Durchsuchung ihrer Wohnungen abgeschickt worden war, zurück, und brachte eine Menge falscher Münzen, falsches rohes Metall und Werkzeuge, die zum Prägen gebraucht werden konnten, mit sich. Die Vorlegung von diesem Allen machte diesen Verhafteten, der sonst auch geläugnet hätte, stutzig. Der

Richter drang ernſtlicher in ihn, und machte ihm zugleich einige entfernte Hoffnung durch ein aufrichtiges Geſtändniß, ſein Leben friſten zu können. Dieß wirkte endlich. Er bekannte, daß er ſchon lange mit dem Geſtorbenen, und mit Dem, der vor ihm verhört worden, in Verbindung geſtanden habe; daß Beyde oft, in ſeiner Gegenwart und mit ſeiner Theilnahme, falſches Gold geprägt hätten; daß er aber von der Art und Weiſe, wie es untergebracht worden, keine Kenntniß habe; weil dieß bloß Williams und vielleicht auch du Moulins Bediente auf ſich genommen hätten.

Auf dieſes, nachher noch umſtändlicher wiederhohlte Geſtändniß, und auf die wahrhaft befundene Anzeige: wo man noch mehr Prägewerkzeuge und falſche Münzen finden würde, ſchob man nicht nur du Moulins Hinrichtung auf, ſondern jene Beyden wurden auch für überführt und des Todes ſchuldig erklärt. Gleichwohl läugneten ſie immer fort hartnäckig ihr Vergehen; und auch gegen du Moulin wollte der Verdacht (wenigſtens bey Vielen im Volk) noch nicht verſchwinden. Daß jene ſpäter Verhafteten ſchuldig wären, zweifelte man keineswegs; aber daß die Anklage gegen ſie bloß angeſtellt worden ſey, um den eben ſo ſchuldigen du Moulin zu retten, glaubte man allerdings. Den Umſtand, daß man falſches Gold nicht nur zerſtreut, ſondern auch in ganzen Haufen bey ihm angetroffen habe, konnte er noch zur Noth durch den Vorwand entkräften, daß er es in Geldzahlungen von Unbekannten, an welche er ſich nicht mehr zu halten wiſſe, empfangen, und nachher ausgeklaubt habe. Doch der üble Umſtand, daß man Stampel und andere Prägwerkzeuge bey ihm ſo wohl verwahrt gefunden, konnte durch ſeine, immer im all-

gemeinſten Ausdruck gemachte Verſicherung: daß er nicht wiſſe noch begreifen könne, wo ſie hergekommen? nicht widerlegt werden. Auch hatte man von der Betrügerey ſeines Bedienten immer noch kein recht gültiges Zeugniß. Jener eingeſtändige Falſchmünzer hatte nur gegen den Geſtorbenen und gegen den zweyten Mitſchuldigen gehörig und beſtimmt ausgeſagt. Williams Frau war todt. Ihre Erzählung hatte nur du Moulins Gattinn mit angehört, die hier unmöglich für unparteyiſch gelten konnte. Von den Überwieſenen hatte freylich keiner den du Moulin ſelbſt als Mitſchuldigen angegeben. Seine Freunde hoben dieſen Umſtand ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Recht betrachtet, bewies er nichts. Die aufgefundenen Stämpel blieben immer demungeachtet ein harter Verdacht.

Doch während auf dieſe Art die öffentliche Meinung noch hin- und herſchwankte, war man ſo glücklich, bey einer nochmahligen Unterſuchung, in einem Schranke, der du Moulins Diener gehörte, eine kleine, ſehr gut verborgene Schublade, und in dieſer einen Bund Schlüſſel, nebſt einem in Wachs abgedrückten zu finden. Dieſen Abdruck verglich man mit den Schlüſſeln ſelbſt, und ſieh da, derjenige, der genau hineinpaßte, ſchloß jenen Schrank du Moulins, in welchem man die Stämpel und die einzelnen Haufen falſcher Münzen angetroffen hatte. Als man daher dieſen Menſchen nochmahls verhörte, legte man ihm ganz unerwartet Schlüſſel und Wachsabdruck vor, und fragte ihn: Was er noch gegen dieſen Beweis einzuwenden habe? Jetzt erſchrack und erblaßte er; die Thränen traten ihm in die Augen, und er bekannte: „Ja, er ſey ſchon verſchiedene Jahre hindurch nicht nur Münzver-

Mischer, sondern auch vorzüglich Derjenige gewesen, der die falsche Münze seiner Genossen in Umlauf zu bringen gewußt habe. Bloß in dieser Absicht habe er sich zum du Moulin vermiethet; habe zu allen seinen Schränken und Cassen sich bald Nachschlüssel zu verschaffen gewußt; habe sich aber sorgfältig gehütet, auch nur das Geringste zu entwenden, damit man seinen Auswechslungs-Kunstgriff um so weniger argwöhnen möge. Als der Handel mit Harris gerichtlich geworden, sey er in Sorgen gerathen, weil er wohl gewußt habe, daß er die in seiner Kiste befindlichen Werkzeuge auf den Fall einer Hausuntersuchung in der heimlichen Schublade, auf welche er sein ganzes Vertrauen gesetzt, nicht lassen könne. Immer habe er daher von ihnen, so viel er gekonnt, bey sich getragen. Als die Gerichtsbedienten zur wirklichen Untersuchung beordert worden, habe er sie von Weitem kommen gesehen; sey so schnell als möglich in seines schon verhafteten Herrn Kabinett geeilt; habe solches sowohl, als den Geldkasten und Hauptschrank, mit Nachschlüsseln geöffnet, Stämpel, Metalle, Scheidewasser, noch andere Werkzeuge und mehrere falsche Münzen hineingeworfen, und habe Alles kaum wieder verschließen können, als die Gerichtspersonen schon vor der Thür erschienen wären."

Auf diese Art war du Moulins Unschuld nun an den Tag gebracht und gerettet. Alle Umstände, die vorher wider ihn zeugten, waren aufgeklärt. Der Eid, den er gegen Harris ablegte: daß er die Münze, welche er zurückbrachte, wirklich von ihm empfangen habe; — dieser Eid war freylich ein Meineid gewesen; aber weder Nachlässigkeit, noch Unachtsamkeit, am allerwe-

nig-

nigſten Boßheit, hatte denſelben verurſacht. Er hatte die falſchen Goldſtücke wirklich in dem Fache gefunden, in welchem er jene Summe allein aufbewahrt hatte; daß ſie immittelſt durch eine andere Hand verfälſcht worden, konnte er auf keine Art muthmaßen. — Wenn man übrigens bedenkt, wie manche Zufälligkeit ſich ereignen mußte, um einem ſchuldloſen, ſchon auf ſo vielfältige Art tiefgebeugten Mann, das Letzte, was ihm ein treuloſer Bedienter noch übrig gelaſſen, das Leben zu retten; wenn man erwägt: wie ohne Williams jähen Tod, ohne ſeiner Frauen letzte Gewiſſensangſt, du Moulin in aller Augen als ein mannigfacher, verſtockter Verbrecher hingerichtet worden wäre; dann kann man ſich wohl nicht eines kleinen Schauders bey dem Gedanken enthalten: Wie oft mag nicht, ſelbſt bey ſorgfältiger Gerechtigkeit, die Unſchuld bluten, indeß die Boßheit mit heimlichem Hohnlachen zuſchaut!

Mordbrenner und Schadenſtifter, um für heilig zu gelten. *)

Ein junger kurländiſcher Bauer, der auf einer Herrſchaft **) des Grafen von Medem, als Knecht in dem Geſinde ***) ſeines ältern Bruders diente, kam, um ſich ein ruhigeres Leben und größere Achtung bey ſeinen Mitgenoſſen zu erwerben, auf den Einfall: Ob es nicht möglich ſeyn ſollte, ſich in den Ruf einer gewiſſen Heiligkeit zu ſetzen? — Die Emſigkeit, mit welcher er alle Sonntage in die Kirche ging, die Andacht, mit welcher er der Predigt zuzuhören ſchien, ein dreymahliger Genuß des Abendmahls im Jahre, und ein ſanfter, ſchlei-

*) Dieſe Geſchichte, die ich ſchon 1785. nach einer mündlichen Erzählung bekannt machte, iſt nachher von der — Deutſchlands Hochachtung durch Geiſt und Herz ſo ſehr verdienenden — Frau von der Recke in ihrer über Caglioſtro bekannt gemachten Schrift 1787. noch einmahl erzählt, und in einigen Nebenumſtänden berichtigt worden. Ich habe von dieſen Letztern hier Gebrauch gemacht.

**) Was man in Kurland Gebieth nennt. —

***) Das Geſinde heißt in Kurland die Wohnung eines Bauers mit allen Wirthſchaftsgebäuden, da es in Kurland eigentlich keine zuſammenhängende Dörfer gibt. — Graf von Medem war der Vater der ſchon erwähnten edlen Eliſe und der Herzoginn von Kurland.

chender Ton in Worten und Werken ſchienen ihm zur Erreichung ſeines Endzwecks noch nicht hinreichend. Er ſuchte auch ſeine Verbindung mit dem Himmel durch Thatſachen zu bewähren, die allerdings mehr ins Auge fielen.

Denn ſo oft ihn jemand beleidigte, ertrug er Recht und Unrecht zwar mit gröſter Geduld, höchſtens mit einer chriſtlichen Warnung; ſchlich aber um die Wohnung und die Wirthſchaft des Beleidigers ſo lange ganz im Stillen, bis er ſeinen Vortheil erſah, und das beſte Roß im Stalle, die ſchönſte Kuh im Hofe, oder ſonſt ein vorzügliches Stück Hausvieh — todt da lag. War ihm dieſe ſchändliche That nun gelungen, und fand man den Schaden, dann geſellte er ſich, wie von ungefähr, zu den Gekränkten; ließ ſich Alles erzählen; hörte mit ſichtlicher Theilnahme zu; bedauerte und tröſtete; miſchte aber auch immer in ſeine Worte die Erinnerung: „Ob ſie nicht daran gedächten, wie er neulich von ihnen gekränkt, ſie von ihm gewarnt worden wären? „Gott verlaſſe Diejenigen nicht, die ihm vertrauten; „aber er ſtrafe auch Jene, die ſeine Lieblinge antaſteten!“

Freylich hätte eine ſolche Rede wohl gegen ihn Verdacht erregen können! Doch nicht gerechnet, daß er ſich deren gegen Menſchen bediente, die eben nicht mißtrauiſch waren, ſo verband er ſie auch mit Maßregeln, die allen vielleicht möglichen Argwohn erſticken mußten. Ja, nicht ſelten trieb er ſeine Heucheley ſo weit, daß er ſelbſt von ſeiner geringen Barſchaft zum Erſatz des Schadens freywillig etwas beytrug! — Man hielt ihn daher in der That für einen frommen, nur etwas kopfhängerigen Mann. Er konnte ſchon auf einen anſehnlichen Theil ſeiner Mitbauern nach Wunſch

und Belieben wirken. Die beste Kost und die wenigste Arbeit ward ihm zu Theil. Die Würde eines halben Heiligen ward errungen. Er hoffte bald seinen ganzen Endzweck zu erreichen, wenn es ihm nur noch mit einem recht auffallenden Beyspiele gelänge.

Einst, als er, den Sonntag darauf, wieder zum Abendmahl gehen wollte, befahl ihm sein älterer Bruder in nächster Woche mit Korn nach Liebau auf den Markt zu fahren. Es war Winter; das Wetter gerade um diese Zeit höchst unfreundlich, der Weg dahin schlecht, und das ganze Geschäft unserm Halbheiligen unangenehm. Er brachte daher einen andern Knecht dazu im Vorschlag; erhielt aber zur Antwort: daß dieser ebenfalls schon seine bestimmte Arbeit habe. Ein kleiner Wortwechsel entstand nun zwischen den Brüdern. Der jüngere erklärte: daß er zwar reisen wolle, daß er aber seinen Bruder und dessen Kinder bedaure; „denn Gott werde es nicht ungerächt lassen, daß man „einen seiner Lieblinge absichtlich kränke." Der Ältere behauptete, wie billig, daß die jenem aufgetragene Arbeit keine Kränkung wäre; lachte über die ihm angedrohte Strafe, und erkühnte sich zu sagen: daß ein Liebling Gottes auch arbeiten müsse. Der träge Heuchler mußte endlich nachgeben; versprach mit Anfang nächster Woche zu reisen; blieb aber immer bey der Besorgniß: daß die Reue nur allzu früh sich einstellen werde.

Er hatte Recht. Dieser kleine Zwist fiel Freytags vor. Des Sonnabends darauf, als nach kurländischer Sitte der Hauswirth nebst seinem Gesinde im Bade — welches immer in einer kleinen Entfernung von der Wohnung zu liegen pflegt — sich befanden, hörten sie

plötzlich: Feuer! Feuer! rufen; sprangen erschrocken, größten Theils nackend, heraus, und sahen ihre Wohnung in voller Flamme stehen. Rettung war unmöglich. Alle Gebäude, alle Vorräthe des Bauern, alle Habseligkeiten von ihm und seinen Knechten gingen in der Flamme auf. — Der jüngere Bruder hattte zuerst die Lohe erblickt, zuerst Feuer! gerufen, doch so gut wie die Übrigen Alles verloren. Aber mehr über den Verlust seines Bruders, als über seinen eigenen betrübt, — manchem Heiligen der ältern und manchem Mächtigern der neuern Zeiten gleich, daß er ein Unheil beklagte, welches er selbst angestiftet hatte, — fragte er Jenen nun: Ob er noch seiner gestrigen Rede gedenke? „Sagt' ich dir es nicht, lieber Bruder? Warnt' ich „dich nicht? Wirst du nun einsehen, daß Gott seiner „und der Seinigen nicht spotten läßt?" und ging des andern Morgens mit der Miene der frömmsten Ergebenheit, nebst mehrern seiner Mitbauern zur Kirche, sprach noch unter Weges in den erbaulichsten Ausdrücken von der gestrigen Rache des Himmels; und bereitete sich demüthigst vor, das Nachtmahl zu empfangen.

Schon seit geraumer Zeit war er auch hierbey aus Scheinheiligkeit gewohnt, ganz der Letzte zu seyn, der vor dem Altar hinkniete. Die Kälte war heute äußerst groß; dem Priester, einem guten, aber durch das Alter schon geschwächten Greis, zitterten die Hände heute zweyfach, weil der Frost sie erstarrte, der lange Verzug sie ermüdete. Als daher jetzt jener Letzte niederknien, und der Geistliche die Hostie ihm reichen wollte, ließ er sie fallen, und sie zerbrach. So äußerst natürlich dieser Zufall war, so sehr bestürzte er den Heuchler, der wohl fühlte, wie unwürdig der christli-

chen Gemeinſchaft er hier kniee. Er hob daher die Hoſtie von der Erde auf, ſteckte ſie zitternd in den Mund, und ging den Übrigen nach, um den Altar herum.

Der Prieſter fing nun an den Kelch auszuſpenden. Je länger er dieſes that, je mühſamer ward es ihm. Nun kam der Letzte; durch ſein vorheriges Verſehen wahrſcheinlich ſelbſt ein wenig aus der Faſſung gebracht, wollte der Geiſtliche den Kelch recht feſt halten. Gerade dadurch gelang es ihm um ſo minder. Der Kelch glitt ebenfalls aus ſeiner Hand. Der ganze Wein war verſchüttet. Nicht einen Tropfen davon hatte der Heuchler erhalten.

Die Poſaune des Weltgerichts hätte den Elenden kaum ſtärker erſchrecken können, als dieſer Vorfall es that. Die bängſte Gewiſſensangſt bemächtigte ſich ſeiner. „Es iſt entſchieden," dachte er: „Jeſus Chriſtus „entzieht dir ſein Verſöhnungsopfer! will ſeinen Leib „und ſein Blut nicht mehr von dir entheiligen laſſen. „Vor aller Welt hat er Dieß jetzt kund gemacht. Stra„fe, zeitlich hier und ewig dort, wird auf dem Fuße „nachfolgen. Nur noch ein freywilliges Geſtändniß „kann ſie vielleicht — wenigſtens mildern!" — Er konnte kaum die noch wenigen Minuten des noch rückſtändigen Gottesdienſtes abwarten. Gleich nach demſelben, mithin, — wohlbemerkt, noch in der erſten Hitze, — flog er zum Prediger; fiel zu ſeinen Füßen; beſchwur denſelben, ihm zu helfen; erboth ſich, Alles zu geſtehen; und legte, da Dieſer gar nicht wußte, was er vergeben und wie er helfen ſolle, das unbefangenſte Geſtändniß ab: „daß er ſich bey ſeinen Mitbrüdern das „Anſehen eines Lieblings der Gottheit geben wollen; „daß er deßhalb das Vieh ſeiner Nachbarn gemordet,

„und auch gestern die Wohnung seines Bruders ange„zündet habe; daß es ihn aber nun von Herzensgrunde „reue, und er der fromme Christ wirklich werden wol„le, für den er bisher nur gegolten habe."

Man kann sich leicht denken, wie erstaunt der Geistliche bey diesem Geständnisse da stand. Sein Gewissen gab die Verschweigung der Schuld nicht zu. Der Missethäter ward verhaftet. Nach unsern Gesetzen wäre sein Tod, — oder in einigen Provinzen Deutschlands eine den Tod an Bitterkeit noch übertreffende, unerläßliche Strafe! — gewiß gewesen. Doch in Kurland haben alle Gutsbesitzer auf ihren Gütern die so genannten hohen Gerichte. Der gütige Graf von Medem ersetzte (was ihm zum Theil als Gutsbesitzer schon oblag) den Schaden der Abgebrannten; und da durch den Missethäter wenigstens kein Blut vergossen worden, so legte er ihm nur eine Leibesstrafe, und dreyjährige Bauarbeit in Ketten auf. Zugleich aber traf er Anstalt, daß dieser Unglückliche richtigere Begriffe von der Religion, die er entweiht hatte, erhielt; und noch jetzt*), nachdem er längst seine Strafe überstanden, lebt er als ein fleißiger, moralisch gebesserter Mensch zu Alt-Autz, einem Gute der Familie Medem.

*) Wenigstens lebte er, nichts weniger als schon betagt, 1787 noch, als Frau von der Recke die vorher erwähnte Schrift bekannt machte.

Auch Mordbrenner und Selbſtverräther.

Etwas Ähnlichkeit mit vorhergehender Begebenheit in Rückſicht des Verbrechens der Heucheley, die dabey obwaltete, und der Freywilligkeit des Geſtändniſſes hat, wie mich dünkt, die Geſchichte eines Unglücklichen, den ich ſelbſt in meinen Jünglingsjahren ſeine (faſt möchte ich ſagen, allzu harte) Strafe leiden ſah. Es fehlt ihr freylich das Ausgezeichnete in der Urſache der Entdeckung. Der Verbrecher kam hier auf einem weit gewöhnlichern Wege zur Gewiſſensunruhe und zur Selbſtangabe. Dennoch dünkt ſie mir auch in ſofern der Erzählung nicht unwerth, als man aus ihr erſieht: daß der Anſchein der Unſchuld alſo eben ſo trügend, als der Anſchein der Schuld ſeyn könne.

Auf einem Dorfe in der Oberlauſitz, unweit Budiſſin gelegen, verliebte ſich im Jahr 1770 oder 71 ein junger Bauer in eine ebenfalls noch junge, ziemlich wohlhabende Witwe; warb um ſie; erhielt aber abſchlägige Antwort. So weh ihm dieſe Letztere that, ſo ſchreckte ſie ihn doch nicht ganz ab. Er ſuchte vielmehr Alles hervor, was er nur wußte und vermochte, um ſich annehmlicher zu machen; vergebens! Endlich, als nichts anſchlagen wollte, ſchickte er ihr einen Brief, deſſen Anfang nochmahls-warb, und deſſen

Ende — drohte. „Ihre Verweigerung werde ſie" ver„ſicherte er, „einſt, und zwar bald gereuen; werde ſie noch „um Haus und Hof bringen, wenn ſie nicht eines „Beſſern ſich beſinne." — Dieß hieß freylich ſehr nachdrücklich geſprochen, ward aber doch — nicht erhört. Die Witwe heirathete bald darauf einen Andern, der ihr beſſer gefiel.

Acht oder zehn Tage nach dieſer Hochzeit ſtand eines Morgens ihr Bauergut ſchnell in heller Flamme, und verbrannte faſt bis auf den letzten Span. Es fanden ſich die allerdeutlichſten Spuren boßhafter Anlegung, und der Verdacht davon fiel, ſehr begreiflich, auf jenen unglücklichen Freywerber. Er ward ſogleich verhaftet, nach Budiſſin gebracht und verhört. Aber Trotz der allerſorgfältigſten Unterſuchung konnte man — außer jenen Drohworten, die er ſelbſt eingeſtand, doch viel linder deutete! — auch nicht den kleinſten Beweis gegen ihn aufbringen; vielmehr ergab ſich ein Umſtand, der ſehr zu ſeinen Gunſten ſprach. Das Feuer auf der Bäuerinn Gute war, wie bereits erwähnt worden, des Morgens, und zwar an einem Sonntags-Morgen ausgebrochen. An eben dieſem Sonntag nun hatte der Inquiſit in einer faſt vier Meilen von jener Brandſtätte entlegenen Kirche vor der Frühpredigt gebeichtet, und nach derſelben das Abendmahl empfangen. Noch mehr in eben dieſem ſo entlegenen Dorfe war er ſchon des Abends vorher befindlich geweſen, und hatte ſich zu gewöhnlicher Zeit ſchlafen gelegt. Über alle dieſe Puncte ſtellte er unverwerfliche Zeugen. Wollte man ihn auch für ruchlos genug halten, daß er einen ſolchen wichtigen, (für Leute ſeines Standes zweyfach ehrwürdigen) Tag durch

Mordbrenner und Schadenſtifter, um für heilig zu gelten. *)

Ein junger kurländiſcher Bauer, der auf einer Herrſchaft **) des Grafen von Medem, als Knecht in dem Geſinde ***) ſeines ältern Bruders diente, kam, um ſich ein ruhigeres Leben und größere Achtung bey ſeinen Mitgenoſſen zu erwerben, auf den Einfall: Ob es nicht möglich ſeyn ſollte, ſich in den Ruf einer gewiſſen Heiligkeit zu ſetzen? — Die Emſigkeit, mit welcher er alle Sonntage in die Kirche ging, die Andacht, mit welcher er der Predigt zuzuhören ſchien, ein dreymahliger Genuß des Abendmahls im Jahre, und ein ſanfter, ſchlei-

*) Dieſe Geſchichte, die ich ſchon 1785. nach einer mündlichen Erzählung bekannt machte, iſt nachher von der — Deutſchelands Hochachtung durch Geiſt und Herz ſo ſehr verdienenden — Frau von der Recke in ihrer über Caglioſtro bekannt gemachten Schrift 1787. noch einmahl erzählt, und in einigen Nebenumſtänden berichtigt worden. Ich habe von dieſen Letztern hier Gebrauch gemacht.

**) Was man in Kurland Gebieth nennt. —

***) Das Geſinde heißt in Kurland die Wohnung eines Bauers mit allen Wirthſchaftsgebäuden, da es in Kurland eigentlich keine zuſammenhängende Dörfer gibt. — Graf von Medem war der Vater der ſchon erwähnten edlen Eliſe und der Herzoginn von Kurland.

chender Ton in Worten und Werken ſchienen ihm zur Erreichung ſeines Endzwecks noch nicht hinreichend. Er ſuchte auch ſeine Verbindung mit dem Himmel durch Thatſachen zu bewähren, die allerdings mehr ins Auge fielen.

Denn ſo oft ihn jemand beleidigte, ertrug er Recht und Unrecht zwar mit gröſter Geduld, höchſtens mit einer chriſtlichen Warnung; ſchlich aber um die Wohnung und die Wirthſchaft des Beleidigers ſo lange ganz im Stillen, bis er ſeinen Vortheil erſah, und das beſte Roß im Stalle, die ſchönſte Kuh im Hofe, oder ſonſt ein vorzügliches Stück Hausvieh — todt da lag. War ihm dieſe ſchändliche That nun gelungen, und fand man den Schaden, dann geſellte er ſich, wie von ungefähr, zu den Gekränkten; ließ ſich Alles erzählen; hörte mit ſichtlicher Theilnahme zu; bedauerte und tröſtete; miſchte aber auch immer in ſeine Worte die Erinnerung: „Ob ſie nicht daran gedächten, wie er neulich von ihnen gekränkt, ſie von ihm gewarnt worden wären? „Gott verlaſſe Diejenigen nicht, die ihm vertrauten; „aber er ſtrafe auch Jene, die ſeine Lieblinge antaſteten!“

Freylich hätte eine ſolche Rede wohl gegen ihn Verdacht erregen können! Doch nicht gerechnet, daß er ſich deren gegen Menſchen bediente, die eben nicht mißtrauiſch waren, ſo verband er ſie auch mit Maßregeln, die allen vielleicht möglichen Argwohn erſticken mußten. Ja, nicht ſelten trieb er ſeine Heucheley ſo weit, daß er ſelbſt von ſeiner geringen Barſchaft zum Erſatz des Schadens freywillig etwas beytrug! — Man hielt ihn daher in der That für einen frommen, nur etwas kopfhängerigen Mann. Er konnte ſchon auf einen anſehnlichen Theil ſeiner Mitbauern nach Wunſch

und Belieben wirken. Die beste Kost und die wenigste Arbeit ward ihm zu Theil. Die Würde eines halben Heiligen ward errungen. Er hoffte bald seinen ganzen Endzweck zu erreichen, wenn es ihm nur noch mit einem recht auffallenden Beyspiele gelänge.

Einst, als er, den Sonntag darauf, wieder zum Abendmahl gehen wollte, befahl ihm sein älterer Bruder in nächster Woche mit Korn nach Liebau auf den Markt zu fahren. Es war Winter; das Wetter gerade um diese Zeit höchst unfreundlich, der Weg dahin schlecht, und das ganze Geschäft unserm Halbheiligen unangenehm. Er brachte daher einen andern Knecht dazu im Vorschlag; erhielt aber zur Antwort: daß dieser ebenfalls schon seine bestimmte Arbeit habe. Ein kleiner Wortwechsel entstand nun zwischen den Brüdern. Der jüngere erklärte: daß er zwar reisen wolle, daß er aber seinen Bruder und dessen Kinder bedaure; „denn Gott werde es nicht ungerächt lassen, daß man „einen seiner Lieblinge absichtlich kränke." Der Ältere behauptete, wie billig, daß die jenem aufgetragene Arbeit keine Kränkung wäre; lachte über die ihm angedrohte Strafe, und erkühnte sich zu sagen: daß ein Liebling Gottes auch arbeiten müsse. Der träge Heuchler mußte endlich nachgeben; versprach mit Anfang nächster Woche zu reisen; blieb aber immer bey der Besorgniß: daß die Reue nur allzu früh sich einstellen werde.

Er hatte Recht. Dieser kleine Zwist fiel Freytags vor. Des Sonnabends darauf, als nach kurländischer Sitte der Hauswirth nebst seinem Gesinde im Bade — welches immer in einer kleinen Entfernung von der Wohnung zu liegen pflegt — sich befanden, hörten sie

plötzlich: Feuer! Feuer! rufen; sprangen erschrocken, größten Theils nackend, heraus, und sahen ihre Wohnung in voller Flamme stehen. Rettung war unmöglich. Alle Gebäude, alle Vorräthe des Bauern, alle Habseligkeiten von ihm und seinen Knechten gingen in der Flamme auf. — Der jüngere Bruder hattte zuerst die Lohe erblickt, zuerst Feuer! gerufen, doch so gut wie die Übrigen Alles verloren. Aber mehr über den Verlust seines Bruders, als über seinen eigenen betrübt, — manchem Heiligen der ältern und manchem Mächtigern der neuern Zeiten gleich, daß er ein Unheil beklagte, welches er selbst angestiftet hatte, — fragte er Jenen nun: Ob er noch seiner gestrigen Rede gedenke? „Sagt' ich dir es nicht, lieber Bruder? Warnt' ich „dich nicht? Wirst du nun einsehen, daß Gott seiner „und der Seinigen nicht spotten läßt?" und ging des andern Morgens mit der Miene der frömmsten Ergebenheit, nebst mehrern seiner Mitbauern zur Kirche, sprach noch unter Weges in den erbaulichsten Ausdrücken von der gestrigen Rache des Himmels; und bereitete sich demüthigst vor, das Nachtmahl zu empfangen.

Schon seit geraumer Zeit war er auch hierbey aus Scheinheiligkeit gewohnt, ganz der Letzte zu seyn, der vor dem Altar hinkniete. Die Kälte war heute äußerst groß; dem Priester, einem guten, aber durch das Alter schon geschwächten Greis, zitterten die Hände heute zweyfach, weil der Frost sie erstarrte, der lange Verzug sie ermüdete. Als daher jetzt jener Letzte niederknien, und der Geistliche die Hostie ihm reichen wollte, ließ er sie fallen, und sie zerbrach. So äußerst natürlich dieser Zufall war, so sehr bestürzte er den Heuchler, der wohl fühlte, wie unwürdig der christli-

chen Gemeinſchaft er hier kniee. Er hob daher die Hoſtie von der Erde auf, ſteckte ſie zitternd in den Mund, und ging den Übrigen nach, um den Altar herum.

Der Prieſter fing nun an den Kelch auszuſpenden. Je länger er dieſes that, je mühſamer ward es ihm. Nun kam der Letzte; durch ſein vorheriges Verſehen wahrſcheinlich ſelbſt ein wenig aus der Faſſung gebracht, wollte der Geiſtliche den Kelch recht feſt halten. Gerade dadurch gelang es ihm um ſo minder. Der Kelch glitt ebenfalls aus ſeiner Hand. Der ganze Wein war verſchüttet. Nicht einen Tropfen davon hatte der Heuchler erhalten.

Die Poſaune des Weltgerichts hätte den Elenden kaum ſtärker erſchrecken können, als dieſer Vorfall es that. Die bängſte Gewiſſensangſt bemächtigte ſich ſeiner. „Es iſt entſchieden," dachte er: „Jeſus Chriſtus „entzieht dir ſein Verſöhnungsopfer! will ſeinen Leib „und ſein Blut nicht mehr von dir entheiligen laſſen. „Vor aller Welt hat er Dieß jetzt kund gemacht. Stra„fe, zeitlich hier und ewig dort, wird auf dem Fuße „nachfolgen. Nur noch ein freywilliges Geſtändniß „kann ſie vielleicht — wenigſtens mildern!" — Er konnte kaum die noch wenigen Minuten des noch rückſtändigen Gottesdienſtes abwarten. Gleich nach demſelben, mithin, — wohlbemerkt, noch in der erſten Hitze, — flog er zum Prediger; fiel zu ſeinen Füßen; beſchwur denſelben, ihm zu helfen; erboth ſich, Alles zu geſtehen; und legte, da Dieſer gar nicht wußte, was er vergeben und wie er helfen ſolle, das unbefangenſte Geſtändniß ab: „daß er ſich bey ſeinen Mitbrüdern das „Anſehen eines Lieblings der Gottheit geben wollen; „daß er deßhalb das Vieh ſeiner Nachbarn gemordet,

„und auch gestern die Wohnung seines Bruders ange„zündet habe; daß es ihn aber nun von Herzensgrunde „reue, und er der fromme Christ wirklich werden wol„le, für den er bisher nur gegolten habe."

Man kann sich leicht denken, wie erstaunt der Geistliche bey diesem Geständnisse da stand. Sein Gewissen gab die Verschweigung der Schuld nicht zu. Der Missethäter ward verhaftet. Nach unsern Gesetzen wäre sein Tod, — oder in einigen Provinzen Deutschlands eine den Tod an Bitterkeit noch übertreffende, unerläßliche Strafe! — gewiß gewesen. Doch in Kurland haben alle Gutsbesitzer auf ihren Gütern die so genannten hohen Gerichte. Der gütige Graf von Medem ersetzte (was ihm zum Theil als Gutsbesitzer schon oblag) den Schaden der Abgebrannten; und da durch den Missethäter wenigstens kein Blut vergossen worden, so legte er ihm nur eine Leibesstrafe, und dreyjährige Bauarbeit in Ketten auf. Zugleich aber traf er Anstalt, daß dieser Unglückliche richtigere Begriffe von der Religion, die er entweiht hatte, erhielt; und noch jetzt*), nachdem er längst seine Strafe überstanden, lebt er als ein fleißiger, moralisch gebesserter Mensch zu Alt-Autz, einem Gute der Familie Medem.

*) Wenigstens lebte er, nichts weniger als schon betagt, 1781 noch, als Frau von der Recke die vorher erwähnte Schrift bekannt machte.

Auch Mordbrenner und Selbſtverräther.

Etwas Ähnlichkeit mit vorhergehender Begebenheit in Rückſicht des Verbrechens der Heucheley, die dabey obwaltete, und der Freywilligkeit des Geſtändniſſes hat, wie mich dünkt, die Geſchichte eines Unglücklichen, den ich ſelbſt in meinen Jünglingsjahren ſeine (faſt möchte ich ſagen, allzu harte) Strafe leiden ſah. Es fehlt ihr freylich das Ausgezeichnete in der Urſache der Entdeckung. Der Verbrecher kam hier auf einem weit gewöhnlichern Wege zur Gewiſſensunruhe und zur Selbſtangabe. Dennoch dünkt ſie mir auch in ſofern der Erzählung nicht unwerth, als man aus ihr erſieht: daß der Anſchein der Unſchuld alſo eben ſo trügend, als der Anſchein der Schuld ſeyn könne.

Auf einem Dorfe in der Oberlauſitz, unweit Budiſſin gelegen, verliebte ſich im Jahr 1770 oder 71 ein junger Bauer in eine ebenfalls noch junge, ziemlich wohlhabende Witwe; warb um ſie; erhielt aber abſchlagige Antwort. So weh ihm dieſe Letztere that, ſo ſchreckte ſie ihn doch nicht ganz ab. Er ſuchte vielmehr Alles hervor, was er nur wußte und vermochte, um ſich annehmlicher zu machen; vergebens! Endlich, als nichts anſchlagen wollte, ſchickte er ihr einen Brief, deſſen Anfang nochmahls-warb, und deſſen

Ende — drohte. „Ihre Verweigerung werde sie" ver„sicherte er, „einst, und zwar bald gereuen; werde sie noch „um Haus und Hof bringen, wenn sie nicht eines „Bessern sich besinne." — Dieß hieß freylich sehr nachdrücklich gesprochen, ward aber doch — nicht erhört. Die Witwe heirathete bald darauf einen Andern, der ihr besser gefiel.

Acht oder zehn Tage nach dieser Hochzeit stand eines Morgens ihr Bauergut schnell in heller Flamme, und verbrannte fast bis auf den letzten Span. Es fanden sich die allerdeutlichsten Spuren boßhafter Anlegung, und der Verdacht davon fiel, sehr begreiflich, auf jenen unglücklichen Freywerber. Er ward sogleich verhaftet, nach Budissin gebracht und verhört. Aber Trotz der allersorgfältigsten Untersuchung konnte man — außer jenen Drohworten, die er selbst eingestand, doch viel linder deutete! — auch nicht den kleinsten Beweis gegen ihn aufbringen; vielmehr ergab sich ein Umstand, der sehr zu seinen Gunsten sprach. Das Feuer auf der Bäuerinn Gute war, wie bereits erwähnt worden, des Morgens, und zwar an einem Sonntags-Morgen ausgebrochen. An eben diesem Sonntag nun hatte der Inquisit in einer fast vier Meilen von jener Brandstätte entlegenen Kirche vor der Frühpredigt gebeichtet, und nach derselben das Abendmahl empfangen. Noch mehr in eben diesem so entlegenen Dorfe war er schon des Abends vorher befindlich gewesen, und hatte sich zu gewöhnlicher Zeit schlafen gelegt. Über alle diese Puncte stellte er unverwerfliche Zeugen. Wollte man ihn auch für ruchlos genug halten, daß er einen solchen wichtigen, (für Leute seines Standes zweyfach ehrwürdigen) Tag durch

Mordbrenner und Schadenſtifter, um für heilig zu gelten. *)

Ein junger kurländiſcher Bauer, der auf einer Herrſchaft **) des Grafen von Medem, als Knecht in dem Geſinde ***) ſeines ältern Bruders diente, kam, um ſich ein ruhigeres Leben und größere Achtung bey ſeinen Mitgenoſſen zu erwerben, auf den Einfall: Ob es nicht möglich ſeyn ſollte, ſich in den Ruf einer gewiſſen Heiligkeit zu ſetzen? — Die Emſigkeit, mit welcher er alle Sonntage in die Kirche ging, die Andacht, mit welcher er der Predigt zuzuhören ſchien, ein dreymahliger Genuß des Abendmahls im Jahre, und ein ſanfter, ſchlei-

*) Dieſe Geſchichte, die ich ſchon 1785. nach einer mündlichen Erzählung bekannt machte, iſt nachher von der — Deutſchlands Hochachtung durch Geiſt und Herz ſo ſehr verdienenden — Frau von der Recke in ihrer über Caglioſtro bekannt gemachten Schrift 1787. noch einmahl erzählt, und in einigen Nebenumſtänden berichtigt worden. Ich habe von dieſen Letztern hier Gebrauch gemacht.

**) Was man in Kurland Gebieth nennt. —

***) Das Geſinde heißt in Kurland die Wohnung eines Bauers mit allen Wirthſchaftsgebäuden, da es in Kurland eigentlich keine zuſammenhängende Dörfer gibt. — Graf von Medem war der Vater der ſchon erwähnten edlen Eliſe und der Herzoginn von Kurland.

chender Ton in Worten und Werken ſchienen ihm zur Erreichung ſeines Endzwecks noch nicht hinreichend. Er ſuchte auch ſeine Verbindung mit dem Himmel durch Thatſachen zu bewähren, die allerdings mehr ins Auge fielen.

Denn ſo oft ihn jemand beleidigte, ertrug er Recht und Unrecht zwar mit gröſster Geduld, höchſtens mit einer chriſtlichen Warnung; ſchlich aber um die Wohnung und die Wirthſchaft des Beleidigers ſo lange ganz im Stillen, bis er ſeinen Vortheil erſah, und das beſte Roß im Stalle, die ſchönſte Kuh im Hofe, oder ſonſt ein vorzügliches Stück Hausvieh — todt da lag. War ihm dieſe ſchändliche That nun gelungen, und fand man den Schaden, dann geſellte er ſich, wie von ungefähr, zu den Gekränkten; ließ ſich Alles erzählen; hörte mit ſichtlicher Theilnahme zu; bedauerte und tröſtete; miſchte aber auch immer in ſeine Worte die Erinnerung: „Ob ſie nicht daran gedächten, wie er neulich von ihnen gekränkt, ſie von ihm gewarnt worden wären? „Gott verlaſſe Diejenigen nicht, die ihm vertrauten; „aber er ſtrafe auch Jene, die ſeine Lieblinge antaſteten!“

Freylich hätte eine ſolche Rede wohl gegen ihn Verdacht erregen können! Doch nicht gerechnet, daß er ſich deren gegen Menſchen bediente, die eben nicht mißtrauiſch waren, ſo verband er ſie auch mit Maßregeln, die allen vielleicht möglichen Argwohn erſticken mußten. Ja, nicht ſelten trieb er ſeine Heucheley ſo weit, daß er ſelbſt von ſeiner geringen Barſchaft zum Erſatz des Schadens freywillig etwas beytrug! — Man hielt ihn daher in der That für einen frommen, nur etwas kopfhängerigen Mann. Er konnte ſchon auf einen anſehnlichen Theil ſeiner Mitbauern nach Wunſch

und Belieben wirken. Die beste Kost und die wenigste Arbeit ward ihm zu Theil. Die Würde eines halben Heiligen ward errungen. Er hoffte bald seinen ganzen Endzweck zu erreichen, wenn es ihm nur noch mit einem recht auffallenden Beyspiele gelänge.

Einst, als er, den Sonntag darauf, wieder zum Abendmahl gehen wollte, befahl ihm sein älterer Bruder in nächster Woche mit Korn nach Liebau auf den Markt zu fahren. Es war Winter; das Wetter gerade um diese Zeit höchst unfreundlich, der Weg dahin schlecht, und das ganze Geschäft unserm Halbheiligen unangenehm. Er brachte daher einen andern Knecht dazu im Vorschlag; erhielt aber zur Antwort: daß dieser ebenfalls schon seine bestimmte Arbeit habe. Ein kleiner Wortwechsel entstand nun zwischen den Brüdern. Der jüngere erklärte: daß er zwar reisen wolle, daß er aber seinen Bruder und dessen Kinder bedaure; „denn Gott werde es nicht ungerächt lassen, daß man „einen seiner Lieblinge absichtlich kränke." Der Ältere behauptete, wie billig, daß die jenem aufgetragene Arbeit keine Kränkung wäre; lachte über die ihm angedrohte Strafe, und erkühnte sich zu sagen: daß ein Liebling Gottes auch arbeiten müsse. Der träge Heuchler mußte endlich nachgeben; versprach mit Anfang nächster Woche zu reisen; blieb aber immer bey der Besorgniß: daß die Reue nur allzu früh sich einstellen werde.

Er hatte Recht. Dieser kleine Zwist fiel Freytags vor. Des Sonnabends darauf, als nach kurländischer Sitte der Hauswirth nebst seinem Gesinde im Bade — welches immer in einer kleinen Entfernung von der Wohnung zu liegen pflegt — sich befanden, hörten sie

plötzlich: Feu er! Feuer! rufen; sprangen erschrocken, größten Theils nackend, heraus, und sahen ihre Wohnung in voller Flamme stehen. Rettung war unmöglich. Alle Gebäude, alle Vorräthe des Bauern, alle Habseligkeiten von ihm und seinen Knechten gingen in der Flamme auf. — Der jüngere Bruder hattte zuerst die Lohe erblickt, zuerst Feuer! gerufen, doch so gut wie die Übrigen Alles verloren. Aber mehr über den Verlust seines Bruders, als über seinen eigenen betrübt, — manchem Heiligen der ältern und manchem Mächtigern der neuern Zeiten gleich, daß er ein Unheil beklagte, welches er selbst angestiftet hatte, — fragte er Jenen nun: Ob er noch seiner gestrigen Rede gedenke? „Sagt' ich dir es nicht, lieber Bruder? Warnt' ich „dich nicht? Wirst du nun einsehen, daß Gott seiner „und der Seinigen nicht spotten läßt?" und ging des andern Morgens mit der Miene der frömmsten Ergebenheit, nebst mehrern seiner Mitbauern zur Kirche, sprach noch unter Weges in den erbaulichsten Ausdrücken von der gestrigen Rache des Himmels; und bereitete sich demüthigst vor, das Nachtmahl zu empfangen.

Schon seit geraumer Zeit war er auch hierbey aus Scheinheiligkeit gewohnt, ganz der Letzte zu seyn, der vor dem Altar hinkniete. Die Kälte war heute äußerst groß; dem Priester, einem guten, aber durch das Alter schon geschwächten Greis, zitterten die Hände heute zweyfach, weil der Frost sie erstarrte, der lange Verzug sie ermüdete. Als daher jetzt jener Letzte niederknien, und der Geistliche die Hostie ihm reichen wollte, ließ er sie fallen, und sie zerbrach. So äußerst natürlich dieser Zufall war, so sehr bestürzte er den Heuchler, der wohl fühlte, wie unwürdig der christli-

chen Gemeinſchaft er hier kniee. Er hob daher die Hoſtie von der Erde auf, ſteckte ſie zitternd in den Mund, und ging den Übrigen nach, um den Altar herum.

Der Prieſter fing nun an den Kelch auszuſpenden. Je länger er dieſes that, je mühſamer ward es ihm. Nun kam der Letzte; durch ſein vorheriges Verſehen wahrſcheinlich ſelbſt ein wenig aus der Faſſung gebracht, wollte der Geiſtliche den Kelch recht feſt halten. Gerade dadurch gelang es ihm um ſo minder. Der Kelch glitt ebenfalls aus ſeiner Hand. Der ganze Wein war verſchüttet. Nicht einen Tropfen davon hatte der Heuchler erhalten.

Die Poſaune des Weltgerichts hätte den Elenden kaum ſtärker erſchrecken können, als dieſer Vorfall es that. Die bängſte Gewiſſensangſt bemächtigte ſich ſeiner. „Es iſt entſchieden," dachte er: „Jeſus Chriſtus „entzieht dir ſein Verſöhnungsopfer! will ſeinen Leib „und ſein Blut nicht mehr von dir entheiligen laſſen. „Vor aller Welt hat er Dieß jetzt kund gemacht. Stra„fe, zeitlich hier und ewig dort, wird auf dem Fuße „nachfolgen. Nur noch ein freywilliges Geſtändniß „kann ſie vielleicht — wenigſtens mildern!" — Er konnte kaum die noch wenigen Minuten des noch rückſtändigen Gottesdienſtes abwarten. Gleich nach demſelben, mithin, — wohlbemerkt, noch in der erſten Hitze, — flog er zum Prediger; fiel zu ſeinen Füßen; beſchwur denſelben, ihm zu helfen; erboth ſich, Alles zu geſtehen; und legte, da Dieſer gar nicht wußte, was er vergeben und wie er helfen ſolle, das unbefangenſte Geſtändniß ab: „daß er ſich bey ſeinen Mitbrüdern das „Anſehen eines Lieblings der Gottheit geben wollen; „daß er deßhalb das Vieh ſeiner Nachbarn gemordet,

„und auch gestern die Wohnung seines Bruders ange„zündet habe; daß es ihn aber nun von Herzensgrunde „reue, und er der fromme Christ wirklich werden wol„le, für den er bisher nur gegolten habe."

Man kann sich leicht denken, wie erstaunt der Geistliche bey diesem Geständnisse da stand. Sein Gewissen gab die Verschweigung der Schuld nicht zu. Der Missethäter ward verhaftet. Nach unsern Gesetzen wäre sein Tod, — oder in einigen Provinzen Deutschlands eine den Tod an Bitterkeit noch übertreffende, unerläßliche Strafe! — gewiß gewesen. Doch in Kurland haben alle Gutsbesitzer auf ihren Gütern die so genannten hohen Gerichte. Der gütige Graf von Medem ersetzte (was ihm zum Theil als Gutsbesitzer schon oblag) den Schaden der Abgebrannten; und da durch den Missethäter wenigstens kein Blut vergossen worden, so legte er ihm nur eine Leibesstrafe, und dreyjährige Bauarbeit in Ketten auf. Zugleich aber traf er Anstalt, daß dieser Unglückliche richtigere Begriffe von der Religion, die er entweiht hatte, erhielt; und noch jetzt*), nachdem er längst seine Strafe überstanden, lebt er als ein fleißiger, moralisch gebesserter Mensch zu Alt-Auz, einem Gute der Familie Medem.

*) Wenigstens lebte er, nichts weniger als schon betagt, 1781 noch, als Frau von der Recke die vorher erwähnte Schrift bekannt machte.

Auch Mordbrenner und Selbſtverräther.

Etwas Ähnlichkeit mit vorhergehender Begebenheit in Rückſicht des Verbrechens der Heucheley, die dabey obwaltete, und der Freywilligkeit des Geſtändniſſes hat, wie mich dünkt, die Geſchichte eines Unglücklichen, den ich ſelbſt in meinen Jünglingsjahren ſeine (faſt möchte ich ſagen, allzu harte) Strafe leiden ſah. Es fehlt ihr freylich das Ausgezeichnete in der Urſache der Entdeckung. Der Verbrecher kam hier auf einem weit gewöhnlichern Wege zur Gewiſſensunruhe und zur Selbſtangabe. Dennoch dünkt ſie mir auch in ſofern der Erzählung nicht unwerth, als man aus ihr erſieht: daß der Anſchein der Unſchuld alſo eben ſo trügend, als der Anſchein der Schuld ſeyn könne.

Auf einem Dorfe in der Oberlauſitz, unweit Budiſſin gelegen, verliebte ſich im Jahr 1770 oder 71 ein junger Bauer in eine ebenfalls noch junge, ziemlich wohlhabende Witwe; warb um ſie; erhielt aber abſchlägige Antwort. So weh ihm dieſe Letztere that, ſo ſchreckte ſie ihn doch nicht ganz ab. Er ſuchte vielmehr Alles hervor, was er nur wußte und vermochte, um ſich annehmlicher zu machen; vergebens! Endlich, als nichts anſchlagen wollte, ſchickte er ihr einen Brief, deſſen Anfang nochmahls warb, und deſſen

Ende — drohte. „Ihre Verweigerung werde sie" ver„sicherte er, „einst, und zwar bald gereuen; werde sie noch „um Haus und Hof bringen, wenn sie nicht eines „Bessern sich besinne." — Dieß hieß freylich sehr nachdrücklich gesprochen, ward aber doch — nicht erhört. Die Witwe heirathete bald darauf einen Andern, der ihr besser gefiel.

Acht oder zehn Tage nach dieser Hochzeit stand eines Morgens ihr Bauergut schnell in heller Flamme, und verbrannte fast bis auf den letzten Span. Es fanden sich die allerdeutlichsten Spuren boßhafter Anlegung, und der Verdacht davon fiel, sehr begreiflich, auf jenen unglücklichen Freywerber. Er ward sogleich verhaftet, nach Budissin gebracht und verhört. Aber Trotz der allersorgfältigsten Untersuchung konnte man — außer jenen Drohworten, die er selbst eingestand, doch viel linder deutete! — auch nicht den kleinsten Beweis gegen ihn aufbringen; vielmehr ergab sich ein Umstand, der sehr zu seinen Gunsten sprach. Das Feuer auf der Bäuerinn Gute war, wie bereits erwähnt worden, des Morgens, und zwar an einem Sonntags-Morgen ausgebrochen. An eben diesem Sonntag nun hatte der Inquisit in einer fast vier Meilen von jener Brandstätte entlegenen Kirche vor der Frühpredigt gebeichtet, und nach derselben das Abendmahl empfangen. Noch mehr in eben diesem so entlegenen Dorfe war er schon des Abends vorher befindlich gewesen, und hatte sich zu gewöhnlicher Zeit schlafen gelegt. Über alle diese Puncte stellte er unverwerfliche Zeugen. Wollte man ihn auch für ruchlos genug halten, daß er einen solchen wichtigen, (für Leute seines Standes zweyfach ehrwürdigen) Tag durch

einen ſo großen Frevel habe entheiligen können; ſo widerſprach doch die Entfernung der Örter und die Gewißheit ſeines Nachtlagers, aller Möglichkeit einer Anlegung durch ihn; und von irgend einer Mitgenoſſenſchaft, wo andere in ſeinem Nahmen Rache verübt haben könnten, äußerte ſich auch nicht die geringſte Spur. Der Inquiſit blieb daher zwar im Verhaft, aber in ſehr leidlichem. Seine Sache ward verſchickt. Man ſah zum Voraus, daß auf den Schwur geſprochen werden und er damit loskommen würde.

Während dieſes Zwiſchenraums, und indem er ſein Urtheil erwartete, überfiel ihn eine ziemlich gefährliche Krankheit. Um ihn bey ſolcher gehörig abzuwarten, brachte man ihn in das daſige Arbeitshaus, welches beyher auch als Verpflegsort gebraucht wird. Hier genas er; ward aber abſichtlich, als er ſchon wieder herum ging, um ſich deſto gründlicher zu erhohlen, noch einige Tage darin gelaſſen; und gerade jetzt ereignete ſich ein neuer Zufall, der ſelbſt den letzten Reſt des noch übrigen Verdachts von ihm zu entfernen ſchien. — Jene abgebrannte Bäuerinn hatte ihre Gutsgebäude von Neuem zu bauen angefangen, und war bereits damit faſt bis unters Dach gekommen, als abermahls Feuer bey ihr ausbrach; abermahls mit den ſichtlichſten Merkmahlen boßhafter Anlegung. Ihr ganzes Gebäude ward wieder Aſche, und ſie ſelbſt nunmehr völlig an den Bettelſtab gebracht. — Die Nachricht davon gelangte bald in die nahe gelegene Stadt. Man ſprach überall, mithin auch im Zucht- und Arbeitshauſe davon. Der Inquiſit, als ſein Wärter ihm davon erzählte, fragte ſpottend: „Ob er Das vielleicht „auch gethan haben ſolle? Und ob man noch nicht

„einſähe, daß die Gutsbeſitzerinn, die von jeher ein „ſtolzes böſes Geſchöpf geweſen ſey, auch außer ihm „Feinde, und zwar rachſüchtigere, beſitzen müſſe?"

Allerdings ſchloß man ſo; allerdings that ihm dieſer letzte Vorfall, wenn auch nicht bey ſeinen Richtern, doch in den Augen des Publikums die erſprießlichſten Dienſte. Man glaubte ganz gewiß: er werde nur ins Gefängniß zurück kommen, um deſto förmlicher, deſto rechtlicher daraus wieder entlaſſen zu werden. Höchſt wahrſcheinlich wäre auch Dieß geſchehen, hätte er nicht gleich darauf alle dieſe günſtigen Eindrücke — ſelbſt vernichtet. Denn am nächſten Sonntage hielt der Geiſtliche, dem die Seelſorge dieſes Zucht- und Armenhauſes oblag, eine Predigt, in welcher er ſehr lebhaft die größere Strafwürdigkeit Derjenigen ſchilderte, die in jene Welt beladen mit Verbrechen übergingen, welche ſie in dieſer hartnäckig verſchwiegen oder wohl gar abgeläugnet hätten. Muthmaßlich fiel ihm hierbey auch nicht ein Gedanke an unſern Inquiſiten ein; ſondern er hatte unter ſeinen Zuhörern noch weit Andere und weit Mehrere, die in Verdacht ſtanden, Manches auf ihrem Herzen und Gewiſſen behalten zu haben. Aber das Feuer ſeiner Rede, die Stärke ſeiner Beweisgründe fruchteten gerade da, wo er ſich deſſen am wenigſten verſah. Unſer Inquiſit, dem doch Ermahnungen zum gütlichen Geſtändniß nicht ſo ganz fremd und neu ſeyn konnten, fühlte ſich von der jetzigen (er konnte es nachher ſelbſt nicht ſagen, wie?) ergriffen; ging gleich nach dem Gottesdienſt zum Pfarrer hin; geſtand — man denke ſich deſſen Erſtaunen! — Anlegung des erſten Brandes; ja, gab ſich auch, was allen Anfangs ein Mähr-

chen ſchien, als den alleinigen Urheber des zweyten ſchuldig.

Mit einer Anſtrengung, welche freylich die gewöhnlichen menſchlichen Kräfte überſteigt, welche aber doch durch die entſchloſſenſte Rachbegier zur Möglichkeit geworden war, hatte dieſer Elende das erſte Mahl, nachdem er zuvor wirklich ſich niedergelegt, aber ſorgſam gelauert hatte, bis ſeine Kameraden ſchliefen, ſich zum Fenſter herabgelaſſen. Zwar war die Zeit, die er frey hatte, höchſtens eine Friſt von ſechs bis ſieben Stunden; er ſelbſt war nur halb angezogen, die Nacht rauh, die Entfernung äußerſt anſehnlich. Aber nichts von dieſem Allen hielt ihn auf. Schneller als ein gelernter Läufer war er hin und her geeilt; hatte mit ſchon vorher abgemeſſenen, bereit gehaltenen Lunten das Feuer ſo angelegt, daß er gewiß wußte, erſt in einigen Stunden könne es ausbrechen; war gleich ſchnell und ganz unbemerkt zurückgekehrt; hatte ſich, dem Schein nach, wecken laſſen und dann — man kann leicht erachten, mit welchem Herzen! — in die Kirche begeben. Zu eben der Zeit, als er vor dem Beichtſtuhl kniete, mußte, nach ſeiner Ausrechnung, die auch nur allzu richtig eintraf, das Gut ſeiner Feindinn in vollen Flammen ſtehen.

Noch verwegener war er das zweyte Mahl zu Werke gegangen. Durch ſein geduldiges Betragen, durch ſein frommes Reden, durch willige Dienſtleiſtungen und Kleinigkeiten mancher Art hatte er nach und nach das Zutrauen des Aufſehers vom Zuchthauſe erworben. Daß er zu entfliehen ſuchen ſolle, argwohnte kein Menſch, denn man hielt ihn noch für allzu matt von ſeiner letzten Krankheit; nicht gerechnet,

daß es eine Thorheit gewesen wäre, wenn er, der nicht viel zu befürchten hatte, durch eine Entweichung sich Alles hätte verschlimmern wollen. — Mit wenigen Worten, man traute ihm allzu viel! Er fand Gelegenheit zu bemerken: wo des Nachts die Hausschlüssel hingelegt wurden; wußte sie glücklich zu entwenden; schloß auf; war aber nichts weniger Willens, als zu entfliehen; sondern sein einziger Zweck blieb: Wiederhohlung seiner Rache. Dieß Mahl hatte er nicht so weit, wie das erste Mahl. Nachdem er bewirkt, was er suchte, war er richtig zurück gekehrt, und war beym Eingange so unbemerkt wie beym Ausgange geblieben.

Sein Prozeß ging nun von Neuem an; und das Endurtheil lautete: Hinausschleifung auf der Kühhaut und lebendige Verbrennung. Ich gestehe, daß sein Verbrechen hart, und die Umstände dabey erschwerend waren. Ob aber nicht sein eigenes Geständniß doch etwas von dieser Schärfe hätte mildern sollen? darüber — mag ich nicht entscheiden. Genug, der Buchstabe des Gesetzes ward beybehalten. Man verfuhr bey der Strafe ganz ohne einige, selbst verdeckte, Milderung. Das Leiden des Unglücklichen war einige Minuten hindurch fürchterlich.

Mordbesteller, oder Mörder — welcher von Beyden der Strafbärste? *)

Johann Zen**, ein junger Bauer im Dorfe Nautonitz **), lebte als einziger Sohn im Hause seines Vaters, dessen Wirthschaft er einst zu erben gedachte. Im zwanzigsten Jahre heirathete er eine Bäuerinn aus Jarpitz, die Tochter nicht ganz unbemittelter Ältern; ein Mädchen, wenige Wochen über funfzehn Jahr alt, auch von Gestalt ziemlich artig, der er aber in der

*) Diese ganze Kriminal-Geschichte ist Zug für Zug aus authentischen Quellen genommen, die ein günstiger Zufall mir in die Hände führte. Vielleicht dürften einige meiner Leser ihren Abdruck, wenigstens hier, tadelswerth finden, weil es ihr ganz an Verwicklung, und zumahl an Dem, was man romantischen Anstrich nennt, gebricht. Doch, denke ich, wird man einige Züge der menschlichen Natur, zumahl in den untersten Classen, in ihr antreffen, die der Aufmerksamkeit nicht unwerth sind; und auch der Zweifel der Richter am Schluß schien mir derselben das ganz Alltägliche zu benehmen.

**) Nautonitz, Jarpitz, Strzedokluk u. s. w. sind Nahmen von Dörfern im Nakoniger Kreise.

Ehe bald satt ward. Warum? wußte er nachher selbst nicht genau anzugeben. — „Sie habe es nie recht gut „mit ihm gemeint, und als er einst krank gewesen, „ihn nicht gehörig gepflegt!" So sagte er nach ihrem Tode vor Gerichte. Bey ihrem Leben hatte er sich schon bey einer Nachbarinn beschwert: „Seine Frau tauge „nicht zur Wirthschaft." — Wohl möglich, daß er, bey ihrer großen Jugend, in beyden Puncten, zumahl im Letztern, nicht ganz Unrecht hatte! Doch galt sie bey allen ihren Bekannten für ein stilles, gefälliges, fleißiges Geschöpf. Zen**s eigene Ältern — wovon die Mutter überdieß Stiefmutter war — gaben der Schwiegertochter auch im Grabe noch, zu einer Zeit, wo sie ihren Sohn gern entschuldigt hätten, ein günstiges Zeugniß; und ein Paar einzelne Züge von Gutmüthigkeit werden im Verfolge dieser Erzählung vorkommen. Er gestand überdieß selbst, bald nach seiner Hochzeit, zu Strzedokluk beym Tanze, eine gewisse Dirne von Tellez kennen gelernt zu haben, die er gewiß geheiligt haben würde, wenn er nur erst seine jetzige Frau losgewesen wäre. Vielleicht war es daher diese neue Liebe, vielleicht auch bloß ein natürlicher Wankelmuth, der ihn antrieb, schon vor Verlauf des zweyten Jahres nichts sehnlicher zu wünschen, als bald wieder Witwer zu werden; oder vielmehr sich selbst zum Witwer zu machen.

Seine ersten Gedanken gingen jetzt — sehr nach gewöhnlicher Art roher Seelen! — auf abergläubische Mittel. Mit nichts schlägt der Pöbel lieber ein als mit — Sympathie *), wie er es nennt.

*) Und zwar sehr natürlich, wie mich dünkt!

Ben** erkundigte ſich daher geſprächsweiſe bey einigen ſeiner Bekannten: Ob ſie nicht Jemanden (der gemeinen Mundart nach), verderben könnten? erfuhr mancherley Gaukeleyen *); hatte große Luſt, jede derſelben zu verſuchen; fand aber auch bey jeder gewiſſe Schwierigkeiten, die bald durch ſeine Feigheit, bald durch eine andere Zufälligkeit für ihn unüberſteiglich wurden; und fing ſich nun an, nach ſolchen Dingen zu erkundigen, deren Erfolg natürlicher und ſicherer wäre. So fragte er unter Anderm einen gewiſſen Pokorny, Bauer von Przilep: „Ob er nicht ein Mittel wiſſe, wodurch man auf der Stelle eine Stutte umfallend machen könne? Er wolle ihm zuweilen dafür zwey Gulden, auch oft Brot und Mehl ſchenken.“ — So verſicherte er eine Hirtenfrau: „daß er denjenigen reichlich bezahlen wolle, der ihm von ſeiner Frau helfe.“ — Reden dieſer Art, die nachher auch zuerſt den Argwohn des Mords auf ihn brachten, hätten eigentlich

---

weil er ſteif und feſt an den Einfluß ſolcher Alfanzereyen glaubt; ſondern weil er die Strafbarkeit ſeines Vorhabens zu mindern hofft, wenn er ſogenannte höhere Weſen gewiſſer Maßen zu ſeinen Mitſchuldigen machen kann. Mögen es Dieſe verantworten! denkt er. Der Pöbel aller Zeiten und aller Stände iſt eben daher auch ein ſolcher Liebhaber von Zaubereyen. Und die Zauberer der rohеſten Völker ſind am meiſten im Beſitz Böſes zu thun.

*) Ich könnte viele davon anführen, denn ſie waren im Verhöre angegeben. Aber ſie wetteiferten unter ſich an Thorheit, zum Theil auch an Ekel. Nur Eine kommt im Verfolge noch vor. Kirchhof, Sarg, Blut, menſchlicher Unflath ſogar, ſpielten bey Allen wichtige Rollen.

gentlich gleich damahls ihn verdächtig machen können. Aber sie blieben ungeachtet; und galten, zumahl die Letztere, für Äußerung eines raschen Unwillens, der unter der ungebildeten Classe von Menschen nicht gar selten sich finden mag. — Kurz, Zen** hatte seine Frau nun ins dritte Jahr, und konnte ihrer immer noch nicht los werden.

Aber jetzt, mit Anfang des Jahres 1791, zog zu seinen Ältern ein Knecht, Joseph So**r, von Prag gebürtig, auf welchen Zen** sogleich ein unseliges Zutrauen setzte. Er war ein Mensch schon nahe an Dreyßigen, der von seinen vorigen Diensten ein günstiges Zeugniß der Treue und Thätigkeit mitbrachte. Aber eine gewisse trotzige Miene und der Umstand, daß er sehr arm war, machten Jenem Hoffnung: daß So**r zu allem Möglichen sich werde erkaufen lassen; und gleich in der ersten Woche suchte Zen** dahin einzulenken. Freylich waren seine ersten Fragen äußerst entfernt, und erkundigten sich bloß: Ob er nicht mit gewissen Mitteln bekannt sey? Ob er ihm nicht einen gewissen Dienst leisten wolle, wofür er es dann lebenslang bey ihm gut haben könne? und dergleichen mehr. Da aber So**r, wie sehr natürlich, hierauf weder mit Ja noch Nein, sondern mit der Gegenfrage: was er denn eigentlich damit meine? antwortete; so entdeckte er sich ihm ganz; schwur, daß er seine Frau von Herzensgrunde hasse; daß er nicht eher ruhig seyn könne, bis sie im Grabe liege; und bath ihn um Rath sowohl als um Beystand. So**r war Anfangs allerdings betreten; doch die gefährliche Aussicht auf Gewinn, und auf einen Dienst, wo er es lebenslang gut haben sollte, blendete ihn bald. Auch der

Umſtand, daß er in den erſten Paar Monathen gewiß noch keinen ernſtlichen Antheil nahm, entſchuldigt ihn mit nichten; denn es war ſchon ſtrafbar genug, daß er ihn nur zu nehmen ſchien.

Ihre erſten Berathſchlagungen liefen abermahls auf abergläubiſche Poſſen hinaus. Zen** hatte gehört: Wenn man ein Hemde bekommen könne, das ein Leichnam ſchon im Sarge angehabt, ſo müſſe derjenige, der es unwiſſend wieder anlege, ſterben. Er trug daher So**rn auf, ihm ein ſolches Hemde vom Gottesacker zu Czerwinka zu verſchaffen. Wahrſcheinlich aus heimlicher Furcht ſpielte Dieſer den Ungläubigen, verſicherte, daß ein ſolches Mittel durchaus nichts helfe, und brachte andere in Vorſchlag, die (wo möglich) noch ſinnloſer und eben ſo unausführbar waren. — Die Reihe traf daher wiederum Gift *). So**r entſann ſich, daß ſein voriger Dienſtherr, ein Gaſtwirth zu Horzin, Rattenpulver beſeſſen habe. Zen** drang ſogleich in ihn, hinzugehen und es zu hohlen. Der Knecht ging; doch nur zum Schein. Sein Gewiſſen erwachte. Er gab vor, kein ſolches Pulver mehr gefunden zu haben. Als Zen** noch ein Paar Mahl ihn hinſchicken wollte, brachte So**r,

*) Schon Herr Klein in ſeinen vortrefflichen Annalen preußiſcher Geſetzgebung macht an mehreren Orten die Bemerkung: daß gerade die niedrigere Claſſe von Menſchen in Deutſchland weit mehr, als die vornehmere, wenn ſie Rache, Haß, oder Schadenabſicht zu befriedigen ſuche, ihre Zuflucht zu Vergiftungen nimmt. In andern Ländern thut es die vornehmere Claſſe.

um nur Ruhe zu haben, gepülvertes Glas zurück; widerrieth aber selbst, es der Frau zu geben, weil es — nichts schaden würde. Auch Zen** scheint den Betrug gemerkt zu haben; er vergrub das Pulver im Stall und setzte desto schärfer in So**rn, nach Prag zu gehen, und sich bey seinem, da noch lebenden Vater zu erkundigen: wie man Gift bekommen könne?

Hier ein trauriger Beweis mehr, für wie weniges Geld die dürftige Unwissenheit zum Laster, oder wenigstens zur Beförderung des Lasters sich erkaufen läßt. Der Alte widerrieth es Anfangs seinem Sohn höchlich: mit solchen Dingen sich zu befassen. Doch als er hörte, daß Zen** es gern reichlich bezahlen wolle, erboth er sich endlich doch, ein solches Mittel zu verschaffen; und gab, nachdem er sich noch ein Paar Mahl daran erinnern lassen, für einen baren Gulden, ein grünliches Pulver her, das er für Gift erklärte, das aber, wie man nachher erfuhr, bloß in gestossenem Grünspan bestand. Voll Freuden brachte Zen** wirklich seiner Frau solches im Biere bey; aber es bewirkte bloß ein starkes Erbrechen; sie genas bald wieder; auf ihren Mann warf sie auch nicht den geringsten Verdacht.

Die Genesung verdroß den Nichtswürdigen äußerst. Er that nun So**rn, da selbst solche Mittel mißlangen, immer noch gewaltthätigere Vorschläge. Er wollte mit seiner Frau auf ein, ungefähr zwey Meilen entlegenes, Dorf gehen; auf dem Heimweg sollte So**r im Walde aufpassen; sollte ihn selbst mit Stricken binden, und die Frau todtschlagen. Er brachte ihm ein Paar neue Stricke dazu; er both ihm Geld über Geld; dem Knechte schien Dieses doch allzu ge-

wagt. — Zen** ließ ſich nicht irren. Er hatte bald einen andern Plan. „Er wollte mit ſeinem Vater nach „Prag gehen. Des Nachts ſollte So**r die Mutter „in der Stube verſperren, die Frau in der Kammer „erwürgen. Damit der Verdacht auf Räuber falle, „könnten ja auch die Betten weggetragen und irgend „wohin verſteckt werden." — So**r ſchien die Rolle, die er dabey zu ſpielen habe, ſo gefährlich, wie die vorige. Noch mehr, ſein Gewiſſen erwachte abermahls. Er machte ſich einen Behelf, und ging nach Jarpiz zu Zen** Schwiegeraltern. Er verſicherte ſpäterhin vor Gericht: „Damahls feſt entſchloſſen geweſen zu ſeyn, dieſen Ältern zu entdecken, was Zen** „gegen ſeine Frau im Schilde führe. Er habe eben „deßwegen ſie ſelbſt ſowohl, als auch das Dienſtmenſch, befragt: Was die Tochter von der Behandlung ihres Mannes ſage? und zu verſtehen gegeben: „daß ſolche ſehr übel daran ſey. Da er aber zu ſeiner „Verwunderung gehört: daß die junge Frau nie, auch „nur die geringſte Klage über ihren Mann geführt, „ſo habe er ebenfalls geſchwiegen."

Kurz vor dieſer Zeit hatte Zen** eine Entdeckung gemacht, die allein ſchon ein minder verſtocktes Herz auf beſſere Gedanken geleitet haben würde. Er merkte, daß ſeine Frau ſchwanger, und wenigſtens ſchon im ſechsten Monath ſchwanger ſey. Aus einer ſonderbaren Schüchternheit hatte ſie nie weder ihren Schwiegeraltern, noch ihrem Manne ein Wort davon geſagt. Daß bey dieſem Letztern auch nur der entfernteſte Verdacht, als ob er nicht Vater ſey, obgewaltet, davon fand ſich nirgends eine Spur; aber eben ſo wenig änderte dieſe Entdeckung ſeinen Vorſatz, vielmehr glaub-

te er um so mehr die Ausführung des Letztern beschleunigen zu müssen. Er befahl dem Knechte, ihm im Walde zwey tüchtige eichene Knüttel abzuschneiden, und irgendwo im Hause zu verstecken. Er sey, sagte er, Willens, seine Frau nächstens ein Mahl, noch vor Tages Anbruch zu ihren Eltern zu senden; dann könnten sie ihr nach, und im Busche sie todtschlagen. So**r, — entweder um wenigstens dem Anschein nach seinen Willen zu thun, oder auch wirklich zur That bereitwilliger, wenn er bey ihr einen Genossen habe, — brachte die Knüttel. Der Ehemann quälte von nun an in Geheim sein Weib, daß sie doch ein Mahl nach Hause gehe, und ihren Vater um Geld, dessen er bedürfe *), ansprechen solle; und die Unglückliche war gutherzig genug, darein zu willigen.

Der letzte Sonntag im November ward zu diesem betrüglichen Gange angesetzt. Gleich am frühesten Morgen war Zen** im Stall, und trieb So**rn an, diese schöne Gelegenheit nicht zu verabsäumen. Vom Selbstmitgehen sprach er freylich nichts weiter, aber desto mehr vom Belohnen. So**r weigerte sich durchaus. — Bald darauf kam Zen** wieder. Zwanzig Gulden, eine Mütze und ein Kamisol wurden versprochen, auch die schon oft geschehene Versicherung, daß er es dann lebenslang bey ihm gut haben solle, wiederhohlt. So**r fing an zu wanken. Zen** kam zum dritten Mahl, brachte selbst einen von den ver-

*) Daß auch Dieß eine Unwahrheit war, sieht man daraus: daß er nachher allerdings baares Geld hatte, — den Mörder zu lohnen.

ſteckten Knütteln herbey, drang noch ſtärker in ihn, machte ihm alles ſo leicht als möglich; und So**r weigerte ſich immer minder; ſchloß endlich mit der elenden Ausflucht: daß er bey jetziger kalten Witterung keine Bedeckung an den Füßen habe. Zen** brachte ihm gleich darauf ſeine eigenen Filzſchuhe; ſagte ihm, daß ſeine Frau ſo eben fort ſey; daß er noch auf's freundlichſte mit ihr geſprochen, und ihr bis in den Garten das Geleite gegeben habe, um gewiß zu ſeyn, welchen Weg ſie gehe. Wenn der Knecht jetzt ihr nacheile, müſſe er gerade im Anfange des Gebüſches ſie treffen.

So**r that es. Ungefähr eine halbe Viertelmeile weit hohlte er ſie ein. Die Ärmſte mochte ganz unbekümmert ihren Weg fortgegangen ſeyn; mochte den ihr Nacheilenden eben ſo wenig geſehen, als ihn vorher vermuthet haben. — „Da er nun dicht bey ihr „geweſen," ſagte jener Elende nachher aus: „habe er „die Augen feſt zugedrückt, und ihr mit dem Knittel „einen ſolchen Schlag auf den Kopf gegeben, daß ſie „ſogleich mit zerſchmettertem Schädel rückwärts ge„ſunken und nur noch, Maticzko Hayowſka *)! aus„gerufen habe." — Nachher wenigſtens muß der Mörder nur allzu gut mit offnen Augen vollendet haben;

*) So viel als: Mutter Maria zu Hayek! weil an dieſem letztern Orte ein Marienbild iſt, worauf der Glaube der gemeinen Menge viel hält. Daß der Mörder die Augen bey dem tödtlichen Schlage zuſchloß, hat, dünkt mich, etwas Charakteriſtiſches vom Gefühl der Schändlichkeit ſeiner That, die er lieber ſelbſt nicht mit angeſehen hätte, in ſich.

denn er wiederhohlte seine Schläge wohl noch fünf bis sechs Mahl, um gewiß zu seyn, daß sie nicht mehr lebe. — Da ihm Zen** auch befohlen hatte, ihr die Röcke auszuziehen, und sie heim zu bringen; (wahrscheinlich, damit man wieder auf Räuber rathen möge!) so that dieß So**r wirklich. Aber eine Art von Schauder schien ihn zu ergreifen. Er warf sie wieder neben ihr hin; eilte heim, und versicherte den Böswicht, der ihn geschickt hatte: daß Alles vollbracht sey: Beyde konnten ein Paar Stunden darauf gelassen in die Kirche gehen. So**r erhielt von Zen** abschläglich vier Gulden, und die Versicherung, das Übrige richtig nachzutragen. Beyher ermahnte er ihn immer: ja nichts zu gestehen, wenn er doch vielleicht in Verdacht käme, und befragt würde. Auch dürfe er sich nicht fürchten, selbst einen Meineid zu schwören; denn es sey bloßer Aberglaube, daß man dann binnen Jahr und Tag sterben müsse!" — Eine Tröstung, die im Munde eines solchen, selbst abergläubischen Böswichts, fast drollig klingen würde, wenn sie bey einer andern, minder gräßlichen, Gelegenheit gegeben worden wäre!

Einige Stunden nachher ward der Leichnam der Ermordeten gefunden. Zen** spielte, so gut er nur konnte, den Erschrockenen und Betrübten. Doch nicht lange entging er und So**r dem Verdachte. Seine frühern Reden bey jener Hirtinn und andern Bekannten erregten jetzt erst Muthmaßungen. Auch hatten die Nachbarn eine Mannsperson früh aus Zen**s Garten jenem Busche, wo die That geschehen, zulaufen gesehen, und argwohnten auf So**rn. Wie Beyde verhaftet wurden, wie sie Alles endlich eingestehen muß-

Ben** erkundigte ſich daher geſprächsweiſe bey einigen ſeiner Bekannten: Ob ſie nicht Jemanden (der gemeinen Mundart nach), verderben könnten? erfuhr mancherley Gaukeleyen *); hatte große Luſt, jede derſelben zu verſuchen; fand aber auch bey jeder gewiſſe Schwierigkeiten, die bald durch ſeine Feigheit, bald durch eine andere Zufälligkeit für ihn unüberſteiglich wurden; und fing ſich nun an, nach ſolchen Dingen zu erkundigen, deren Erfolg natürlicher und ſicherer wäre. So fragte er unter Anderm einen gewiſſen Pokorny, Bauer von Przilep: „Ob er nicht ein Mittel wiſſe, wodurch man auf der Stelle eine Stutte umfallend machen könne? Er wolle ihm zuweilen dafür zwey Gulden, auch oft Brot und Mehl ſchenken.“ — So verſicherte er eine Hirtenfrau: „daß er denjenigen reichlich bezahlen wolle, der ihm von ſeiner Frau helfe.“ — Reden dieſer Art, die nachher auch zuerſt den Argwohn des Mords auf ihn brachten, hätten eigentlich

weil er ſteif und feſt an den Einfluß ſolcher Afanzereyen glaubt; ſondern weil er die Strafbarkeit ſeines Vorhabens zu mindern hofft, wenn er ſogenannte höhere Weſen gewiſſer Maßen zu ſeinen Mitſchuldigen machen kann. Mögen es Dieſe verantworten! denkt er. Der Pöbel aller Zeiten und aller Stände iſt eben daher auch ein ſolcher Liebhaber von Zaubereyen. Und die Zauberer der roheſten Völker ſind am meiſten im Beſitz Böſes zu thun.

*) Ich könnte viele davon anführen, denn ſie waren im Verhöre angegeben. Aber ſie wetteiferten unter ſich an Thorheit, zum Theil auch an Ekel. Nur Eine kommt im Verfolge noch vor. Kirchhof, Sarg, Blut, menſchlicher Unflath ſogar, ſpielten bey Allen wichtige Rollen.

gentlich gleich damahls ihn verdächtig machen können. Aber sie blieben ungeachtet; und galten, zumahl die Letztere, für Äußerung eines raschen Unwillens, der unter der ungebildeten Classe von Menschen nicht gar selten sich finden mag. — Kurz, Zen** hatte seine Frau nun ins dritte Jahr, und konnte ihrer immer noch nicht los werden.

Aber jetzt, mit Anfang des Jahres 1791, zog zu seinen Ältern ein Knecht, Joseph So**r, von Prag gebürtig, auf welchen Zen** sogleich ein unseliges Zutrauen setzte. Er war ein Mensch schon nahe an Dreyßigen, der von seinen vorigen Diensten ein günstiges Zeugniß der Treue und Thätigkeit mitbrachte. Aber eine gewisse trotzige Miene und der Umstand, daß er sehr arm war, machten Jenem Hoffnung: daß So**r zu allem Möglichen sich werde erkaufen lassen; und gleich in der ersten Woche suchte Zen** dahin einzulenken. Freylich waren seine ersten Fragen äußerst entfernt, und erkundigten sich bloß: Ob er nicht mit gewissen Mitteln bekannt sey? Ob er ihm nicht einen gewissen Dienst leisten wolle, wofür er es dann lebenslang bey ihm gut haben könne? und dergleichen mehr. Da aber So**r, wie sehr natürlich, hierauf weder mit Ja noch Nein, sondern mit der Gegenfrage: was er denn eigentlich damit meine? antwortete; so entdeckte er sich ihm ganz; schwur, daß er seine Frau von Herzensgrunde hasse; daß er nicht eher ruhig seyn könne, bis sie im Grabe liege; und bath ihn um Rath sowohl als um Beystand. So**r war Anfangs allerdings betreten; doch die gefährliche Aussicht auf Gewinn, und auf einen Dienst, wo er es lebenslang gut haben sollte, blendete ihn bald. Auch der

Umstand, daß er in den ersten Paar Monathen gewiß noch keinen ernstlichen Antheil nahm, entschuldigt ihn mit nichten; denn es war schon strafbar genug, daß er ihn nur zu nehmen schien.

Ihre ersten Berathschlagungen liefen abermahls auf abergläubische Possen hinaus. Zen** hatte gehört: Wenn man ein Hemde bekommen könne, das ein Leichnam schon im Sarge angehabt, so müsse derjenige, der es unwissend wieder anlege, sterben. Er trug daher So**rn auf, ihm ein solches Hemde vom Gottesacker zu Czerwinka zu verschaffen. Wahrscheinlich aus heimlicher Furcht spielte Dieser den Ungläubigen, versicherte, daß ein solches Mittel durchaus nichts helfe, und brachte andere in Vorschlag, die (wo möglich) noch sinnloser und eben so unausführbar waren. — Die Reihe traf daher wiederum Gift *). So**r entsann sich, daß sein voriger Dienstherr, ein Gastwirth zu Horzin, Rattenpulver besessen habe. Zen** drang sogleich in ihn, hinzugehen und es zu hohlen. Der Knecht ging; doch nur zum Schein. Sein Gewissen erwachte. Er gab vor, kein solches Pulver mehr gefunden zu haben. Als Zen** noch ein Paar Mahl ihn hinschicken wollte, brachte So**r,

*) Schon Herr Klein in seinen vortrefflichen Annalen preußischer Gesetzgebung macht an mehreren Orten die Bemerkung: daß gerade die niedrigere Classe von Menschen in Deutschland weit mehr, als die vornehmere, wenn sie Rache, Haß, oder Schadenabsicht zu befriedigen suche, ihre Zuflucht zu Vergiftungen nimmt. In andern Ländern thut es die vornehmere Classe.

um nur Ruhe zu haben, gepülvertes Glas zurück; widerrieth aber selbst, es der Frau zu geben, weil es — nichts schaden würde. Auch Zen** scheint den Betrug gemerkt zu haben; er vergrub das Pulver im Stall und setzte desto schärfer in So**rn, nach Prag zu gehen, und sich bey seinem, da noch lebenden Vater zu erkundigen: wie man Gift bekommen könne?

Hier ein trauriger Beweis mehr, für wie weniges Geld die dürftige Unwissenheit zum Laster, oder wenigstens zur Beförderung des Lasters sich erkaufen läßt. Der Alte widerrieth es Anfangs seinem Sohn höchlich: mit solchen Dingen sich zu befassen. Doch als er hörte, daß Zen** es gern reichlich bezahlen wolle, erboth er sich endlich doch, ein solches Mittel zu verschaffen; und gab, nachdem er sich noch ein Paar Mahl daran erinnern lassen, für einen baren Gulden, ein grünliches Pulver her, das er für Gift erklärte, das aber, wie man nachher erfuhr, bloß in gestossenem Grünspan bestand. Voll Freuden brachte Zen** wirklich seiner Frau solches im Biere bey; aber es bewirkte bloß ein starkes Erbrechen; sie genas bald wieder; auf ihren Mann warf sie auch nicht den geringsten Verdacht.

Die Genesung verdroß den Nichtswürdigen äußerst. Er that nun So**rn, da selbst solche Mittel mißlangen, immer noch gewaltthätigere Vorschläge. Er wollte mit seiner Frau auf ein, ungefähr zwey Meilen entlegenes, Dorf gehen; auf dem Heimweg sollte So**r im Walde aufpassen; sollte ihn selbst mit Stricken binden, und die Frau todtschlagen. Er brachte ihm ein Paar neue Stricke dazu; er both ihm Geld über Geld; dem Knechte schien Dieses doch allzu ge-

Mordbeſteller, oder Mörder — welcher von Beyden der Strafbärſte? *)

Johann Zen**, ein junger Bauer im Dorfe Nautonitz **), lebte als einziger Sohn im Hauſe ſeines Vaters, deſſen Wirthſchaft er einſt zu erben gedachte. Im zwanzigſten Jahre heirathete er eine Bäuerinn aus Jarpitz, die Tochter nicht ganz unbemittelter Ältern; ein Mädchen, wenige Wochen über funfzehn Jahr alt, auch von Geſtalt ziemlich artig, der er aber in der

*) Dieſe ganze Kriminal-Geſchichte iſt Zug für Zug aus authentiſchen Quellen genommen, die ein günſtiger Zufall mir in die Hände führte. Vielleicht dürften einige meiner Leſer ihren Abdruck, wenigſtens hier, tadelswerth finden, weil es ihr ganz an Verwicklung, und zumahl an Dem, was man romantiſchen Anſtrich nennt, gebricht. Doch, denke ich, wird man einige Züge der menſchlichen Natur, zumahl in den unterſten Claſſen, in ihr antreffen, die der Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſind; und auch der Zweifel der Richter am Schluß ſchien mir derſelben das ganz Alltägliche zu benehmen.

**) Nautonitz, Jarpitz, Strzedokluk u. ſ. w. ſind Nahmen von Dörfern im Rakonitzer Kreiſe.

Ehe bald satt ward. Warum? wußte er nachher selbst nicht genau anzugeben. — „Sie habe es nie recht gut „mit ihm gemeint, und als er einst krank gewesen, „ihn nicht gehörig gepflegt!" So sagte er nach ihrem Tode vor Gerichte. Bey ihrem Leben hatte er sich schon bey einer Nachbarinn beschwert: „Seine Frau tauge „nicht zur Wirthschaft." — Wohl möglich, daß er, bey ihrer großen Jugend, in beyden Puncten, zumahl im Letztern, nicht ganz Unrecht hatte! Doch galt sie bey allen ihren Bekannten für ein stilles, gefälliges, fleißiges Geschöpf. Zen**s eigene Ältern — wovon die Mutter überdieß Stiefmutter war — gaben der Schwiegertochter auch im Grabe noch, zu einer Zeit, wo sie ihren Sohn gern entschuldigt hätten, ein günstiges Zeugniß; und ein Paar einzelne Züge von Gutmüthigkeit werden im Verfolge dieser Erzählung vorkommen. Er gestand überdieß selbst, bald nach seiner Hochzeit, zu Strzedokluk beym Tanze, eine gewisse Dirne von Tellez kennen gelernt zu haben, die er gewiß geeheligt haben würde, wenn er nur erst seine jetzige Frau losgewesen wäre. Vielleicht war es daher diese neue Liebe, vielleicht auch bloß ein natürlicher Wankelmuth, der ihn antrieb, schon vor Verlauf des zweyten Jahres nichts sehnlicher zu wünschen, als bald wieder Witwer zu werden; oder vielmehr sich selbst zum Witwer zu machen.

Seine ersten Gedanken gingen jetzt — sehr nach gewöhnlicher Art roher Seelen! — auf abergläubische Mittel. Mit nichts schlägt der Pöbel lieber todt, als mit — Sympathie *), wie er es nennt. Auch

*) Und zwar sehr natürlich, wie mich dünkt! Nicht nur,

Ben** erkundigte ſich daher geſprächsweiſe bey einigen ſeiner Bekannten: Ob ſie nicht Jemanden (der gemeinen Mundart nach), verderben könnten? erfuhr mancherley Gaukeleyen *); hatte große Luſt, jede derſelben zu verſuchen; fand aber auch bey jeder gewiſſe Schwierigkeiten, die bald durch ſeine Feigheit, bald durch eine andere Zufälligkeit für ihn unüberſteiglich wurden; und fing ſich nun an, nach ſolchen Dingen zu erkundigen, deren Erfolg natürlicher und ſicherer wäre. So fragte er unter Anderm einen gewiſſen Pokorny, Bauer von Przilep: „Ob er nicht ein Mittel wiſſe, wodurch man auf der Stelle eine Stutte umfallend machen könne? Er wolle ihm zuweilen dafür zwey Gulden, auch oft Brot und Mehl ſchenken.“ — So verſicherte er eine Hirtenfrau: „daß er denjenigen reichlich bezahlen wolle, der ihm von ſeiner Frau helfe.“ — Reden dieſer Art, die nachher auch zuerſt den Argwohn des Mords auf ihn brachten, hätten eigentlich

weil er ſteif und feſt an den Einfluß ſolcher Allanzereyen glaubt; ſondern weil er die Strafbarkeit ſeines Vorhabens zu mindern hofft, wenn er ſogenannte höhere Weſen gewiſſer Maßen zu ſeinen Mitſchuldigen machen kann. Mögen es Dieſe verantworten! denkt er. Der Pöbel aller Zeiten und aller Stände iſt eben daher auch ein ſolcher Liebhaber von Zaubereyen. Und die Zauberer der rohеſten Völker ſind am meiſten im Beſitz Böſes zu thun.

*) Ich könnte viele davon anführen, denn ſie waren im Verhöre angegeben. Aber ſie wetteiferten unter ſich an Thorheit, zum Theil auch an Ekel. Nur Eine kommt im Verfolge noch vor. Kirchhof, Sarg, Blut, menſchlicher Unflath ſogar, ſpielten bey Allen wichtige Rollen.

gentlich gleich damahls ihn verdächtig machen können. Aber sie blieben ungeachtet; und galten, zumahl die Letztere, für Äußerung eines raschen Unwillens, der unter der ungebildeten Classe von Menschen nicht gar selten sich finden mag. — Kurz, Zen** hatte seine Frau nun ins dritte Jahr, und konnte ihrer immer noch nicht los werden.

Aber jetzt, mit Anfang des Jahres 1791, zog zu seinen Ältern ein Knecht, Joseph So**r, von Prag gebürtig, auf welchen Zen** sogleich ein unseliges Zutrauen setzte. Er war ein Mensch schon nahe an Dreyßigen, der von seinen vorigen Diensten ein günstiges Zeugniß der Treue und Thätigkeit mitbrachte. Aber eine gewisse trotzige Miene und der Umstand, daß er sehr arm war, machten Jenem Hoffnung: daß So**r zu allem Möglichen sich werde erkaufen lassen; und gleich in der ersten Woche suchte Zen** dahin einzulenken. Freylich waren seine ersten Fragen äußerst entfernt, und erkundigten sich bloß: Ob er nicht mit gewissen Mitteln bekannt sey? Ob er ihm nicht einen gewissen Dienst leisten wolle, wofür er es dann lebenslang bey ihm gut haben könne? und dergleichen mehr. Da aber So**r, wie sehr natürlich, hierauf weder mit Ja noch Nein, sondern mit der Gegenfrage: was er denn eigentlich damit meine? antwortete; so entdeckte er sich ihm ganz; schwur, daß er seine Frau von Herzensgrunde hasse; daß er nicht eher ruhig seyn könne, bis sie im Grabe liege; und bath ihn um Rath sowohl als um Beystand. So**r war Anfangs allerdings betreten; doch die gefährliche Aussicht auf Gewinn, und auf einen Dienst, wo er es lebenslang gut haben sollte, blendete ihn bald. Auch der

Umſtand, daß er in den erſten Paar Monathen gewiß noch keinen ernſtlichen Antheil nahm, entſchuldigt ihn mit nichten; denn es war ſchon ſtrafbar genug, daß er ihn nur zu nehmen ſchien.

Ihre erſten Berathſchlagungen liefen abermahls auf abergläubiſche Poſſen hinaus. Zen** hatte gehört: Wenn man ein Hemde bekommen könne, das ein Leichnam ſchon im Sarge angehabt, ſo müſſe derjenige, der es unwiſſend wieder anlege, ſterben. Er trug daher So**rn auf, ihm ein ſolches Hemde vom Gottesacker zu Czerwinka zu verſchaffen. Wahrſcheinlich aus heimlicher Furcht ſpielte Dieſer den Ungläubigen, verſicherte, daß ein ſolches Mittel durchaus nichts helfe, und brachte andere in Vorſchlag, die (wo möglich) noch ſinnloſer und eben ſo unausführbar waren. — Die Reihe traf daher wiederum Gift *). So**r entſann ſich, daß ſein voriger Dienſtherr, ein Gaſtwirth zu Horzin, Rattenpulver beſeſſen habe. Zen** drang ſogleich in ihn, hinzugehen und es zu hohlen. Der Knecht ging; doch nur zum Schein. Sein Gewiſſen erwachte. Er gab vor, kein ſolches Pulver mehr gefunden zu haben. Als Zen** noch ein Paar Mahl ihn hinſchicken wollte, brachte So**r,

*) Schon Herr Klein in ſeinen vortrefflichen Annalen preußiſcher Geſetzgebung macht an mehreren Orten die Bemerkung: daß gerade die niedrigere Claſſe von Menſchen in Deutſchland weit mehr, als die vornehmere, wenn ſie Rache, Haß, oder Schadenabſicht zu befriedigen ſuche, ihre Zuflucht zu Vergiftungen nimmt. In andern Ländern thut es die vornehmere Claſſe.

um nur Ruhe zu haben, gepülvertes Glas zurück; widerrieth aber selbst, es der Frau zu geben, weil es — nichts schaden würde. Auch Zen** scheint den Betrug gemerkt zu haben; er vergrub das Pulver im Stall und setzte desto schärfer in So**rn, nach Prag zu gehen, und sich bey seinem, da noch lebenden Vater zu erkundigen: wie man Gift bekommen könne?

Hier ein trauriger Beweis mehr, für wie weniges Geld die dürftige Unwissenheit zum Laster, oder wenigstens zur Beförderung des Lasters sich erkaufen läßt. Der Alte widerrieth es Anfangs seinem Sohn höchlich: mit solchen Dingen sich zu befassen. Doch als er hörte, daß Zen** es gern reichlich bezahlen wolle, erboth er sich endlich doch, ein solches Mittel zu verschaffen; und gab, nachdem er sich noch ein Paar Mahl daran erinnern lassen, für einen baren Gulden, ein grünliches Pulver her, das er für Gift erklärte, das aber, wie man nachher erfuhr, bloß in gestossenem Grünspan bestand. Voll Freuden brachte Zen** wirklich seiner Frau solches im Biere bey; aber es bewirkte bloß ein starkes Erbrechen; sie genas bald wieder; auf ihren Mann warf sie auch nicht den geringsten Verdacht.

Die Genesung verdroß den Nichtswürdigen äußerst. Er that nun So**rn, da selbst solche Mittel mißlangen, immer noch gewaltthätigere Vorschläge. Er wollte mit seiner Frau auf ein, ungefähr zwey Meilen entlegenes, Dorf gehen; auf dem Heimweg sollte So**r im Walde aufpassen; sollte ihn selbst mit Stricken binden, und die Frau todtschlagen. Er brachte ihm ein Paar neue Stricke dazu; er both ihm Geld über Geld; dem Knechte schien Dieses doch allzu ge-

wagt. — Zen** ließ ſich nicht irren. Er hatte bald einen andern Plan. „Er wollte mit ſeinem Vater nach „Prag gehen. Des Nachts ſollte So**r die Mutter „in der Stube verſperren, die Frau in der Kammer „erwürgen. Damit der Verdacht auf Räuber falle, „könnten ja auch die Betten weggetragen und irgend „wohin verſteckt werden." — So**rn ſchien die Rolle, die er dabey zu ſpielen habe, ſo gefährlich, wie die vorige. Noch mehr, ſein Gewiſſen erwachte abermahls. Er machte ſich einen Behelf, und ging nach Jarpiz zu Zen** Schwiegeraltern. Er verſicherte ſpäterhin vor Gericht: „Damahls feſt entſchloſſen geweſen zu ſeyn, dieſen Ältern zu entdecken, was Zen** „gegen ſeine Frau im Schilde führe. Er habe eben „deßwegen ſie ſelbſt ſowohl, als auch das Dienſtmenſch, befragt: Was die Tochter von der Behandlung ihres Mannes ſage? und zu verſtehen gegeben: „daß ſolche ſehr übel daran ſey. Da er aber zu ſeiner „Verwunderung gehört: daß die junge Frau nie, auch „nur die geringſte Klage über ihren Mann geführt, „ſo habe er ebenfalls geſchwiegen."

Kurz vor dieſer Zeit hatte Zen** eine Entdeckung gemacht, die allein ſchon ein minder verſtocktes Herz auf beſſere Gedanken geleitet haben würde. Er merkte, daß ſeine Frau ſchwanger, und wenigſtens ſchon im ſechsten Monath ſchwanger ſey. Aus einer ſonderbaren Schüchternheit hatte ſie nie weder ihren Schwiegeraltern, noch ihrem Manne ein Wort davon geſagt. Daß bey dieſem Letztern auch nur der entfernteſte Verdacht, als ob er nicht Vater ſey, obgewaltet, davon fand ſich nirgends eine Spur; aber eben ſo wenig änderte dieſe Entdeckung ſeinen Vorſatz, vielmehr glaub-

te er um so mehr die Ausführung des Letztern beschleunigen zu müssen. Er befahl dem Knechte, ihm im Walde zwey tüchtige eichene Knüttel abzuschneiden, und irgendwo im Hause zu verstecken. Er sey, sagte er, Willens, seine Frau nächstens ein Mahl, noch vor Tages Anbruch zu ihren Ältern zu senden; dann könnten sie ihr nach, und im Busche sie todtschlagen. So**r, — entweder um wenigstens dem Anschein nach seinen Willen zu thun, oder auch wirklich zur That bereitwilliger, wenn er bey ihr einen Genossen habe, — brachte die Knüttel. Der Ehemann quälte von nun an in Geheim sein Weib, daß sie doch ein Mahl nach Hause gehe, und ihren Vater um Geld, dessen er bedürfe *), ansprechen solle; und die Unglückliche war gutherzig genug, darein zu willigen.

Der letzte Sonntag im November ward zu diesem betrüglichen Gange angesetzt. Gleich am frühesten Morgen war Zen** im Stall, und trieb So**rn an, diese schöne Gelegenheit nicht zu verabsäumen. Vom Selbstmitgehen sprach er freylich nichts weiter, aber desto mehr vom Belohnen. So**r weigerte sich durchaus. — Bald darauf kam Zen** wieder. Zwanzig Gulden, eine Mütze und ein Kamisol wurden versprochen, auch die schon oft geschehene Versicherung, daß er es dann lebenslang bey ihm gut haben solle, wiederhohlt. So**r fing an zu wanken. Zen** kam zum dritten Mahl, brachte selbst einen von den ver-

*) Daß auch Dieß eine Unwahrheit war, sieht man daraus: daß er nachher allerdings bares Geld hatte, — den Mörder zu lohnen.

ſteckten Knütteln herbey, drang noch ſtärker in ihn, machte ihm alles ſo leicht als möglich; und So**r weigerte ſich immer minder; ſchloß endlich mit der elenden Ausflucht: daß er bey jetziger kalten Witterung keine Bedeckung an den Füßen habe. Zen** brachte ihm gleich darauf ſeine eigenen Filzſchuhe; ſagte ihm, daß ſeine Frau ſo eben fort ſey; daß er noch auf's freundlichſte mit ihr geſprochen, und ihr bis in den Garten das Geleite gegeben habe, um gewiß zu ſeyn, welchen Weg ſie gehe. Wenn der Knecht jetzt ihr nacheile, müſſe er gerade im Anfange des Gebüſches ſie treffen.

So**r that es. Ungefähr eine halbe Viertelmeile weit hohlte er ſie ein. Die Ärmſte mochte ganz unbekümmert ihren Weg fortgegangen ſeyn; mochte den ihr Nacheilenden eben ſo wenig geſehen, als ihn vorher vermuthet haben. — „Da er nun dicht bey ihr „geweſen," ſagte jener Elende nachher aus: „habe er „die Augen feſt zugedrückt, und ihr mit dem Knittel „einen ſolchen Schlag auf den Kopf gegeben, daß ſie „ſogleich mit zerſchmettertem Schädel rückwärts ge„ſunken und nur noch, Maticzko Hayowſka *)! aus„gerufen habe." — Nachher wenigſtens muß der Mörder nur allzu gut mit offnen Augen vollendet haben;

*) So viel als: Mutter Maria zu Hayek! weil an dieſem letztern Orte ein Marienbild iſt, worauf der Glaube der gemeinen Menge viel hält. Daß der Mörder die Augen bey dem tödtlichen Schlage zuſchloß, hat, dünkt mich, etwas Charakteriſtiſches vom Gefühl der Schändlichkeit ſeiner That, die er lieber ſelbſt nicht mit angeſehen hätte, in ſich.

denn er wiederhohlte seine Schläge wohl noch fünf bis sechs Mahl, um gewiß zu seyn, daß sie nicht mehr lebe. — Da ihm Zen** auch befohlen hatte, ihr die Röcke auszuziehen, und sie heim zu bringen; (wahrscheinlich, damit man wieder auf Räuber rathen möge!) so that dieß So**r wirklich. Aber eine Art von Schauder schien ihn zu ergreifen. Er warf sie wieder neben ihr hin; eilte heim, und versicherte den Bösewicht, der ihn geschickt hatte: daß Alles vollbracht sey: Beyde konnten ein Paar Stunden darauf gelassen in die Kirche gehen. So**r erhielt von Zen** abschläglich vier Gulden, und die Versicherung, das Übrige richtig nachzutragen. Beyher ermahnte er ihn immer: ja nichts zu gestehen, wenn er doch vielleicht in Verdacht käme, und befragt würde. Auch dürfe er sich nicht fürchten, selbst einen Meineid zu schwören; denn es sey bloßer Aberglaube, daß man dann binnen Jahr und Tag sterben müsse!" — Eine Tröstung, die im Munde eines solchen, selbst abergläubischen Bösewichts, fast drollig klingen würde, wenn sie bey einer andern, minder gräßlichen, Gelegenheit gegeben worden wäre!

Einige Stunden nachher ward der Leichnam der Ermordeten gefunden. Zen** spielte, so gut er nur konnte, den Erschrockenen und Betrübten. Doch nicht lange entging er und So**r dem Verdachte. Seine frühern Reden bey jener Hirtinn und andern Bekannten erregten jetzt erst Muthmaßungen. Auch hatten die Nachbarn eine Mannsperson früh aus Zen**s Garten jenem Busche, wo die That geschehen, zulaufen gesehen, und argwohnten auf So**rn. Wie Beyde verhaftet wurden, wie sie Alles endlich eingestehen muß-

ten, wäre hier zu erzählen so unnütz als weitläuftig. Als Zen**en vorgehalten ward: Ob er sich denn nicht zwepfach ein Gewissen daraus gemacht, eine Frau, die nun schon im achten Monath von ihm schwanger gewesen, ermorden zu lassen? gab er ganz gelassen zur Antwort: „Über ihre Schwangerschaft habe er sich „weggesetzt. Was er gethan, sey aus Unverstand ge„schehen. So**r, um so viel älter, hätte ihm abra„then sollen. Er selbst würde es nie über's Herz ge„bracht haben, gewaltsame Hand an sie zu legen."

Ich wiederhohle: daß bey dieser Kriminalgeschichte Alles, was einer romantischen Verwicklung auch nur von Weitem ähnelt, wegfällt, und daß ich sie doch nicht für ganz unmerkwürdig halte. — Merkwürdig scheint mir der schon berührte Stufengang mörderischer Entwürfe: — merkwürdig das Gemisch von Feigheit und Grausamkeit im Gemüth des Mordsüchtigen, der von Entwurf zu Entwurf fortschritt, durch keine Vereitelung sich ermüden, keine Vaterpflicht sich hindern ließ, der selbst ganz ohne Bedenken muthmaßliches Gift seinem Weibe reichte; kurz, der zu Allem bereit war, — nur nicht Hand an sie zu legen; — merkwürdig bey sonst so plumper Bosheit die ziemlich durchdachte Verstellung, mit welcher er die schändlichsten Plane seinen Ältern, Schwiegerältern und der unschuldig gehaßten Person selbst verhehlen konnte; am allermerkwürdigsten endlich die Verlegenheit, in welche diese That, als sie abgeurtheilt werden sollte, ihre Richter versetzte.

Das josephinische peinliche Gesetzbuch hat bekannter Maßen selbst auf Mordthaten die Todesstrafe abgeschafft, und statt ihrer ein langwieriges hartes Gefängniß und jährlich am Tage des Mordes eine nach Maß

des Verbrechens und seiner erschwerenden Umstände zu ertheilende Zahl von Stockstreichen festgesetzt. Die Stimme der Kriminal-Richter erkannte daher Anfangs: „daß beyde Verbrecher mit langwierigem harten Gefängniß im zweyten Grad von funfzig Jahren und jährlich am Tage des Mords mit fünf und zwanzig Streichen zu belegen wären;" als plötzlich einer von ihnen die Frage aufwarf: ob denn wirklich beyde Verbrecher ganz gleich schuldig, und also auch ganz gleich zu züchtigen wären? Die Meinungen theilten sich jetzt. — „So**r," sagten Einige, „ist der Schuldigere. Er ist „der eigentliche Mörder. Ohne ihn wäre die That wahrscheinlich nie geschehen. Der feige Zen** hätte sein „Weib gehaßt, sich vielleicht von ihr getrennt; und „nichts weiter. Er sagt selbst, daß er nie Hand an sie „gelegt haben würde. So**r, durch Geld erkauft, „mordete hingegen; und ist am strafbarsten." —

„Mit nichten! entgegneten Andere: Zen** ist es! „Er ist zwar nur Mordbesteller. Aber ohne ihn wäre „So**rn die ganze That nicht eingefallen. Ohne seine „vielfältigen Anreizungen, ohne seine Erkaufung und „Zudringlichkeit wäre jener der rechtschaffene Kerl geblieben, der er war, bis dieser verführerische Böse„wicht ihn kennen lernte. Er widerstand lange; er „ward selbst das letzte Mahl gewisser Maßen dazu hinge„stoßen. Jener Schändliche hingegen trug sich nun „schon Jahre lang damit. War es denn seine Schuld, „daß jenes grüne Pulver nicht als tödtliches Gift „wirkte? Wollte er nicht schon tödten, ehe er So**rn „noch kennen lernte? Und ist es dann nicht einerley, „mit welchem Instrumente er vorsetzlich tödtete?"

„Alles richtig!" sprachen die Erstern. „Aber menschliche Gesetze bestrafen doch immer stärker die That, „als die Absicht. Zen** ist ein Nichtswürdiger, das „unterliegt keinem Zweifel. Aber die peinliche Lage, „mit einer Frau, die man nicht mehr liebt, verbunden, durchs ganze Leben verbunden zu seyn, kann „allerdings viel zu schwarzen und selbst blutigen Entwürfen beytragen. Hier war also warmes Blut; „So**r hingegen mordete mit kaltem; mordete bloß „für elendes Geld; mordete, nachdem er mehrmahls „schon erkannt hatte, daß er Unrecht thun würde; „mordete endlich eine fremde Person, deren längeres Leben ihn keinesweges in seinem eingebildeten Glück gehindert haben könnte!"

„Aber ist denn nicht gerade der Umstand, daß „Zen** den Mord solcher Personen bestellte, die ihm „nicht fremd, sondern nur allzu nahe verwandt „waren, der erschwerendste unter allen? Lagen ihm „nicht gegen die junge Frau und gegen das noch ungeborne Kind, als Gatte und als Vater, doppelt „heilige Pflichten ob? Wer sollte mehr für das Leben „Derjenigen sorgen, die er ermorden ließ, als er „selbst? Und ist nicht Blutsverwandtschaft, zumahl so „nahe, eine von denjenigen die Strafe verstärkenden „Ursachen, die selbst im Gesetz *) angegeben werden?"

Dieser letztere Grund entschied! Durch die Stimmen-Mehrheit ward Zen**en jährlich die Zahl von fünf und zwanzig Stockstreichen, So**rn von funfzehn, außer ihrer schon erwähnten Gefängnißstrafe, zuerkannt.

*) Im 52. §. desselben.

Ganz ohne mich in die Frage zu vertiefen: Ob eine Strafe, auf die Dauer von funfzig Jahren in hartem Kerker erstreckt, und noch alljährlich mit einer empfindlichen körperlichen Züchtigung verbunden, gerecht oder nur gesetzlich sey? bin ich allerdings auch der Meinung: daß Zen** weit schuldiger als der eigentliche Mörder, und auch nach menschlichen Gesetzen schärfer zu bestrafen war. Da ich aber schon einige Mahl in Gesprächen fand, daß Männer, deren juristische Kenntnisse ich unendlich weit den meinigen vorziehe, und denen ich auch sonst das Zeugniß der Billigkeit und des Scharfsinns mit willigster Seele ertheile, der entgegengesetzten Meinung waren, so glaubte ich um so eher, diesen Fall als einen streitigen erzählen zu können, und auch etwas umständlich in den vorläufigen Umständen seyn zu müssen.

Seltsamer Selbstverrath.

Ein Herumstreicher, den man zu Preßburg in Ungarn auf einem kleinen Diebstahl ertappte, und mehrerer wichtigen bezüchtigt, doch dieser letztern nicht ganz überwiesen hatte, mußte sich es gefallen lassen, als Züchtling ein Jahr allda Gassen zu kehren. Es kam ihm verzweifelt sauer an, denn man spürte bey jeder Gelegenheit, daß er sonst an eine bequemere Lebensart gewohnt gewesen sey. Doch die Gewalt unterstützte dieß Mahl das Recht. Sein Strafjahr war endlich bis auf einen einzigen Tag, dieser Tag sogar bis auf ein Paar Stunden vorüber; und unser Züchtling ging bereits gegen Abend, mit der übrigen geschlossenen Gesellschaft, zum letzten Mahl, wie er glaubte, dem Ort seiner Aufbehaltung zu, glaubte ganz gewiß den andern Morgen bereits, höchstens noch mit einer kleinen, fühlbaren Ermahnung, entlassen zu werden, als ein sehr zufälliger Umstand Alles änderte.

Es begegnete ihm, kaum zwanzig Schritt vom Arbeitshause, auf der Straße ein junger Mann in gesticktem Frack, seidenen Strümpfen, mit zwey Brillantringen an den Fingern, eben so viel Uhren in der Tasche, hinter sich einen Lohnbedienten, kurz, ganz wie ein

Mann vom erſten Stande ſich trägt. Von den Züchtlingen angebettelt, warf er einen flüchtigen, halb lächelnden, halb verächtlichen Blick auf die Caravane; faßte gerade unſern Helden am ſtärkſten in das Auge, und ward auch von Ebendemſelben am ſteifſten wieder angeblickt; denn Dieſer erkannte in ihm einen — ſeiner ehmaligen Spießgeſellen, mit dem er drey oder vier Jahr lang unter einer Bande ſich befunden hatte. — „Sonderbar!“ rief er, gekränkt durch dieſen gewaltigen Abſtand, und vielmehr noch durch jenes ſcheinbare Lachen: „Sonderbar, wie es in der Welt zugeht! „Ich war ein Jahr lang einer elenden Kleinigkeit we„gen Züchtling; und dieſer Burſch, der ſonſt mein „Kamerad war, geht hier frank und frey, ſo ge„putzt und ſtolz wie ein Edelmann daher!“

Der Soldat, der die Wach bey den Gaſſenkehrern hatte, hörte Dieß. „Wie,“ fragte er, „jener „Herr dort wäre dein Kamerad geweſen?“ — „Nicht „nur das;“ fuhr der Erzürnte in ſeinem Eifer fort: „ſondern er war auch bey jeder Gelegenheit zehn Mahl „ſchlimmer als ich!“ — „Nun ſo kann dem noch Rath „und Dieſer auch beſtraft werden! Komm! komm mit „zum Polizeyamt! Wir wollen das gleich anzei„gen.“ — Auf einen Augenblick ſtutzte jetzt der Züchtling, und hatte Luſt wieder umzukehren. Aber der Soldat ließ nicht ab. Sie gingen. Jene Ausſage ward regiſtrirt, und eine halbe Stunde darauf war der Abenteurer ſchon verhaftet.

Er ſtutzte nicht wenig, als dieſe Ehre ihm widerfuhr. Er ſtutzte noch weit mehr, als jener Angeber ihm vorgeſtellt und er befragt ward: Ob er hier nicht ſeinen Spießgeſellen kenne? Er wollte zwar An-

fangs den bitter Bösen spielen; wollte von seinem Stande, seiner Herkunft, seinen Gütern — die wohl verstanden sämmtlich in der Fremde lagen! — ein Langes und Breites herprahlen; doch die öftere Verwandlung der Farbe, das Stottern der Stimme, das Zittern seiner Knie, und tausend kleine Umstände noch, die eine innere Verwirrung anzeigten, sprachen gegen seine Worte; und es gelang dem Richter, vor welchem er stand, gar bald ihn in Widersprüche zu verwickeln. — Kaum merkte er Dieß selbst, als er auf ein Mahl hastig abbrach und ausrief: „Nun ja, ich will es „euch Allen nicht schwer machen! Ich bin ein Land„läufer, Buschklepper und ein Kamerad von Jenem „gewesen. Aber weil der Schurke mich so ganz von „freyen Stücken, so ganz ohne selbst zu wissen, „warum, angibt, so soll auch Er wenigstens nicht „heraus, sondern noch tiefer in das Garn hinein kom„men; und mein erstes Geständniß sey: daß wir vor „zwey Jahren zusammen im W* Walde einen Mord „an zwey Reisenden begingen!"

Die Verwunderung aller Anwesenden, das Erschrecken jenes unvorsichtigen Angebers kann man kaum groß genug sich vorstellen. Schon mochte er zwar heimlich, mehr als ein Mahl schon, seinen raschen Ausruf und seine ganze Klage bereut haben; mochte voraussehen, daß dieser Handel seine Haft verlängern werde; doch einer solchen Rache war er sich kaum vermuthend. Noch bleicher, noch bebender als vorher sein Raubgenosse, versuchte er auch nun, noch fruchtloser, Entschuldigung und Läugnen. Wenige Minuten waren hinreichend, ihn des Mordes, des Straßenraubes und noch mancher andern That einge-

ſtändig zu machen. Sein Weg ging nun natürlicher Weiſe nicht mehr in das Zuchthaus zurück, ſondern in enge Haft; einige Wochen darauf, in Geſellſchaft desjenigen, den er angeklagt, auf das Schaffot. — Unter den vielen tauſend Zuſchauern, die dieſen ſauern Weg ihn antreten ſahen, und dabey die ſonderbare Fügung bewunderten, wodurch er ſich ſelbſt verrathen mußte, war auch der Freund, deſſen mündlicher Erzählung ich dieſe Anecdote verdanke.

Die Strumpfbänder.

Bald nach dem siebenjährigen Kriege, (bestimmter wußte mein sonst glaubwürdiger Währmann die Zeit mir nicht anzugeben,) kam ein junger Mann aus Schwedisch-Pommern nach Wien, um sich dort erst ein Weilchen aufzuhalten, und dann nach Italien zu reisen. Er trat die ersten drey oder vier Tage im so genannten Maschacker Hof ab; miethete sich aber nachher, wie es Fremde in Wien gewöhnlich machen, ein Zimmer in einem Privathause; blieb allda einen knappen Monath; verwandte den größten Theil des Tages auf Besichtigung öffentlicher Merkwürdigkeiten und der reizenden Gegend umher; brachte einige Stunden des Abends im Schauspiele zu; suchte aber übrigens, entweder aus Mangel an Empfehlungsbriefen, oder aus eigener Schüchternheit, keinen Eintritt in Familien; so leicht sich solche in dem gastfreyen Wien Fremden öffnen. Als er endlich wieder wegreisen wollte, hatte er den unglücklichen Einfall, in einem Zeitungsblatt anzeigen zu lassen: „Ein einzelner Mann suche „einen Reisegefährten nach Triest oder Venedig!" war recht froh, als sich zwey Tage darauf ein anderer Fremder, dem Vorgeben nach ein Schlesier, zur Ge-

fellschaft ihm antrug; und machte sich des andern Mittags — früher hatte der Schlesier nicht aufbrechen wollen, — in einer leichten Postchaise auf den Weg.

Auf welchem er leider nicht weit kam! Dieser angebliche Reisegefährte war nichts mehr und nichts minder, als ein Taugenichts, der in Gesellschaft mit Mehreren, die ihm glichen, bald den falschen Spieler, bald den Beutelschneider gemacht, von unserm Fremden, den er auf einem Kaffehhause gesehen, einige Nachricht eingezogen, und so wie er erfuhr, daß er allein wegreisen wolle, den Plan gefaßt hatte, ihn zu begleiten, zu berauben und zu ermorden. Mit noch einem Gauner darüber einverstanden, wurden alle Anstalten schon gemacht: ward eine so späte Tagstunde zur Abfahrt beliebt; und der arme Fremde in ein Netz verstrickt, wovon ihm nichts träumte. Auf der vierten Stazion, als es schon Nacht geworden, als sie Trotz der Dunkelheit fortgefahren, und der Schwede ganz sorglos schlief, durchstach ihm jener nachbarliche Bösewicht mit einem Stilet, so rasch und so richtig treffend, die linke Brust, daß er mit einem einzigen Schrey auffuhr, wieder zusammen sank und starb. Der Postillion, der bey diesem Getöse sich umsah, ward eben so schnell mit einer Pistolenkugel vor den Kopf geschossen, und stürzte. Ganz gemächlich plünderte dann der Mörder die Habseligkeiten des Fremden; packte Alles in zwey Mantelsäcke, die er deßhalb mitgenommen, spannte das Sattelpferd aus, und ritt an einen bestimmten Ort zurück, wo bereits sein Gefährte in einem Gebüsch mit einer Halbchaise seiner wartete; ließ dann das Postpferd auf gutes Glück in die weite Welt gehen, und steuerte

ganz keck und unbekümmert wieder nach Wien zu; wo kurz vor dem Thore sein Spießgeselle sich von ihm trennte, er aber unter dem Schein eines Reisenden ankam.

Am andern Morgen fand man jene zwey Leichname, und da man von dem Fremden durchaus nichts weiter wußte, als daß er von Wien herkomme, so schaffte man seinen Körper wieder dorthin, in der Hoffnung, allda mehrere Nachrichten einzuziehen. Da aber auch hier von Polizey und Gerichten Niemand ihn kannte; da es von einer Person, der alle Schriften, alle Kleidung weggenommen worden, unmöglich war, gleich in der ersten Stunde zu wissen, wer und woher sie sey; so stellte man den Leichnam aus, und hing einen Zettel daran, der jeden aufforderte: den Nahmen dieses Unglücklichen, wenn er ihn wisse, anzugeben. Ein Mittel, das sonst wirksam genug, doch dieß Mahl vielleicht vergeblich gewesen wäre, hätte nicht ein sonderbares Schicksal gerechter Rache obgewaltet.

In jenen ersten Paar Tagen, die der Ermordete, schon gedachter Maßen, im Maschacker Hofe zugebracht, war einst früh Morgens, als er eben aufgestanden, eine Händlerinn, die mit Kleidungsstücken und Galanteriewaaren hausiren ging, zu ihm gekommen, und er hatte einige Kleinigkeiten, unter andern auch ein Paar gestickte Strumpfbänder, ihr abgekauft. Seitdem hatte dieses Weib ihn nicht mehr mit Augen gesehen; als sie aber jetzt bey dem Orte, wo sein Leichnam ausgestellt ward, vorbeyging, und eine Menge Menschen hinlaufen sah, zog auch sie die Neugier mit fort, und auf den ersten Augenblick erkannte sie ihn;

bedauerte herzlich den guten Herrn, der damahls nur äuſſerſt wenig ihr abgehandelt habe; ging aber ſtillſchweigend weiter, weil ſie doch weder ſeinen Nahmen, noch ſein nachmahliges Logis kannte; und weil ſie hoffte: ſo gut und beſſer als ſie würden wohl tauſend Andere ihn kennen.

So in Gedanken über dieſen ihr allerdings unerwarteten Anblick ging ſie immer ihren Weg fort, und ihrer Handthierung nach; kam aber, ohne recht zu wiſſen, wohin ſie gehe, — was ſich jedoch aus dem Zuſammenhange der Ideen leicht erklären läßt — gerade wieder in den Maſchacker Hof; ging gerade vor das nähmliche Zimmer; pochte an, hörte rufen: herein! öffnete die Thür; ſah eine Mannsperſon noch im Bette liegen; ward aber von derſelben (die ſich vielleicht eines jüngern Beſuchs verſah,) ſehr rauh, mit den Worten: er brauche von einer ſolchen alten Hexe nichts, angefahren. Indem ſie daher, eben nicht ſehr zufrieden, wieder gehen wollte, warf ſie von ungefähr einen Blick um ſich herum, und erblickte auf dem Stuhle neben dem Bette — eben diejenigen Strumpfbänder, die ſie vor einigen Wochen dem Ermordeten, von deſſen Leichnam ſie herkam, verkauft hatte. Bey dieſem Anblick ſtutzte ſie. Unter dem Vorwand, Trotz jenes Empfangs, ihre Waare noch ein Mahl zu empfehlen, trat ſie ein Paar Schritt näher; ſah genauer auf dieſen Stuhl, und ward immer überzeugter: es waren eben dieſelben! Der Mann befahl ihr abermahls ſich zu packen; ſie that es.

Im Heruntergehen erkundigte ſie ſich bey einem Kellner: Wer der Herr ſey, der Nummer fünf wahne? — „Ein Fremder, der geſtern aus Steyermark an-

gekommen!" — Mit viel Gepäck? — „Nein, ohne Bedienten; mit ein Paar Mantelſäcken." — Dieß gab keinen Aufſchluß, weder für noch dawider. Aber ein gewiſſer innerer Trieb ward immer ſtärker in ihr. — Sie ging gerade zur Polizey und zeigte an: „Jener „ausgeſtellte Erſchlagene habe vor einigen Wochen in „dem oftbenannten Gaſthofe gewohnt, und ein Paar „Strumpfbänder ihr abgekauft. Jetzt liege in eben dem „Zimmer, eben dem Bette, ein Menſch mit höchſt „verdächtigem Geſichte, und neben ihm eben dieſelben „Strumpfbänder, die ihre eigene Tochter geſtickt, und „ſie jenem verkauft habe. Wenn man den Menſchen „frage: wie er zu dieſem Kleidungsſtücke gekommen „ſey? ſo würde ſich vielleicht mehr ergeben." — Man trug Anfangs Bedenken, auf die ganze Anzeige zu achten. Strumpfbänder ſehen ſich gleich. Daß der Mörder gerade nach Wien kommen, gerade auf demſelben Flecke ſich einfinden ſolle, wo ſie vorher den Ermordeten angetroffen, ſchien ſo romanenhaft, daß man es eben deßhalb für gänzlich unwahrſcheinlich hielt. Dennoch, da ſie immer darauf beſtand: die Strumpfbänder wären es! ſo entſchloß man ſich endlich einen Verſuch zu machen, den Fremden zu verhaften, und ihn genau zu befragen: Wer er ſey? Woher er komme? und ſo weiter. Es geſchah. Gleich bey der Verhaftung entſetzte er ſich gewaltig; als bey dieſer Gelegenheit auch ſeine Kleider durchſucht wurden, fand man blutige Wäſche, ein Stilet, mehrere Taſchenpuffer, und einen Rock, den man im Gaſthof an jenem Fremden, — auf welchen man ſich nun bey der Hauſirerinn Angabe beſann, geſehen haben wollte. Auch die Strumpfbän-

der — Kurz! was bedarf es noch vieler Worte und Umstände? Gleich beym ersten Verhör wurde dem Verhafteten so mancher Beweis oder vielmehr so mannigfacher Grund zum Verdachte vorgelegt, daß er bald Alles gestand, und wenige Wochen darauf die Strafe litt, die er reichlich verdient hatte.

Mörder seiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend.

Heinrich R., der einzige Sohn eines angesehenen N**gischen Kaufmanns, und selbst zur Kaufmannschaft erzogen, glaubte lange, was mit ihm ganz N—g glaubte: daß sein Vater ein wohlhabender Mann sey, der ihm einst nicht nur eine gutbestellte Seidenhandlung, sondern auch noch ein beträchtliches Vermögen hinterlassen werde. Als er daher im vier und zwanzigsten Jahre diesen Vater verlor, trat er mit ziemlich frohem Muthe seine Erbschaft an; sah sich aber in ihr — gewaltig betrogen. Statt baren Geldes fand er Schulden. In den Handlungsbüchern selbst herrschte eine kaum begreifliche Unordnung. Schon seit einigen Jahren war das Soll beständig gewachsen, das Haben unaufhörlich gesunken. Durch verschiedene dreiste Versuche hatte der alte R. wahrscheinlich sich helfen wollen, und immer tiefer sich verstrickt. Bloß der Credit seines Nahmens hatte das Ganze noch zusammen gehalten.

Eine solche Entdeckung war für den jüngern R. eben so überraschend, als traurig. Jetzt eben, da er seine Freyheit erst zu genießen hoffte, sollte er einem Wohl-

stande entsagen, an welchen er von Jugend auf sich gewöhnt hatte? — Zwar war er klug genug, seine mißliche Lage noch Jedermann zu verschweigen; doch daß sie lange verschwiegen bleiben werde, ließ kaum sich hoffen. Nur ein Paar Gläubiger hurften mit gerechtem Mißtrauen sich melden, und die Handlung stürzte übern Haufen. Selbst wenn Alles dann aufs Beste eingeleitet, aufs Schnellste und Glücklichste verkauft wurde, blieb dem neuen Besitzer äußerst wenig, — sobald es irgendwo schief ging, Gerichte und Advocaten nur nach hergebrachter Weise verfuhren, gar nichts übrig. Wohl hundert Plane sich zu retten entwarf R. im Stillen, und verwarf sie wieder; endlich schien ihm Aufhelfung durch eine reiche Heirath noch der einzig taugliche Weg zu seyn.

Wohl ein gefährlicher Weg, der unter zehn Fällen neun Mahl irre führt! Indeß, da R. wirklich ein artiger, wohlgemachter, junger Mann war, seinen Nahmen nie mit dem kleinsten Fleckchen beschmutzt, wohl aber den Ruf sich erworben hatte, sein Geschäft vollkommen zu verstehen, so hätte er doch vielleicht auch hier sein wahres Glück durchsetzen können; nur mußte er dann diesen Weg mit Vorsicht betreten, mit kalter, klüglicher Wahl verfolgen. Doch leider glaubte er auf ihm auch eilen zu müssen. Ihn drängte die Angst vor seinen Gläubigern. Unter dem jüngern weiblichen Geschlecht sah er keine Begüterte, wo der Zutritt sogleich ihm offen stand. In halber Verzweiflung beschloß er, auch mit dem Alter es nicht genau zu nehmen. Eine unselige Gelegenheit bot sich ihm hier von selbst an.

Im Hause seines Vaters war schon längst eine reiche Posamentirers Witwe viel aus- und eingegangen. Ihr Mann, der sein Gewerbe fabrikmäßig im Großen getrieben, hatte ein ansehnliches Vermögen ihr hinterlassen, und sie dasselbe seit funfzehn Jahren unablässig vermehrt. Das Stadtgerücht gab ihr achtzig tausend Gulden. Zur reichlichern Hälfte bekannte sie sich mit einer Miene, die — mehr sagte. Eine Wucherinn durfte man zwar nicht sie schelten; aber sparsam, oder vielmehr geizig war sie allerdings; sonst ein gutes ehrliches Weib, die jedoch ihren Jahren nach reichlich für Heinrichs Mutter, ihrem Ansehen nach fast für seine Großmutter gelten konnte! Wohl zwanzig Heirathen hatte sie in ihrem Witwenstande ausgeschlagen; gleichwohl mußten die Jahre noch nicht jede Empfindung des Geschlechts und der Liebe in ihrem Herzen erstickt haben. Der Jüngling, gleichsam unter ihren Augen herangewachsen, und zum Manne ausgebildet, hatte längst in ihr einen Wunsch erregt, der für ihr Alter ungezweifelt eine Thorheit war; den sie aber doch, als sie auch nach dem Tode des ältern R. ihre Besuche fortsetzte, und die häusliche Verlegenheit des Sohnes zu muthmaßen begann, in Hoffnung und zuletzt in Absicht übergehen ließ. Schon ein Paar Mahl hatte sie sich ihm zu helfen erbothen, wenn sie sicher wüßte, daß er — dankbar sey. Er verstand sie bald; schauderte im Geheim ein wenig, und — entschloß sich. Als sie einst ihm wieder rieth, sich bey seinen vielen Geschäften nach einer ehelichen Gehülfinn umzuthun; als sie mit bedeutendem Tone hinzufügte: daß sie aber an seiner Stelle mehr auf eine vermögliche, vernünftige Hausfrau, als auf all zujunge, unerfahrne

Dirnen ſehen würde, brachte er ſeine Worte bey ihr an. Sie ſpielte ein Paar Augenblicke die Erſtaunte; antwortete aber bald mit einem tiefen Seufzer; Es ſcheine ihr auch, als ob dieſe zweyte Ehe im Himmel ſelbſt ihr beſtimmt worden ſey! Ein Kuß, ſehr zärtlich auf ihrer, ſehr beſcheiden auf ſeiner Seite, beſiegelte den Bund. Des andern Tages feyerten ſie Verlobung. Die Hochzeit ſelbſt konnte, weil es gerade Faſtenzeit war, erſt nach ſechs oder ſieben Wochen anberaumt werden.

Der gute Himmel! Welche ungeheure Menge freywilliger Thorheiten möchten die Menſchen gern als ſeinen Rathſchluß betrachten! Ganz N*g, als dieſe Verlobung kund ward, wunderte ſich laut und einſtimmig darüber. Selbſt diejenigen, welche den wahren Grund derſelben muthmaßten, mißbilligten doch dieſen Schritt, und R. ſpürte dieſen Tadel gar bald. So oft er an öffentlichen Orten mit ſeiner Verlobten am Arm erſchien, ſah er Aller Blicke lächelnd auf ſich gerichtet. Der ſpöttiſche Glückswunſch ſeiner Bekannten ſchnitt ihn durchs Herz. Die kalte, ſchier verächtliche Miene mancher, ſonſt gegen ihn freundlichen Mädchen that ihm weh; faſt weher noch das mißtrauiſche Achſelzucken einiger Biedermänner, denen er ſeinen Vorſatz eröffnete. Je näher er dem Zeitpunct rückte, wo er in den völligen Beſitz ſeiner ehrwürdigen Matrone treten ſollte, je bänglicher ward ihm bey dieſer, ſich ſelbſt auferlegten Kaſteyung. In den Liebkoſungen, die ſie jetzt von ihm *erwartete* und nicht ſelten *begehrte*, lag ſchon ſo viel Peinliches für ihn. Welche Freude konnte er ſich erſt vom Eheſtand ſelbſt verſprechen! Doch hätte er ſich noch vielleicht gezwungen,

gekommen!" — Mit viel Gepäck? — „Nein, ohne Bedienten; mit ein Paar Mantelsäcken." — Dieß gab keinen Aufschluß, weder für noch dawider. Aber ein gewisser innerer Trieb ward immer stärker in ihr. — Sie ging gerade zur Polizey und zeigte an: „Jener „ausgestellte Erschlagene habe vor einigen Wochen in „dem oftbenannten Gasthofe gewohnt, und ein Paar „Strumpfbänder ihr abgekauft. Jetzt liege in eben dem „Zimmer, eben dem Bette, ein Mensch mit höchst „verdächtigem Gesichte, und neben ihm eben dieselben „Strumpfbänder, die ihre eigene Tochter gestickt, und „sie jenem verkauft habe. Wenn man den Menschen „frage: wie er zu diesem Kleidungsstücke gekommen „sey? so würde sich vielleicht mehr ergeben." — Man trug Anfangs Bedenken, auf die ganze Anzeige zu achten. Strumpfbänder sehen sich gleich. Daß der Mörder gerade nach Wien kommen, gerade auf demselben Flecke sich einfinden solle, wo sie vorher den Ermordeten angetroffen, schien so romanenhaft, daß man es eben deßhalb für gänzlich unwahrscheinlich hielt. Dennoch, da sie immer darauf bestand: die Strumpfbänder wären es! so entschloß man sich endlich einen Versuch zu machen, den Fremden zu verhaften, und ihn genau zu befragen: Wer er sey? Woher er komme? und so weiter. Es geschah. Gleich bey der Verhaftung entsetzte er sich gewaltig; als bey dieser Gelegenheit auch seine Kleider durchsucht wurden, fand man blutige Wäsche, ein Stilet, mehrere Taschenpuffer, und einen Rock, den man im Gasthof an jenem Fremden, — auf welchen man sich nun bey der Hausirerinn Angabe besann, gesehen haben wollte. Auch die Strumpfbän-

der — Kurz! was bedarf es noch vieler Worte und Umſtände? Gleich beym erſten Verhör wurde dem Verhafteten ſo mancher Beweis oder vielmehr ſo mannigfacher Grund zum Verdachte vorgelegt, daß er bald Alles geſtand, und wenige Wochen darauf die Strafe litt, die er reichlich verdient hatte.

Mörder ſeiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; ſeltſam entdeckt, noch ſeltſamer ſich ſelbſt angebend.

Heinrich R., der einzige Sohn eines angeſehenen N**giſchen Kaufmanns, und ſelbſt zur Kaufmannſchaft erzogen, glaubte lange, was mit ihm ganz N—g glaubte: daß ſein Vater ein wohlhabender Mann ſey, der ihm einſt nicht nur eine gutbeſtellte Seidenhandlung, ſondern auch noch ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen werde. Als er daher im vier und zwanzigſten Jahre dieſen Vater verlor, trat er mit ziemlich frohem Muthe ſeine Erbſchaft an; ſah ſich aber in ihr — gewaltig betrogen. Statt baren Geldes fand er Schulden. In den Handlungsbüchern ſelbſt herrſchte eine kaum begreifliche Unordnung. Schon ſeit einigen Jahren war das Soll beſtändig gewachſen, das Haben unaufhörlich geſunken. Durch verſchiedene dreiſte Verſuche hatte der alte R. wahrſcheinlich ſich helfen wollen, und immer tiefer ſich verſtrickt. Bloß der Credit ſeines Nahmens hatte das Ganze noch zuſammen gehalten.

Eine ſolche Entdeckung war für den jüngern R. eben ſo überraſchend, als traurig. Jetzt eben, da er ſeine Freyheit erſt zu genießen hoffte, ſollte er einem Wohl-

stande entsagen, an welchen er von Jugend auf sich gewöhnt hatte? — Zwar war er klug genug, seine mißliche Lage noch Jedermann zu verschweigen; doch daß sie lange verschwiegen bleiben werde, ließ kaum sich hoffen. Nur ein Paar Gläubiger durften mit gerechtem Mißtrauen sich melden, und die Handlung stürzte übern Haufen. Selbst wenn Alles dann aufs Beste eingeleitet, aufs Schnellste und Glücklichste verkauft wurde, blieb dem neuen Besitzer äußerst wenig, — sobald es irgendwo schief ging, Gerichte und Advocaten nur nach hergebrachter Weise verfuhren, gar nichts übrig. Wohl hundert Plane sich zu retten entwarf R. im Stillen, und verwarf sie wieder; endlich schien ihm Aufhelfung durch eine reiche Heirath noch der einzig taugliche Weg zu seyn.

Wohl ein gefährlicher Weg, der unter zehn Fällen neun Mahl irre führt! Indeß, da R. wirklich ein artiger, wohlgemachter, junger Mann war, seinen Nahmen nie mit dem kleinsten Fleckchen beschmutzt, wohl aber den Ruf sich erworben hatte, sein Geschäft vollkommen zu verstehen, so hätte er doch vielleicht auch hier sein wahres Glück durchsetzen können; nur mußte er dann diesen Weg mit Vorsicht betreten, mit kalter, klüglicher Wahl verfolgen. Doch leider glaubte er auf ihm auch eilen zu müssen. Ihn drängte die Angst vor seinen Gläubigern. Unter dem jüngern weiblichen Geschlecht sah er keine Begüterte, wo der Zutritt sogleich ihm offen stand. In halber Verzweiflung beschloß er, auch mit dem Alter es nicht genau zu nehmen. Eine unselige Gelegenheit both sich ihm hier von selbst an.

Im Hause seines Vaters war schon längst eine reiche Posamentirers Witwe viel aus- und eingegangen. Ihr Mann, der sein Gewerbe fabrikmäßig im Großen getrieben, hatte ein ansehnliches Vermögen ihr hinterlassen, und sie dasselbe seit funfzehn Jahren unablässig vermehrt. Das Stadtgerücht gab ihr achtzig tausend Gulden. Zur reichlichern Hälfte bekannte sie sich mit einer Miene, die — mehr sagte. Eine Wucherinn durfte man zwar nicht sie schelten; aber sparsam, oder vielmehr geizig war sie allerdings; sonst ein gutes ehrliches Weib, die jedoch ihren Jahren nach reiflich für Heinrichs Mutter, ihrem Ansehen nach fast für seine Großmutter gelten konnte! Wohl zwanzig Heirathen hatte sie in ihrem Witwenstande ausgeschlagen; gleichwohl mußten die Jahre noch nicht jede Empfindung des Geschlechts und der Liebe in ihrem Herzen erstickt haben. Der Jüngling, gleichsam unter ihren Augen herangewachsen, und zum Manne ausgebildet, hatte längst in ihr einen Wunsch erregt, der für ihr Alter ungezweifelt eine Thorheit war; den sie aber doch, als sie auch nach dem Tode des ältern R. ihre Besuche fortsetzte, und die häusliche Verlegenheit des Sohnes zu muthmaßen begann, in Hoffnung und zuletzt in Absicht übergehen ließ. Schon ein Paar Mahl hatte sie sich ihm zu helfen erbothen, wenn sie sicher wüßte, daß er — dankbar sey. Er verstand sie bald; schauderte im Geheim ein wenig, und — entschloß sich. Als sie einst ihm wieder rieth, sich bey seinen vielen Geschäften nach einer ehelichen Gehülfinn umzuthun; als sie mit bedeutendem Tone hinzufügte: daß sie aber an seiner Stelle mehr auf eine vermögliche, vernünftige Hausfrau, als auf all zujunge, unerfahrne

Dirnen ſehen würde, brachte er ſeine Worte bey ihr an. Sie ſpielte ein Paar Augenblicke die Erſtaunte; antwortete aber bald mit einem tiefen Seufzer; Es ſcheine ihr auch, als ob dieſe zweyte Ehe im Himmel ſelbſt ihr beſtimmt worden ſey! Ein Kuß, ſehr zärtlich auf ihrer, ſehr beſcheiden auf ſeiner Seite, beſiegelte den Bund. Des andern Tages feyerten ſie Verlobung. Die Hochzeit ſelbſt konnte, weil es gerade Faſtenzeit war, erſt nach ſechs oder ſieben Wochen anberaumt werden.

Der gute Himmel! Welche ungeheure Menge freywilliger Thorheiten möchten die Menſchen gern als ſeinen Rathſchluß betrachten! Ganz N*g, als dieſe Verlobung kund ward, wunderte ſich laut und einſtimmig darüber. Selbſt diejenigen, welche den wahren Grund derſelben muthmaßten, mißbilligten doch dieſen Schritt, und R. ſpürte dieſen Tadel gar bald. So oft er an öffentlichen Orten mit ſeiner Verlobten am Arm erſchien, ſah er Aller Blicke lächelnd auf ſich gerichtet. Der ſpöttiſche Glückswunſch ſeiner Bekannten ſchnitt ihn durchs Herz. Die kalte, ſchier verächtliche Miene mancher, ſonſt gegen ihn freundlichen Mädchen that ihm weh; faſt weher noch das mißtrauiſche Achſelzucken einiger Biedermänner, denen er ſeinen Vorſatz eröffnete. Je näher er dem Zeitpunct rückte, wo er in den völligen Beſitz ſeiner ehrwürdigen Matrone treten ſollte, je bänglicher ward ihm bey dieſer, ſich ſelbſt auferlegten Kaſteyung. In den Liebkoſungen, die ſie jetzt von ihm *erwartete* und nicht ſelten *begehrte*, lag ſchon ſo viel Peinliches für ihn. Welche Freude konnte er ſich erſt vom Eheſtand ſelbſt verſprechen! Doch hätte er ſich noch vielleicht gezwungen,

gekommen!" — Mit viel Gepäck? — „Nein, ohne Bedienten; mit ein Paar Mantelsäcken." — Dieß gab keinen Aufschluß, weder für noch dawider. Aber ein gewisser innerer Trieb ward immer stärker in ihr. — Sie ging gerade zur Polizey und zeigte an: „Jener „ausgestellte Erschlagene habe vor einigen Wochen in „dem oftbenannten Gasthofe gewohnt, und ein Paar „Strumpfbänder ihr abgekauft. Jetzt liege in eben dem „Zimmer, eben dem Bette, ein Mensch mit höchst „verdächtigem Gesichte, und neben ihm eben dieselben „Strumpfbänder, die ihre eigene Tochter gestickt, und „sie jenem verkauft habe. Wenn man den Menschen „frage: wie er zu diesem Kleidungsstücke gekommen „sey? so würde sich vielleicht mehr ergeben." — Man trug Anfangs Bedenken, auf die ganze Anzeige zu achten. Strumpfbänder sehen sich gleich. Daß der Mörder gerade nach Wien kommen, gerade auf demselben Flecke sich einfinden solle, wo sie vorher den Ermordeten angetroffen, schien so romanenhaft, daß man es eben deßhalb für gänzlich unwahrscheinlich hielt. Dennoch, da sie immer darauf bestand: die Strumpfbänder wären es! so entschloß man sich endlich einen Versuch zu machen, den Fremden zu verhaften, und ihn genau zu befragen: Wer er sey? Woher er komme? und so weiter. Es geschah. Gleich bey der Verhaftung entsetzte er sich gewaltig; als bey dieser Gelegenheit auch seine Kleider durchsucht wurden, fand man blutige Wäsche, ein Stilet, mehrere Taschenpuffer, und einen Rock, den man im Gasthof an jenem Fremden, — auf welchen man sich nun bey der Hausirerinn Angabe besann, gesehen haben wollte. Auch die Strumpfbän-

der — Kurz! was bedarf es noch vieler Worte und Umstände? Gleich beym ersten Verhör wurde dem Verhafteten so mancher Beweis oder vielmehr so mannigfacher Grund zum Verdachte vorgelegt, daß er bald Alles gestand, und wenige Wochen darauf die Strafe litt, die er reichlich verdient hatte.

Mörder seiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend.

Heinrich R., der einzige Sohn eines angesehenen N**gischen Kaufmanns, und selbst zur Kaufmannschaft erzogen, glaubte lange, was mit ihm ganz N—g glaubte: daß sein Vater ein wohlhabender Mann sey, der ihm einst nicht nur eine gutbestellte Seidenhandlung, sondern auch noch ein beträchtliches Vermögen hinterlassen werde. Als er daher im vier und zwanzigsten Jahre diesen Vater verlor, trat er mit ziemlich frohem Muthe seine Erbschaft an; sah sich aber in ihr — gewaltig betrogen. Statt baren Geldes fand er Schulden. In den Handlungsbüchern selbst herrschte eine kaum begreifliche Unordnung. Schon seit einigen Jahren war das Soll beständig gewachsen, das Haben unaufhörlich gesunken. Durch verschiedene dreiste Versuche hatte der alte R. wahrscheinlich sich helfen wollen, und immer tiefer sich verstrickt. Bloß der Credit seines Nahmens hatte das Ganze noch zusammen gehalten.

Eine solche Entdeckung war für den jüngern R. eben so überraschend, als traurig. Jetzt eben, da er seine Freyheit erst zu genießen hoffte, sollte er einem Wohl-

ſtande entſagen, an welchen er von Jugend auf ſich gewöhnt hatte? — Zwar war er klug genug, ſeine mißliche Lage noch Jedermann zu verſchweigen; doch daß ſie lange verſchwiegen bleiben werde, ließ kaum ſich hoffen. Nur ein Paar Gläubiger durften mit gerechtem Mißtrauen ſich melden, und die Handlung ſtürzte übern Haufen. Selbſt wenn Alles dann aufs Beſte eingeleitet, aufs Schnellſte und Glücklichſte verkauft wurde, blieb dem neuen Beſitzer äußerſt wenig, — ſobald es irgendwo ſchief ging, Gerichte und Advocaten nur nach hergebrachter Weiſe verfuhren, gar nichts übrig. Wohl hundert Plane ſich zu retten entwarf R. im Stillen, und verwarf ſie wieder; endlich ſchien ihm Aufhelfung durch eine reiche Heirath noch der einzig taugliche Weg zu ſeyn.

Wohl ein gefährlicher Weg, der unter zehn Fällen neun Mahl irre führt! Indeß, da R. wirklich ein artiger, wohlgemachter, junger Mann war, ſeinen Nahmen nie mit dem kleinſten Fleckchen beſchmutzt, wohl aber den Ruf ſich erworben hatte, ſein Geſchäft vollkommen zu verſtehen, ſo hätte er doch vielleicht auch hier ſein wahres Glück durchſetzen können; nur mußte er dann dieſen Weg mit Vorſicht betreten, mit kalter, klüglicher Wahl verfolgen. Doch leider glaubte er auf ihm auch eilen zu müſſen. Ihn drängte die Angſt vor ſeinen Gläubigern. Unter dem jüngern weiblichen Geſchlecht ſah er keine Begüterte, wo der Zutritt ſogleich ihm offen ſtand. In halber Verzweiflung beſchloß er, auch mit dem Alter es nicht genau zu nehmen. Eine unſelige Gelegenheit both ſich ihm hier von ſelbſt an.

Im Hause seines Vaters war schon längst eine reiche Posamentirers Witwe viel aus- und eingegangen. Ihr Mann, der sein Gewerbe fabrikmäßig im Großen getrieben, hatte ein ansehnliches Vermögen ihr hinterlassen, und sie dasselbe seit funfzehn Jahren unablässig vermehrt. Das Stadtgerücht gab ihr achtzig tausend Gulden. Zur reichlichern Hälfte bekannte sie sich mit einer Miene, die — mehr sagte. Eine Wucherinn durfte man zwar nicht sie schelten; aber sparsam, oder vielmehr geizig war sie allerdings; sonst ein gutes ehrliches Weib, die jedoch ihren Jahren nach reiflich für Heinrichs Mutter, ihrem Ansehen nach fast für seine Großmutter gelten konnte! Wohl zwanzig Heirathen hatte sie in ihrem Witwenstande ausgeschlagen; gleichwohl mußten die Jahre noch nicht jede Empfindung des Geschlechts und der Liebe in ihrem Herzen erstickt haben. Der Jüngling, gleichsam unter ihren Augen herangewachsen, und zum Manne ausgebildet, hatte längst in ihr einen Wunsch erregt, der für ihr Alter ungezweifelt eine Thorheit war; den sie aber doch, als sie auch nach dem Tode des ältern R. ihre Besuche fortsetzte, und die häusliche Verlegenheit des Sohnes zu muthmaßen begann, in Hoffnung und zuletzt in Absicht übergehen ließ. Schon ein Paar Mahl hatte sie sich ihm zu helfen erbothen, wenn sie sicher wüßte, daß er — dankbar sey. Er verstand sie bald; schauderte im Geheim ein wenig, und — entschloß sich. Als sie einst ihm wieder rieth, sich bey seinen vielen Geschäften nach einer ehelichen Gehülfinn umzuthun; als sie mit bedeutendem Tone hinzufügte: daß sie aber an seiner Stelle mehr auf eine vermögliche, vernünftige Hausfrau, als auf all zujunge, unerfahrne

Dirnen ſehen würde, brachte er ſeine Worte bey ihr an. Sie ſpielte ein Paar Augenblicke die Erſtaunte; antwortete aber bald mit einem tiefen Seufzer; Es ſcheine ihr auch, als ob dieſe zweyte Ehe im Himmel ſelbſt ihr beſtimmt worden ſey! Ein Kuß, ſehr zärtlich auf ihrer, ſehr beſcheiden auf ſeiner Seite, beſiegelte den Bund. Des andern Tages feyerten ſie Verlobung. Die Hochzeit ſelbſt konnte, weil es gerade Faſtenzeit war, erſt nach ſechs oder ſieben Wochen anberaumt werden.

Der gute Himmel! Welche ungeheure Menge freywilliger Thorheiten möchten die Menſchen gern als ſeinen Rathſchluß betrachten! Ganz N*g, als dieſe Verlobung kund ward, wunderte ſich laut und einſtimmig darüber. Selbſt diejenigen, welche den wahren Grund derſelben muthmaßten, mißbilligten doch dieſen Schritt, und R. ſpürte dieſen Tadel gar bald. So oft er an öffentlichen Orten mit ſeiner Verlobten am Arm erſchien, ſah er Aller Blicke lächelnd auf ſich gerichtet. Der ſpöttiſche Glückswunſch ſeiner Bekannten ſchnitt ihn durchs Herz. Die kalte, ſchier verächtliche Miene mancher, ſonſt gegen ihn freundlichen Mädchen that ihm weh; faſt weher noch das mißtrauiſche Achſelzucken einiger Biedermänner, denen er ſeinen Vorſatz eröffnete. Je näher er dem Zeitpunct rückte, wo er in den völligen Beſitz ſeiner ehrwürdigen Matrone treten ſollte, je bänglicher ward ihm bey dieſer, ſich ſelbſt auferlegten Kaſteyung. In den Liebkoſungen, die ſie jetzt von ihm *erwartete* und nicht ſelten *begehrte*, lag ſchon ſo viel Peinliches für ihn. Welche Freude konnte er ſich erſt vom Eheſtand ſelbſt verſprechen! Doch hätte er ſich noch vielleicht gezwungen,

aber auch ein anderer Querſtrich in ſeinen Planen vermehrte den Mißmuth gewaltig.

Bey Heirathen, die der Eigennutz ſchließt, iſt Eheſtiftung immer eine ſehr wichtige Sache, oder vielmehr die wichtigſte von allen. Auch R. hatte ſie bald in Vorſchlag gebracht; hätte lieber am Verlobungstage ſchon ſie aufgeſetzt geſehen. Doch unter mancherley Vorwand wußte ſeine ſchöne Braut dieſes Geſchäft noch um ein Paar Wochen zu verſpäten, und betrug ſich, als ſie nicht länger ausbeugen konnte, nur ſehr freygebig nach ihrem, keines Wegs nach ſeinem Sinne. Denn alle Schulden ſeiner Handlung übernahm ſie zwar; bedingte ſich aber auch dafür ein unterpfändliches Recht auf dieſelbe. Ihr ganzes Vermögen verſchrieb ſie ihm zwar; doch — erſt nach ihrem Tode, und auch dann nur unter der Einſchränkung: wenn er ſich indeß ſtets als ein liebevoller Gatte betragen habe. Genuß und Anwendung der Einkünfte auf Lebenszeit, Widerruf des Geſchenks, wofern ſie Stoff zur Klage finde, bedung ſie ſich ausdrücklich.

Dieß waren die Vortheile nicht, die R. damahls erwartete, als ſie ihm zu helfen verſprach! Schenkung einer Hälfte ihres Vermögens ſogleich, unbedingte Hinterlaſſung der andern Halbſcheid nach ihrem Tode — Dieß hatte er noch für einen wohlfeilen Kauf ſeiner Hand, ſeines Nahmens, und ſeiner ſcheinbaren Zuneigung gehalten. Sich zwanzig oder dreyßig Jahre mit einer alten Frau zu quälen, ſelbſt dabey zu veralten, den Sclaven ihres Eigenſinns und ihrer Eiferſucht abzugeben, aus ihren geizigen dürren Händen jeden Groſchen erheucheln, erbetteln oder erpreſſen zu müſſen, und doch wohl am Ende noch — leer auszu-

gehen? Dieß schien ihm kein Handel zu seyn, der einem klügen Kaufmanne zieme! Wahrscheinlich zwar, daß er Manches hierbey schwärzer sah, als er sollte! daß sie nicht sowohl ihn zu unterjochen und zu berücken, als vielmehr durch eine, ihr weislich dünkende, Vorsicht näher an sich zu knüpfen suchte! Noch wahrscheinlicher, daß es bloß auf seine Klugheit und Entschlossenheit ankam, noch jetzt sich bessere Bedingungen zu erwerben! ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, — eine Liebkosung, schlau verschwendet, — auch wohl eine bescheidene, doch ernstliche Drohung hätten gewiß viel vermocht. Was thut eine alternde verliebte Frau nicht, um nur den Mann zu behalten, an welchem ihr Herz hängt! — Doch gerade zu Maßregeln dieser Art, nicht rühmlich an sich selbst, doch verzeihlich nach R's erstem Schritte, und löblich sogar gegen seine nachherigen!) konnte er durchaus sich nicht entschließen! Er hielt sich für recht schülerhaft betrogen. Er begann, undankbar genug, Diejenige zu hassen, die Liebe von ihm erzwingen wollte. — Gern hätte er sogleich und ganz mit ihr gebrochen. Eigennutz hielt ihn abermahls zurück. Seine Handlungslage ward alltäglich bekannter. Einige Gläubiger rührten sich bereits, doch noch leise; daß sie derber, wohl gar unbarmherzig anklopfen würden, wenn jene Aussicht verschwände, sah er voraus. Ein wohlgemeinter Rath suchte ihn auch über diese Bedenklichkeit hinwegzusetzen, und ward, ganz gegen Absicht, der Grundstein — seines Verderbens.

Einer von R's Jugendfreunden, schon seit mehreren Jahren in der Fremde, abwesend daher, als R. seinen Vater verlor, und seine Verlobung einging, kam bald darauf heim, besuchte ihn, und that, was

gekommen!" — Mit viel Gepäck? — „Nein, ohne Bedienten; mit ein Paar Mantelsäcken." — Dieß gab keinen Aufschluß, weder für noch dawider. Aber ein gewisser innerer Trieb ward immer stärker in ihr. — Sie ging gerade zur Polizey und zeigte an: „Jener „ausgestellte Erschlagene habe vor einigen Wochen in „dem oftbenannten Gasthofe gewohnt, und ein Paar „Strumpfbänder ihr abgekauft. Jetzt liege in eben dem „Zimmer, eben dem Bette, ein Mensch mit höchst „verdächtigem Gesichte, und neben ihm eben dieselben „Strumpfbänder, die ihre eigene Tochter gestickt, und „sie jenem verkauft habe. Wenn man den Menschen „frage: wie er zu diesem Kleidungsstücke gekommen „sey? so würde sich vielleicht mehr ergeben." — Man trug Anfangs Bedenken, auf die ganze Anzeige zu achten. Strumpfbänder sehen sich gleich. Daß der Mörder gerade nach Wien kommen, gerade auf demselben Flecke sich einfinden solle, wo sie vorher den Ermordeten angetroffen, schien so romanenhaft, daß man es eben deßhalb für gänzlich unwahrscheinlich hielt. Dennoch, da sie immer darauf bestand: die Strumpfbänder wären es! so entschloß man sich endlich einen Versuch zu machen, den Fremden zu verhaften, und ihn genau zu befragen: Wer er sey? Woher er komme? und so weiter. Es geschah. Gleich bey der Verhaftung entsetzte er sich gewaltig; als bey dieser Gelegenheit auch seine Kleider durchsucht wurden, fand man blutige Wäsche, ein Stilet, mehrere Taschenpuffer, und einen Rock, den man im Gasthof an jenem Fremden, — auf welchen man sich nun bey der Hausirerinn Angabe besann, gesehen haben wollte. Auch die Strumpfbän-

der — Kurz! was bedarf es noch vieler Worte und Umstände? Gleich beym ersten Verhör wurde dem Verhafteten so mancher Beweis oder vielmehr so mannigfacher Grund zum Verdachte vorgelegt, daß er bald Alles gestand, und wenige Wochen darauf die Strafe litt, die er reichlich verdient hatte.

Mörder seiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend.

Heinrich R., der einzige Sohn eines angesehenen N**gischen Kaufmanns, und selbst zur Kaufmannschaft erzogen, glaubte lange, was mit ihm ganz N—g glaubte; daß sein Vater ein wohlhabender Mann sey, der ihm einst nicht nur eine gutbestellte Seidenhandlung, sondern auch noch ein beträchtliches Vermögen hinterlassen werde. Als er daher im vier und zwanzigsten Jahre diesen Vater verlor, trat er mit ziemlich frohem Muthe seine Erbschaft an; sah sich aber in ihr — gewaltig betrogen. Statt baren Geldes fand er Schulden. In den Handlungsbüchern selbst herrschte eine kaum begreifliche Unordnung. Schon seit einigen Jahren war das Soll beständig gewachsen, das Haben unaufhörlich gesunken. Durch verschiedene dreiste Versuche hatte der alte R. wahrscheinlich sich helfen wollen, und immer tiefer sich verstrickt. Bloß der Credit seines Nahmens hatte das Ganze noch zusammen gehalten.

Eine solche Entdeckung war für den jüngern R. eben so überraschend, als traurig. Jetzt eben, da er seine Freyheit erst zu genießen hoffte, sollte er einem Wohl-

ſtande entſagen, an welchen er von Jugend auf ſich gewöhnt hatte? — Zwar war er klug genug, ſeine mißliche Lage noch Jedermann zu verſchweigen; doch daß ſie lange verſchwiegen bleiben werde, ließ kaum ſich hoffen. Nur ein Paar Gläubiger durften mit gerechtem Mißtrauen ſich melden, und die Handlung ſtürzte übern Haufen. Selbſt wenn Alles dann aufs Beſte eingeleitet, aufs Schnellſte und Glücklichſte verkauft wurde, blieb dem neuen Beſitzer äußerſt wenig, — ſobald es irgendwo ſchief ging, Gerichte und Advocaten nur nach hergebrachter Weiſe verfuhren, gar nichts übrig. Wohl hundert Plane ſich zu retten entwarf R. im Stillen, und verwarf ſie wieder; endlich ſchien ihm Aufhelfung durch eine reiche Heirath noch der einzig taugliche Weg zu ſeyn.

Wohl ein gefährlicher Weg, der unter zehn Fällen neun Mahl irre führt! Indeß, da R. wirklich ein artiger, wohlgemachter, junger Mann war, ſeinen Nahmen nie mit dem kleinſten Fleckchen beſchmutzt, wohl aber den Ruf ſich erworben hatte, ſein Geſchäft vollkommen zu verſtehen, ſo hätte er doch vielleicht auch hier ſein wahres Glück durchſetzen können; nur mußte er dann dieſen Weg mit Vorſicht betreten, mit kalter, klüglicher Wahl verfolgen. Doch leider glaubte er auf ihm auch eilen zu müſſen. Ihn drängte die Angſt vor ſeinen Gläubigern. Unter dem jüngern weiblichen Geſchlecht ſah er keine Begüterte, wo der Zutritt ſogleich ihm offen ſtand. In halber Verzweiflung beſchloß er, auch mit dem Alter es nicht genau zu nehmen. Eine unſelige Gelegenheit both ſich ihm hier von ſelbſt an.

Im Hause seines Vaters war schon längst eine reiche Posamentirers Witwe viel aus- und eingegangen. Ihr Mann, der sein Gewerbe fabrikmäßig im Großen getrieben, hatte ein ansehnliches Vermögen ihr hinterlassen, und sie dasselbe seit funfzehn Jahren unablässig vermehrt. Das Stadtgerücht gab ihr achtzig tausend Gulden. Zur reichlichern Hälfte bekannte sie sich mit einer Miene, die — mehr sagte. Eine Wucherinn durfte man zwar nicht sie schelten; aber sparsam, oder vielmehr geizig war sie allerdings; sonst ein gutes ehrliches Weib, die jedoch ihren Jahren nach reichlich für Heinrichs Mutter, ihrem Ansehen nach fast für seine Großmutter gelten konnte! Wohl zwanzig Heirathen hatte sie in ihrem Witwenstande ausgeschlagen; gleichwohl mußten die Jahre noch nicht jede Empfindung des Geschlechts und der Liebe in ihrem Herzen erstickt haben. Der Jüngling, gleichsam unter ihren Augen herangewachsen, und zum Manne ausgebildet, hatte längst in ihr einen Wunsch erregt, der für ihr Alter ungezweifelt eine Thorheit war; den sie aber doch, als sie auch nach dem Tode des ältern R. ihre Besuche fortsetzte, und die häusliche Verlegenheit des Sohnes zu muthmaßen begann, in Hoffnung und zuletzt in Absicht übergehen ließ. Schon ein Paar Mahl hatte sie sich ihm zu helfen erbothen, wenn sie sicher wüßte, daß er — dankbar sey. Er verstand sie bald; schauderte im Geheim ein wenig, und — entschloß sich. Als sie einst ihm wieder rieth, sich bey seinen vielen Geschäften nach einer ehelichen Gehülfinn umzuthun; als sie mit bedeutendem Tone hinzufügte: daß sie aber an seiner Stelle mehr auf eine vermögliche, vernünftige Hausfrau, als auf all zujunge, unerfahrne

Dirnen ſehen würde, brachte er ſeine Worte bey ihr an. Sie ſpielte ein Paar Augenblicke die Erſtaunte; antwortete aber bald mit einem tiefen Seufzer; Es ſcheine ihr auch, als ob dieſe zweyte Ehe im Himmel ſelbſt ihr beſtimmt worden ſey! Ein Kuß, ſehr zärtlich auf ihrer, ſehr beſcheiden auf ſeiner Seite, beſiegelte den Bund. Des andern Tages feyerten ſie Verlobung. Die Hochzeit ſelbſt konnte, weil es gerade Faſtenzeit war, erſt nach ſechs oder ſieben Wochen anberaumt werden.

Der gute Himmel! Welche ungeheure Menge freywilliger Thorheiten möchten die Menſchen gern als ſeinen Rathſchluß betrachten! Ganz N*g, als dieſe Verlobung kund ward, wunderte ſich laut und einſtimmig darüber. Selbſt diejenigen, welche den wahren Grund derſelben muthmaßten, mißbilligten doch dieſen Schritt, und R. ſpürte dieſen Tadel gar bald. So oft er an öffentlichen Orten mit ſeiner Verlobten am Arm erſchien, ſah er Aller Blicke lächelnd auf ſich gerichtet. Der ſpöttiſche Glückswunſch ſeiner Bekannten ſchnitt ihn durchs Herz. Die kalte, ſchier verächtliche Miene mancher, ſonſt gegen ihn freundlichen Mädchen that ihm weh; faſt weher noch das mißtrauiſche Achſelzucken einiger Biedermänner, denen er ſeinen Vorſatz eröffnete. Je näher er dem Zeitpunct rückte, wo er in den völligen Beſitz ſeiner ehrwürdigen Matrone treten ſollte, je bänglicher ward ihm bey dieſer, ſich ſelbſt auferlegten Kaſteyung. In den Liebkoſungen, die ſie jetzt von ihm *erwartete* und nicht ſelten *begehrte*, lag ſchon ſo viel Peinliches für ihn. Welche Freude konnte er ſich erſt vom Eheſtand ſelbſt verſprechen! Doch hätte er ſich noch vielleicht gezwungen,

aber auch ein anderer Querſtrich in ſeinen Planen vermehrte den Mißmuth gewaltig.

Bey Heirathen, die der Eigennutz ſchließt, iſt Eheſtiftung immer eine ſehr wichtige Sache, oder vielmehr die wichtigſte von allen. Auch R. hatte ſie bald in Vorſchlag gebracht; hätte lieber am Verlobungstage ſchon ſie aufgeſetzt geſehen. Doch unter mancherley Vorwand wußte ſeine ſchöne Braut dieſes Geſchäft noch um ein Paar Wochen zu verſpäten, und betrug ſich, als ſie nicht länger ausbeugen konnte, nur ſehr freygebig nach ihrem, keines Wegs nach ſeinem Sinne. Denn alle Schulden ſeiner Handlung übernahm ſie zwar; bedingte ſich aber auch dafür ein unterpfändliches Recht auf dieſelbe. Ihr ganzes Vermögen verſchrieb ſie ihm zwar; doch — erſt nach ihrem Tode, und auch dann nur unter der Einſchränkung: wenn er ſich indeß ſtets als ein liebevoller Gatte betragen habe. Genuß und Anwendung der Einkünfte auf Lebenszeit, Widerruf des Geſchenks, wofern ſie Stoff zur Klage finde, bedung ſie ſich ausdrücklich.

Dieß waren die Vortheile nicht, die R. damahls erwartete, als ſie ihm zu helfen verſprach! Schenkung einer Hälfte ihres Vermögens ſogleich, unbedingte Hinterlaſſung der andern Halbſcheid nach ihrem Tode — Dieß hatte er noch für einen wohlfeilen Kauf ſeiner Hand, ſeines Nahmens, und ſeiner ſcheinbaren Zuneigung gehalten. Sich zwanzig oder dreyßig Jahre mit einer alten Frau zu quälen, ſelbſt dabey zu veralten, den Sclaven ihres Eigenſinns und ihrer Eiferſucht abzugeben, aus ihren geizigen dürren Händen jeden Groſchen erheucheln, erbetteln oder erpreſſen zu müſſen, und doch wohl am Ende noch — leer auszu-

gehen? Dieß schien ihm kein Handel zu seyn, der einem klügen Kaufmanne zieme! Wahrscheinlich zwar, daß er Manches hierbey schwärzer sah, als er sollte: daß sie nicht sowohl ihn zu unterjochen und zu berücken, als vielmehr durch eine, ihr weislich dünkende, Vorsicht näher an sich zu knüpfen suchte! Noch wahrscheinlicher, daß es bloß auf seine Klugheit und Entschlossenheit ankam, noch jetzt sich bessere Bedingungen zu erwerben! ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, — eine Liebkosung, schlau verschwendet, — auch wohl eine bescheidene, doch ernstliche Drohung hätten gewiß viel vermocht. Was thut eine alternde verliebte Frau nicht, um nur den Mann zu behalten, an welchem ihr Herz hängt! — Doch gerade zu Maßregeln dieser Art, nicht rühmlich an sich selbst, doch verzeihlich nach R's erstem Schritte, und löblich sogar gegen seine nachherigen!) konnte er durchaus sich nicht entschließen! Er hielt sich für recht schülerhaft betrogen. Er begann, undankbar genug, Diejenige zu hassen, die Liebe von ihm erzwingen wollte. — Gern hätte er sogleich und ganz mit ihr gebrochen. Eigennutz hielt ihn abermahls zurück. Seine Handlungslage ward alltäglich bekannter. Einige Gläubiger rührten sich bereits, doch noch leise; daß sie derber, wohl gar unbarmherzig anklopfen würden, wenn jene Aussicht verschwände, sah er voraus. Ein wohlgemeinter Rath suchte ihn auch über diese Bedenklichkeit hinwegzusetzen, und ward, ganz gegen Absicht, der Grundstein — seines Verderbens.

Einer von R's Jugendfreunden, schon seit mehreren Jahren in der Fremde, abwesend daher, als R. seinen Vater verlor, und seine Verlobung einging, kam bald darauf heim, besuchte ihn, und that, was

ſchon die ganze Stadt gethan — das heißt, er tadelte ſeine vorhabende Heirath. Aufrichtig entdeckte Dieſer dem Tadler den innern Stand ſeiner Handlung, und doch nahm jener ſein Urtheil — nicht zurück. „Deine Lage," ſprach er, „iſt nur bedenklich, dein Schritt verzweifelnd. Warum ſollten deine Gläubiger dich ſtürzen wollen? Sie verlieren ja ſicher auch, wenn du fällſt; und verlieren wahrſcheinlich — nichts, wenn ſie dich aufrecht halten. Du haſt den Ruf von Ordnung und Geſchicklichkeit für dich; Beyde erwerben Zutrauen. Die Schulden deines Vaters ſind nicht die deinigen; ſogar der Verkauf der Handlung hätte daher dir keine Schande, Erhaltung durch eigene Kraft Ehre gemacht. Für Unterkommen darf ein Menſch, wie du, nicht bangen. Auf den ſchlimmſten Fall aber iſt es beſſer, noch eine Zeit lang der Diener eines Andern, als durchs ganze Leben der Knecht eines alten Weibes zu ſeyn! Geht es nicht hier, ſo geht es in der Fremde. Auch ich trieb mich in ihr herum. Ohne deine Figur, vielleicht auch ohne deine Kenntniſſe, fand ich auswärts doch manchen Vorſchlag, mein Glück zu machen. Glaube mir: Gelegenheit flieht Den nicht immer, der ſie ſucht, und kommt ſelbſt zu demjenigen, der ſie nur nicht ausſchlägt!"

Tief wirkten dieſe oder ähnliche Reden auf R's ohnedieß mit ſich ſelbſt unzufriedene Seele. Daß er aber aus ihnen, die gut geſinnt und richtig im Ganzen waren, gerade nur das Letzte und Gefährlichſte ſich heraushob: daß er mit dem feſten Entſchluß, ſeine Alte nicht zu heirathen, nun auch den eben ſo feſten: ſein Glück nur in der Fremde zu ſuchen, verband; — auch Dieß war einer von

den gewöhnlichen Gängen des menſchlichen Geiſtes! In ſeiner Vaterſtadt, dünkte ihm, warte nur Spott, Armuth und Verachtung ſeiner. Im Auslande hoffte er es beſſer zu finden. Nur unter ſeinem eigenen Nahmen und mit ganz leeren Händen mochte er den Ausflug nicht, — wenigſtens nicht gleich Anfangs, wagen. Ein Zufall erleichterte ihm den erſten Punct. Vor wenig Monathen erſt war in ſeiner Handlung ein Diener geſtorben, Lehmann mit Nahmen, ein Schleſier von Geburt, mit ihm faſt eines Alters. Unter andern Papieren war auch ſein Lehrbrief, von Breslau ausgeſtellt, Anfangs in des ältern, dann in des jüngern R. Hände gerathen; war aufbewahrt worden, ſie wußten ſelbſt nicht: warum? Ihn jetzt in der Fremde, als den ſeinigen zu nützen, ſeinen Nahmen mit Lehmanns Nahmen zu vertauſchen, fiel gar bald ihm ein. Sich durch Eintreibung alter Rechnungen etwas Geld zu verſchaffen, war ſein zweyter Plan. Er ſchickte herum, wo er konnte; kleinere Poſten gingen ein; nur noch auf ein Paar größere wartete er ängſtlich. Dann wollte er ſchnell verſchwinden, ſeinen Gläubigern die Handlung, ſeiner Braut das leere Nachſehen laſſen. — Schon miſchte ſich viel Unredlichkeit in dieſen Vorſatz; aber noch ließ er ſich theilweiſe entſchuldigen. R's Gläubiger büßten noch jetzt wenig oder nichts ein; die Witwe gewann, indem ſie zu verlieren ſchien.

Inzwiſchen kam Oſtern herbey, und mit ihm nahte ſich die Zeit des kirchlichen Aufgeboths und der förmlichen Heirath. Was R. thun wollte, mußte er bald thun, oder ſeine Entfernung ward ein immer ſtärkerer, immer tadelnswerther Betrug. Seine Schuldner zahlten, Trotz ſeiner Mahnung, immer noch nicht;

seine Gläubiger erwarteten jetzt Zinsen. Er war zum Fortwandern gerüstet, nur seine Börse war es nicht. Einst, als er seinen gewöhnlichen Morgenbesuch — man kann leicht denken, mit welcher Gemüthsstimmung! — bey der Witwe ablegte, fand er sie in dem ihr so wichtigen Geschäfte des Geldzählens begriffen. Ein aufgekündigtes Capital von fünf tausend Thalern, sämmtlich in Golde, war eingegangen. Nur ihrem Bräutigam ward jetzt die Thür geöffnet, gleich hinter ihm wieder abgeschlossen. Sie erzählte ihm: daß sie die Hälfte davon zu seinen dringendsten Handlungsschulden verwenden, die andere Hälfte in nächster Woche um ein halbes Procent höher anlegen wolle. Sie schloß, nachdem sie die Louisd'ors und Ducaten sorgfältig in Röllchen gepackt, einen Schrank auf, und zog vor R's Augen, ein Fach heraus, geräumig und verborgen genug. Hier befand sich noch ihr eigener Schmuck, ein Paar fremde brillantene Ringe, worauf sie Geld geliehen, und ein großer lederner Beutel voll Goldstücke, die sie ihren Nothpfennig nannte. Heute schon einmahl in zutraulicher Laune, zeigte sie ihm Alles. Die Juwelen überstiegen an innerm Gehalt noch die bare Summe. Zwölf tausend Thaler war dieses Fach gewiß werth. Mit jenem lieblichen Lächeln, mit welchem gewöhnlich der Geiz seine Schätze überschaut und mustert, hafteten ihre Blicke einige Minuten darauf. — „Nun, mein Liebster," sagte sie endlich, „ist Dieß nur ein sehr mäßiger Theil meines Vermögens. Jenes dünne Packchen Documente enthält leicht vier bis fünf Mahl so viel, und Alles, Alles wird einst das Ihrige, wenn — Sie sich gut aufführen. Nur abdringen laß ich Ihnen nichts; und Vorausbezahlung ist eine Thorheit.

Unſelige Vertraulichkeit, die dieſe gute, geſchwätzige Alte nie zur ungelegnern Zeit äußern, — unglückliche Entdeckung, die R. nie zu einer gefährlichern Stunde machen konnte! Gerade jetzt gelüſtete ihm ſo gewaltig nach Gelde; gerade jetzt hatte er ſich ſo ängſtlich um achtzig oder hundert Ducaten bemüht! Schon ein Paar Mahl hatte er auf die Caſſe ſeiner Verlobten: ob er hier nicht etwas borgen, und nie wieder geben könne? gedacht. Ein ahndender Widerwille, Furcht vor abſchlägiger Antwort, Unwiſſenheit: ob ſie auch, Trotz ihres Reichthums, bey barem Gelde ſey? hatten ihn ſtets zurück gehalten. Jetzt wußte er Alles, und mehr, als ihm gut war! Wußte, welche anſehnliche Summe ſie liegen habe; wußte, wo ſie läge? wie lange ſie hier liegen würde? wußte noch einen ſo koſtbaren Schmuck und überreichlichen Nothpfennig in der Nähe. Gedanken, die er noch nie gehegt, Entwürfe, deren dunkles Gewühl er nicht ſogleich zu ordnen vermochte, Empfindungen, wofür er keinen Nahmen hatte, — Alles drängte ſich auf ein Mahl empor. Noch mancherley ſchwatzte und fragte ſeine Verlobte; er hatte faſt kein Ohr, und noch weit minder eine paſſende Antwort dafür. Unter dem Vorwand dringender Geſchäfte eilte er bald wieder nach Hauſe.

Doch auch hier ſchien ihm, wo er ging und ſtand, eine Stimme zuzurufen: Bemächtige dich dieſer Summe! Er wollte ſie nicht hören; wollte ſich zerſtreuen, wollte arbeiten. Umſonſt! Jene Stimme blieb; ſein Verlangen ward immer ſtärker; nur allzu bald hielt er es für unwiderſtehlich; und von dieſem Augenblick an reichte gleichſam ein böſer Gedanke dem andern hülfliche Hand. — Unbemerkt dieſen Schatz zu entwenden,

war allerdings R's erster Wunsch. Selbst ihr Geständniß: daß Dieß nur ein kleiner Theil ihrer Habe sey, entschuldigte in seinen Augen dann die That; und auch darin: daß sie sich ja weigere, Alles für ihn zu thun, daß er durch ihre Verlobung nur unglücklicher geworden sey, suchte er einen Grund zur Verminderung seiner Sträflichkeit. Doch daß diese unbemerkte Entwendung eine Unmöglichkeit sey, begriff er fast eben so schnell. Sorgfältig verschloß die Witwe immer mit doppelten Schlössern jenen Schrank; sorgfältig ihr Zimmer, wenn sie nur einen Augenblick in die Küche ging. Fast immer war sie daheim; wenn sie ausging, begehrte sie jetzt R's Begleitung. Was daher geschehen sollte, mußte gewaltsam, — noch mehr, es mußte, wenn nicht Gefahr oder Abscheulichkeit sich häufen sollte, äußerst bald geschehen. Ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen verlangte das Letztere — Die Witwe hatte zwey weibliche Bediente; doch die Einrichtung mit Beyden hatte Spursamkeit getroffen. Eine erwachsene Person, bestimmt zur gröbern Arbeit, kam nur des Vormittags zu ihr. Ein zwölf oder dreyzehnjähriges Mädchen vom Lande besorgte die nöthigen Gänge, half des Nachmittags und des Nachts die Wohnung hüthen; war aber gerade damahls auf eine Woche zu ihren Ältern in die Feyertage, wie sie es nannte, gegangen. Daß seine Verlobte sie spätestens übermorgen zurück erwarte, und bis dahin des Nachmittags größten Theils allein sey, wußte R. sehr genau, und glaubte sogar auch hierin — denn jedes Laster, groß oder klein, ist nahe oder fern mit Aberglauben verschwistert! — eine Aufmunterung des Geschicks selbst zu finden. Schon

ein

den kommenden Tag setzte er daher zur Vollbringung seines Vorhabens an. Noch ein Paar Mahl bebte er bey dem Gedanken: Gewaltsam! — Gewaltsam gegen eine Person, die sich bereits für deine künftige Gattinn hält, und dich zu ihrem künftigen Erben erklärt hat! zurück. Noch einige Mahl rang sein guter und sein böser Genius mit einander, und der Erstere unterlag. Er traf alle Anstalten, die ihm nöthig schienen, mit Besonnenheit. Er war des andern Morgens, als er die Witwe wieder besuchte, freundlicher, ja fast zärtlicher, als ehemahls. Er versprach ihr, ehe sie ihn noch darum bath, heute um drey Uhr wieder zu kommen, und dann auf einem Spaziergang sie zu begleiten. Die Arme freute sich recht herzlich darüber, und wußte nicht, daß in diesem Augenblick ihr Todesurtheil gesprochen werde.

Zwar versicherte R. später nachher unablässig: Noch habe er damahls an keinen Mord gedacht. Die Alte zu überraschen, zu binden und zu knebeln; dann, vielleicht vor ihren Augen, jenen Schrank zu plündern, wegzugehen und alle Thüren zu sperren, — darin habe sein ganzer Plan bestanden. Kraft genug, sie zu überwältigen, Geschicklichkeit genug, alles Getöse zu vermeiden, habe er freylich sich zugetraut. Nur ein unglückliches Ungefähr habe ihm, kurz vorher, ehe er schon gehen wollen, ein Rasirmesser unter die Hände geführt, und bloß auf den äußersten Nothfall, bloß wenn er durch ihr Rufen in Gefahr vielleicht kommen sollte, habe er es eingesteckt. — Möglich, daß er wahr sprach! Selbst die Abweichung der That von seinem Vorsatz ist kein ganz gültiger Beweis gegen jene Versicherung. Riesenmäßig und unglaublich schnell ist der Wuchs des

Lasters. Abscheulich konnte vielleicht auch R. jetzt noch Dasjenige finden, was er einige Minuten spater am leichtesten, und eben daher auch am thunlichsten fand. — Pünctlich um drey Uhr erschien er. Die Witwe war gerade vor dem Spiegel mit ihrem Kopfputz beschäftigt. Auch Dieß vielleicht mochte kein bloßer Zufall seyn. Längst aller übrigen Ansprüche auf Schönheit verlustig, besaß das Mütterchen noch einen einzigen Überrest, der sonst auch selten in höhere Jahre dauert, — ein schönes braunes, langes, dichtes Haar. Oft hatte R. diesen Vorzug an ihr gelobt; sie war sich dessen um so mehr bewußt, da es ihr Letzter war. Eitelkeit bleibt ein weiblicher Grundzug vom ersten Flügelkleide bis zur Bahre. Wohl möglich daher, daß sie auch jetzt ihrem Bräutigam mit bloßem Haare um so lieber sich zeigte. Wenigstens nahm er es dafür, und erboth sich ihr beym Frisiren zu helfen; sehr gern war sie es zufrieden. Indem er ihr Haar flocht, schlang er es unbemerkt um seine linke Hand. Rasch zog er das tödtliche Werkzeug aus der Tasche; noch rascher riß er ihr Haupt rückwärts. Mit einem einzigen starken Zuge jenes scharfen Messers war die Gurgel ihr durchschnitten; röchelnd sank sie in ihrem Blute nieder. Bey dieser dreyfach schändlichen That war das Einzige minder Schändliche: daß die Unglückliche von der Welt kam — sie wußte und fühlte selbst kaum: wie? Mit ihren Schlüsseln öffnete er dann den Schrank. Das bewußte Fach ward bald gefunden und geleert. Auch jenes gepriesene Päckchen von Documenten steckte er, gleichsam zum Überfluß, mit ein. Alles Übrige verschmähte er. Kaum zehn Minuten beschäftigte ihn dieses Bubenstück. Sorgfältig verschloß er dann Zimmer- und Saalthüren. In seiner Wohnung wechselte er

rasch die Kleider. Ein Pferd stand schon gesattelt. Ein kleiner Mantelsack war schon gepackt. Ehe es noch halb vier Uhr schlug, war R. bereits, unangehalten und unverdächtig, zum Thore hinaus; daß er dann sein Roß wacker antrieb, läßt sich denken.

Ungestört blieb der Leichnam den Überrest des Tages und die Nacht hindurch liegen. Ein Paar Personen, die bey der Witwe zu thun hatten, gingen verdachtlos fort, da sie die Thür verschlossen fanden. Erst am Morgen, als ihre ältere Bedienung kam, klopfte, keine Antwort erhielt, kein Leben darin spürte, fiel Dieß auf. Nachbarn kamen herbey. Man sprengte die Thür; man fand die Hausfrau in ihrem Blute; der Schrecken bey diesem Anblick, der Verdacht, den man sogleich gegen den Bräutigam faßte, die Gewißheit, als man zu ihm eilte, ihn nirgends fand, von seinem Burschen erfuhr, daß er schon seit gestern Nachmittags fehle; auch bald darauf in seinem Gemach einen versteckten Rock mit einigen Blutflecken entdeckte, alles Dieß sind Folgen jener That, die sich von selbst ergeben. Wie ein Blitz durchfuhr das Gerücht dieses Mordes die ganze Stadt. Wer es hörte, schauderte. Am meisten trieben es natürlicher Weise die Verwandten der Ermordeten. Drey oder vier Geschwister-Kinder waren ihre nächsten Erben. Noch hätten sie sich wohl über den Tod ihrer Muhme getröstet; doch jener erbrochene Schrank machte ihren Schmerz um ein großes Theil stärker und — wahrer. Daß der Entwichene mit Steckbriefen aufs schnellste zu verfolgen sey, war kein Zweifel; ein desto größerer: wo man solche zuerst hinsenden solle? Trotz aller Mühe erfuhr man von R's Flucht keinen nähern Umstand, als das Thor, zu wel-

chem er herausgeritten war. Gleich vor demſelben ſpalteten ſich vier Wege. Ob er einen von ihnen, und welchen er ergriffen habe, blieb ungewiß. Kein Mittel alſo, außer nach allen Winden zugleich Bothen auszuſenden.

Viel Zeit ging über dieſer Ungewißheit verloren. Daß der Mörder indeß einen großen Vorſprung gewonnen, glaubten Alle; daß man ihm doch irgend wo auf die Spur kommen werde, hoffte man ebenfalls. Vergebens! Keine Verwendung an Obrigkeiten, keine Beſchreibung in öffentlichen Blättern, auch keine im Entdeckungsfall verſprochene Belohnung fruchteten. Auf ein bloßes Gerücht, daß er ſeinen Weg nach Schafhauſen zu genommen, blieb faſt kein Winkel der Schweiz undurchſpäht; ſogar in einem von Graubündens rauheſten Thälern glaubte man in der Klauſe eines Waldbruders ihn zu entdecken, und — irrte ſich. Fünf Jahre verfloßen. R's Nahme und Freveltat kam endlich ganz in Vergeſſenheit. Wenn man ja noch zuweilen von ihm ſprach, geſchah es mit dem Beyſatz: daß er nach Weſt- oder Oſtindien gegangen ſeyn müſſe. Manche Menſchen, die über Alles genauere Nachricht zu haben pflegen, verſicherten: daß man ihn zu Batavia geſehen habe.

Eine große Unwahrheit! Denn kaum vierzig Meilen weit von ſeiner Vaterſtadt lebte R. dieſe ganze Zeit hindurch; war Bürger eines andern Staats, Hausbeſitzer, Ehemann, Vater, Genoſſe einer nicht unbeträchtlichen Handlung, und zwar alles Dieſes auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt geworden. Sonderbar genug klingt Das, und ging doch ſehr einfach zu! — Nicht nach der Schweiz, nach Paris hatte R. ſich flüchten wollen. In dem Getümmel dieſer großen

Stadt, hoffte er, sollte seine Wenigkeit ganz unbemerkt sich verstecken. Von da aus, wofern es ihm nicht gefalle, nach England, von England noch Amerika überzugehen, lag noch im Hintergrund seines Herzens. Ganz ohne Anstoß war er bis Straßburg gekommen. Jener fremde Nahme, ein bescheidenes Reisekleid, die Sorgfalt nirgends mit Gelde zu prahlen, ein gestutztes, mit vieler Vorsicht geschwärztes Haar, — mehr als alles Dieß eine unbefangene ruhige Miene, und eine Gleichgültigkeit, die nirgends sich versteckte, nirgends übertrieben eilte, hatte ihn überall verdachtfrey erhalten. Sein Pferd hatte er zeitig an einen Juden verkauft, der ihm unter Weges aufstieß, und nach Nieder-Sachsen zu steuerte. Lohnkutscher, für einen Flüchtling ein so unpassendes Fuhrwerk, hatten ihn weiter gebracht. Schon stand sein Nahme, seine Geschichte und sein Steckbrief in öffentlichen Blättern; doch nirgends verglich man diese Beschreibung mit seiner Person. — In Straßburg gedachte er zwey Tage lang auszuruhen und dann mit der Diligence weiter zu reisen. An der Gasttafel, wo er speis'te, brachte gleich den ersten Abend ein Ungefähr das Gespräch auf die Pariser Polizey. Zwey Reisende, die von dort her kamen, und Lust an Vergrößerungen hatten, schilderten solche als allwissend, und setzten sie noch weit über jene zu Venedig. R. gab einen stummen, aber sehr aufmerksamen Zuhörer ab; jene Allwissenheit gefiel ihm übel. Eine leicht begreifliche Furcht erwachte; ein Theil der Nacht verging ihm schlaflos.—Am andern Morgen verschaffte ihm ein zweytes Ungefähr die Bekanntschaft eines Kaufmanns aus H**, einem kleinen Landstädtchen, ungefähr

vier Meilen von Straßburg. Es war ein Franzoſe von Geburt, ſchon etwas bejahrt, doch noch munter. „Er habe, erzählte er, vor wenigen Tagen einen Buchhalter, der ſeine rechte Hand geweſen, durch einen Steckfluß verloren, und ſuche einen Andern, der aber ein Deutſcher, Proteſtant und erfahrener Menſch ſeyn müſſe. Das Städtchen, wo er lebe, ſey freylich klein, und gleichſam in einem Erdwinkel verſteckt, doch ſeine Handlung nicht unbeträchtlich."— R. horchte auf. Jene allwiſſende Polizey von geſtern, und dieſes verſteckte Landſtädtchen ſchienen ihm abermahls — (wir wiſſen ſchon, daß er abergläubiſch war), Warnungen ſeines Schutzgeiſtes zu ſeyn. Er hoffte hier auf einige Zeit Sicherheit vor aller Nachſtellung und über dieß Gelegenheit zu finden, ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen, was er zwar verſtand und ſchrieb, doch nicht ganz fertig ſprach. Er trug ſich daher dem Kaufmann von Weitem an. Schon hatte Dieſer im Geſpräch geſpürt, daß R. Handlungskenntniſſe beſitze. Mit Freuden ſchlug er ein; noch den Abend reiſeten ſie zuſammen ab.

R. war gewiß Willens nur wenige Monathe in H** zu verbleiben. Aber er fand das Örtchen ſo reinlich und nett, die Gegend umher ſo romantiſch, unter dem kleinen Kreis neuer Bekannten einige ſo angenehm, ſeinen alten Herrn ſo gut, ſeine Handlungsgeſchäfte (wovon ein großer Theil in Unterſchleifswaaren beſtand) ſo leicht und doch nicht unbedeutend, daß es ihm weit beſſer gefiel, als er im Anfang ſelbſt vermuthet hatte. Ein gewiſſes ſtilles Leben kann uns bald zur Gewohnheit werden. Der Wurm in R's Seele, die Furcht beym Ausflug in die weite Welt

entdeckt zu werden, nagte fort. Er blieb daher anderthalb Jahre hier, ohne sich nur zu rühren. Als er dann Miene machte, seinen Stab weiter fortzusetzen, redete ihm sein Herr, dessen Vertrauen er sich ganz erworben hatte, so lange zu, bis er noch sechs Monathe hier zu bleiben versprach. — „Ich weiß ein Mittel, sagte der Alte lachend, wo Ihr vielleicht auch den siebenten Monath ungebethen zugebt!" — R. verstand ihn nicht. Doch am Schlusse des halben Jahres nahm sein Herr seine einzige, bisher in Straßburg erzogene Tochter wieder zu sich; ein Mädchen von sechzehn Jahren, von munterm Geiste und reizender Bildung. Nicht vierzehn Tage befand sie sich im väterlichen Hause und in dem für sie einsamen Städtchen, so war sie in R. und er in sie verliebt. Sogar die Schwermuth seiner Miene gefiel ihr, denn sie hielt sich selbst für den Grund derselben. Ihre wechselseitige Neigung entging dem Blicke des Vaters nicht; nur wollte er einige Zeit hindurch sie nicht sehen. Als er einst Beyde in zärtlichster, doch schuldloser Unterhaltung überraschte, rief er den jungen Mann in sein Cabinett; fragte ihn erst lächelnd: Warum er noch an kein Weggehen gedenke? und dann ernsthaft: ob er gar kein eigenes Vermögen besitze? Sorgfältig hatte R. bisher seinen so schändlich erworbenen Schatz verborgen. Auch jetzt gestand er nur einen Theil desselben. „Fünf hundert „Ducaten, sagte er, besitze er bar; noch tausend könne er in seiner Heimath heben, wann und wie er „wolle." Der Alte hatte sich wenig, oder gar nichts vermuthet. Mit treuherzigem Tone schmählte er: daß R. jene Summe, die er vorwies, so lange ungenützt bey sich führte; glaubte ihm das Übrige auf das Wort;

beth ihm förmlich die Hand seiner Tochter und den Eintritt in seine Handlung an. Freudig griff R. nach diesem Erbiethen. Noch den Abend war Verlobung; vier Wochen darauf Hochzeit.

Über drey Jahre lebte R. in dieser Ehe; zwey Kinder wurden ihm geboren. Ein eigenes Haus erkaufte er sich. Seine Frau fuhr fort, ihn zu lieben; bey seinen Mitbürgern stand er in Achtung; nicht ein Schatten von Verdacht traf seinen moralischen Werth. Er schien glücklich. Eine gewisse düstre Laune, die man zuweilen an ihm spürte, ward Hypochonder genannt, und seiner übertriebenen Häuslichkeit zugeschrieben. Wirklich war er in den fünf Jahren seines Daseyns erst zwey Mahl auf einige Stunden, Handlungs-Sachen halber, nach Straßburg gereiset, sonst nirgends nur zwey Meilen weit in der Gegend umher gekommen. Seine junge Frau hatte ihn oft zu kleinen Reisen und auch zu einer größern nach Paris aufgemuntert. Jeden Wunsch gewährte er ihr sonst; nur gegen diesen hatte er immer Ausflüchte. Sein Weigern galt freylich für Eigensinn, doch auch für den einzigen, den man an ihm wahrnahm. — Im sechsten Jahre starb ein alter Handlungsfreund zu Coblenz. Bey seinem Tode zeigten sich ansehnliche Schulden. R's Schwiegervater, schon lange im Verkehr mit ihm, lief Gefahr, sieben tausend Livres zu verlieren. Schnelle Vorkehrung konnte sie noch retten. Aber vorsichtig wollte das Geschäft getrieben seyn; denn hier und dort war die Rede größten Theils von Contrebandwaaren. Der Alte selbst konnte Kränklichkeit halber nicht reisen; der Auftrag kam daher an R. Ungern ging er daran; ihn abzulehnen sah er keinen Vorwand.

Da überdieß Coblenz von N—g faſt noch ein Paar Meilen weiter als Straßburg lag; da R. nur wenige Tage dort zu verweilen gedachte; da er hoffte: ein ſo langer Zwiſchenraum werde doch wohl auch manchen Zug ſeines Geſichts geändert, ihn ſelbſt und ſeine That aus manchem Gedächtniß gebracht haben; da er ſich nicht entſann, jemals mit einem Coblenzer nur umgegangen zu ſeyn; und da er endlich als ein Elſaßer Kaufmann unter fremdem Nahmen hinkam, ſo glaubte er ſelbſt wenig oder nichts zu wagen, und — reiſete. Seine Frau begleitete ihn.

Nicht neu, aber gerade durch ihr Alter deſto bewährter iſt die Bemerkung: daß jene höhere Vergeltung, wenn ſie ſich lange nachſichtsvoll gegen den Schuldigen betrug, deſto ſicherer beym endlichen Schlage ihn trifft; und daß bey einer lange verzögerten Entdeckung die kleinſten Umſtände dann genauer, wie die Räder einer Uhr, zuſammen paſſen. Auch R. ſollte nun dieſe traurige Erfahrung machen. — Glücklich und ſchnell genug war ſein Geſchäft zu Coblenz vollendet; den nächſten Morgen ſollte ſeine Abreiſe ſchon wieder vor ſich gehen. Bloß die Einladung eines Kaufmanns, der vor der Stadt ein ſchönes Landhaus beſaß, machte, daß R. noch einen Tag zugab; ja, auch Dieß that er nicht aus eigener Neigung, ſondern aus Gefälligkeit gegen ſeine Gattinn. Gegen Mittag fuhren ſie auf dieſes Landhaus; die Geſellſchaft, die ſie da fanden, war nicht groß, aber, ſonderbar genug, unter derſelben befand ſich der einzige Menſch, der in ganz Coblenz für R. gefährlich werden konnte, ja faſt werden mußte. Siebald hieß er, ein junger, artiger, erſt angehender, kaum vor vier Wochen aus England zu-

chem er herausgeritten war. Gleich vor demſelben ſpalteten ſich vier Wege. Ob er einen von ihnen, und welchen er ergriffen habe, blieb ungewiß. Kein Mittel alſo, außer nach allen Winden zugleich Bothen auszuſenden.

Viel Zeit ging über dieſer Ungewißheit verloren. Daß der Mörder indeß einen großen Vorſprung gewonnen, glaubten Alle; daß man ihm doch irgend wo auf die Spur kommen werde, hoffte man ebenfalls. Vergebens! Keine Verwendung an Obrigkeiten, keine Beſchreibung in öffentlichen Blättern, auch keine im Entdeckungsfall verſprochene Belohnung fruchteten. Auf ein bloßes Gerücht, daß er ſeinen Weg nach Schafhauſen zu genommen, blieb faſt kein Winkel der Schweiz undurchſpäht; ſogar in einem von Graubündens rauheſten Thälern glaubte man in der Klauſe eines Waldbruders ihn zu entdecken, und — irrte ſich. Fünf Jahre verfloßen. R's Nahme und Freveltat kam endlich ganz in Vergeſſenheit. Wenn man ja noch zuweilen von ihm ſprach, geſchah es mit dem Beyſatz: daß er nach Weſt- oder Oſtindien gegangen ſeyn müſſe. Manche Menſchen, die über Alles genauere Nachricht zu haben pflegen, verſicherten: daß man ihn zu Batavia geſehen habe.

Eine große Unwahrheit! Denn kaum vierzig Meilen weit von ſeiner Vaterſtadt lebte R. dieſe ganze Zeit hindurch; war Bürger eines andern Staats, Hausbeſitzer, Ehemann, Vater, Genoſſe einer nicht unbeträchtlichen Handlung, und zwar alles Dieſes auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt geworden. Sonderbar genug klingt Das, und ging doch ſehr einfach zu! — Nicht nach der Schweiz, nach Paris hatte R. ſich flüchten wollen. In dem Getümmel dieſer großen

Stadt, hoffte er, ſollte ſeine Wenigkeit ganz unbemerkt ſich verſtecken. Von da aus, wofern es ihm nicht gefalle, nach England, von England noch Amerika überzugehen, lag noch im Hintergrund ſeines Herzens. Ganz ohne Anſtoß war er bis Straßburg gekommen. Jener fremde Nahme, ein beſcheidenes Reiſekleid, die Sorgfalt nirgends mit Gelde zu prahlen, ein geſtutztes, mit vieler Vorſicht geſchwärztes Haar, — mehr als alles Dieß eine unbefangene ruhige Miene, und eine Gleichgültigkeit, die nirgends ſich verſteckte, nirgends übertrieben eilte, hatte ihn überall verdachtfrey erhalten. Sein Pferd hatte er zeitig an einen Juden verkauft, der ihm unter Weges aufſtieß, und nach Nieder-Sachſen zu ſteuerte. Lohnkutſcher, für einen Flüchtling ein ſo unpaſſendes Fuhrwerk, hatten ihn weiter gebracht. Schon ſtand ſein Nahme, ſeine Geſchichte und ſein Steckbrief in öffentlichen Blättern; doch nirgends verglich man dieſe Beſchreibung mit ſeiner Perſon. — In Straßburg gedachte er zwey Tage lang auszuruhen und dann mit der Diligence weiter zu reiſen. An der Gaſttafel, wo er ſpeiſ'te, brachte gleich den erſten Abend ein Ungefähr das Geſpräch auf die Pariſer Polizey. Zwey Reiſende, die von dort her kamen, und Luſt an Vergrößerungen hatten, ſchilderten ſolche als allwiſſend, und ſetzten ſie noch weit über jene zu Venedig. R. gab einen ſtummen, aber ſehr aufmerkſamen Zuhörer ab; jene Allwiſſenheit gefiel ihm übel. Eine leicht begreifliche Furcht erwachte; ein Theil der Nacht verging ihm ſchlaflos.—Am andern Morgen verſchaffte ihm ein zweytes Ungefähr die Bekantſchaft eines Kaufmanns aus H**, einem kleinen Landſtädtchen, ungefähr

vier Meilen von Straßburg. Es war ein Franzoſe von Geburt, ſchon etwas bejahrt, doch noch munter. „Er habe, erzählte er, vor wenigen Tagen einen Buchhalter, der ſeine rechte Hand geweſen, durch einen Steckfluß verloren, und ſuche einen Andern, der aber ein Deutſcher, Proteſtant und erfahrener Menſch ſeyn müſſe. Das Städtchen, wo er lebe, ſey freylich klein, und gleichſam in einem Erdwinkel verſteckt, doch ſeine Handlung nicht unbeträchtlich."— R. horchte auf. Jene allwiſſende Polizey von geſtern, und dieſes verſteckte Landſtädtchen ſchienen ihm abermahls — (wir wiſſen ſchon, daß er abergläubiſch war), Warnungen ſeines Schutzgeiſtes zu ſeyn. Er hoffte hier auf einige Zeit Sicherheit vor aller Nachſtellung und über dieß Gelegenheit zu finden, ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen, was er zwar verſtand und ſchrieb, doch nicht ganz fertig ſprach. Er trug ſich daher dem Kaufmann von Weitem an. Schon hatte Dieſer im Geſpräch geſpürt, daß R. Handlungskenntniſſe beſitze. Mit Freuden ſchlug er ein; noch den Abend reiſeten ſie zuſammen ab.

R. war gewiß Willens nur wenige Monathe in H** zu verbleiben. Aber er fand das Örtchen ſo reinlich und nett, die Gegend umher ſo romantiſch, unter dem kleinen Kreis neuer Bekannten einige ſo angenehm, ſeinen alten Herrn ſo gut, ſeine Handlungsgeſchäfte (wovon ein großer Theil in Unterſchleifswaaren beſtand) ſo leicht und doch nicht unbedeutend, daß es ihm weit beſſer gefiel, als er im Anfang ſelbſt vermuthet hatte. Ein gewiſſes ſtilles Leben kann uns bald zur Gewohnheit werden. Der Wurm in R's Seele, die Furcht beym Ausflug in die weite Welt

entdeckt zu werden, nagte fort. Er blieb daher anderthalb Jahre hier, ohne ſich nur zu rühren. Als er dann Miene machte, ſeinen Stab weiter fortzuſetzen, redete ihm ſein Herr, deſſen Vertrauen er ſich ganz erworben hatte, ſo lange zu, bis er noch ſechs Monathe hier zu bleiben verſprach. — „Ich weiß ein Mittel, ſagte der Alte lachend, wo Ihr vielleicht auch den ſiebenten Monath ungebethen zugebt!" — R. verſtand ihn nicht. Doch am Schluſſe des halben Jahres nahm ſein Herr ſeine einzige, bisher in Straßburg erzogene Tochter wieder zu ſich; ein Mädchen von ſechzehn Jahren, von munterm Geiſte und reizender Bildung. Nicht vierzehn Tage befand ſie ſich im väterlichen Hauſe und in dem für ſie einſamen Städtchen, ſo war ſie in R. und er in ſie verliebt. Sogar die Schwermuth ſeiner Miene gefiel ihr, denn ſie hielt ſich ſelbſt für den Grund derſelben. Ihre wechſelſeitige Neigung entging dem Blicke des Vaters nicht; nur wollte er einige Zeit hindurch ſie nicht ſehen. Als er einſt Beyde in zärtlichſter, doch ſchuldloſer Unterhaltung überraſchte, rief er den jungen Mann in ſein Cabinett; fragte ihn erſt lächelnd: Warum er noch an kein Weggehen gedenke? und dann ernſthaft: ob er gar kein eigenes Vermögen beſitze? Sorgfältig hatte R. bisher ſeinen ſo ſchändlich erworbenen Schatz verborgen. Auch jetzt geſtand er nur einen Theil deſſelben. „Fünf hundert „Ducaten, ſagte er, beſitze er bar; noch tauſend könne er in ſeiner Heimath heben, wann und wie er „wolle." Der Alte hatte ſich wenig, oder gar nichts vermuthet. Mit treuherzigem Tone ſchmählte er: daß R. jene Summe, die er vorwies, ſo lange ungenützt bey ſich führte; glaubte ihm das Übrige auf das Wort;

bath ihm förmlich die Hand seiner Tochter und den Eintritt in seine Handlung an. Freudig griff R. nach diesem Erbiethen. Noch den Abend war Verlobung; vier Wochen darauf Hochzeit.

Über drey Jahre lebte R. in dieser Ehe; zwey Kinder wurden ihm geboren. Ein eigenes Haus erkaufte er sich. Seine Frau fuhr fort, ihn zu lieben; bey seinen Mitbürgern stand er in Achtung; nicht ein Schatten von Verdacht traf seinen moralischen Werth. Er schien glücklich. Eine gewisse düstre Laune, die man zuweilen an ihm spürte, ward Hypochonder genannt, und seiner übertriebenen Häuslichkeit zugeschrieben. Wirklich war er in den fünf Jahren seines Daseyns erst zwey Mahl auf einige Stunden, Handlungs-Sachen halber, nach Straßburg gereiset, sonst nirgends nur zwey Meilen weit in der Gegend umher gekommen. Seine junge Frau hatte ihn oft zu kleinen Reisen und auch zu einer größern nach Paris aufgemuntert. Jeden Wunsch gewährte er ihr sonst; nur gegen diesen hatte er immer Ausflüchte. Sein Weigern galt freylich für Eigensinn, doch auch für den einzigen, den man an ihm wahrnahm. — Im sechsten Jahre starb ein alter Handlungsfreund zu Coblenz. Bey seinem Tode zeigten sich ansehnliche Schulden. R's Schwiegervater, schon lange im Verkehr mit ihm, lief Gefahr, sieben tausend Livres zu verlieren. Schnelle Vorkehrung konnte sie noch retten. Aber vorsichtig wollte das Geschäft getrieben seyn; denn hier und dort war die Rede größten Theils von Contrebandwaaren. Der Alte selbst konnte Kränklichkeit halber nicht reisen; der Auftrag kam daher an R. Ungern ging er daran; ihn abzulehnen sah er keinen Vorwand.

Da überdieß Coblenz von N—g faſt noch ein Paar Meilen weiter als Straßburg lag; da R. nur wenige Tage dort zu verweilen gedachte; da er hoffte: ein ſo langer Zwiſchenraum werde doch wohl auch manchen Zug ſeines Geſichts geändert, ihn ſelbſt und ſeine That aus manchem Gedächtniß gebracht haben; da er ſich nicht entſann, jemals mit einem Coblenzer nur umgegangen zu ſeyn; und da er endlich als ein Elſaßer Kaufmann unter fremdem Nahmen hinkam, ſo glaubte er ſelbſt wenig oder nichts zu wagen, und — reiſete. Seine Frau begleitete ihn.

Nicht neu, aber gerade durch ihr Alter deſto bewährter iſt die Bemerkung: daß jene höhere Vergeltung, wenn ſie ſich lange nachſichtsvoll gegen den Schuldigen betrug, deſto ſicherer beym endlichen Schlage ihn trifft; und daß bey einer langeverzögerten Entdeckung die kleinſten Umſtände dann genauer, wie die Räder einer Uhr, zuſammen paſſen. Auch R. ſollte nun dieſe traurige Erfahrung machen. — Glücklich und ſchnell genug war ſein Geſchäft zu Coblenz vollendet; den nächſten Morgen ſollte ſeine Abreiſe ſchon wieder vor ſich gehen. Bloß die Einladung eines Kaufmanns, der vor der Stadt ein ſchönes Landhaus beſaß, machte, daß R. noch einen Tag zugab; ja, auch Dieß that er nicht aus eigener Neigung, ſondern aus Gefälligkeit gegen ſeine Gattinn. Gegen Mittag fuhren ſie auf dieſes Landhaus; die Geſellſchaft, die ſie da fanden, war nicht groß, aber, ſonderbar genug, unter derſelben befand ſich der einzige Menſch, der in ganz Coblenz für R. gefährlich werden konnte, ja faſt werden mußte. Siebald hieß er, ein junger, artiger, erſt angehender, kaum vor vier Wochen aus England zu-

rückgekehrter Wechſelherr, und Anbether der Tochter im Hauſe. Von ſeinem ganzen Leben und Weben wußte N. kein Jota; Jener von dem Letztern nur allzu viel.

Dem Hauſe, wo die Witwe zu N—g ermordet ward, ſchief gegenüber, wohnte ein reicher Banquier von ausgebreiteter Achtung; verſchiedene Jünglinge aus der Fremde befanden, und bildeten ſich auf ſeiner Wechſelſtube; unter ihnen war gerade damahls auch Siebald. Schon längſt kannte er N. von Anſehen; oft hatte er ihn neben der Witwe am Fenſter, nicht ſelten Arm am Arm mit ihr auf der Straße erblickt; ſtets ſich im Herzen über dieſes ungleiche Paar geärgert. Noch mehr, einer ſeiner beſten Freunde in N—g war ein naher Vetter und einer von den muthmaßlichen Erben der Witwe. Oft genug hatte ſich Dieſer im Geſpräche mit ihm über N. beklagt. Anfangs, daß er jenes gehoffte Vermögen ihm wegheirathen wolle, und dann, daß er es gröſten Theils geſtohlen habe. Oft hatte ihn Siebald deßhalb, ſo gut er konnte, getröſtet; hatte ihm, als er von N—g weg auf Reiſen ging, noch mit Hand und Mund verſprochen, wenn er irgendwo von dem Mörder und Räuber etwas höre oder ſehe, es ihm ſogleich zu melden. Daß er nie glaubte, in dieſen Fall zu kommen, kann man leicht denken; doch war ihm durch Zufälligkeiten dieſer Art N's Bildniß tiefer, als er ſelbſt es wußte, ins Gedächtniß geprägt.

Um ſo mehr, wiewohl noch unmerklich, ſtutzte er beym Anblicke dieſes angeblichen Elſaſſers; wußte zwar in der erſten Minute noch nicht, wohin er mit dieſer Ähnlichkeit rathen ſollte? beſann ſich aber bald; ſtrafte ſich eben ſobald ſelbſt eines Irrthums; kam wieder

auf ſeinen Argwohn zurück; ward mit jeder Secunde immer beſtärkter in ihm. Abſichtlich ſuchte er bey der Tafel neben die Gattinn des Fremden zu kommen; hoffte im Geſpräch mit ihr Einiges zu erfahren, was ſeine Muthmaßung entweder beſtätige, oder widerlege; und erfuhr — Alles. Das gute Weibchen war eine Franzöſinn, mithin geſprächig. Kaum hatte Siebald, gleichſam verloren, bemerkt, daß er nach dem Dialekt ihres Mannes kaum auf einen Elſaſſer gerathen haben würde, ſo verſicherte ſie ihm: daß er allerdings keiner, ſondern ein Schleſier von Geburt ſey; daß er erſt ſeit fünf Jahren in Elſaß lebe, und daß bloß Liebe zu ihr ihn feſtgehalten habe. Auch von ſeinem Hange zur Schwermuth, von der Mühe, die es gekoſtet, ihn hierher zu bringen, von ihrer Freude, daß er noch einen Tag zugegeben habe, — von allem Dem ſprach ſie in ihrer Unſchuld; und dachte gewiß an nichts weniger, als daß ſie jetzt die Anklägerinn eines geliebten Gatten mache. Mit jedem Worte faſt ward Siebald überzeugter, daß ſein Verdacht Wahrheit ſey. Selbſt jenes Lehmanns, der, ein Schleſier von Geburt, in R's Hauſe geſtorben ſey, entſann er ſich. Aller übriger Zuſammenhang dämmerte vor den Augen ſeines Geiſtes.

Was ihm hier zu thun obliege, dünkte ihm gar nicht zweifelhaft. Zwar dauerte ihn ein Paar Minuten lang die junge, heitere, gewiß ſchuldloſe Frau; doch ein Gedanke an ſeinen Freund, an ſein eigenes Verſprechen, und an die Abſcheulichkeit jenes Mordes erſtickte alles Mitleid. Schon wollte er jenen nichtswürdigen Heuchler (denn dafür hielt er ihn) ein Paar Mahl durch die Frage: Ob er nie in N—g geweſen ſey? ängſtigen. Aus Beſorgniß: es könne doch eine noch zu

frühe Warnung abgeben, hielt er ſie wieder zurück. Gleich nach der Tafel zog er den Hausherrn in ein anderes Gemach, und entdeckte ihm Alles. Dieſer kannte, glaubte nicht, widerſprach. Siebalds Überzeugung wankte keineswegs. Den gutgemeinten Rath: ſelbſt dann zu ſchweigen, wenn ſeine Vermuthung gegründet ſeyn ſollte, verwarf er als gewiſſenswidrig. Daß der Fremde wenigſtens in dem Hauſe, wo er ſich befand, verſchont bleibe, — war Alles, was er einging. Ohne Rückkehr zur Geſellſchaft eilte er nach der Stadt; ſuchte den Bürgermeiſter auf, der dieß Jahr die Regierung hatte, und verlangte einen Verhaftsbefehl gegen den Verbrecher.

Auch Dieſer ſtutzte bey der Erzählung: Auch Dieſer widerrieth es dem jungen feurigen Mann, ſich in einen Handel zu miſchen, wo kein Vortheil auf einer, mancher Verdruß auf der andern Seite ſeiner warten dürfte. „Er könne ja, meinte der Conſul, dem Rathe zu „N—g und ſeinem Freunde melden, was er entdeckt; „könne es ihnen überlaſſen, die Sache zu verfolgen. „Wo Inculpat ſein Domicilium und sedem fixam „habe, wiſſe man nun. Ihn hier zu verhaften, ſey „um ſo bedenklicher, als er ſchon ſeit mehrern Jahren „franzöſiſcher Unterthan geworden wäre." — Siebald blieb bey ſeinem Kopfe. „Daß man hier des Verbre„chers habhaft werden könne," ſagte er, „ſey gewiß; „ungewiß, ob er es nicht im Verfolg merken und ent„fliehen dürfte. In Elſaß verhaftet, werde er nach „dortigen Geſetzen gerichtet, und der Unkoſten dabey „vielleicht ſo viele gemacht werden, daß von dem ge„ſtohlenen Gelde den Erben wenig oder nichts verbleibe.

„Aber auf fremdem Boden ergriffen, könne er nach „N—g ausgeliefert, und da gestraft werden, wo er „sündigte. Für alle hiesige Unkosten sey er (Siebald) „Bürge. Allen Verdruß nehme er über sich. Selbst „auf der Verhaftung bestehe er nur dann, wenn der „angebliche Lehmann bey erster ernstlicher Anrede sich „selbst verrathe, oder verdächtig mache." — Auf diese Bedingung erhielt eine gerichtliche Wache Befehl, Siebalden von Weitem zu folgen, und zu thun, was er ihr heissen werde. Mit einem seiner Freunde, nach welchem er geschickt hatte, traf er gehörige Abrede; dann eilten sie nach dem Gasthof und erwarteten R., der bald darauf von jenem Landhause zurückkam. Unter dem Vorwand, daß jemand nach ihm gefragt, ward er ins Billardzimmer gerufen. Gleich beym Eintritt in dasselbe kam ihm Siebald mit den Worten entgegen: „Aber warum, Herr R. verläugnen Sie Ihren wah„ren Nahmen?" Überrascht und erschrocken bebte er zusammen. Indem er versuchen wollte zu antworten, klopfte ihn von hinten zu Siebalds Freund mit der schrecklichen Frage auf die Achsel: „Und wie konntest „du wagen noch in Deutschland zu erscheinen, nach jener gräßlichen That, die du zu N—g verübtest?" — „Ich bin verrathen! Gott!" rief R. und sank bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, befand er sich schon in den Händen der Gerichte. Daß er Derjenige sey, den Siebald genannt habe; daß der Nahme Lehmann ein erdichteter sey; daß er eines Mordes halber die Flucht ergriffen habe; Alles das gestand er noch diesen Abend. — Der Jammer seiner jungen Frau, die Anfangs nicht begriff, was Dieß bedeute, dann nicht glauben wollte, was man ihr sagte; endlich, als sie

es glauben mußte, die bitterſten Vorwürfe nicht ihm, ſondern ſich ſelbſt zuerſt machte, überſteigt jede Beſchreibung.

Gerichtliche Anzeigen von dieſer Verhaftung und dem Geſtändniß des Verhafteten ergingen ſofort nach N—g und nach Elſaß. Das Erſtaunen hier und dort war gleich groß; von beyden Seiten verlangte man ſeine Auslieferung; von N—giſcher Seite im Ernſte, von Elſaſſiſcher wenigſtens zum Scheine; denn das erſte, ältere Recht jener Regierung auf den Verbrecher war wohl unläugbar. Bald wich daher auch dieſer Widerſpruch. R. wurde in Ketten und Banden nach ſeiner Vaterſtadt abgeführt. — In einem Stücke hatte man doch bey dieſem Verfahren merklich gefehlt! Hätte man R. gleich bey ſeiner Verhaftung genau verhört; über alle Umſtände ſeiner That pünctlich befragt, haarklein würde er damahls Alles geſtanden, und Alles noch Unbekannte ſelbſt angezeigt haben. Doch jenes Verhör war nur ein ſogenanntes vorläufiges geweſen. Sobald er geſtanden, daß er R. heiſſe, aus N—g gebürtig, wegen Ermordung jener Witwe flüchtig, und Entwender von einem anſehnlichen Theil ihres Vermögens ſey; ſo bald hatte man abgebrochen; hatte geglaubt, man wiſſe nun genug; das Weitere werde man ſchon zeitlich genug zu N—g ſelbſt ihm abfragen. Einige Wochen waren ſeitdem mit Schreibereyen hin und her nutzlos zugebracht worden. In ſeinem einſamen Kerker hatte R. Zeit gehabt, von ſeiner erſten Beſtürzung ſich zu ſammeln. Daß ein ſchmählicher Tod ſeiner warte, mußte er vorausſehen. Die Liebe zum Leben erwachte; mit ihr die Hoffnung, ſich doch wohl noch retten zu können. Er überdachte vielfach und ſorgfältig Alles, was und

wie er es gestanden habe, und sah doch noch eine Möglichkeit, wenigstens die größte Hälfte seines Verbrechens von sich abzuwälzen. Gleich beym ersten Verhöre in N—g läugnete er mit dreister Stirne den Mord. Die Gerichte stutzten. Sein Mährchen klang folgender Maßen.

„Er läugne nicht, was er auch zu Coblenz schon gestanden, daß er wegen Ermordung seiner Braut sich geflüchtet habe; aber man thue ihm gewaltig Unrecht, wenn man glaube: er selbst hätte diesen Frevel begangen. Er sey an jenem Nachmittage allerdings von der Witwe zum Besuch eingeladen worden, sey hingegangen, habe sie allein zu finden vermuthet. Um so mehr sey er erschrocken, als er nicht nur ihre Zimmerthür offen, sondern auch sie selbst auf den Boden hingestreckt, in ihrem Blute schwimmend getroffen habe. Indem er sofort zu ihr hingeeilt, habe er noch einiges Leben in ihr verspürt, habe sie aufzurichten versucht; habe ihr zugerufen: Wer Dieses gethan? — Wirklich hätte sie noch ein Mahl die Augen aufgeschlagen; mühsam die Worte: Räuber! Mörder! drey zugleich! herausgestoßen; aber auch gleich darauf ihren Geist ausgehaucht. Jetzt erst habe er seine Blicke im Zimmer rund herum gekehrt, und gesehen, daß auch ein Schrank aufgesprengt worden sey. Angstvoll habe er zu den Nachbarn eilen, und sie um Hülfe, um Nachforschung der Räuber, die hier so gräßlich gewirthschaftet, anrufen wollen; doch schon auf der Treppe habe ihn pfeilschnell der Gedanke ergriffen: Gott, wenn du selbst für ihren Mörder gälteſt! Ein Blick auf sich selbst habe diese Besorgniß verstärkt. Hier und da sey sein Gewand mit Blut befleckt gewesen. Sehr natürlich

bey der Mühe, die er zu ihrer Aufhelfung verwandt, und doch sehr verdächtig dem ersten Anschein nach! — Eine unbeschreibliche Angst habe ihn ins Zimmer gleichsam zurückgestoßen. Daß es einen schweren Handel für ihn selbst veranlassen könne, sey ihm mit jeder Secunde augenscheinlicher geworden. Keinen Zeugen seiner Unschuld hätte er gehabt; für das beste, vielleicht einzige Mittel der Rettung habe er eine augenblickliche Flucht gehalten. Daß ihn diese noch verdächtiger machen werde, sey ihm zwar auch eingefallen, doch habe er es noch für möglich gehalten, aus einem fernen sichern Orte seine Vertheidigung einzusenden. Schon im Begriff von dannen zu gehen, habe er auf jenen aufgesprengten Schrank noch ein Mahl sein Auge geworfen, und nicht gezweifelt, daß solcher geplündert seyn werde; da er aber gewußt, daß in einem verborgenen Fache desselben die Witwe ihren heimlichen Schatz, wie sie ihn selbst genannt, zu verwahren pflege, habe ihn rasch noch die unselige Neugier angewandelt, nachzusehen: ob auch dieses Fach von den Räubern entdeckt worden wäre? Er habe gefunden: nein! habe den Geldbeutel aus solchem zu sich gesteckt, unwissend, ob er mit Gold oder Silber gefüllt sey. — Sträflich scheine allerdings dieser Schritt. Aber in seiner Lage, genöthiget von Haus und Hof zu fliehen; gerade in seiner Casse kaum hundert Gulden reich; beraubt einer so schönen Hoffnung; ungewiß, wohin er fliehen und sich verbergen solle, — sey er auch hier vielleicht kein eigentlicher Räuber zu nennen. Wie er nach Hause, aufs Pferd, und aus der Stadt hinausgekommen — dieß Alles schwebe nur noch wie ein Traum ihm vor. Denn überhaupt erst drey oder vier Meilen von N—g

wäre

wäre er wieder seiner Besinnungskraft völlig mächtig geworden: habe nun erst eingesehen, wie sehr er in Allem gegen sich selbst gehandelt und doch auch jede Rückkehr nun für unmöglich gehalten. Die Steckbriefe in allen öffentlichen Blättern, die gräßliche Schilderung, die er von seinem angeblichen Morde in zwanzig Zeitungen gelesen, das Unvermögen sich gebührend zu rechtfertigen, — Dieß habe ihn endlich zu dem Entschlusse gedrängt, den Nahmen zu behalten, den er angenommen, und seinen vorigen einer unverdienten Schmach zu überlassen."

Ein Geschichtchen dieser Art war freylich nicht vermögend, die Gerichte zu täuschen; auch behandelten sie es Anfangs bloß mit Verachtung; hofften den Erzähler desselben bald in weiterm Verhöre durch Fragen und Einwürfe zu verstricken. Sie irrten. R. hatte, was er gesagt, vollkommen durchdacht: er widersprach sich nie; schweifte im drey-vierfachen Verhör nie über die sich selbst gesteckten Grenzen; gestand selbst die Unwahrscheinlichkeit seines Vorgebens, und beharrte doch fest auf seiner Wahrheit; berief sich auf nichts, als sein eigenes Gewissen, und (zuweilen nur) auf die Schuldlosigkeit seines ganzen Lebens, vor der Flucht sowohl als auch im Hause seines Schwiegervaters. Dieses Letztere war Wahrheit, aber kein Beweis gegen die That, und für seine Entschuldigung. Ein anderer Umstand schien es wenigstens einiger Maßen zu seyn. R's. Haus zu H** war, sobald man seine Verhaftung zu Coblenz erfuhr, gerichtlich durchsucht, sein Vermögen in Beschlag genommen, seine Papiere versiegelt worden; noch einiges bare Geld hatte man gefunden, aber von den Juwelen der Witwe kein Stein-

chen, von ihren Documenten kein Blättchen. Als man R. deßhalb befragte, spielte er den ganz Unwissenden, sogar den Erstaunten. — „Er wisse, sagte er, weder von Schmuck noch von Documenten etwas. Es sey Dieß ein Beweis mehr, daß ganz andere Räuber als er bey der Witwe eingebrochen seyn müßten. Nach seinem Tode vielleicht werde man die wahrhaften Verbrecher entdecken; er, und wenn er heute sterben solle, könne bloß mit seiner Unschuld sich trösten." — Alles Zureden, mild und scharf, blieb fruchtlos. Die Acten wurden verschickt. Der Ausspruch der Facultät war, wie man voraussehen konnte: peinliche Frage, da Inquisit sich so höchlich gravirt befindet! — R. bebte allerdings, als er zuerst in die Folterkammer gebracht wurde; aber die Folter selbst stand er mit aller nur möglichen, man kann wohl sagen, mehr als männlichen Standhaftigkeit aus. Zwey Mahl ward er gemartert; zwey Mahl blieb er auf seiner ersten Aussage.

Welche mannigfache, sich widersprechende Empfindungen und Äußerungen eine Geschichte, wie diese war, in N—g erzeugen mußte, läßt sich leicht ermessen. Alle hatten sich Anfangs gewundert, als man die Verhaftung des fast vergessenen R's erfuhr; Alle verabscheuten gleichsam von Neuem seine ehemahls begangene That; Aller Unwillen stieg noch, als R. mit so dreister Unwahrheit — denn daß seine Ausflucht Unwahrheit sey, zweifelte Niemand! — die Gerechtigkeit zu täuschen suchte. Aber schon spalteten sich die Stimmen, als man hörte, daß er gefoltert werden solle; spalteten sich noch mehr, als man vernahm, mit welcher Entschlossenheit er dieser Folter trotze. Gegen den Gequälten wird, selbst wenn wir ihn für schul-

dig halten, so leicht unser Mitleid rege; und geht noch leichter zur Bewunderung über, wenn wir hören, daß sein heroischer Muth selbst in den Qualen sich nicht beugt! — Bald erblickten nun Einige in R. einen Menschen, dem — doch vielleicht Unrecht geschähe; bald sahen noch Mehrere in ihm einen Unglücklichen, der für ein raschbegangenes Laster nun schon genug abgebüßt habe; und nur einige Wenige betrachteten seine Festigkeit selbst als — einen Trotz, der sein Verbrechen vergrößere.

Zu dieser letztern Zahl gehörten sehr natürlich die Erben der Ermordeten. Jene anfängliche Hoffnung, ihr Geraubtes wieder zu erhalten, schwand alltäglich mehr und mehr zusammen. Schon weit — weit über Jahr und Tag, saß der Verhaftete. Das bey ihm gefundene Geld fraßen die Gerichtskosten; zu Mehrerem bekannte er sich nicht. Daß er höchstens noch ein Mahl gefoltert, und wenn er Dieß überstehe, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden dürfe, war allgemeiner Glaube. — Dieß tröstete freylich jene Beraubten sehr schlecht. Schon wußten sie Siebalden für seine Entdeckung wenig Dank. Ein unerwarteter Umstand änderte wieder Alles. Noch ein Mahl ward ein Mann, den R. in seinem ganzen Leben mit keinem Worte beleidigt, mit keinem Blicke gekränkt, durch jene That um keinen Heller verkürzt, und bisher kaum dem Nahmen nach gekannt hatte, für den Unglücklichen gefährlicher, als alle Verwandte der Witwe, und alle mögliche Gerichte.

In N**g lebte damahls ein Rechtsgelehrter, D. Falk mit Nahmen, ein Mensch von derjenigen Classe, deren Element — Unruhe ist. Je verwickel-

ter eine Sache war, um deſto lieber übernahm er ſie; von jedem Geſchäfte, welches er ein Mahl unternommen, ging er nicht leicht, bevor er es durchgeſetzt hatte, wieder ab; auch war ſein Weg dabey ſelten der gewöhnliche. In Geſellſchaften war er munter, doch ſtritt er gern; war oft in ſeinen Behauptungen raſch und dreiſt, und nahm ſie doch nie zurück. Mit dem Vater des unglücklichen R. war er ziemlich gut bekannt geweſen; um den Handel des Sohnes hatte er ſich wenig oder nichts bekümmert. Eben weil man überall ſo viel darüber ſprach, hielt er es keines Wortes werth. Erſt jetzt, als er an einer großen Tafel mit dem Stadtrichter von N—g zuſammen kam, als Dieſer viel von der unſäglichen Mühe ſprach, welche ihm R. ſchon gemacht habe, und von der völligen Unmöglichkeit, dieſen verſchmitzten Sünder zum Geſtändniß zu bringen, da übereilte D. Falken ſeine gewöhnliche Hitze, und er behauptete: „Noch halte er dieſen Inquiſiten für keinen verſchmitzten Böſewicht, ſondern nur für einen „etwas ſtandhaften jungen Mann; und ſonderbar müſſe „es zugehen, daß man einen ſolchen nicht, auch ohne „Tortur, zur Beichte bringen ſollte, wenn man „anders nur ſeine Sache geſcheidt anzufangen wiſſe.“ Den Herrn Stadtrichter verdroß dieſe Behauptung, und mehr noch die angefügte Beſchränkung. Er redete in ſeiner Antwort mancherley von Menſchen, die Alles könnten, Alles nur mit dem Munde möglich fänden; und forderte zuletzt den Doctor geradezu auf, ſeine beſſere Einſicht zu beweiſen, mit dem Verſprechen: daß ein hochweiſer Rath ihm allen nur möglichen Vorſchub leiſten werde. Falk, der ſich beym Worte gehalten ſah, ſchlug ein; nur auf vierzehn Tage oder drey

Wochen bedingte er ſich eine ſcheinbare Ruhe, um indeß ſeine Anſtalten zu treffen.

Noch dieſen Abend ſchrieb Falk nach H*, jenem Örtchen, wo R. fünf Jahre ſo verſteckt zugebracht hatte, und erkundigte ſich bey mehrern Perſonen zugleich: ob man während dieſes Aufenthalts gar keine Lieblingsneigung an dem Jetztverhafteten wahrgenommen habe? Die einſtimmige Antwort war: „Keine! Immer habe er ſich hier als der ſtillſte, ordentlichſte, vorwurffreyeſte Menſch bewieſen; daß er zuweilen mit einigen Bekannten ein Glas Rheinwein gern getrunken habe, könne man keine Lieblingsneigung nennen. Berauſcht habe man ihn nie geſehen." — Falk wußte nun genug. Schon vorher hatte er um Erlaubniß gebethen, mit dem Gefangenen ein Paar Mahl, wiewohl noch ſtets in des Kerkermeiſters Gegenwart, ſprechen zu dürfen. Einige Umſtände, die väterliche Handlung betreffend, waren zum Vorwand genommen worden. Willig hatte R. auf dieſe Fragen Beſcheid ertheilt, D. Falk hingegen ihm Mitleid mit ſeinem Zuſtand bezeigt, und es ſogar auf eine freundliche Art bedauert, daß er nicht zum Vertheidiger erwählt worden ſey. So waren ſie wieder von einander geſchieden, und der Unglückliche hatte jetzt, — nach faſt zwey Jahren zum erſten Mahle! — wieder eine Sprache gehört, die ihm fremd geworden war; die Sprache der Bedaurung! Sie that ihm wohl; doch hätte er Menſchenkenntniß genug gehabt, ihr jetzt noch nicht zu trauen! — In einigen Tagen kam Falk wieder und leiſtetete R. einen wirklichen Dienſt. Er hatte es ihm ausgewirkt, in einem beſſern Gemache, als ſein bisheriges feuchtes war, aufbehalten zu werden. Unter der Erde hatte R. nun

ſchon bis in den zwanzigſten Monath geſchmachtet; ſein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derſelbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im Voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: „Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſehe, habe er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen." — „Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht „vom Geringſten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; und „Das kann erſt in drey oder vier Tagen geſchehen, denn „auf ſo lange verreiſe ich heute noch." — Nicht ohne Urſache nahm er dieſen Aufſchub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beſſeres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche des trefflichſten Rheinweins; auch ein Paar Speiſen, nicht lecker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu

ſchätzen wiſſen, um ſich genügſam vorzuſtellen, welches Labſal der unglückliche R. in dieſer Behandlung fand; mit welchem unſäglichen Wohlgeſchmack zumahl ein Trank, den er ſo lange entbehren mußte, ſeine Kehle hinunter glitt. Nicht berauſcht, aber gleichſam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüſtet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten ſey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und ſah in dem Mann, der ihm denſelben verſchaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlaſſung als Mitleid und Menſchlichkeit hatte, ein Weſen, dem er kaum ſeinen Dank zu ſtammeln vermochte. Zutrauen gegen einen ſolchen Menſchen war unumgängliche Folge dieſes Danks. Überdieß erſtickte alles Mißtrauen, das ſonſt doch wohl noch ſich gerührt haben möchte, der genoſſene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu ſprechen vermied. Einige Mahl hatte R. ſelbſt davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erſte Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar franzöſiſche Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeiſters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zuſage: hierüber gar nicht mit ihm zu ſprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Geſprächs mit ihm erhalten zu haben. Erſt, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und ſeinen Wohlthäter beſchwur, ihm zu ſagen: was wohl noch ſeiner warten dürfte? da ſchien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der ſchon abnehmenden Flaſche noch ein Glas ihm einſchenkte

und hinreichte, sprach er: „Unglücklicher, warum willst du mit Gewalt wissen, was ich so gern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden sammelst! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung, so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkennt!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unschuld auch diese übersteht?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklage ich dich wirklich! Denn auch nach Überstehung aller Marter bleibt ewiges Gefängniß dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängniß, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbath ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Bloß unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe Alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jetzt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherley sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jetzt erwählte, jetzt zweifelte, jetzt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschluß ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zwey Mahl ertrug, nicht auch beym dritten Mahl für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich berauscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich

heute erquickt, dieſe herablaſſende Güte, womit Sie ſchon drey Mahl mich behandelt haben, — im Gegenſatz jenes ewige Gefängniß, was mich bedroht — lieber Herr Doctor, wenn ich wenigſtens bis zu meinem Ende dieſes Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menſchlichen Mitgefühls behalten darf, ſo — ſo geſteh ich Alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich erbiethen? Bedenken Sie auch, daß Sie über ſich ſelbſt das Urtheil eines wahrſcheinlichen Todes fällen würden!"

O nein! eines gewiſſen Todes ſogar! Das habe ich ſchon längſt überdacht, als ich ſo hartnäckig Alles läugnete. Immer noch glimmte damahls die Hoffnung in mir, doch einſt wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätte ich getrotzt bis zum letzten Lebenshauch. Doch jetzt — wenn Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verſchont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuſpruch mich zu tröſten fortfährt; ſo will ich Alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen ſogleich in die Feder ſagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinſten verborgenen Winkel."

Falk ließ nicht länger ſich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu hohlen, ins Nebenzimmer. Schon war hier Alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünctlichſter Redlichkeit bekannte nun R. ſeine That. Alles, was wir ſchon wiſſen, zeigte er an; außer dieſem auch noch den Ort, wo er im Keller ſeines Hauſes eigenhändig den Schmuck der Witwe, ihren

sogenannten Nothpfennig, und in einem besondern Kästchen alle entwendeten Documente verborgen habe. „Erstern zu verkaufen, sagte er, habe ihn stets noch die Furcht, und die ihm nutzlosen Papiere zu vernichten, ein Überrest von Gewissenhaftigkeit abgehalten." — Vollendet war jetzt seine Beichte; aber der schlaue D. Falk, wohlwissend, wie ungesetzlich Alles sey, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: „daß zur Bekräftigung seiner Aussage die „eigene Unterschrift und das Zeugniß zweyer unverwerflichen Zeugen nöthig sey. Schon habe er deren „ein Paar ins Nebenzimmer beschieden. Alles bisherige „hätten sie mit angehört. Nunmehr wollte er sie „herbeyrufen!" — Zum ersten Mahl stutzte jetzt R. ein wenig; schien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden sey; war gleich darauf doch Alles zufrieden. Jene Beyde traten hinein. Er und sie unterschrieben. Daß D. Falk diese wichtige Urkunde mit sich nahm, bedarf nicht erst einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigstens, als man vor Gericht ihn führte, und jenes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, bestätigte er mit anscheinendem Gleichmuth Alles. Auch gegen oder über den Mann, der sein Geständniß ihm abgelockt hatte, führte er nie eine Klage. Das einzige Zeichen, wodurch er doch einen gewissen innern Mißmuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zwey Mahl ihm schickte; und kaum ein Paar Worte mit ihm sprach, als er noch ein Mahl ihn besuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünctlich, was jener ihm versprochen hatte. Auch

einigen seiner ehemahligen Freunde gestattete man den Zutritt zu ihm. Oft versicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wissentlich schlechten That außer jener Einzigen sich bewußt zu seyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Habseligkeiten ward richtig befunden. Wenigstens der größere Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche selbst erlitt vier Monathe nach seinem Geständnisse die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es ist mir unmöglich, diese Geschichte zu schließen, ohne noch ein Paar Bemerkungen ihr beyzufügen. Vielleicht zwar, daß manche meiner Leser sie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang fanden. Aber wenigstens habe ich sie nicht absichtlich verlängert. Aus einem handschriftlichen Aufsatz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extract der Acten begleitet, habe ich sie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglassen, manche Begebenheit in ihr stärker zusammen drängen können; aber dann besorgte ich auch jenen Stämpel zu verwischen, welcher der Wahrheit immer vor der bloßen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich gerade hier hauptsächlich zu schonen wünschte.

R. scheint mir ein merkwürdiges Beyspiel zu seyn, wie unsäglich schnell der Weg des Lasters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, in hohem Grade böse, That selbst Derjenige begehen, — wissentlich begehen kann, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Bösewicht ist. — Ein Freund, dem ich

diese Erzählung in der Handschrift wies, schalt den Geiz als den Urquell von R's Verderben. Mich däucht: selbst dieses Wort ist noch zu hart. Nur Furcht vor Armuth, nur der Anfangs sehr verzeihliche Wunsch, nicht tiefer herabzusteigen, als er jetzt stehe, war der Grund seines Unglücks. Man nehme den einzigen Umstand weg: daß R. sich nicht für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt; und man hat wahrscheinlich auch seine nachherige grausende That mit allen Zwischen-Veranlassungen weggenommen. Er, der selbst bey jenem (sonst den Jüngling verzärtelnden) Wahne zum thätigen, geschickten, ordnungsvollen, jungen Mann sich ausgebildet hatte, — er würde gewiß alles Dieß nicht nur geworden, sondern auch auf rechtem Wege geblieben seyn, hätte er früher gewußt: daß sein eigener Fleiß sein ganzer Reichthum sey. Nur jene zertrümmerte Hoffnung — an deren Zertrümmerung er nicht Schuld war! — nur Furcht vor Dürftigkeit und Verschlimmerung drängten ihn zur Wahl jenes Hülfsmittels; zu einer ungleichen Heirath, die, thörigt an sich selbst, seiner Unerfahrenheit doch verzeihlich war. Seine Scham hierüber, als er die Mißbilligung seiner Mitbürger spürte, — der Unwillen, als er bey der Ehestiftung sich für betrogen ansah, — seine Abneigung, bessere Bedingungen zu erschmeicheln, — sein inneres Widerstreben bey Annäherung eines zwangvollen Looses, — sein Entschluß, lieber auf gutes Glück in die weite Welt zu gehen, als daheim sich verspotten zu lassen — alles Dieß sind Züge, die mehr für als wider ihn sprechen. Selbst der Wunsch, den letztern, allerdings gewagten Schritt nicht ohne

den Rückenhalt einer gefüllten Börse zu thun, verräth nicht Geiz, sondern wieder nur Furcht vor unausbleiblichem Mangel, und ist an sich selbst nicht tadelnswerth. Man lasse ihn glücklicher in Eintreibung seiner Schulden seyn, und wer (wenn man ein Paar halbgetäuschte Gläubiger ausnimmt,) verzeiht nicht dem jungen, vor einem ehelichen Joche sich fürchtenden Manne sein Entweichen und seine Vorsicht bey demselben? An Gewaltthätigkeit, an eigentlichen Betrug gedachte er damahls gewiß noch nicht. Sicherer wäre ja dann für ihn die Ehelichung der Witwe gewesen; sich ihrer wieder zu entledigen, und doch ihr Vermögen zu behalten, wäre ihm wahrscheinlich um ein gutes Theil leichter geworden. Nur die unselige Gelegenheit, die sich ihm darboth, nur die Verzweiflung auf der andern Seite, manche Bemühung fruchtlos angewandt zu haben, rissen ihn hin. Von der That nun kein Wort weiter! Sie spricht von sich selbst.

„Aber die Vorsicht, mit welcher er nicht nur „entflieht, sondern auch auf der Flucht selbst sich be„trägt, spricht diese nicht von einem nun vollendeten „Bösewicht?" Auf den ersten Anschein allerdings fast mehr noch, als jene blutige That selbst! Aber man vergesse nicht: daß R. auf diese Entweichung, auf die Mittel seinen Nahmen zu verbergen, auf die Art und Weise, wie er auswärts sich betragen solle, schon vorher, ehe noch ein Gedanke des Mordes in seine Seele gekommen, in ganz anderer Rücksicht vorbereitet war. Sehr viel half ihm Dieß wahrscheinlich im Verfolg! Und auch dann — kaum stößt ihm hier eine Schwierigkeit auf; oder vielmehr, kaum machte er sich selbst eine,

so bricht er sogleich von seinem Wege ab, und verbirgt sich. Eine Furcht, die den eigentlichen Böswicht nicht charakterisirt! — Eben so wenig scheint mir die Unbescholtenheit, die er nun ganzer fünf Jahre in seinem moralischen Betragen behauptete, bloße Verstellung gewesen zu seyn. Zu anhaltend ist ein solcher Zeitraum; zu leicht lernt man, gerade an kleinen Orten, in den nothwendig engern Zirkeln der Gesellschaft, genau sich kennen; zu vielfach sind die Pflichten, die R. erst als Untergebener, dann als Gatte, Bürger und Handelsmann zu erfüllen hatte, als daß der bloße Heuchler sich nicht wenigstens hier und da verrathen haben sollte. Ja, noch mehr, selbst seltsam dünkt mich eine solche moralische Besserung, der Form nach, nicht. Nur auf das Erstgesagte darf man zurück gehen, und sie erklärt sich von selbst! — R. sah sich nun vor Mangel gedeckt; sah sich geschätzt im Kreis, worin er lebte. Mehr verlangte er nicht! Jetzt war er daher ganz Derjenige wieder, der er immer gewesen seyn würde, hätte er nicht nach väterlichem Tode sich so unerwartet in ein Labyrinth verwickelt gesehen; oder hätte jener freundschaftliche Rath, den er späterhin nur halb und mißgedeutet befolgte, ihn früher unterstützt. Ob die Liebe zum Leben, und die Sehnsucht nach Weib und Kindern, sein nachmahliges Läugnen entschuldigt; ob man gegen den Gefolterten mehr Mitleid, seiner Standhaftigkeit halber, oder mehr Mißbilligung, seiner allerdings hartnäckigen Erdichtung wegen, zu äußern hat, — wage ich nicht zu entscheiden: und möchte ungern hierin dem Gefühl meiner Leser vorgreifen.

Aber sehr müßte ich mich irren: oder der größte Theil derselben hat mit Mißfallen sein Auge von Falks Verfahren abgewandt; hat es unedel, tückisch, — grausam sogar gefunden, daß er einem Unglücklichen dasjenige Geheimniß, das er schon zwey Mahl, selbst aus der Marterkammer, unverrathen zurückbrachte, durch anscheinende Güte dennoch zu entwinden wußte. — Zwar, da jede Sache in der Welt ihre zweyfache Seite hat, so wüßte ich, wenn Falk jetzt aufträte und fragte: „Was habe ich aber, genau be„trachtet, anders gethan, als die Gerechtigkeit unter„stützt? Was habe ich anders bezweckt, als — die „Wahrheit ans Licht zu bringen? War R. etwa „kein Verbrecher, der durch Raub und Mord, nach „unsern Gesetzen, das Leben längst verwirkt hatte? „Verschaffte ich nicht rechtmäßigen Erben auf diesem „Weg eine ansehnliche, sonst für sie ganz verlorne „Summe wieder?" — Wenn er so fragte, so wüßte ich wahrlich nicht, was strenge, förmliche Gerechtigkeit dagegen einwenden könnte. Aber daß er mein Herz nicht überzeugen würde; daß ich selbst der Mann nicht seyn wollte, der solche Verdienste sich erwirbt; daß ich ihn weder zum Bruder noch zum Freunde haben möchte; — Das weiß ich allerdings. Überhaupt schlägt hier eine wichtige Frage ein; eine der wichtigsten im ganzen Kriminal-Rechte! die Frage: „Darf der Richter, es „sey mittelbar oder unmittelbar, dem Beklagten und „Verdächtigen sein Geständniß durch List entlocken? „Ist Dieß nicht eben so schändlich, so unbeweisend, als „Erpressung durch Gewalt?" — Sich hier über diesen Punct weitläuftig zu verbreiten, wäre ganz gegen Zeit und Ort. Schon haben über ihn Freunde der Menschheit

ſchon bis in den zwanzigſten Monath geſchmachtet; ſein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derſelbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im Voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: „Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſehe, habe er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen." — „Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht „vom Geringſten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; und „Das kann erſt in drey oder vier Tagen geſchehen, denn „auf ſo lange verreiſe ich heute noch." — Nicht ohne Urſache nahm er dieſen Aufſchub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beſſeres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche des trefflichſten Rheinweins; auch ein Paar Speiſen, nicht lecker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu

ſchätzen wiſſen, um ſich genügſam vorzuſtellen, welches Labſal der unglückliche R. in dieſer Behandlung fand; mit welchem unſäglichen Wohlgeſchmack zumahl ein Trank, den er ſo lange entbehren mußte, ſeine Kehle hinunter glitt. Nicht berauſcht, aber gleichſam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüſtet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten ſey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und ſah in dem Mann, der ihm denſelben verſchaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlaſſung als Mitleid und Menſchlichkeit hatte, ein Weſen, dem er kaum ſeinen Dank zu ſtammeln vermochte. Zutrauen gegen einen ſolchen Menſchen war unumgängliche Folge dieſes Danks. Überdieß erſtickte alles Mißtrauen, das ſonſt doch wohl noch ſich gerührt haben möchte, der genoſſene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu ſprechen vermied. Einige Mahl hatte R. ſelbſt davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erſte Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar franzöſiſche Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeiſters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zuſage: hierüber gar nicht mit ihm zu ſprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Geſprächs mit ihm erhalten zu haben. Erſt, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und ſeinen Wohlthäter beſchwur, ihm zu ſagen: was wohl noch ſeiner warten dürfte? da ſchien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der ſchon abnehmenden Flaſche noch ein Glas ihm einſchenkte

chen, von ihren Documenten kein Blättchen. Als man R. deßhalb befragte, spielte er den ganz Unwissenden, sogar den Erstaunten. — „Er wisse, sagte er, weder von Schmuck noch von Documenten etwas. Es sey Dieß ein Beweis mehr, daß ganz andere Räuber als er bey der Witwe eingebrochen seyn müßten. Nach seinem Tode vielleicht werde man die wahrhaften Verbrecher entdecken; er, und wenn er heute sterben solle, könne bloß mit seiner Unschuld sich trösten." — Alles Zureden, mild und scharf, blieb fruchtlos. Die Acten wurden verschickt. Der Ausspruch der Facultät war, wie man voraussehen konnte: peinliche Frage, da Inquisit sich so höchlich gravirt befindet! — R. bebte allerdings, als er zuerst in die Folterkammer gebracht wurde; aber die Folter selbst stand er mit aller nur möglichen, man kann wohl sagen, mehr als männlichen Standhaftigkeit aus. Zwey Mahl ward er gemartert; zwey Mahl blieb er auf seiner ersten Aussage.

Welche mannigfache, sich widersprechende Empfindungen und Äußerungen eine Geschichte, wie diese war, in N—g erzeugen mußte, läßt sich leicht ermessen. Alle hatten sich Anfangs gewundert, als man die Verhaftung des fast vergessenen R's erfuhr; Alle verabscheuten gleichsam von Neuem seine ehemahls begangene That; Aller Unwillen stieg noch, als R. mit so dreister Unwahrheit — denn daß seine Ausflucht Unwahrheit sey, zweifelte Niemand! — die Gerechtigkeit zu täuschen suchte. Aber schon spalteten sich die Stimmen, als man hörte, daß er gefoltert werden solle; spalteten sich noch mehr, als man vernahm, mit welcher Entschlossenheit er dieser Folter trotze. Gegen den Gequälten wird, selbst wenn wir ihn für schul-

dig halten, so leicht unser Mitleid rege; und geht noch leichter zur Bewunderung über, wenn wir hören, daß sein heroischer Muth selbst in den Qualen sich nicht beugt! — Bald erblickten nun Einige in R. einen Menschen, dem — doch vielleicht Unrecht geschähe; bald sahen noch Mehrere in ihm einen Unglücklichen, der für ein raschbegangenes Laster nun schon genug abgebüßt habe; und nur einige Wenige betrachteten seine Festigkeit selbst als — einen Trotz, der sein Verbrechen vergrößere.

Zu dieser letztern Zahl gehörten sehr natürlich die Erben der Ermordeten. Jene anfängliche Hoffnung, ihr Geraubtes wieder zu erhalten, schwand alltäglich mehr und mehr zusammen. Schon weit — weit über Jahr und Tag, saß der Verhaftete. Das bey ihm gefundene Geld fraßen die Gerichtskosten; zu Mehrerem bekannte er sich nicht. Daß er höchstens noch ein Mahl gefoltert, und wenn er Dieß überstehe, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden dürfe, war allgemeiner Glaube. — Dieß tröstete freylich jene Beraubten sehr schlecht. Schon wußten sie Siebalden für seine Entdeckung wenig Dank. Ein unerwarteter Umstand änderte wieder Alles. Noch ein Mahl ward ein Mann, den R. in seinem ganzen Leben mit keinem Worte beleidigt, mit keinem Blicke gekränkt, durch jene That um keinen Heller verkürzt, und bisher kaum dem Nahmen nach gekannt hatte, für den Unglücklichen gefährlicher, als alle Verwandte der Witwe, und alle mögliche Gerichte.

In N**g lebte damahls ein Rechtsgelehrter, D. Falk mit Nahmen, ein Mensch von derjenigen Classe, deren Element — Unruhe ist. Je verwickel-

ter eine Sache war, um deſto lieber übernahm er ſie; von jedem Geſchäfte, welches er ein Mahl unternommen, ging er nicht leicht, bevor er es durchgeſetzt hatte, wieder ab; auch war ſein Weg dabey ſelten der gewöhnliche. In Geſellſchaften war er munter, doch ſtritt er gern; war oft in ſeinen Behauptungen raſch und dreiſt, und nahm ſie doch nie zurück. Mit dem Vater des unglücklichen R. war er ziemlich gut bekannt geweſen; um den Handel des Sohnes hatte er ſich wenig oder nichts bekümmert. Eben weil man überall ſo viel darüber ſprach, hielt er es keines Wortes werth. Erſt jetzt, als er an einer großen Tafel mit dem Stadtrichter von N—g zuſammen kam, als Dieſer viel von der unſäglichen Mühe ſprach, welche ihm R. ſchon gemacht habe, und von der völligen Unmöglichkeit, dieſen verſchmitzten Sünder zum Geſtändniß zu bringen, da übereilte D. Falken ſeine gewöhnliche Hitze, und er behauptete: „Noch halte er dieſen Inquiſiten für keinen verſchmitzten Böſewicht, ſondern nur für einen „etwas ſtandhaften jungen Mann; und ſonderbar müſſe „es zugehen, daß man einen ſolchen nicht, auch ohne „Tortur, zur Beichte bringen ſollte, wenn man „anders nur ſeine Sache geſchickt anzufangen wiſſe.“ Den Herrn Stadtrichter verdroß dieſe Behauptung, und mehr noch die angefügte Beſchränkung. Er redete in ſeiner Antwort mancherley von Menſchen, die Alles könnten, Alles nur mit dem Munde möglich fänden; und forderte zuletzt den Doctor geradezu auf, ſeine beſſere Einſicht zu beweiſen, mit dem Verſprechen: daß ein hochweiſer Rath ihm allen nur möglichen Vorſchub leiſten werde. Falk, der ſich beym Worte gehalten ſah, ſchlug ein; nur auf vierzehn Tage oder drey

Wochen bedingte er sich eine scheinbare Ruhe, um indeß seine Anstalten zu treffen.

Noch diesen Abend schrieb Falk nach H*, jenem Örtchen, wo R. fünf Jahre so versteckt zugebracht hatte, und erkundigte sich bey mehrern Personen zugleich: ob man während dieses Aufenthalts gar keine Lieblingsneigung an dem Jetztverhafteten wahrgenommen habe? Die einstimmige Antwort war: „Keine! Immer habe er sich hier als der stillste, ordentlichste, vorwurffreyeste Mensch bewiesen; daß er zuweilen mit einigen Bekannten ein Glas Rheinwein gern getrunken habe, könne man keine Lieblingsneigung nennen. Berauscht habe man ihn nie gesehen." — Falk wußte nun genug. Schon vorher hatte er um Erlaubniß gebethen, mit dem Gefangenen ein Paar Mahl, wiewohl noch stets in des Kerkermeisters Gegenwart, sprechen zu dürfen. Einige Umstände, die väterliche Handlung betreffend, waren zum Vorwand genommen worden. Willig hatte R. auf diese Fragen Bescheid ertheilt, D. Falk hingegen ihm Mitleid mit seinem Zustand bezeigt, und es sogar auf eine freundliche Art bedauert, daß er nicht zum Vertheidiger erwählt worden sey. So waren sie wieder von einander geschieden, und der Unglückliche hatte jetzt, — nach fast zwey Jahren zum ersten Mahle! — wieder eine Sprache gehört, die ihm fremd geworden war; die Sprache der Bedaurung! Sie that ihm wohl; doch hätte er Menschenkenntniß genug gehabt, ihr jetzt noch nicht zu trauen! — In einigen Tagen kam Falk wieder und leistetete R. einen wirklichen Dienst. Er hatte es ihm ausgewirkt, in einem bessern Gemache, als sein bisheriges feuchtes war, aufbehalten zu werden. Unter der Erde hatte R. nun

ſchon bis in den zwanzigſten Monath geſchmachtet; ſein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derſelbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im Voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: „Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſehe, habe er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen." — „Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht „vom Geringſten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; und „Das kann erſt in drey oder vier Tagen geſchehen, denn „auf ſo lange verreiſe ich heute noch." — Nicht ohne Urſache nahm er dieſen Aufſchub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beſſeres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche des trefflichſten Rheinweins; auch ein Paar Speiſen, nicht lecker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu

ſchätzen wiſſen, um ſich genügſam vorzuſtellen, welches Labſal der unglückliche R. in dieſer Behandlung fand; mit welchem unſäglichen Wohlgeſchmack zumahl ein Trank, den er ſo lange entbehren mußte, ſeine Kehle hinunter glitt. Nicht berauſcht, aber gleichſam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüſtet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten ſey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und ſah in dem Mann, der ihm denſelben verſchaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlaſſung als Mitleid und Menſchlichkeit hatte, ein Weſen, dem er kaum ſeinen Dank zu ſtammeln vermochte. Zutrauen gegen einen ſolchen Menſchen war unumgängliche Folge dieſes Danks. Überdieß erſtickte alles Mißtrauen, das ſonſt doch wohl noch ſich gerührt haben möchte, der genoſſene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu ſprechen vermied. Einige Mahl hatte R. ſelbſt davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erſte Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar franzöſiſche Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeiſters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zuſage: hierüber gar nicht mit ihm zu ſprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Geſprächs mit ihm erhalten zu haben. Erſt, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und ſeinen Wohlthäter beſchwur, ihm zu ſagen: was wohl noch ſeiner warten dürfte? da ſchien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der ſchon abnehmenden Flaſche noch ein Glas ihm einſchenkte

und hinreichte, sprach er: „Unglücklicher, warum willst du mit Gewalt wissen, was ich so gern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden sammelst! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung, so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkennt!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unschuld auch diese übersteht?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklage ich dich wirklich! Denn auch nach Überstehung aller Marter bleibt ewiges Gefängniß dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängniß, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbath ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Bloß unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe Alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jetzt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherley sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jetzt erwählte, jetzt zweifelte, jetzt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschluß ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zwey Mahl ertrug, nicht auch beym dritten Mahl für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich berauscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich

heute erquickt, dieſe herablaſſende Güte, womit Sie ſchon drey Mahl mich behandelt haben, — im Gegenſatz jenes ewige Gefängniß, was mich bedroht — lieber Herr Doctor, wenn ich wenigſtens bis zu meinem Ende dieſes Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menſchlichen Mitgefühls behalten darf, ſo — ſo geſteh ich Alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich erbiethen? Bedenken Sie auch, daß Sie über ſich ſelbſt das Urtheil eines wahrſcheinlichen Todes fällen würden!"

O nein! eines gewiſſen Todes ſogar! Das habe ich ſchon längſt überdacht, als ich ſo hartnäckig Alles läugnete. Immer noch glimmte damahls die Hoffnung in mir, doch einſt wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätte ich getrotzt bis zum letzten Lebenshauch. Doch jetzt — wenn Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verſchont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuſpruch mich zu tröſten fortfährt; ſo will ich Alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen ſogleich in die Feder ſagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinſten verborgenen Winkel."

Falk ließ nicht länger ſich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu hohlen, ins Nebenzimmer. Schon war hier Alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünctlichſter Redlichkeit bekannte nun R. ſeine That. Alles, was wir ſchon wiſſen, zeigte er an; außer dieſem auch noch den Ort, wo er im Keller ſeines Hauſes eigenhändig den Schmuck der Witwe, ihren

sogenannten Nothpfennig, und in einem besondern Kästchen alle entwendeten Documente verborgen habe. „Erstern zu verkaufen, sagte er, habe ihn stets noch die Furcht, und die ihm nutzlosen Papiere zu vernichten, ein Überrest von Gewissenhaftigkeit abgehalten." — Vollendet war jetzt seine Beichte; aber der schlaue D. Falk, wohlwissend, wie ungesetzlich Alles sey, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: „daß zur Bekräftigung seiner Aussage die „eigene Unterschrift und das Zeugniß zweyer unver„werflichen Zeugen nöthig sey. Schon habe er deren „ein Paar ins Nebenzimmer beschieden. Alles bisheri„ge hätten sie mit angehört. Nunmehr wollte er sie „herbeyrufen!" — Zum ersten Mahl stutzte jetzt R. ein wenig; schien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden sey; war gleich darauf doch Alles zufrieden. Jene Beyde traten hinein. Er und sie unterschrieben. Daß D. Falk diese wichtige Urkunde mit sich nahm, bedarf nicht erst einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigstens, als man vor Gericht ihn führte, und jenes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, bestätigte er mit anscheinendem Gleichmuth Alles. Auch gegen oder über den Mann, der sein Geständniß ihm abgelockt hatte, führte er nie eine Klage. Das einzige Zeichen, wodurch er doch einen gewissen innern Mißmuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zwey Mahl ihm schickte; und kaum ein Paar Worte mit ihm sprach, als er noch ein Mahl ihn besuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünctlich, was jener ihm versprochen hatte. Auch

einigen seiner ehemahligen Freunde gestattete man den Zutritt zu ihm. Oft versicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wissentlich schlechten That außer jener Einzigen sich bewußt zu seyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Habseligkeiten ward richtig befunden. Wenigstens der größere Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche selbst erlitt vier Monathe nach seinem Geständnisse die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es ist mir unmöglich, diese Geschichte zu schließen, ohne noch ein Paar Bemerkungen ihr beyzufügen. Vielleicht zwar, daß manche meiner Leser sie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang fanden. Aber wenigstens habe ich sie nicht absichtlich verlängert. Aus einem handschriftlichen Aufsatz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extract der Acten begleitet, habe ich sie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglassen, manche Begebenheit in ihr stärker zusammen drängen können; aber dann besorgte ich auch jenen Stämpel zu verwischen, welcher der Wahrheit immer vor der bloßen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich gerade hier hauptsächlich zu schonen wünschte.

R. scheint mir ein merkwürdiges Beyspiel zu seyn, wie unsäglich schnell der Weg des Lasters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, in hohem Grade böse, That selbst Derjenige begehen, — wissentlich begehen kann, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Bösewicht ist. — Ein Freund, dem ich

dieſe Erzählung in der Handſchrift wies, ſchalt den Geiz als den Urquell von R's Verderben. Mich däucht: ſelbſt dieſes Wort iſt noch zu hart. Nur Furcht vor Armuth, nur der Anfangs ſehr verzeihliche Wunſch, nicht tiefer herabzuſteigen, als er jetzt ſtehe, war der Grund ſeines Unglücks. Man nehme den einzigen Umſtand weg: daß R. ſich nicht für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt; und man hat wahrſcheinlich auch ſeine nachherige grauſende That mit allen Zwiſchen-Veranlaſſungen weggenommen. Er, der ſelbſt bey jenem (ſonſt den Jüngling verzärtelnden) Wahne zum thätigen, geſchickten, ordnungsvollen, jungen Mann ſich ausgebildet hatte, — er würde gewiß alles Dieß nicht nur geworden, ſondern auch auf rechtem Wege geblieben ſeyn, hätte er früher gewußt: daß ſein eigener Fleiß ſein ganzer Reichthum ſey. Nur jene zertrümmerte Hoffnung — an deren Zertrümmerung er nicht Schuld war! — nur Furcht vor Dürftigkeit und Verſchlimmerung drängten ihn zur Wahl jenes Hülfsmittels; zu einer ungleichen Heirath, die, thörigt an ſich ſelbſt, ſeiner Unerfahrenheit doch verzeihlich war. Seine Scham hierüber, als er die Mißbilligung ſeiner Mitbürger ſpürte, — der Unwillen, als er bey der Eheſtiftung ſich für betrogen anſah, — ſeine Abneigung, beſſere Bedingungen zu erſchmeicheln, — ſein inneres Widerſtreben bey Annäherung eines zwangvollen Looſes, — ſein Entſchluß, lieber auf gutes Glück in die weite Welt zu gehen, als daheim ſich verſpotten zu laſſen — alles Dieß ſind Züge, die mehr für als wider ihn ſprechen. Selbſt der Wunſch, den letztern, allerdings gewagten Schritt nicht ohne

den Rückenhalt einer gefüllten Börse zu thun, verräth nicht Geiz, sondern wieder nur Furcht vor unausbleiblichem Mangel, und ist an sich selbst nicht tadelnswerth. Man lasse ihn glücklicher in Eintreibung seiner Schulden seyn, und wer (wenn man ein Paar halbgetäuschte Gläubiger ausnimmt,) verzeiht nicht dem jungen, vor einem ehelichen Joche sich fürchtenden Manne sein Entweichen und seine Vorsicht bey demselben? An Gewaltthätigkeit, an eigentlichen Betrug gedachte er damahls gewiß noch nicht. Sicherer wäre ja dann für ihn die Ehelichung der Witwe gewesen; sich ihrer wieder zu entledigen, und doch ihr Vermögen zu behalten, wäre ihm wahrscheinlich um ein gutes Theil leichter geworden. Nur die unselige Gelegenheit, die sich ihm darboth, nur die Verzweiflung auf der andern Seite, manche Bemühung fruchtlos angewandt zu haben, rissen ihn hin. Von der That nun kein Wort weiter! Sie spricht von sich selbst.

„Aber die Vorsicht, mit welcher er nicht nur „entflieht, sondern auch auf der Flucht selbst sich be„trägt, spricht diese nicht von einem nun vollendeten „Böſewicht?" Auf den ersten Anschein allerdings fast mehr noch, als jene blutige That selbst! Aber man vergesse nicht: daß R. auf diese Entweichung, auf die Mittel seinen Nahmen zu verbergen, auf die Art und Weise, wie er auswärts sich betragen solle, schon vorher, ehe noch ein Gedanke des Mordes in seine Seele gekommen, in ganz anderer Rücksicht vorbereitet war. Sehr viel half ihm Dieß wahrscheinlich im Verfolg! Und auch dann — kaum stößt ihm hier eine Schwierigkeit auf; oder vielmehr, kaum machte er sich selbst eine,

ſo bricht er ſogleich von ſeinem Wege ab, und verbirgt ſich. Eine Furcht, die den eigentlichen Böſewicht nicht charakteriſirt! — Eben ſo wenig ſcheint mir die Unbeſcholtenheit, die er nun ganzer fünf Jahre in ſeinem moraliſchen Betragen behauptete, bloße Verſtellung geweſen zu ſeyn. Zu anhaltend iſt ein ſolcher Zeitraum; zu leicht lernt man, gerade an kleinen Orten, in den nothwendig engern Zirkeln der Geſellſchaft, genau ſich kennen; zu vielfach ſind die Pflichten, die R. erſt als Untergebener, dann als Gatte, Bürger und Handelsmann zu erfüllen hatte, als daß der bloße Heuchler ſich nicht wenigſtens hier und da verrathen haben ſollte. Ja, noch mehr, ſelbſt ſeltſam dünkt mich eine ſolche moraliſche Beſſerung, der Form nach, nicht. Nur auf das Erſtgeſagte darf man zurück gehen, und ſie erklärt ſich von ſelbſt! — R. ſah ſich nun vor Mangel gedeckt; ſah ſich geſchätzt im Kreis, worin er lebte. Mehr verlangte er nicht! Jetzt war er daher ganz Derjenige wieder, der er immer geweſen ſeyn würde, hätte er nicht nach väterlichem Tode ſich ſo unerwartet in ein Labyrinth verwickelt geſehen; oder hätte jener freundſchaftliche Rath, den er ſpäterhin nur halb und mißgedeutet befolgte, ihn früher unterſtützt. Ob die Liebe zum Leben, und die Sehnſucht nach Weib und Kindern, ſein nachmahliges Läugnen entſchuldigt; ob man gegen den Gefolterten mehr Mitleid, ſeiner Standhaftigkeit halber, oder mehr Mißbilligung, ſeiner allerdings hartnäckigen Erdichtung wegen, zu äußern hat, — wage ich nicht zu entſcheiden: und möchte ungern hierin dem Gefühl meiner Leſer vorgreifen.

Aber sehr müßte ich mich irren: oder der größte Theil derselben hat mit Mißfallen sein Auge von Falks Verfahren abgewandt; hat es unedel, tückisch, — grausam sogar gefunden, daß er einem Unglücklichen dasjenige Geheimniß, das er schon zwey Mahl, selbst aus der Marterkammer, unverrathen zurückbrachte, durch anscheinende Güte dennoch zu entwinden wußte. — Zwar, da jede Sache in der Welt ihre zweyfache Seite hat, so müßte ich, wenn Falk jetzt aufträte und fragte: „Was habe ich aber, genau betrachtet, anders gethan, als die Gerechtigkeit unterstützt? Was habe ich anders bezweckt, als — die „Wahrheit ans Licht zu bringen? War R. etwa „kein Verbrecher, der durch Raub und Mord, nach „unsern Gesetzen, das Leben längst verwirkt hatte? „Verschaffte ich nicht rechtmäßigen Erben auf diesem „Weg eine ansehnliche, sonst für sie ganz verlorne „Summe wieder?" — Wenn er so fragte, so müßte ich wahrlich nicht, was strenge, förmliche Gerechtigkeit dagegen einwenden könnte. Aber daß er mein Herz nicht überzeugen würde; daß ich selbst der Mann nicht seyn wollte, der solche Verdienste sich erwirbt; daß ich ihn weder zum Bruder noch zum Freunde haben möchte; — Das weiß ich allerdings. Überhaupt schlägt hier eine wichtige Frage ein; eine der wichtigsten im ganzen Kriminal-Rechte! die Frage: „Darf der Richter, es „sey mittelbar oder unmittelbar, dem Beklagten und „Verdächtigen sein Geständniß durch List entlocken? „Ist Dieß nicht eben so schändlich, so unbeweisend, als „Erpressung durch Gewalt?" — Sich hier über diesen Punct weitläuftig zu verbreiten, wäre ganz gegen Zeit und Ort. Schon haben über ihn Freunde der Menschheit

ſchon bis in den zwanzigſten Monath geſchmachtet; ſein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derſelbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im Voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: „Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſehe, habe er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen." — „Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht „vom Geringſten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; und „Das kann erſt in drey oder vier Tagen geſchehen, denn „auf ſo lange verreiſe ich heute noch." — Nicht ohne Urſache nahm er dieſen Aufſchub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beſſeres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche des trefflichſten Rheinweins; auch ein Paar Speiſen, nicht lecker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu

schätzen wissen, um sich genügsam vorzustellen, welches Labsal der unglückliche R. in dieser Behandlung fand; mit welchem unsäglichen Wohlgeschmack zumahl ein Trank, den er so lange entbehren mußte, seine Kehle hinunter glitt. Nicht berauscht, aber gleichsam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüstet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten sey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und sah in dem Mann, der ihm denselben verschaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlassung als Mitleid und Menschlichkeit hatte, ein Wesen, dem er kaum seinen Dank zu stammeln vermochte. Zutrauen gegen einen solchen Menschen war unumgängliche Folge dieses Danks. Überdieß erstickte alles Mißtrauen, das sonst doch wohl noch sich gerührt haben möchte, der genossene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu sprechen vermied. Einige Mahl hatte R. selbst davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erste Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar französische Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeisters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zusage: hierüber gar nicht mit ihm zu sprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Gesprächs mit ihm erhalten zu haben. Erst, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und seinen Wohlthäter beschwur, ihm zu sagen: was wohl noch seiner warten dürfte? da schien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der schon abnehmenden Flasche noch ein Glas ihm einschenkte

und hinreichte, sprach er: „Unglücklicher, warum willst du mit Gewalt wissen, was ich so gern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden sammelst! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung, so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkennt!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unschuld auch diese übersteht?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklage ich dich wirklich! Denn auch nach Überstehung aller Martern bleibt ewiges Gefängniß dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängniß, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbath ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Bloß unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe Alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jetzt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherley sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jetzt erwählte, jetzt zweifelte, jetzt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschluß ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zwey Mahl ertrug, nicht auch beym dritten Mahl für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich berauscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich

heute erquickt, dieſe herablaſſende Güte, womit Sie ſchon drey Mahl mich behandelt haben, — im Gegenſatz jenes ewige Gefängniß, was mich bedroht — lieber Herr Doctor, wenn ich wenigſtens bis zu meinem Ende dieſes Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menſchlichen Mitgefühls behalten darf, ſo — ſo geſteh ich Alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich erbiethen? Bedenken Sie auch, daß Sie über ſich ſelbſt das Urtheil eines wahrſcheinlichen Todes fällen würden!"

O nein! eines gewiſſen Todes ſogar! Das habe ich ſchon längſt überdacht, als ich ſo hartnäckig Alles läugnete. Immer noch glimmte damahls die Hoffnung in mir, doch einſt wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätte ich getrotzt bis zum letzten Lebenshauch. Doch jetzt — wenn Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verſchont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuſpruch mich zu tröſten fortfährt; ſo will ich Alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen ſogleich in die Feder ſagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinſten verborgenen Winkel."

Falk ließ nicht länger ſich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu hohlen, ins Nebenzimmer. Schon war hier Alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünctlichſter Redlichkeit bekannte nun R. ſeine That. Alles, was wir ſchon wiſſen, zeigte er an; außer dieſem auch noch den Ort, wo er im Keller ſeines Hauſes eigenhändig den Schmuck der Witwe, ihren

sogenannten Nothpfennig, und in einem besondern Kästchen alle entwendeten Documente verborgen habe. „Erstern zu verkaufen, sagte er, habe ihn stets noch die Furcht, und die ihm nutzlosen Papiere zu vernichten, ein Überrest von Gewissenhaftigkeit abgehalten." — Vollendet war jetzt seine Beichte; aber der schlaue D. Falk, wohlwissend, wie ungesetzlich Alles sey, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: „daß zur Bekräftigung seiner Aussage die „eigene Unterschrift und das Zeugniß zweyer unverwerflichen Zeugen nöthig sey. Schon habe er deren „ein Paar ins Nebenzimmer beschieden. Alles bisherige hätten sie mit angehört. Nunmehr wollte er sie „herbeyrufen!" — Zum ersten Mahl stutzte jetzt R. ein wenig; schien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden sey; war gleich darauf doch Alles zufrieden. Jene Beyde traten hinein. Er und sie unterschrieben. Daß D. Falk diese wichtige Urkunde mit sich nahm, bedarf nicht erst einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigstens, als man vor Gericht ihn führte, und jenes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, bestätigte er mit anscheinendem Gleichmuth Alles. Auch gegen oder über den Mann, der sein Geständniß ihm abgelockt hatte, führte er nie eine Klage. Das einzige Zeichen, wodurch er doch einen gewissen innern Mißmuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zwey Mahl ihm schickte; und kaum ein Paar Worte mit ihm sprach, als er noch ein Mahl ihn besuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünctlich, was jener ihm versprochen hatte. Auch

einigen seiner ehemahligen Freunde gestattete man den Zutritt zu ihm. Oft versicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wissentlich schlechten That außer jener Einzigen sich bewußt zu seyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Habseligkeiten ward richtig befunden. Wenigstens der größere Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche selbst erlitt vier Monathe nach seinem Geständnisse die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es ist mir unmöglich, diese Geschichte zu schließen, ohne noch ein Paar Bemerkungen ihr beyzufügen. Vielleicht zwar, daß manche meiner Leser sie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang fanden. Aber wenigstens habe ich sie nicht absichtlich verlängert. Aus einem handschriftlichen Aufsatz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extract der Acten begleitet, habe ich sie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglassen, manche Begebenheit in ihr stärker zusammen drängen können; aber dann besorgte ich auch jenen Stämpel zu verwischen, welcher der Wahrheit immer vor der bloßen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich gerade hier hauptsächlich zu schonen wünschte.

R. scheint mir ein merkwürdiges Beyspiel zu seyn, wie unsäglich schnell der Weg des Lasters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, in hohem Grade böse, That selbst Derjenige begehen, — wissentlich begehen kann, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Bösewicht ist. — Ein Freund, dem ich

ſchon bis in den zwanzigſten Monath geſchmachtet; ſein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derſelbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im Voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: „Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſehe, habe er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen." — „Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht „vom Geringſten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; und „Das kann erſt in drey oder vier Tagen geſchehen, denn „auf ſo lange verreiſe ich heute noch." — Nicht ohne Urſache nahm er dieſen Aufſchub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beſſeres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche des trefflichſten Rheinweins; auch ein Paar Speiſen, nicht lecker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu

schätzen wissen, um sich genügsam vorzustellen, welches Labsal der unglückliche R. in dieser Behandlung fand; mit welchem unsäglichen Wohlgeschmack zumahl ein Trank, den er so lange entbehren mußte, seine Kehle hinunter glitt. Nicht berauscht, aber gleichsam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüstet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten sey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und sah in dem Mann, der ihm denselben verschaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlassung als Mitleid und Menschlichkeit hatte, ein Wesen, dem er kaum seinen Dank zu stammeln vermochte. Zutrauen gegen einen solchen Menschen war unumgängliche Folge dieses Danks. Überdieß erstickte alles Mißtrauen, das sonst doch wohl noch sich gerührt haben möchte, der genossene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu sprechen vermied. Einige Mahl hatte R. selbst davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erste Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar französische Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeisters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zusage: hierüber gar nicht mit ihm zu sprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Gesprächs mit ihm erhalten zu haben. Erst, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und seinen Wohlthäter beschwur, ihm zu sagen: was wohl noch seiner warten dürfte? da schien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der schon abnehmenden Flasche noch ein Glas ihm einschenkte

und hinreichte, sprach er: „Unglücklicher, warum willst du mit Gewalt wissen, was ich so gern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden sammelst! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung, so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkennt!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unschuld auch diese übersteht?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklage ich dich wirklich! Denn auch nach Überstehung aller Martern bleibt ewiges Gefängniß dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängniß, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbath ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Bloß unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe Alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jetzt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherley sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jetzt erwählte, jetzt zweifelte, jetzt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschluß ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zwey Mahl ertrug, nicht auch beym dritten Mahl für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich berauscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich

heute erquickt, dieſe herablaſſende Güte, womit Sie ſchon drey Mahl mich behandelt haben, — im Gegenſatz jenes ewige Gefängniß, was mich bedroht — lieber Herr Doctor, wenn ich wenigſtens bis zu meinem Ende dieſes Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menſchlichen Mitgefühls behalten darf, ſo — ſo geſteh ich Alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich erbiethen? Bedenken Sie auch, daß Sie über ſich ſelbſt das Urtheil eines wahrſcheinlichen Todes fällen würden!"

O nein! eines gewiſſen Todes ſogar! Das habe ich ſchon längſt überdacht, als ich ſo hartnäckig Alles läugnete. Immer noch glimmte damahls die Hoffnung in mir, doch einſt wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätte ich getrotzt bis zum letzten Lebenshauch. Doch jetzt — wenn Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verſchont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuſpruch mich zu tröſten fortfährt; ſo will ich Alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen ſogleich in die Feder ſagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinſten verborgenen Winkel."

Falk ließ nicht länger ſich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu hohlen, ins Nebenzimmer. Schon war hier Alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünctlichſter Redlichkeit bekannte nun R. ſeine That. Alles, was wir ſchon wiſſen, zeigte er an; außer dieſem auch noch den Ort, wo er im Keller ſeines Hauſes eigenhändig den Schmuck der Witwe, ihren

sogenannten Nothpfennig, und in einem besondern Kästchen alle entwendeten Documente verborgen habe. „Erstern zu verkaufen, sagte er, habe ihn stets noch die Furcht, und die ihm nutzlosen Papiere zu vernichten, ein Überrest von Gewissenhaftigkeit abgehalten." — Vollendet war jetzt seine Beichte; aber der schlaue D. Falk, wohlwissend, wie ungesetzlich Alles sey, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: „daß zur Bekräftigung seiner Aussage die „eigene Unterschrift und das Zeugniß zweyer unver„werflichen Zeugen nöthig sey. Schon habe er deren „ein Paar ins Nebenzimmer beschieden. Alles bisheri„ge hätten sie mit angehört. Nunmehr wollte er sie „herbeyrufen!" — Zum ersten Mahl stutzte jetzt R. ein wenig; schien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden sey; war gleich darauf doch Alles zufrieden. Jene Beyde traten hinein. Er und sie unterschrieben. Daß D. Falk diese wichtige Urkunde mit sich nahm, bedarf nicht erst einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigstens, als man vor Gericht ihn führte, und jenes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, bestätigte er mit anscheinendem Gleichmuth Alles. Auch gegen oder über den Mann, der sein Geständniß ihm abgelockt hatte, führte er nie eine Klage. Das einzige Zeichen, wodurch er doch einen gewissen innern Mißmuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zwey Mahl ihm schickte; und kaum ein Paar Worte mit ihm sprach, als er noch ein Mahl ihn besuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünctlich, was jener ihm versprochen hatte. Auch

einigen seiner ehemahligen Freunde gestattete man den Zutritt zu ihm. Oft versicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wissentlich schlechten That außer jener Einzigen sich bewußt zu seyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Habseligkeiten ward richtig befunden. Wenigstens der größere Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche selbst erlitt vier Monathe nach seinem Geständnisse die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es ist mir unmöglich, diese Geschichte zu schließen, ohne noch ein Paar Bemerkungen ihr beyzufügen. Vielleicht zwar, daß manche meiner Leser sie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang fanden. Aber wenigstens habe ich sie nicht absichtlich verlängert. Aus einem handschriftlichen Aufsatz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extract der Acten begleitet, habe ich sie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglassen, manche Begebenheit in ihr stärker zusammen drängen können; aber dann besorgte ich auch jenen Stämpel zu verwischen, welcher der Wahrheit immer vor der bloßen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich gerade hier hauptsächlich zu schonen wünschte.

N. scheint mir ein merkwürdiges Beyspiel zu seyn, wie unsäglich schnell der Weg des Lasters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, in hohem Grade böse, That selbst Derjenige begehen, — wissentlich begehen kann, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Bösewicht ist. — Ein Freund, dem ich

diese Erzählung in der Handschrift wies, schalt den Geiz als den Urquell von R's Verderben. Mich däucht: selbst dieses Wort ist noch zu hart. Nur Furcht vor Armuth, nur der Anfangs sehr verzeihliche Wunsch, nicht tiefer herabzusteigen, als er jetzt stehe, war der Grund seines Unglücks. Man nehme den einzigen Umstand weg: daß R. sich nicht für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt; und man hat wahrscheinlich auch seine nachherige grausende That mit allen Zwischen-Veranlassungen weggenommen. Er, der selbst bey jenem (sonst den Jüngling verzärtelnden) Wahne zum thätigen, geschickten, ordnungsvollen, jungen Mann sich ausgebildet hatte, — er würde gewiß alles Dieß nicht nur geworden, sondern auch auf rechtem Wege geblieben seyn, hätte er früher gewußt: daß sein eigener Fleiß sein ganzer Reichthum sey. Nur jene zertrümmerte Hoffnung — an deren Zertrümmerung er nicht Schuld war! — nur Furcht vor Dürftigkeit und Verschlimmerung drängten ihn zur Wahl jenes Hülfsmittels; zu einer ungleichen Heirath, die, thörigt an sich selbst, seiner Unerfahrenheit doch verzeihlich war. Seine Scham hierüber, als er die Mißbilligung seiner Mitbürger spürte, — der Unwillen, als er bey der Ehestiftung sich für betrogen ansah, — seine Abneigung, bessere Bedingungen zu erschmeicheln, — sein inneres Widerstreben bey Annäherung eines zwangvollen Looses, — sein Entschluß, lieber auf gutes Glück in die weite Welt zu gehen, als daheim sich verspotten zu lassen — alles Dieß sind Züge, die mehr für als wider ihn sprechen. Selbst der Wunsch, den letztern, allerdings gewagten Schritt nicht ohne

den Rückenhalt einer gefüllten Börse zu thun, verräth nicht Geiz, sondern wieder nur Furcht vor unausbleiblichem Mangel, und ist an sich selbst nicht tadelnswerth. Man lasse ihn glücklicher in Eintreibung seiner Schulden seyn, und wer (wenn man ein Paar halbgetäuschte Gläubiger ausnimmt,) verzeiht nicht dem jungen, vor einem ehelichen Joche sich fürchtenden Manne sein Entweichen und seine Vorsicht bey demselben? An Gewaltthätigkeit, an eigentlichen Betrug gedachte er damahls gewiß noch nicht. Sicherer wäre ja dann für ihn die Ehelichung der Witwe gewesen; sich ihrer wieder zu entledigen, und doch ihr Vermögen zu behalten, wäre ihm wahrscheinlich um ein gutes Theil leichter geworden. Nur die unselige Gelegenheit, die sich ihm darboth, nur die Verzweiflung auf der andern Seite, manche Bemühung fruchtlos angewandt zu haben, rissen ihn hin. Von der That nun kein Wort weiter! Sie spricht von sich selbst.

„Aber die Vorsicht, mit welcher er nicht nur „entflieht, sondern auch auf der Flucht selbst sich be„trägt, spricht diese nicht von einem nun vollendeten „Bösewicht?" Auf den ersten Anschein allerdings fast mehr noch, als jene blutige That selbst! Aber man vergesse nicht: daß R. auf diese Entweichung, auf die Mittel seinen Nahmen zu verbergen, auf die Art und Weise, wie er auswärts sich betragen solle, schon vorher, ehe noch ein Gedanke des Mordes in seine Seele gekommen, in ganz anderer Rücksicht vorbereitet war. Sehr viel half ihm Dieß wahrscheinlich im Verfolg! Und auch dann — kaum stößt ihm hier eine Schwierigkeit auf; oder vielmehr, kaum machte er sich selbst eine,

ter eine Sache war, um deſto lieber übernahm er ſie; von jedem Geſchäfte, welches er ein Mahl unternommen, ging er nicht leicht, bevor er es durchgeſetzt hatte, wieder ab; auch war ſein Weg dabey ſelten der gewöhnliche. In Geſellſchaften war er munter, doch ſtritt er gern; war oft in ſeinen Behauptungen raſch und dreiſt, und nahm ſie doch nie zurück. Mit dem Vater des unglücklichen R. war er ziemlich gut bekannt geweſen; um den Handel des Sohnes hatte er ſich wenig oder nichts bekümmert. Eben weil man überall ſo viel darüber ſprach, hielt er es keines Wortes werth. Erſt jetzt, als er an einer großen Tafel mit dem Stadtrichter von N—g zuſammen kam, als Dieſer viel von der unſäglichen Mühe ſprach, welche ihm R. ſchon gemacht habe, und von der völligen Unmöglichkeit, dieſen verſchmitzten Sünder zum Geſtändniß zu bringen, da übereilte D. Falken ſeine gewöhnliche Hitze, und er behauptete: „Noch halte er dieſen Inquiſiten für keinen verſchmitzten Böſewicht, ſondern nur für einen „etwas ſtandhaften jungen Mann; und ſonderbar müſſe „es zugehen, daß man einen ſolchen nicht, auch ohne „Tortur, zur Beichte bringen ſollte, wenn man „anders nur ſeine Sache geſchickt anzufangen wiſſe.“ Den Herrn Stadtrichter verdroß dieſe Behauptung, und mehr noch die angefügte Beſchränkung. Er redete in ſeiner Antwort mancherley von Menſchen, die Alles könnten, Alles nur mit dem Munde möglich fänden; und forderte zuletzt den Doctor geradezu auf, ſeine beſſere Einſicht zu beweiſen, mit dem Verſprechen: daß ein hochweiſer Rath ihm allen nur möglichen Vorſchub leiſten werde. Falk, der ſich beym Worte gehalten ſah, ſchlug ein; nur auf vierzehn Tage oder drey

Wochen bedingte er ſich eine ſcheinbare Ruhe, um indeß ſeine Anſtalten zu treffen.

Noch dieſen Abend ſchrieb Falk nach H*, jenem Örtchen, wo R. fünf Jahre ſo verſteckt zugebracht hatte, und erkundigte ſich bey mehrern Perſonen zugleich: ob man während dieſes Aufenthalts gar keine Lieblingsneigung an dem Jetztverhafteten wahrgenommen habe? Die einſtimmige Antwort war: „Keine! Immer habe er ſich hier als der ſtillſte, ordentlichſte, vorwurffreyeſte Menſch bewieſen; daß er zuweilen mit einigen Bekannten ein Glas Rheinwein gern getrunken habe, könne man keine Lieblingsneigung nennen. Berauſcht habe man ihn nie geſehen." — Falk wußte nun genug. Schon vorher hatte er um Erlaubniß gebethen, mit dem Gefangenen ein Paar Mahl, wiewohl noch ſtets in des Kerkermeiſters Gegenwart, ſprechen zu dürfen. Einige Umſtände, die väterliche Handlung betreffend, waren zum Vorwand genommen worden. Willig hatte R. auf dieſe Fragen Beſcheid ertheilt, D. Falk hingegen ihm Mitleid mit ſeinem Zuſtand bezeigt, und es ſogar auf eine freundliche Art bedauert, daß er nicht zum Vertheidiger erwählt worden ſey. So waren ſie wieder von einander geſchieden, und der Unglückliche hatte jetzt, — nach faſt zwey Jahren zum erſten Mahle! — wieder eine Sprache gehört, die ihm fremd geworden war; die Sprache der Bedaurung! Sie that ihm wohl; doch hätte er Menſchenkenntniß genug gehabt, ihr jetzt noch nicht zu trauen! — In einigen Tagen kam Falk wieder und leiſtetete R. einen wirklichen Dienſt. Er hatte es ihm ausgewirkt, in einem beſſern Gemache, als ſein bisheriges feuchtes war, aufbehalten zu werden. Unter der Erde hatte R. nun

ſchon bis in den zwanzigſten Monath geſchmachtet; ſein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derſelbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im Voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: „Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſehe, habe er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen." — „Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht „vom Geringſten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; und „Das kann erſt in drey oder vier Tagen geſchehen, denn „auf ſo lange verreiſe ich heute noch." — Nicht ohne Urſache nahm er dieſen Aufſchub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beſſeres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche des trefflichſten Rheinweins; auch ein Paar Speiſen, nicht lecker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu

schätzen wissen, um sich genügsam vorzustellen, welches Labsal der unglückliche R. in dieser Behandlung fand; mit welchem unsäglichen Wohlgeschmack zumahl ein Trank, den er so lange entbehren mußte, seine Kehle hinunter glitt. Nicht berauscht, aber gleichsam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüstet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten sey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und sah in dem Mann, der ihm denselben verschaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlassung als Mitleid und Menschlichkeit hatte, ein Wesen, dem er kaum seinen Dank zu stammeln vermochte. Zutrauen gegen einen solchen Menschen war unumgängliche Folge dieses Danks. Überdieß erstickte alles Mißtrauen, das sonst doch wohl noch sich gerührt haben möchte, der genossene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu sprechen vermied. Einige Mahl hatte R. selbst davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erste Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar französische Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeisters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zusage: hierüber gar nicht mit ihm zu sprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Gesprächs mit ihm erhalten zu haben. Erst, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und seinen Wohlthäter beschwur, ihm zu sagen: was wohl noch seiner warten dürfte? da schien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der schon abnehmenden Flasche noch ein Glas ihm einschenkte

und hinreichte, sprach er: „Unglücklicher, warum willst du mit Gewalt wissen, was ich so gern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden sammelst! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung, so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkennt!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unschuld auch diese überstehet?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklage ich dich wirklich! Denn auch nach Überstehung aller Martern bleibt ewiges Gefängniß dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängniß, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbath ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Bloß unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe Alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jetzt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherley sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jetzt erwählte, jetzt zweifelte, jetzt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschluß ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zwey Mahl ertrug, nicht auch beym dritten Mahl für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich berauscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich

heute erquickt, dieſe herablaſſende Güte, womit Sie ſchon drey Mahl mich behandelt haben, — im Gegenſatz jenes ewige Gefängniß, was mich bedroht — lieber Herr Doctor, wenn ich wenigſtens bis zu meinem Ende dieſes Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menſchlichen Mitgefühls behalten darf, ſo — ſo geſteh ich Alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich erbiethen? Bedenken Sie auch, daß Sie über ſich ſelbſt das Urtheil eines wahrſcheinlichen Todes fällen würden!"

O nein! eines gewiſſen Todes ſogar! Das habe ich ſchon längſt überdacht, als ich ſo hartnäckig Alles läugnete. Immer noch glimmte damahls die Hoffnung in mir, doch einſt wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätte ich getrotzt bis zum letzten Lebenshauch. Doch jetzt — wenn Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verſchont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuſpruch mich zu tröſten fortfährt; ſo will ich Alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen ſogleich in die Feder ſagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinſten verborgenen Winkel."

Falk ließ nicht länger ſich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu hohlen, ins Nebenzimmer. Schon war hier Alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünctlichſter Redlichkeit bekannte nun R. ſeine That. Alles, was wir ſchon wiſſen, zeigte er an; außer dieſem auch noch den Ort, wo er im Keller ſeines Hauſes eigenhändig den Schmuck der Witwe, ihren

chen, von ihren Documenten kein Blättchen. Als man R. deßhalb befragte, spielte er den ganz Unwissenden, sogar den Erstaunten. — „Er wisse, sagte er, weder von Schmuck noch von Documenten etwas. Es sey Dieß ein Beweis mehr, daß ganz andere Räuber als er bey der Witwe eingebrochen seyn müßten. Nach seinem Tode vielleicht werde man die wahrhaften Verbrecher entdecken; er, und wenn er heute sterben solle, könne bloß mit seiner Unschuld sich trösten." — Alles Zureden, mild und scharf, blieb fruchtlos. Die Acten wurden verschickt. Der Ausspruch der Facultät war, wie man voraussehen konnte: peinliche Frage, da Inquisit sich so höchlich gravirt befindet! — R. bebte allerdings, als er zuerst in die Folterkammer gebracht wurde; aber die Folter selbst stand er mit aller nur möglichen, man kann wohl sagen, mehr als männlichen Standhaftigkeit aus. Zwey Mahl ward er gemartert; zwey Mahl blieb er auf seiner ersten Aussage.

Welche mannigfache, sich widersprechende Empfindungen und Äußerungen eine Geschichte, wie diese war, in N—g erzeugen mußte, läßt sich leicht ermessen. Alle hatten sich Anfangs gewundert, als man die Verhaftung des fast vergessenen R's erfuhr; Alle verabscheuten gleichsam von Neuem seine ehemahls begangene That; Aller Unwillen stieg noch, als R. mit so dreister Unwahrheit — denn daß seine Ausflucht Unwahrheit sey, zweifelte Niemand! — die Gerechtigkeit zu täuschen suchte. Aber schon spalteten sich die Stimmen, als man hörte, daß er gefoltert werden solle; spalteten sich noch mehr, als man vernahm, mit welcher Entschlossenheit er dieser Folter trotze. Gegen den Gequälten wird, selbst wenn wir ihn für schul-

dig halten, so leicht unser Mitleid rege; und geht noch leichter zur Bewunderung über, wenn wir hören, daß sein heroischer Muth selbst in den Qualen sich nicht beugt! — Bald erblickten nun Einige in R. einen Menschen, dem — doch vielleicht Unrecht geschähe; bald sahen noch Mehrere in ihm einen Unglücklichen, der für ein raschbegangenes Laster nun schon genug abgebüßt habe; und nur einige Wenige betrachteten seine Festigkeit selbst als — einen Trotz, der sein Verbrechen vergrößere.

Zu dieser letztern Zahl gehörten sehr natürlich die Erben der Ermordeten. Jene anfängliche Hoffnung, ihr Geraubtes wieder zu erhalten, schwand alltäglich mehr und mehr zusammen. Schon weit — weit über Jahr und Tag, saß der Verhaftete. Das bey ihm gefundene Geld fraßen die Gerichtskosten; zu Mehrerem bekannte er sich nicht. Daß er höchstens noch ein Mahl gefoltert, und wenn er Dieß überstehe, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt werden dürfe, war allgemeiner Glaube. — Dieß tröstete freylich jene Beraubten sehr schlecht. Schon wußten sie Siebalden für seine Entdeckung wenig Dank. Ein unerwarteter Umstand änderte wieder Alles. Noch ein Mahl ward ein Mann, den R. in seinem ganzen Leben mit keinem Worte beleidigt, mit keinem Blicke gekränkt, durch jene That um keinen Heller verkürzt, und bisher kaum dem Nahmen nach gekannt hatte, für den Unglücklichen gefährlicher, als alle Verwandte der Witwe, und alle mögliche Gerichte.

In N**g lebte damahls ein Rechtsgelehrter, D. Falk mit Nahmen, ein Mensch von derjenigen Classe, deren Element — Unruhe ist. Je verwickel-

ter eine Sache war, um deſto lieber übernahm er ſie; von jedem Geſchäfte, welches er ein Mahl unternommen, ging er nicht leicht, bevor er es durchgeſetzt hatte, wieder ab; auch war ſein Weg dabey ſelten der gewöhnliche. In Geſellſchaften war er munter, doch ſtritt er gern; war oft in ſeinen Behauptungen raſch und dreiſt, und nahm ſie doch nie zurück. Mit dem Vater des unglücklichen R. war er ziemlich gut bekannt geweſen; um den Handel des Sohnes hatte er ſich wenig oder nichts bekümmert. Eben weil man überall ſo viel darüber ſprach, hielt er es keines Wortes werth. Erſt jetzt, als er an einer großen Tafel mit dem Stadtrichter von N—g zuſammen kam, als Dieſer viel von der unſäglichen Mühe ſprach, welche ihm R. ſchon gemacht habe, und von der völligen Unmöglichkeit, dieſen verſchmitzten Sünder zum Geſtändniß zu bringen, da übereilte D. Falken ſeine gewöhnliche Hitze, und er behauptete: „Noch halte er dieſen Inquiſiten für keinen verſchmitzten Böſewicht, ſondern nur für einen „etwas ſtandhaften jungen Mann; und ſonderbar müſſe „es zugehen, daß man einen ſolchen nicht, auch ohne „Tortur, zur Beichte bringen ſollte, wenn man „anders nur ſeine Sache geſcheidt anzufangen wiſſe.“ Den Herrn Stadtrichter verdroß dieſe Behauptung, und mehr noch die angefügte Beſchränkung. Er redete in ſeiner Antwort mancherley von Menſchen, die Alles könnten, Alles nur mit dem Munde möglich fänden; und forderte zuletzt den Doctor geradezu auf, ſeine beſſere Einſicht zu beweiſen, mit dem Verſprechen: daß ein hochweiſer Rath ihm allen nur möglichen Vorſchub leiſten werde. Falk, der ſich beym Worte gehalten ſah, ſchlug ein; nur auf vierzehn Tage oder drey

Wochen bedingte er sich eine scheinbare Ruhe, um indeß seine Anstalten zu treffen.

Noch diesen Abend schrieb Falk nach H*, jenem Örtchen, wo R. fünf Jahre so versteckt zugebracht hatte, und erkundigte sich bey mehrern Personen zugleich: ob man während dieses Aufenthalts gar keine Lieblingsneigung an dem Jetztverhafteten wahrgenommen habe? Die einstimmige Antwort war: „Keine! Immer habe er sich hier als der stillste, ordentlichste, vorwurffreyeste Mensch bewiesen; daß er zuweilen mit einigen Bekannten ein Glas Rheinwein gern getrunken habe, könne man keine Lieblingsneigung nennen. Berauscht habe man ihn nie gesehen." — Falk wußte nun genug. Schon vorher hatte er um Erlaubniß gebethen, mit dem Gefangenen ein Paar Mahl, wiewohl noch stets in des Kerkermeisters Gegenwart, sprechen zu dürfen. Einige Umstände, die väterliche Handlung betreffend, waren zum Vorwand genommen worden. Willig hatte R. auf diese Fragen Bescheid ertheilt, D. Falk hingegen ihm Mitleid mit seinem Zustand bezeigt, und es sogar auf eine freundliche Art bedauert, daß er nicht zum Vertheidiger erwählt worden sey. So waren sie wieder von einander geschieden, und der Unglückliche hatte jetzt, — nach fast zwey Jahren zum ersten Mahle! — wieder eine Sprache gehört, die ihm fremd geworden war; die Sprache der Bedaurung! Sie that ihm wohl; doch hätte er Menschenkenntniß genug gehabt, ihr jetzt noch nicht zu trauen! — In einigen Tagen kam Falk wieder und leistetete R. einen wirklichen Dienst. Er hatte es ihm ausgewirkt, in einem bessern Gemache, als sein bisheriges feuchtes war, aufbehalten zu werden. Unter der Erde hatte R. nun

ſchon bis in den zwanzigſten Monath geſchmachtet; ſein jetziges Gemach war gleich neben den Zimmern des Kerkermeiſters ſelbſt, und hatte Tageslicht, obſchon durch dicht vergitterte Fenſter. R. dankte ſeinem Wohlthäter von ganzer Seele. Als ihn Derſelbe beym Weggehen fragte: Ob er vielleicht nach irgend einer Erquickung ſehr verlange? als er im Voraus verſprach, ihm ſolche, wo immer möglich, zu verſchaffen, da ſtockte R. ein wenig, und geſtand dann: „Wenn er, auf ſeinem Stroh hingeſtreckt, oft ſeines Jammers kein Ende ſehe, habe er zuweilen gewünſcht, nur mit einigen Tropfen des geringſten Weines ſich Stärkung zu verſchaffen." — „Sie ſollen deſſen eine Flaſche, und nicht „vom Geringſten haben!" fiel ihm Falk in die Rede. „Doch muß ich ihnen ſolchen ſelbſt überbringen; und „Das kann erſt in drey oder vier Tagen geſchehen, denn „auf ſo lange verreiſe ich heute noch." — Nicht ohne Urſache nahm er dieſen Aufſchub. Er wollte durch übereilte Gefälligkeit R's Verdacht nicht erwecken; er wollte ihm auch Zeit gönnen, ſich wieder an ſein beſſeres Gemach zu gewöhnen.

Mit Anbruch des vierten Abends kam Falk, in jeder Taſche ſeines Überrocks eine Flaſche des trefflichſten Rheinweins; auch ein Paar Speiſen, nicht lecker, doch wohlſchmeckend zugerichtet, wurden ihm nachgebracht. Ein Trinkgeld, dem Kerkermeiſter in die Hand gedrückt, — oder vielmehr der heimliche Befehl, den er deßfalls ſchon von der Obrigkeit hatte! — entfernten auch dieſen läſtigen Zeugen; und Falk lud den Gefangenen ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Man muß die Leiden des Kerkers entweder aus Erfahrung kennen, oder wenigſtens ihrer Schwere gemäß zu

ſchätzen wiſſen, um ſich genügſam vorzuſtellen, welches Labſal der unglückliche R. in dieſer Behandlung fand; mit welchem unſäglichen Wohlgeſchmack zumahl ein Trank, den er ſo lange entbehren mußte, ſeine Kehle hinunter glitt. Nicht berauſcht, aber gleichſam mit neuem Leben erfreut, mit neuen Kräften ausgerüſtet, vergaß er auf eine halbe Stunde ganz, daß er in Ketten ſey; genoß nur des gegenwärtigen Augenblicks, und ſah in dem Mann, der ihm denſelben verſchaffte, der, um ihm wohlzuthun, keine andere Veranlaſſung als Mitleid und Menſchlichkeit hatte, ein Weſen, dem er kaum ſeinen Dank zu ſtammeln vermochte. Zutrauen gegen einen ſolchen Menſchen war unumgängliche Folge dieſes Danks. Überdieß erſtickte alles Mißtrauen, das ſonſt doch wohl noch ſich gerührt haben möchte, der genoſſene Wein, und die Sorgfalt, mit welcher Falk durchaus von R's. gerichtlicher Lage zu ſprechen vermied. Einige Mahl hatte R. ſelbſt davon angefangen; ganz kurz brach Falk das erſte Mahl ab; warnte ihn das zweite Mahl durch ein Paar franzöſiſche Worte vor dem Zuhorchen des Kerkermeiſters, und gab vor, nur unter der ausdrücklichen Zuſage: hierüber gar nicht mit ihm zu ſprechen, und noch minder ihm etwas anzurathen, die Erlaubniß des Geſprächs mit ihm erhalten zu haben. Erſt, als R. zum dritten Mahl wieder anhob, als er Trotz der jetzigen frohen Minute, und Trotz des Weines, doch wieder auf die Zukunft zu denken begann, und ſeinen Wohlthäter beſchwur, ihm zu ſagen: was wohl noch ſeiner warten dürfte? da ſchien D. Falk endlich einem unterdrückten Gefühle halb unwillkürlich Luft zu machen. Indem er aus der ſchon abnehmenden Flaſche noch ein Glas ihm einſchenkte

und hinreichte, sprach er: „Unglücklicher, warum willst du mit Gewalt wissen, was ich so gern dir verschwiege? daß du heute vielleicht nur Stärke zu neuen Leiden sammelst! daß allerdings wieder ein Bescheid da ist; und daß er dir noch eine Folterung, so hart, wo nicht härter, als die vorigen, zuerkennt!"

R. bebte sichtlich, und faßte doch sogleich sich wieder. „Noch eine Folter? rief er: und wenn meine Unschuld auch diese übersteht?" — „Ja, junger Mann, wenn du unschuldig bist, dann beklage ich dich wirklich! Denn auch nach Überstehung aller Marters bleibt ewiges Gefängniß dein Loos. Und zwar nicht ein Gefängniß, wie dieses; nicht eines, wo ich weiter dein Leiden lindern kann!" — „Nicht? Nicht? Selbst dieses Gemach hier —" — „Erbath ich dir nur bis zu einem neuen Verhöre. Bloß unter einer einzigen Bedingung behieltest du es für die übrige Zeit deines Lebens!" — Also doch unter einer! und diese wäre? Sie schweigen? Sie zucken mit den Achseln? Ha! ich verstehe — verstehe Alles, was Sie aus schonender Milde mir nicht sagen, und auch nicht rathen wollen!" — R. schwieg jetzt einige Minuten hindurch. Daß in seinem Innersten mancherley sich durchkreuze und emporarbeite, sah man an seinen Gesichtszügen. Dennoch verriethen diese keineswegs Wuth oder Verzweiflung, nur ein unstätes Nachsinnen, das jetzt erwählte, jetzt zweifelte, jetzt wieder zurücknahm. — „Wohlan, rief er endlich, mein Entschluß ist gefaßt. Nicht, als ob ich die Folter, die ich schon zwey Mahl ertrug, nicht auch beym dritten Mahl für übersteiglich hielte; und noch weniger, als ob der Wein mich berauscht hätte! Aber diese Wohlthat, womit Sie mich

heute erquickt, dieſe herablaſſende Güte, womit Sie ſchon drey Mahl mich behandelt haben, — im Gegenſatz jenes ewige Gefängniß, was mich bedroht — lieber Herr Doctor, wenn ich wenigſtens bis zu meinem Ende dieſes Zimmer, das Licht des Tages und den Anblick menſchlichen Mitgefühls behalten darf, ſo — ſo geſteh ich Alles!

„Junger Mann, bedenken Sie wohl, wozu Sie ſich erbiethen? Bedenken Sie auch, daß Sie über ſich ſelbſt das Urtheil eines wahrſcheinlichen Todes fällen würden!"

O nein! eines gewiſſen Todes ſogar! Das habe ich ſchon längſt überdacht, als ich ſo hartnäckig Alles läugnete. Immer noch glimmte damahls die Hoffnung in mir, doch einſt wieder zu Weib und Kindern durchzudringen. Der Härte hätte ich getrotzt bis zum letzten Lebenshauch. Doch jetzt — wenn Sie mir verſprechen, daß ich dieſes Gemach die wenigen übrigen Wochen hindurch behalte; daß ich verſchont mit fernern Qualen bleibe, und daß Ihr Zuſpruch mich zu tröſten fortfährt; ſo will ich Alles bekennen; will, wenn Sie Dinte und Papier in der Nähe haben, es Ihnen ſogleich in die Feder ſagen. Ihnen lieber als meinen Richtern! denn gegen Sie hat meine Seele auch nicht den kleinſten verborgenen Winkel."

Falk ließ nicht länger ſich bitten, und ging, um ein Schreibezeug zu hohlen, ins Nebenzimmer. Schon war hier Alles vorbereitet; bald kam er wieder. Mit pünctlichſter Redlichkeit bekannte nun R. ſeine That. Alles, was wir ſchon wiſſen, zeigte er an; außer dieſem auch noch den Ort, wo er im Keller ſeines Hauſes eigenhändig den Schmuck der Witwe, ihren

ſogenannten Nothpfennig, und in einem beſondern Käſtchen alle entwendeten Documente verborgen habe. „Erſtern zu verkaufen, ſagte er, habe ihn ſtets noch die Furcht, und die ihm nutzloſen Papiere zu vernichten, ein Überreſt von Gewiſſenhaftigkeit abgehalten." — Vollendet war jetzt ſeine Beichte; aber der ſchlaue D. Falk, wohlwiſſend, wie ungeſetzlich Alles ſey, was er bisher gethan, erinnerte ihn nun auch: „daß zur Bekräftigung ſeiner Ausſage die „eigene Unterſchrift und das Zeugniß zweyer unverwerflichen Zeugen nöthig ſey. Schon habe er deren „ein Paar ins Nebenzimmer beſchieden. Alles bisheri„ge hätten ſie mit angehört. Nunmehr wollte er ſie „herbeyrufen!" — Zum erſten Mahl ſtutzte jetzt R. ein wenig; ſchien zu merken, daß eine Falle ihm bereitet worden ſey; war gleich darauf doch Alles zufrieden. Jene Beyde traten hinein. Er und ſie unterſchrieben. Daß D. Falk dieſe wichtige Urkunde mit ſich nahm, bedarf nicht erſt einer Erwähnung.

Ob R. am andern Morgen nicht in Geheim den Schritt, den er gethan, bereute, weiß man nicht. Wenigſtens, als man vor Gericht ihn führte, und jenes unterzeichnete Papier ihm vorlegte, beſtätigte er mit anſcheinendem Gleichmuth Alles. Auch gegen oder über den Mann, der ſein Geſtändniß ihm abgelockt hatte, führte er nie eine Klage. Das einzige Zeichen, wodurch er doch einen gewiſſen innern Mißmuth verrieth, war, daß er nie wieder von dem Weine trank, den Falk noch zwey Mahl ihm ſchickte; und kaum ein Paar Worte mit ihm ſprach, als er noch ein Mahl ihn beſuchte. — Man hielt ihm von Seiten der Gerichte pünctlich, was jener ihm verſprochen hatte. Auch

einigen ſeiner ehemahligen Freunde geſtattete man den Zutritt zu ihm. Oft verſicherte er ihnen, im ganzen Leben keiner wiſſentlich ſchlechten That außer jener Einzigen ſich bewußt zu ſeyn. Seine Angabe von Vergrabung der übrigen Habſeligkeiten ward richtig befunden. Wenigſtens der größere Theil davon kam in die Hände der rechtmäßigen Erben. Der Unglückliche ſelbſt erlitt vier Monathe nach ſeinem Geſtändniſſe die Strafe des Rades von oben herab.

* * *

Es iſt mir unmöglich, dieſe Geſchichte zu ſchließen, ohne noch ein Paar Bemerkungen ihr beyzufügen. Vielleicht zwar, daß manche meiner Leſer ſie bereits im Vergleich der übrigen etwas lang fanden. Aber wenigſtens habe ich ſie nicht abſichtlich verlängert. Aus einem handſchriftlichen Aufſatz, von guter Quelle mir mitgetheilt, oft mit wörtlichem Extract der Acten begleitet, habe ich ſie gezogen. Noch manchen kleinen Zug hätte ich zwar vielleicht weglaſſen, manche Begebenheit in ihr ſtärker zuſammen drängen können; aber dann beſorgte ich auch jenen Stämpel zu verwiſchen, welcher der Wahrheit immer vor der bloßen Erdichtung einen merklichen Vorzug ertheilt, und den ich gerade hier hauptſächlich zu ſchonen wünſchte.

R. ſcheint mir ein merkwürdiges Beyſpiel zu ſeyn, wie unſäglich ſchnell der Weg des Laſters bergabwärts geht; oder vielmehr: welche, in hohem Grade böſe, That ſelbſt Derjenige begehen, — wiſſentlich begehen kann, der immer noch nichts weniger als ein eigentlicher Böſewicht iſt. — Ein Freund, dem ich

diese Erzählung in der Handschrift wies, schalt den Geiz als den Urquell von R's Verderben. Mich däucht: selbst dieses Wort ist noch zu hart. Nur Furcht vor Armuth, nur der Anfangs sehr verzeihliche Wunsch, nicht tiefer herabzusteigen, als er jetzt stehe, war der Grund seines Unglücks. Man nehme den einzigen Umstand weg: daß R. sich nicht für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt; und man hat wahrscheinlich auch seine nachherige grausende That mit allen Zwischen-Veranlassungen weggenommen. Er, der selbst bey jenem (sonst den Jüngling verzärtelnden) Wahne zum thätigen, geschickten, ordnungsvollen, jungen Mann sich ausgebildet hatte, — er würde gewiß alles Dieß nicht nur geworden, sondern auch auf rechtem Wege geblieben seyn, hätte er früher gewußt: daß sein eigener Fleiß sein ganzer Reichthum sey. Nur jene zertrümmerte Hoffnung — an deren Zertrümmerung er nicht Schuld war! — nur Furcht vor Dürftigkeit und Verschlimmerung drängten ihn zur Wahl jenes Hülfsmittels; zu einer ungleichen Heirath, die, thörigt an sich selbst, seiner Unerfahrenheit doch verzeihlich war. Seine Scham hierüber, als er die Mißbilligung seiner Mitbürger spürte, — der Unwillen, als er bey der Ehestiftung sich für betrogen ansah, — seine Abneigung, bessere Bedingungen zu erschmeicheln, — sein inneres Widerstreben bey Annäherung eines zwangvollen Looses, — sein Entschluß, lieber auf gutes Glück in die weite Welt zu gehen, als daheim sich verspotten zu lassen — alles Dieß sind Züge, die mehr für als wider ihn sprechen. Selbst der Wunsch, den letztern, allerdings gewagten Schritt nicht ohne

den Rückenhalt einer gefüllten Börse zu thun, verräth nicht Geiz, sondern wieder nur Furcht vor unausbleiblichem Mangel, und ist an sich selbst nicht tadelnswerth. Man lasse ihn glücklicher in Eintreibung seiner Schulden seyn, und wer (wenn man ein Paar halbgetäuschte Gläubiger ausnimmt,) verzeiht nicht dem jungen, vor einem ehelichen Joche sich fürchtenden Manne sein Entweichen und seine Vorsicht bey demselben? An Gewaltthätigkeit, an eigentlichen Betrug gedachte er damahls gewiß noch nicht. Sicherer wäre ja dann für ihn die Ehelichung der Witwe gewesen; sich ihrer wieder zu entledigen, und doch ihr Vermögen zu behalten, wäre ihm wahrscheinlich um ein gutes Theil leichter geworden. Nur die unselige Gelegenheit, die sich ihm darboth, nur die Verzweiflung auf der andern Seite, manche Bemühung fruchtlos angewandt zu haben, rissen ihn hin. Von der That nun kein Wort weiter! Sie spricht von sich selbst.

„Aber die Vorsicht, mit welcher er nicht nur „entflieht, sondern auch auf der Flucht selbst sich be„trägt, spricht diese nicht von einem nun vollendeten „Bösewicht?" Auf den ersten Anschein allerdings fast mehr noch, als jene blutige That selbst! Aber man vergesse nicht: daß R. auf diese Entweichung, auf die Mittel seinen Nahmen zu verbergen, auf die Art und Weise, wie er auswärts sich betragen solle, schon vorher, ehe noch ein Gedanke des Mordes in seine Seele gekommen, in ganz anderer Rücksicht vorbereitet war. Sehr viel half ihm Dieß wahrscheinlich im Verfolg! Und auch dann — kaum stößt ihm hier eine Schwierigkeit auf; oder vielmehr, kaum machte er sich selbst eine,

so bricht er sogleich von seinem Wege ab, und verbirgt sich. Eine Furcht, die den eigentlichen Bösewicht nicht charakterisirt! — Eben so wenig scheint mir die Unbescholtenheit, die er nun ganzer fünf Jahre in seinem moralischen Betragen behauptete, bloße Verstellung gewesen zu seyn. Zu anhaltend ist ein solcher Zeitraum; zu leicht lernt man, gerade an kleinen Orten, in den nothwendig engern Zirkeln der Gesellschaft, genau sich kennen; zu vielfach sind die Pflichten, die R. erst als Untergebener, dann als Gatte, Bürger und Handelsmann zu erfüllen hatte, als daß der bloße Heuchler sich nicht wenigstens hier und da verrathen haben sollte. Ja, noch mehr, selbst seltsam dünkt mich eine solche moralische Besserung, der Form nach, nicht. Nur auf das Erstgesagte darf man zurück gehen, und sie erklärt sich von selbst! — R. sah sich nun vor Mangel gedeckt; sah sich geschätzt im Kreis, worin er lebte. Mehr verlangte er nicht! Jetzt war er daher ganz Derjenige wieder, der er immer gewesen seyn würde, hätte er nicht nach väterlichem Tode sich so unerwartet in ein Labyrinth verwickelt gesehen; oder hätte jener freundschaftliche Rath, den er späterhin nur halb und mißgedeutet befolgte, ihn früher unterstützt. Ob die Liebe zum Leben, und die Sehnsucht nach Weib und Kindern, sein nachmahliges Läugnen entschuldigt; ob man gegen den Gefolterten mehr Mitleid, seiner Standhaftigkeit halber, oder mehr Mißbilligung, seiner allerdings hartnäckigen Erdichtung wegen, zu äußern hat, — wage ich nicht zu entscheiden: und möchte ungern hierin dem Gefühl meiner Leser vorgreifen.

Aber sehr müßte ich mich irren: oder der größte Theil derselben hat mit Mißfallen sein Auge von Falks Verfahren abgewandt; hat es unedel, tückisch, — grausam sogar gefunden, daß er einem Unglücklichen dasjenige Geheimniß, das er schon zwey Mahl, selbst aus der Marterkammer, unverrathen zurückbrachte, durch anscheinende Güte dennoch zu entwinden wußte. — Zwar, da jede Sache in der Welt ihre zweyfache Seite hat, so wüßte ich, wenn Falk jetzt aufträte und fragte: „Was habe ich aber, genau betrachtet, anders gethan, als die Gerechtigkeit unterstützt? Was habe ich anders bezweckt, als — die „Wahrheit ans Licht zu bringen? War R. etwa „kein Verbrecher, der durch Raub und Mord, nach „unsern Gesetzen, das Leben längst verwirkt hatte? „Verschaffte ich nicht rechtmäßigen Erben auf diesem „Weg eine ansehnliche, sonst für sie ganz verlorne „Summe wieder?" — Wenn er so fragte, so wüßte ich wahrlich nicht, was strenge, förmliche Gerechtigkeit dagegen einwenden könnte. Aber daß er mein Herz nicht überzeugen würde; daß ich selbst der Mann nicht seyn wollte, der solche Verdienste sich erwirbt; daß ich ihn weder zum Bruder noch zum Freunde haben möchte; — Das weiß ich allerdings. Überhaupt schlägt hier eine wichtige Frage ein; eine der wichtigsten im ganzen Kriminal-Rechte! die Frage: „Darf der Richter, es „sey mittelbar oder unmittelbar, dem Beklagten und „Verdächtigen sein Geständniß durch List entlocken? „Ist Dieß nicht eben so schändlich, so unbeweisend, als „Erpressung durch Gewalt?" — Sich hier über diesen Punct weitläuftig zu verbreiten, wäre ganz gegen Zeit und Ort. Schon haben über ihn Freunde der Menschheit

und der Menschlichkeit viel geschrieben; schon hat die Gesetzgebung selbst, in einigen Staaten und in neuern Zeiten, darauf Obacht genommen. Aber noch ist sie in andern weit — weit zurück! Noch erlauben sich sehr oft einzelne Richter, was die Gesetze im Allgemeinen verbiethen; und noch sind überhaupt die Grenzen: wo löblicher Gerechtigkeits-Eifer aufhört, und unredliche List anfängt, nicht mit gehöriger Schärfe gezogen worden.

Endlich, dünkt mich, tritt auch noch eine Wahrheit mit großen Schriftzügen aus dieser Geschichte hervor; ist ebenfalls eine von jenen, die zwar schon oft gepredigt wurden, doch zu oft kaum wiederhohlt werden können. „Behandelt, Gerichte, eure Gefangene „gütig! Oft werdet ihr durch Milde von ihnen erfah„ren, was Strenge und wohl gar Härte vergebens „zu erforschen sich bestrebten!“ — In mehrern ungarischen Comitats Gerichten waren sonst, wie mich glaubwürdige Zeugen versicherten, zwey Personen angestellt, die man (scherzweise, der Rolle halber, die sie spielten), den Teufel und den Engel zu nennen pflegte. Wenn Landstreicher, muthmaßliche Räuber, oder sonst verdächtige Menschen eingefangen und vor diese Gerichte gestellt wurden, so war jener so genannte Teufel der Erste, welcher sie in Empfang nahm. Mit rauhem Tone, mit Versicherung, daß er schon Alles wisse, mit Bedrohung harter Leibeszüchtigungen, wenn sie nicht sogleich Alles gestänben, begann sein Verhör. Bekannten die Angeschuldigten ihr Vergehen wirklich, so bedurfte es freylich keiner andern Maßregeln. Ließen sie sich aber nicht schrecken, so wurden sie entweder auf ein Weilchen abgeführt, oder ihr bisheriger Untersucher ward, unter irgend einem Vorwand, weggerufen; —

kurz

kurz, es ward eine kleine Pauſe im Verhör gemacht, und der Engel kam nunmehr an die Reihe. Mit freundlichem, faſt mitleidigen Tone hob dieſer an; ſchalt ſelbſt auf ſeinen Genoſſen, als auf einen harten, überſtrengen Mann; verſicherte, daß man gleichwohl billig und glimpflich mit ihnen umgehen werde, zumahl wenn ſie freymillig geſtänden, was ſich doch im Verfolg nicht ableugnen laſſe; fragte nach, ob ſie vielleicht hungrig oder durſtig wären? verſprach ihnen Befriedigung dieſer Bedürfniſſe, ſo bald das Verhör geendigt ſey; kurz, ging mit ihnen auf eine Art um, die ganz den Gegenſatz von jener Erſtern machte; und — wenn auch nicht alle Mahl, doch wenigſtens unendlich öfter als dem ſo genannten Teufel, gelang es dieſem anſcheinenden Engel des Lichts. Wenn Jener einen ſchreckte, ſo überredete Dieſer wenigſtens vier. Ob ein ſolches Verfahren noch dauert, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich iſt es ſeit K. Joſephs II. Zeiten ganz erloſchen; auch bin ich weit davon entfernt, daſſelbe anpreiſungswürdig zu finden. Es war, aufs gelindeſte geſprochen, immer eine Art von Überliſtung, und Überliſtung ſollte von jedem Gerichte, in jeder Sache, noch ſo wichtig oder noch ſo geringe, auf ewig entfernt bleiben. Aber wie weit wirkſamer Güte als Strenge ſey, ergibt ſich doch augenſcheinlich hieraus; und welchen mächtigen Eindruck ſelbſt eine kleine Milde auf verſtockt ſcheinende Seelen machen könne, davon mag zum Beſchluß folgende Anecdote zeugen.

Vor ungefähr ſiebzehn oder achtzehn Jahren wurden in Prag einige Juden gefoltert, die des Straßen-

raubes faſt ganz überwieſen waren, aber aufs hartnäckigſte ihn abläugneten. Selbſt die Folter brachte ſie nicht zur Sprache. Vorzüglich überſtand ſolche ein ſchon ziemlich bejahrter Mann mit einer Gleichgültigkeit, die alle Anweſende in Verwunderung ſetzte. Unter dieſen Anweſenden war auch, ſeiner Amtspflicht gemäß, ſo ſehr ſein Herz dabey litt, Graf K—gl, damahls K. K. Appellationsrath, jetzt Kreishauptmann in E. Die Folter war endlich vorüber; der Alte ward noch über einige Puncte befragt. Indem Dieß geſchah, zog K—gl von ungefähr ſeine Schnupftobacksdoſe hervor, und das Auge des Juden richtete ſich ſogleich ſtarr auf dieſelbe. Der Graf bemerkte Dieſes. „Schnupft Ihr vielleicht Toback, Alter?" — Sonſt wohl, und zwar ſehr gern! Jetzt iſt es mir ſchon lange nicht mehr ſo gut geworden, nur eine Priſe zu bekommen." — „Hier habt Ihr eine!" und der Graf ſchüttete ihm einen Theil ſeines Tobacks auf die Hand. Der Greis ſchnupfte; eine Thräne trat ihm ins Auge; er ſchwieg ein Paar Minuten. „Gnädiger Herr, hob er endlich an, Sie ſind brav; das ſehe ich. Die Folter hätte ich überſtanden. Aber da Sie ſo menſchlich mit mir umgehen, ſo will ich nun auch ohne Folter Alles bekennen." — Er that es wirklich. Sein Geſtändniß zog bald darauf das Geſtändniß der Übrigen nach ſich.

Man erzählt von Lips Tullian, jenem berühmten ſächſiſchen Straßenräuber, eine faſt ähnliche Geſchichte; ob mit Grunde, weiß ich nicht. Doch daß die Gegenwärtige ihr nicht nachgemacht, und ungezweifelt wahr ſey; dafür bürgt mir das Zeugniß aus Graf K—gls eigenem Munde.

Die Strafe des böſen Rathes.

Militäriſche Gerichtspflege übertrifft bekannter Maßen faſt bey allen Völkern Europens die gewöhnliche bürgerliche Juſtiz weit an Schnelligkeit und Strenge. Oft gründet ſich dieſe Letztere auf das Geſetz der Nothwendigkeit, noch öfter auf den Nutzen abſchreckender Beyſpiele. Dieſen Nutzen zu bezweifeln wäre Thorheit. Aber daß eben derſelbe, oder vielmehr der Vorwand deſſelben, ſchon in mancher Hand ein Schwert ward, das den Unſchuldigen würgte, und den unwillkürlich oder unbeträchtlich Fehlenden mit barbariſcher Härte beſtrafte, — das wird wohl Keiner läugnen können, der nur ein wenig, zumahl in Kriegszeiten, um militäriſche Gerichte ſich bekümmerte. Eine Sammlung von Beyſpielen, wo dieſe Strenge ausartete, dürfte freylich auf allgemeinen Dank kaum, zumahl jetzt nicht, rechnen; aber verdienſtlich und nützlich würde ſie dennoch ſeyn. Hier ein kleiner Beytrag dazu! Das Schlachtopfer, deſſen hier erwähnt wird, ſah ich ſelbſt in meiner Jugend zum Tode führen.

Als zu Ende des Jahrs 1761 die preußiſche Kriegsmacht ihre Winterquartiere, wie gewöhnlich, in Sachſen bezog, und ſich, während derſelben, durch neue Anwerbungen, ſo viel immer möglich, zu verſtärken

und zu ergänzen suchte, traf sie hier das gewöhnliche Schicksal aller derjenigen Heere, die nicht aus bloßen Landskindern und Freywilligen bestehen, — die Unannehmlichkeit, viel Ausreisser zu haben. Mancherley Mittel, diesem Übel Grenzen zu setzen, wurden versucht; keines fruchtete hinlänglich. Endlich kam es dahin, daß alle Schildwachen, zumahl auf etwas entlegnen Posten, doppelt ausgestellt wurden; daß immer ein alter zuverlässiger Krieger neben einen jüngern Ausländer zu stehen kam; und daß im eigentlichsten Sinne des Worts diese Beyde nicht nur ihren Posten, sondern auch sich gegenseitig bewachten.

Einst saßen zu Löbau in der Oberlausiz einige preußische Soldaten im Bierhause beysammen, sprachen von dieser neuen Einrichtung, und meinten größten Theils: daß es nunmehr auf jeden Fall sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sey, durchzugehen. — „Possen! rief Einer von ihnen: wenn ich sonst Lust hätte, Reißaus zu nehmen, mein Wachtkamerade sollte mich doch nicht hindern." — „Weil er vielleicht mitginge?" — „Nicht doch! da wüßte ich noch andern Rath!" — „Und welchen?" — Ich suchte weiter nichts, als ein einziges Mahl sein Gewehr in die Hand zu bekommen; und schüttete oder blies ihm dann das Pulver von der Pfanne." — „Nun, und das nüzte?" — „Unendlich viel! Ich liefe dann vor seinen Augen davon, sicher, daß er mir nicht nachschießen könnte!"

Man lachte über diesen Einfall, und sprach bald darauf von etwas Anderm. Aber ein junger Bursche, der mit an diesem Tische saß, erst seit zwey Monathen die Muskete trug, und gerade so lange sie auch gern — wieder los geworden wäre, lachte nicht viel mit,

ſondern dachte bey ſich ſelbſt: das Mittel will ich mir merken! Vier oder fünf Tage nachher kam er wirklich ſelbſt auf einen etwas entlegenen Poſten zu ſtehen; verſuchte jenen Kunſtgriff, und entkam. — Aber nicht allzu weit! Er war zwar richtig ſchon außer Gefahr; da er aber, einfältig genug, erſt nach ſeiner Heimath zulief, um allda Abſchied von ſeinem Mädchen zu nehmen, ſo fand ihn eine nachſetzende Patrouille und brachte ihn zurück. Beym Verhöre war eine der erſten Fragen: Wie er zu dieſem Einfalle gekommen ſey? Er hätte ihn dreiſt für ſeinen eigenen ausgeben können; aber er geſtand Alles nur allzu aufrichtig.

Sogleich ward der Erſtere auch verhaftet. Jenes Geſpräch ward ihm vorgehalten; er konnte oder mochte dasſelbe nicht läugnen. Das Standrecht erkannte: dem Ausreiſſer zwey Tage Spießruthen, dem unvorſichtigen Redner den Strang! Vergebens ſuchte Dieſer ſich zu entſchuldigen; bewies, daß er mit keinem Athem daran gedacht, ſelbſt zu entweichen: daß er nur aus Unvorſicht etwas heraus geſchwatzt, was er freylich ſich als möglich vorgeſtellt, doch keineswegs ſelbſt zu thun vorgenommen habe. — Alles Dieß ward ihm geglaubt. „Aber er hat, hieß es, Rathſchläge ertheilt, die den König um noch mehrere ſeiner Soldaten bringen können. Er hat Anlaß zu Complotten gegeben! Er iſt ſtrafbarer, als der Ausreiſſer ſelbſt!“ — Die Strafe erging wirklich. Ob man dieſes Urtheil Gerechtigkeit oder Todſchlag nennen konnte, mögen Andere entſcheiden.

so bricht er sogleich von seinem Wege ab, und verbirgt sich. Eine Furcht, die den eigentlichen Böſewicht nicht charakteriſirt! — Eben so wenig scheint mir die Unbescholtenheit, die er nun ganzer fünf Jahre in seinem moraliſchen Betragen behauptete, bloße Verſtellung gewesen zu seyn. Zu anhaltend iſt ein solcher Zeitraum; zu leicht lernt man, gerade an kleinen Orten, in den nothwendig engern Zirkeln der Geſellſchaft, genau sich kennen; zu vielfach sind die Pflichten, die R. erſt als Untergebener, dann als Gatte, Bürger und Handelsmann zu erfüllen hatte, als daß der bloße Heuchler sich nicht wenigſtens hier und da verrathen haben sollte. Ja, noch mehr, selbſt ſeltſam dünkt mich eine solche moraliſche Beſſerung, der Form nach, nicht. Nur auf das Erſtgesagte darf man zurück gehen, und sie erklärt sich von selbſt! — R. ſah ſich nun vor Mangel gedeckt; ſah ſich geſchätzt im Kreis, worin er lebte. Mehr verlangte er nicht! Jetzt war er daher ganz Derjenige wieder, der er immer geweſen seyn würde, hätte er nicht nach väterlichem Tode ſich so unerwartet in ein Labyrinth verwickelt geſehen; oder hätte jener freundſchaftliche Rath, den er ſpäterhin nur halb und mißgedeutet befolgte, ihn früher unterſtützt. Ob die Liebe zum Leben, und die Sehnſucht nach Weib und Kindern, ſein nachmahliges Läugnen entſchuldigt; ob man gegen den Gefolterten mehr Mitleid, ſeiner Standhaftigkeit halber, oder mehr Mißbilligung, ſeiner allerdings hartnäckigen Erdichtung wegen, zu äußern hat, — wage ich nicht zu entſcheiden: und möchte ungern hierin dem Gefühl meiner Leſer vorgreifen.

Aber sehr müßte ich mich irren: oder der größte Theil derselben hat mit Mißfallen sein Auge von Falks Verfahren abgewandt; hat es unedel, tückisch, — grausam sogar gefunden, daß er einem Unglücklichen dasjenige Geheimniß, das er schon zwey Mahl, selbst aus der Marterkammer, unverrathen zurückbrachte, durch anscheinende Güte dennoch zu entwinden wußte. — Zwar, da jede Sache in der Welt ihre zweyfache Seite hat, so wüßte ich, wenn Falk jetzt aufträte und fragte: „Was habe ich aber, genau be„trachtet, anders gethan, als die Gerechtigkeit unter„stützt? Was habe ich anders bezweckt, als — die „Wahrheit ans Licht zu bringen? War R. etwa „kein Verbrecher, der durch Raub und Mord, nach „unsern Gesetzen, das Leben längst verwirkt hatte? „Verschaffte ich nicht rechtmäßigen Erben auf diesem „Weg eine ansehnliche, sonst für sie ganz verlorne „Summe wieder?" — Wenn er so fragte, so wüßte ich wahrlich nicht, was strenge, förmliche Gerechtigkeit dagegen einwenden könnte. Aber daß er mein Herz nicht überzeugen würde; daß ich selbst der Mann nicht seyn wollte, der solche Verdienste sich erwirbt; daß ich ihn weder zum Bruder noch zum Freunde haben möchte; — Das weiß ich allerdings. Überhaupt schlägt hier eine wichtige Frage ein; eine der wichtigsten im ganzen Kriminal-Rechte! die Frage: „Darf der Richter, es „sey mittelbar oder unmittelbar, dem Beklagten und „Verdächtigen sein Geständniß durch List entlocken? „Ist Dieß nicht eben so schändlich, so unbeweisend, als „Erpressung durch Gewalt?" — Sich hier über diesen Punct weitläuftig zu verbreiten, wäre ganz gegen Zeit und Ort. Schon haben über ihn Freunde der Menschheit

und der Menschlichkeit viel geschrieben; schon hat die Gesetzgebung selbst, in einigen Staaten und in neuern Zeiten, darauf Obacht genommen. Aber noch ist sie in andern weit — weit zurück! Noch erlauben sich sehr oft einzelne Richter, was die Gesetze im Allgemeinen verbiethen; und noch sind überhaupt die Grenzen: wo löblicher Gerechtigkeits-Eifer aufhört, und unredliche List anfängt, nicht mit gehöriger Schärfe gezogen worden.

Endlich, dünkt mich, tritt auch noch eine Wahrheit mit großen Schriftzügen aus dieser Geschichte hervor; ist ebenfalls eine von jenen, die zwar schon oft gepredigt wurden, doch zu oft kaum wiederhohlt werden können. „Behandelt, Gerichte, eure Gefangene „gütig! Oft werdet ihr durch Milde von ihnen erfah„ren, was Strenge und wohl gar Härte vergebens „zu erforschen sich bestrebten!" — In mehrern ungarischen Comitats Gerichten waren sonst, wie mich glaubwürdige Zeugen versicherten, zwey Personen angestellt, die man (scherzweise, der Rolle halber, die sie spielten), den Teufel und den Engel zu nennen pflegte. Wenn Landstreicher, muthmaßliche Räuber, oder sonst verdächtige Menschen eingefangen und vor diese Gerichte gestellt wurden, so war jener so genannte Teufel der Erste, welcher sie in Empfang nahm. Mit rauhem Tone, mit Versicherung, daß er schon Alles wisse, mit Bedrohung harter Leibeszüchtigungen, wenn sie nicht sogleich Alles gestänben, begann sein Verhör. Bekannten die Angeschuldigten ihr Vergehen wirklich, so bedurfte es freylich keiner andern Maßregeln. Ließen sie sich aber nicht schrecken, so wurden sie entweder auf ein Weilchen abgeführt, oder ihr bisheriger Untersucher ward, unter irgend einem Vorwand, weggerufen; —

kurz

kurz, es ward eine kleine Pauſe im Verhör gemacht, und der Engel kam nunmehr an die Reihe. Mit freundlichem, faſt mitleidigen Tone hob dieſer an; ſchalt ſelbſt auf ſeinen Genoſſen, als auf einen harten, überſtrengen Mann; verſicherte, daß man gleichwohl billig und glimpflich mit ihnen umgehen werde, zumahl wenn ſie freywillig geſtänden, was ſich doch im Verfolg nicht abläugnen laſſe; fragte nach, ob ſie vielleicht hungrig oder durſtig wären? verſprach ihnen Befriedigung dieſer Bedürfniſſe, ſo bald das Verhör geendigt ſey; kurz, ging mit ihnen auf eine Art um, die ganz den Gegenſatz von jener Erſtern machte; und — wenn auch nicht alle Mahl, doch wenigſtens unendlich öfter als dem ſo genannten Teufel, gelang es dieſem anſcheinenden Engel des Lichts. Wenn Jener einen ſchreckte, ſo überredete dieſer wenigſtens vier. Ob ein ſolches Verfahren noch dauert, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich iſt es ſeit K. Joſephs II. Zeiten ganz erloſchen; auch bin ich weit davon entfernt, daſſelbe anpreiſungswürdig zu finden. Es war, aufs gelindeſte geſprochen, immer eine Art von Überliſtung, und Überliſtung ſollte von jedem Gerichte, in jeder Sache, noch ſo wichtig oder noch ſo geringe, auf ewig entfernt bleiben. Aber wie weit wirkſamer Güte als Strenge ſey, ergibt ſich doch augenſcheinlich hieraus; und welchen mächtigen Eindruck ſelbſt eine kleine Milde auf verſtockt ſcheinende Seelen machen könne, davon mag zum Beſchluß folgende Anecdote zeugen.

Vor ungefähr ſiebzehn oder achtzehn Jahren wurden in Prag einige Juden gefoltert, die des Straßen-

raubes faſt ganz überwieſen waren, aber aufs hartnäckigſte ihn abläugneten. Selbſt die Folter brachte ſie nicht zur Sprache. Vorzüglich überſtand ſolche ein ſchon ziemlich bejahrter Mann mit einer Gleichgültigkeit, die alle Anweſende in Verwunderung ſetzte. Unter dieſen Anweſenden war auch, ſeiner Amtspflicht gemäß, ſo ſehr ſein Herz dabey litt, Graf K—gl, damahls K. K. Appellationsrath, jetzt Kreishauptmann in E. Die Folter war endlich vorüber; der Alte ward noch über einige Puncte befragt. Indem Dieß geſchah, zog K—gl von ungefähr ſeine Schnupftobacksdoſe hervor, und das Auge des Juden richtete ſich ſogleich ſtarr auf dieſelbe. Der Graf bemerkte Dieſes. „Schnupft Ihr vielleicht Toback, Alter?" — Sonſt wohl, und zwar ſehr gern! Jetzt iſt es mir ſchon lange nicht mehr ſo gut geworden, nur eine Priſe zu bekommen." — „Hier habt Ihr eine!" und der Graf ſchüttete ihm einen Theil ſeines Tobacks auf die Hand. Der Greis ſchnupfte; eine Thräne trat ihm ins Auge; er ſchwieg ein Paar Minuten. „Gnädiger Herr, hob er endlich an, Sie ſind brav; das ſehe ich. Die Folter hätte ich überſtanden. Aber da Sie ſo menſchlich mit mir umgehen, ſo will ich nun auch ohne Folter Alles bekennen." — Er that es wirklich. Sein Geſtändniß zog bald darauf das Geſtändniß der Übrigen nach ſich.

Man erzählt von Lips Tullian, jenem berühmten ſächſiſchen Straßenräuber, eine faſt ähnliche Geſchichte; ob mit Grunde, weiß ich nicht. Doch daß die Gegenwärtige ihr nicht nachgemacht, und ungezweifelt wahr ſey; dafür bürgt mir das Zeugniß aus Graf K—gls eigenem Munde.

Die Strafe des böſen Rathes.

Militäriſche Gerichtspflege übertrifft bekannter Maßen faſt bey allen Völkern Europens die gewöhnliche bürgerliche Juſtiz weit an Schnelligkeit und Strenge. Oft gründet ſich dieſe Letztere auf das Geſetz der Nothwendigkeit, noch öfter auf den Nutzen abſchreckender Beyſpiele. Dieſen Nutzen zu bezweifeln wäre Thorheit. Aber daß eben derſelbe, oder vielmehr der Vorwand deſſelben, ſchon in mancher Hand ein Schwert ward, das den Unſchuldigen würgte, und den unwillkürlich oder unbeträchtlich Fehlenden mit barbariſcher Härte beſtrafte, — das wird wohl Keiner läugnen können, der nur ein wenig, zumahl in Kriegszeiten, um militäriſche Gerichte ſich bekümmerte. Eine Sammlung von Beyſpielen, wo dieſe Strenge ausartete, dürfte freylich auf allgemeinen Dank kaum, zumahl jetzt nicht, rechnen; aber verdienſtlich und nützlich würde ſie dennoch ſeyn. Hier ein kleiner Beytrag dazu! Das Schlachtopfer, deſſen hier erwähnt wird, ſah ich ſelbſt in meiner Jugend zum Tode führen.

Als zu Ende des Jahrs 1761 die preußiſche Kriegsmacht ihre Winterquartiere, wie gewöhnlich, in Sachſen bezog, und ſich, während derſelben, durch neue Anwerbungen, ſo viel immer möglich, zu verſtärken

und zu ergänzen suchte, traf sie hier das gewöhnliche Schicksal aller derjenigen Heere, die nicht aus bloßen Landskindern und Freywilligen bestehen, — die Unannehmlichkeit, viel Ausreisser zu haben. Mancherley Mittel, diesem Übel Grenzen zu setzen, wurden versucht; keines fruchtete hinlänglich. Endlich kam es dahin, daß alle Schildwachen, zumahl auf etwas entlegnen Posten, doppelt ausgestellt wurden; daß immer ein alter zuverlässiger Krieger neben einen jüngern Ausländer zu stehen kam; und daß im eigentlichsten Sinne des Worts diese Beyde nicht nur ihren Posten, sondern auch sich gegenseitig bewachten.

Einst saßen zu Löbau in der Oberlausiz einige preußische Soldaten im Bierhause beysammen, sprachen von dieser neuen Einrichtung, und meinten größten Theils: daß es nunmehr auf jeden Fall sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sey, durchzugehen. — „Possen! rief Einer von ihnen: wenn ich sonst Lust hätte, Reißaus zu nehmen, mein Wachtkamerade sollte mich doch nicht hindern." — „Weil er vielleicht mitginge?" — „Nicht doch! da wüßte ich noch andern Rath!" — „Und welchen?" — Ich suchte weiter nichts, als ein einziges Mahl sein Gewehr in die Hand zu bekommen; und schüttete oder blies ihm dann das Pulver von der Pfanne." — „Nun, und das nützte?" — „Unendlich viel! Ich liefe dann vor seinen Augen davon, sicher, daß er mir nicht nachschießen könnte!"

Man lachte über diesen Einfall, und sprach bald darauf von etwas Anderm. Aber ein junger Bursche, der mit an diesem Tische saß, erst seit zwey Monathen die Muskete trug, und gerade so lange sie auch gern — wieder los geworden wäre, lachte nicht viel mit,

sondern dachte bey sich selbst: das Mittel will ich mir merken! Vier oder fünf Tage nachher kam er wirklich selbst auf einen etwas entlegenen Posten zu stehen; versuchte jenen Kunstgriff, und entkam. — Aber nicht allzu weit! Er war zwar richtig schon außer Gefahr; da er aber, einfältig genug, erst nach seiner Heimath zulief, um allda Abschied von seinem Mädchen zu nehmen, so fand ihn eine nachsetzende Patrouille und brachte ihn zurück. Beym Verhöre war eine der ersten Fragen: Wie er zu diesem Einfalle gekommen sey? Er hätte ihn dreist für seinen eigenen ausgeben können; aber er gestand Alles nur allzu aufrichtig.

Sogleich ward der Erstere auch verhaftet. Jenes Gespräch ward ihm vorgehalten; er konnte oder mochte dasselbe nicht läugnen. Das Standrecht erkannte: dem Ausreisser zwey Tage Spießruthen, dem unvorsichtigen Redner den Strang! Vergebens suchte Dieser sich zu entschuldigen; bewies, daß er mit keinem Athem daran gedacht, selbst zu entweichen: daß er nur aus Unvorsicht etwas heraus geschwatzt, was er freylich sich als möglich vorgestellt, doch keineswegs selbst zu thun vorgenommen habe. — Alles Dieß ward ihm geglaubt. „Aber er hat, hieß es, Rathschläge ertheilt, die den König um noch mehrere seiner Soldaten bringen können. Er hat Anlaß zu Complotten gegeben! Er ist strafbarer, als der Ausreisser selbst!" — Die Strafe erging wirklich. Ob man dieses Urtheil Gerechtigkeit oder Todschlag nennen konnte, mögen Andere entscheiden.

und der Menschlichkeit viel geschrieben; schon hat die Gesetzgebung selbst, in einigen Staaten und in neuern Zeiten, darauf Obacht genommen. Aber noch ist sie in andern weit — weit zurück! Noch erlauben sich sehr oft einzelne Richter, was die Gesetze im Allgemeinen verbiethen; und noch sind überhaupt die Grenzen: wo löblicher Gerechtigkeits-Eifer aufhört, und unredliche List anfängt, nicht mit gehöriger Schärfe gezogen worden.

Endlich, dünkt mich, tritt auch noch eine Wahrheit mit großen Schriftzügen aus dieser Geschichte hervor; ist ebenfalls eine von jenen, die zwar schon oft gepredigt wurden, doch zu oft kaum wiederhohlt werden können. „Behandelt, Gerichte, eure Gefangene „gütig! Oft werdet ihr durch Milde von ihnen erfah„ren, was Strenge und wohl gar Härte vergebens „zu erforschen sich bestrebten!“ — In mehrern ungarischen Comitats Gerichten waren sonst, wie mich glaubwürdige Zeugen versicherten, zwey Personen angestellt, die man (scherzweise, der Rolle halber, die sie spielten), den Teufel und den Engel zu nennen pflegte. Wenn Landstreicher, muthmaßliche Räuber, oder sonst verdächtige Menschen eingefangen und vor diese Gerichte gestellt wurden, so war jener so genannte Teufel der Erste, welcher sie in Empfang nahm. Mit rauhem Tone, mit Versicherung, daß er schon Alles wisse, mit Bedrohung harter Leibeszüchtigungen, wenn sie nicht sogleich Alles gestänben, begann sein Verhör. Bekannten die Angeschuldigten ihr Vergehen wirklich, so bedurfte es freylich keiner andern Maßregeln. Ließen sie sich aber nicht schrecken, so wurden sie entweder auf ein Weilchen abgeführt, oder ihr bisheriger Untersucher ward, unter irgend einem Vorwand, weggerufen; —

kurz

kurz, es ward eine kleine Pauſe im Verhör gemacht, und der Engel kam nunmehr an die Reihe. Mit freundlichem, faſt mitleidigen Tone hob dieſer an; ſchalt ſelbſt auf ſeinen Genoſſen, als auf einen harten, überſtrengen Mann; verſicherte, daß man gleichwohl billig und glimpflich mit ihnen umgehen werde, zumahl wenn ſie freywillig geſtänden, was ſich doch im Verfolg nicht ableugnen laſſe; fragte nach: ob ſie vielleicht hungrig oder durſtig wären? verſprach ihnen Befriedigung dieſer Bedürfniſſe, ſo bald das Verhör geendigt ſey; kurz, ging mit ihnen auf eine Art um, die ganz den Gegenſatz von jener Erſtern machte; und — wenn auch nicht alle Mahl, doch wenigſtens unendlich öfter als dem ſo genannten Teufel, gelang es dieſem anſcheinenden Engel des Lichts. Wenn Jener einen ſchreckte, ſo überredete dieſer wenigſtens vier. Ob ein ſolches Verfahren noch dauert, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich iſt es ſeit K. Joſephs II. Zeiten ganz erloſchen; auch bin ich weit davon entfernt, daſſelbe anpreiſungswürdig zu finden. Es war, aufs gelindeſte geſprochen, immer eine Art von Überliſtung, und Überliſtung ſollte von jedem Gerichte, in jeder Sache, noch ſo wichtig oder noch ſo geringe, auf ewig entfernt bleiben. Aber wie weit wirkſamer Güte als Strenge ſey, ergibt ſich doch augenſcheinlich hieraus; und welchen mächtigen Eindruck ſelbſt eine kleine Milde auf verſtockt ſcheinende Seelen machen könne, davon mag zum Beſchluß folgende Anecdote zeugen.

Vor ungefähr ſiebzehn oder achtzehn Jahren wurden in Prag einige Juden gefoltert, die des Straßen-

raubes fast ganz überwiesen waren, aber aufs hartnäckigste ihn abläugneten. Selbst die Folter brachte sie nicht zur Sprache. Vorzüglich überstand solche ein schon ziemlich bejahrter Mann mit einer Gleichgültigkeit, die alle Anwesende in Verwunderung setzte. Unter diesen Anwesenden war auch, seiner Amtspflicht gemäß, so sehr sein Herz dabey litt, Graf K—gl, damahls K. K. Appellationsrath, jetzt Kreishauptmann in E. Die Folter war endlich vorüber; der Alte ward noch über einige Puncte befragt. Indem Dieß geschah, zog K—gl von ungefähr seine Schnupftobacksdose hervor, und das Auge des Juden richtete sich sogleich starr auf dieselbe. Der Graf bemerkte Dieses. „Schnupft Ihr vielleicht Toback, Alter?" — Sonst wohl, und zwar sehr gern! Jetzt ist es mir schon lange nicht mehr so gut geworden, nur eine Prise zu bekommen." — „Hier habt Ihr eine!" und der Graf schüttete ihm einen Theil seines Tobacks auf die Hand. Der Greis schnupfte; eine Thräne trat ihm ins Auge; er schwieg ein Paar Minuten. „Gnädiger Herr, hob er endlich an, Sie sind brav; das sehe ich. Die Folter hätte ich überstanden. Aber da Sie so menschlich mit mir umgehen, so will ich nun auch ohne Folter Alles bekennen." — Er that es wirklich. Sein Geständniß zog bald darauf das Geständniß der Übrigen nach sich.

Man erzählt von Lips Tullian, jenem berühmten sächsischen Straßenräuber, eine fast ähnliche Geschichte; ob mit Grunde, weiß ich nicht. Doch daß die Gegenwärtige ihr nicht nachgemacht, und ungezweifelt wahr sey; dafür bürgt mir das Zeugniß aus Graf K—gls eigenem Munde.

Die Strafe des böſen Rathes.

Militäriſche Gerichtspflege übertrifft bekannter Maßen faſt bey allen Völkern Europens die gewöhnliche bürgerliche Juſtiz weit an Schnelligkeit und Strenge. Oft gründet ſich dieſe Letztere auf das Geſetz der Nothwendigkeit, noch öfter auf den Nutzen abſchreckender Beyſpiele. Dieſen Nutzen zu bezweifeln wäre Thorheit. Aber daß eben derſelbe, oder vielmehr der Vorwand deſſelben, ſchon in mancher Hand ein Schwert ward, das den Unſchuldigen würgte, und den unwillkürlich oder unbeträchtlich Fehlenden mit barbariſcher Härte beſtrafte, — das wird wohl Keiner läugnen können, der nur ein wenig, zumahl in Kriegszeiten, um militäriſche Gerichte ſich bekümmerte. Eine Sammlung von Beyſpielen, wo dieſe Strenge ausartete, dürfte freylich auf allgemeinen Dank kaum, zumahl jetzt nicht, rechnen; aber verdienſtlich und nützlich würde ſie dennoch ſeyn. Hier ein kleiner Beytrag dazu! Das Schlachtopfer, deſſen hier erwähnt wird, ſah ich ſelbſt in meiner Jugend zum Tode führen.

Als zu Ende des Jahrs 1761 die preußiſche Kriegsmacht ihre Winterquartiere, wie gewöhnlich, in Sachſen bezog, und ſich, während derſelben, durch neue Anwerbungen, ſo viel immer möglich, zu verſtärken

und zu ergänzen suchte, traf sie hier das gewöhnliche Schicksal aller derjenigen Heere, die nicht aus bloßen Landskindern und Freywilligen bestehen, — die Unannehmlichkeit, viel Ausreisser zu haben. Mancherley Mittel, diesem Übel Grenzen zu setzen, wurden versucht; keines fruchtete hinlänglich. Endlich kam es dahin, daß alle Schildwachen, zumahl auf etwas entlegnen Posten, doppelt ausgestellt wurden; daß immer ein alter zuverlässiger Krieger neben einen jüngern Ausländer zu stehen kam; und daß im eigentlichsten Sinne des Worts diese Beyde nicht nur ihren Posten, sondern auch sich gegenseitig bewachten.

Einst saßen zu Löbau in der Oberlausiz einige preußische Soldaten im Bierhause beysammen, sprachen von dieser neuen Einrichtung, und meinten größten Theils: daß es nunmehr auf jeden Fall sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sey, durchzugehen. — „Possen! rief Einer von ihnen: wenn ich sonst Lust hätte, Reißaus zu nehmen, mein Wachtkamerade sollte mich doch nicht hindern." — „Weil er vielleicht mitginge?" — „Nicht doch! da wüßte ich noch andern Rath!" — „Und welchen?" — Ich suchte weiter nichts, als ein einziges Mahl sein Gewehr in die Hand zu bekommen; und schüttete oder blies ihm dann das Pulver von der Pfanne." — „Nun, und das nüßte?" — „Unendlich viel! Ich liefe dann vor seinen Augen davon, sicher, daß er mir nicht nachschießen könnte!"

Man lachte über diesen Einfall, und sprach bald darauf von etwas Anderm. Aber ein junger Bursche, der mit an diesem Tische saß, erst seit zwey Monathen die Muskete trug, und gerade so lange sie auch gern — wieder los geworden wäre, lachte nicht viel mit,

ſondern dachte bey ſich ſelbſt: das Mittel will ich mir merken! Vier oder fünf Tage nachher kam er wirklich ſelbſt auf einen etwas entlegenen Poſten zu ſtehen; verſuchte jenen Kunſtgriff, und entkam. — Aber nicht allzu weit! Er war zwar richtig ſchon außer Gefahr; da er aber, einfältig genug, erſt nach ſeiner Heimath zulief, um allda Abſchied von ſeinem Mädchen zu nehmen, ſo fand ihn eine nachſetzende Patrouille und brachte ihn zurück. Beym Verhöre war eine der erſten Fragen: Wie er zu dieſem Einfalle gekommen ſey? Er hätte ihn dreiſt für ſeinen eigenen ausgeben können; aber er geſtand Alles nur allzu aufrichtig.

Sogleich ward der Erſtere auch verhaftet. Jenes Geſpräch ward ihm vorgehalten; er konnte oder mochte dasſelbe nicht läugnen. Das Standrecht erkannte: dem Ausreiſſer zwey Tage Spießruthen, dem unvorſichtigen Redner den Strang! Vergebens ſuchte Dieſer ſich zu entſchuldigen; bewies, daß er mit keinem Athem daran gedacht, ſelbſt zu entweichen: daß er nur aus Unvorſicht etwas heraus geſchwatzt, was er freylich ſich als möglich vorgeſtellt, doch keineswegs ſelbſt zu thun vorgenommen habe. — Alles Dieß ward ihm geglaubt. „Aber er hat, hieß es, Rathſchläge ertheilt, die den König um noch mehrere ſeiner Soldaten bringen können. Er hat Anlaß zu Complotten gegeben! Er iſt ſtrafbarer, als der Ausreiſſer ſelbſt!" — Die Strafe erging wirklich. Ob man dieſes Urtheil Gerechtigkeit oder Todſchlag nennen konnte, mögen Andere entſcheiden.

Die geopferten Kinder.

In der Neumark lebte vor einigen Jahren ein Schäfer; ein Mann, der bey Allen, die ihn kannten, den Ruf eines ehrlichen, ſtillen, frommen Mannes hatte, und ihn auch wirklich verdiente; vielleicht ein wenig allzu ſtill, allzu fromm; denn er war ein Herrnhuter.

Einſt, als er auf dem Felde hinter ſeiner Heerde ging, geſellte ſich zu ihm der Schulmeiſter des Dorfs, ſein Freund und Glaubensgenoſſe. Ihre Geſpräche lenkten ſich bald von häuslichen Gegenſtänden auf Angelegenheiten der Religion und des Herzens; und der Schäfer konnte nicht Worte genug finden: wie glücklich er ſich jetzt in dieſem Puncte fühle.

„Endlich, ſprach er mit innigem Ton, hat Gott mein Gebeth erhört; hat mir nach manchem harten Kampf ſeinen Frieden geſchenkt; hat mich des wahren Glaubens theilhaftig werden laſſen! O wie ſo wohl mir dabey iſt! Wie ganz gewiß ich mit keinem Fürſten tauſchen würde!"

Er fuhr noch lange in dieſem Tone fort, bis er ein gewiſſes Kopfſchütteln bey dem Schulmeiſter bemerkte, das ihn Wunder nahm, und nach deſſen Urſache er fragte.

„Es iſt wohl recht gut, lieber Bruder, um eine ſolche Seelenruhe, war Jenes Antwort: auch zweifle ich nicht, daß es ganz heimlich mit deinem Herzen ſtehen mag. Aber unſer jetzige Glaube — unſer jetzige Glaube — ſo ganz lauter wie der Glaube der Alten mag er doch wohl nicht ſeyn."

„Und warum ſollte er das nicht, lieber Bruder? Ich habe ja ſo andächtig zu Gott gebethet; ſo ganz in die Wunden des Lammes mich geflüchtet, und empfinde auch dafür ſo eine Heiterkeit, ſo eine Gewißheit meiner Verſöhnung — —

„Alles ſchon gut! recht gut! Aber den Glauben der Patriarchen? den Glauben Abrahams, der Gott ſeinen einzigen Sohn darbrachte; wer kann den jetzt noch zu beſitzen hoffen?

Hätte der Schulmeiſter auch nur den hundertſten Theil der Wirkung ſich gedacht, den dieſe unglücklichen Worte auf den armen Schäfer hatten, gewiß würde er ſich vor ihnen ſorgfältig gehüthet haben. Traurig, in tiefe Gedanken verſenkt, in ſeinem Glauben erſchüttert, ging Dieſer nun den ganzen Tag ſeiner Heerde nach; hörte und ſah nichts rund um ſich her; erwiederte, als er heim kam, nur kalt die Liebkoſungen ſeiner Gattinn und Kinder; verſchmähte, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, ſein kleines Abendbrot, und hielt ſelbſt ſeine Bethſtunde ohne Freudigkeit.

Die Ruhe ſeiner Seele, ſeine feſte Zuverſicht auf göttliche Gnade war verſchwunden. Tauſend Mahl las er in der Bibel das zwey und zwanzigſte Kapitel des erſten Buch Moſes von der Aufopferung Iſaaks. Sie war ſein einziger Gedanke, des Tags über und wenn er ſchlaflos auf ſeinem Lager lag; ſie war ſein Traum

in jedem Morgenſchlummer; raſch fuhr er dann auf und flehte mit gefalteten Händen, mit unterdrücktem Schluchzen und deſto häufigern Thränen zu Gott: auch ihn mit dem Glauben Abrahams zu beſeligen.

So rang er ein Paar Wochen lang; und achtete ſich endlich ganz mit dem Heldenmuthe geſtärkt, den die Aufopferung ſeiner Kinder erfordere. Seit geraumer Zeit war er nicht freudiger und heiterer aufgeſtanden, als an dem Morgen dieſes dazu feſtgeſetzten Tages. Seine Gattinn merkte ſolches und freute ſich dieſer Änderung; er ſelbſt verrichtete ſeine Hirtenarbeit mit größter Genauigkeit, und kam dann heim, ſein eigenes Vieh zu melken.

Er war Vater von drey Söhnen, und bisher immer der beſte Vater geweſen. Seine Kinder liebten ihn daher zärtlich, und folgten ihm, wo er ging und ſtand, fleißig nach. Vorzüglich pflegte der kleinſte, ſein Augapfel, ein Knabe von zwey bis drey Jahren, ihm beym Melken nachzulaufen, mit der Bitte: daß er ihn doch in die Gelte ſetzen und hin und her ſchaukeln möchte. Alle dieſe Kleinigkeiten geſchahen auch heute. Dann aber, als er alle Pflichten des ganzen Tages erfüllt zu haben glaubte, entfernte er unter irgend einem Vorwand ſeine Frau; rief ſeine drey Söhne zu ſich, und verſchloß ſich mit ihnen in der Stube.

Kaum hatte er Dieß gethan, als er eine Axt ergriff und damit dem Älteſten von ihnen den Kopf zerſpaltete; dem Zweyten, der erbärmlich zu ſchreyen anfing, widerfuhr ſogleich ein Gleiches; aber der Jüngſte, der ängſtlich ſeine Füße umſchlang, mit Thränen ihn nicht auch zu tödten bath, erſchütterte auf einige Minuten ſeinen feſten Entſchluß. Es war ſein Liebling!

ſein Jüngſter! ſein Letzter! Zwey Opfer hatte er, ſeinem Bedünken nach, Gott ſchon dargebracht! Der Arme bath ſo innig! — Alles Dieß, geſtand er nachmahls oft, bewegte das Innerſte ſeines Herzens. Er bethete aufs flehentlichſte zu Gott, ihn mit Kräften auszurüſten; und das Werkzeug des Tödtens entſank aus ſeiner Hand. Aber der Gedanke: Was opfere er denn eigentlich Gott, wenn er nicht auch ſein Letztes und Liebſtes ihm opfern wolle? gab ihm endlich Muth genug, Vaterherz und Menſchenſchwäche zu überwinden, und der arme Knabe ſank mit zerſchmettertem Haupte zu Boden. — Ganz gelaſſen hob er nun alle drey Leichen von der Erde empor, trug ſie auf ſein Bett, und zog die Decke über ſie.

Allein das Geſchrey der Unglücklichen war bis zur Mutter gedrungen; ſie lief erſchrocken herzu, und verlangte, da ſie die Stubenthür verſchloſſen fand, ſo ungeſtüm hereingelaſſen zu werden, daß er ihr endlich, obſchon mit den Worten: Ach bleib draußen, Mutter! es iſt des Elends bereits genug darin! aufmachte. Ihr Entſetzen beym Anblick des Blutes in der Stube, ihr noch größeres bey Wegreiſſung der Decke, können Gedanken nur mühſam, Worte unmöglich faſſen. Seine Ruhe hingegen blieb unerſchüttert. Er weinte auf ihre Leichname; aber er blieb dabey: es ſey verdienſtlich, ſie geopfert zu haben; ließ ſich willig ins Gefängniß führen, und behauptete auch dort ſeine Gelaſſenheit.

Was ſeinen Richtern Ehre macht, iſt: daß ſie nicht auf Todesſtrafe, ſondern auf lebenslängliches Zuchthaus ſtimmten; und König Friedrich, als er dieß Urtheil unterſchreiben ſollte, ſtrich auch jenes Wort noch aus, und ſetzte dafür Tollhaus!

Die Seelen-Folter.

Bey einer ſehr großen jüdiſchen Diebesbande, die ſich um das Jahr 1753 im fränkiſchen Kreiſe furchtbar genug zu machen wußte, und die endlich in Coburg beym Einbruch in eine dortige Goldfabrik entdeckt wurde, zog man unter Andern auch einen gewiſſen Moſes Hoyum ein. Das Geſtändniß ſeiner Mitgenoſſen ſowohl, als auch eine Menge anderer Umſtände zeigten deutlich, daß er nicht nur Helfershelfer und Theilnehmer, ſondern auch Anſtifter und Oberhaupt von faſt unzähligen Räubereyen geweſen ſey. Nichts fehlte zur Gewißheit noch, als — ſein eigenes Geſtändniß; aber eben daſſelbe war auf keine Art und Weiſe von ihm zu erhalten. Ob man ihm drohte oder zuredete; ob man ihn zehnfach verhörte; ob man das Bekenntniß ſeiner Mitgefangenen ihm vorlas; ob man ſie perſönlich ihm unter die Augen ſtellte, und durch ihre Vorwürfe und Vorſtellungen ihn zum Mitgeſtändniß aufforderte; ob man endlich auch ſogar zur Folter ſchritt und hart genug damit gegen ihn verfuhr; — nichts half! Er beharrte auf ſeiner Unſchuld und auf dem hartnäckigſten Läugnen.

Eben dieſer Moſes Hoyum hatte ein Weib, die noch jung und hübſch, auch bey allen jenen Diebſtählen

wenig oder faſt gar nicht mit beſchwert war. Höchſtens ein Paar Kleinigkeiten von Mitwiſſenſchaft, Hehl und Verkauf konnten ihr — ja auch das nicht ganz erwieſen! — beygemeſſen werden, und die Haft, in welcher ſie gehalten wurde, war daher auch weit gelinder, als die Haft der Übrigen. Dieſes Weib liebte Moſes auf das innigſte. Von ſich ſprach er faſt nie; aber ſie war der Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Bekümmerniſſe. Für ſie ſparte er ſich von dem wenigen Gelde, das er zum Unterhalt erhielt, beynahe die Hälfte ab; für ſie nur bath er bey jeder Gelegenheit, und fragte jeden Tag: wie es ihr gehe? Ob man ihr auch ein Leid zugefügt habe? und ſo weiter. — Einſt, als er wieder dieſe Frage ergehen ließ, ward der Kerkermeiſter aufmerkſamer als bisher; dachte ein wenig nach; ging dann zum Vorſitzer der Gerichte, und verſicherte: Nun habe er das Marter-Inſtrument gefunden, welches dem Räuber gewiß ſein Geſtändniß entreiſſen ſolle. Er begehre nichts, als die Erlaubniß: die junge Hoyum im Nebenzimmer ihres Mannes ſtäupen zu laſſen; daß er die Anhörung ihrer Wehklage und ihre Verſchonung überhaupt durch ſein Geſtändniß gewiß abkaufen werde, dafür ſey er Bürge.

Dieſe grauſame Erlaubniß ward ihm ertheilt; noch den Abend kündigte man Hoyum jene Seelen-Folter für den nächſten Morgen an. Er erblaßte und erſchrack. Er weigerte ſich Speiſe zu ſich zu nehmen, und brachte die ganze Zwiſchenzeit verſenkt in unbeſchreiblicher Traurigkeit zu. Noch ſchwieg er. Aber als die beſtimmte Stunde kam; als er wirklich das Jammergeſchrey ſeines Weibes vernahm; da bath er um Gottes Willen nur damit einzuhalten, weil er gern

und zu ergänzen suchte, traf sie hier das gewöhnliche Schicksal aller derjenigen Heere, die nicht aus bloßen Landskindern und Freywilligen bestehen, — die Unannehmlichkeit, viel Ausreisser zu haben. Mancherley Mittel, diesem Übel Grenzen zu setzen, wurden versucht; keines fruchtete hinlänglich. Endlich kam es dahin, daß alle Schildwachen, zumahl auf etwas entlegnen Posten, doppelt ausgestellt wurden; daß immer ein alter zuverlässiger Krieger neben einen jüngern Ausländer zu stehen kam; und daß im eigentlichsten Sinne des Worts diese Beyde nicht nur ihren Posten, sondern auch sich gegenseitig bewachten.

Einst saßen zu Löbau in der Oberlausiz einige preußische Soldaten im Bierhause beysammen, sprachen von dieser neuen Einrichtung, und meinten größten Theils: daß es nunmehr auf jeden Fall sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sey, durchzugehen. — „Possen! rief Einer von ihnen: wenn ich sonst Lust hätte, Reißaus zu nehmen, mein Wachtkamerade sollte mich doch nicht hindern." — „Weil er vielleicht mitginge?" — „Nicht doch! da wüßte ich noch andern Rath!" — „Und welchen?" — Ich suchte weiter nichts, als ein einziges Mahl sein Gewehr in die Hand zu bekommen; und schüttete oder blies ihm dann das Pulver von der Pfanne." — „Nun, und das nüzte?" — „Unendlich viel! Ich liefe dann vor seinen Augen davon, sicher, daß er mir nicht nachschießen könnte!"

Man lachte über diesen Einfall, und sprach bald darauf von etwas Anderm. Aber ein junger Bursche, der mit an diesem Tische saß, erst seit zwey Monathen die Muskete trug, und gerade so lange sie auch gern — wieder los geworden wäre, lachte nicht viel mit,

sondern dachte bey sich selbst: das Mittel will ich mir merken! Vier oder fünf Tage nachher kam er wirklich selbst auf einen etwas entlegenen Posten zu stehen; versuchte jenen Kunstgriff, und entkam. — Aber nicht allzu weit! Er war zwar richtig schon außer Gefahr; da er aber, einfältig genug, erst nach seiner Heimath zulief, um allda Abschied von seinem Mädchen zu nehmen, so fand ihn eine nachsetzende Patrouille und brachte ihn zurück. Beym Verhöre war eine der ersten Fragen: Wie er zu diesem Einfalle gekommen sey? Er hätte ihn dreist für seinen eigenen ausgeben können; aber er gestand Alles nur allzu aufrichtig.

Sogleich ward der Erstere auch verhaftet. Jenes Gespräch ward ihm vorgehalten; er konnte oder mochte dasselbe nicht läugnen. Das Standrecht erkannte: dem Ausreisser zwey Tage Spießruthen, dem unvorsichtigen Redner den Strang! Vergebens suchte Dieser sich zu entschuldigen; bewies, daß er mit keinem Athem daran gedacht, selbst zu entweichen: daß er nur aus Unvorsicht etwas heraus geschwatzt, was er freylich sich als möglich vorgestellt, doch keineswegs selbst zu thun vorgenommen habe. — Alles Dieß ward ihm geglaubt. „Aber er hat, hieß es, Rathschläge ertheilt, die den König um noch mehrere seiner Soldaten bringen können. Er hat Anlaß zu Complotten gegeben! Er ist strafbarer, als der Ausreisser selbst!" — Die Strafe erging wirklich. Ob man dieses Urtheil Gerechtigkeit oder Todschlag nennen konnte, mögen Andere entscheiden.

Die geopfetten Kinder.

In der Neumark lebte vor einigen Jahren ein Schäfer; ein Mann, der bey Allen, die ihn kannten, den Ruf eines ehrlichen, ſtillen, frommen Mannes hatte, und ihn auch wirklich verdiente; vielleicht ein wenig allzu ſtill, allzu fromm; denn er war ein Herrnhuter.

Einſt, als er auf dem Felde hinter ſeiner Heerde ging, geſellte ſich zu ihm der Schulmeiſter des Dorfs, ſein Freund und Glaubensgenoſſe. Ihre Geſpräche lenkten ſich bald von häuslichen Gegenſtänden auf Angelegenheiten der Religion und des Herzens; und der Schäfer konnte nicht Worte genug finden: wie glücklich er ſich jetzt in dieſem Puncte fühle.

„Endlich, ſprach er mit innigem Ton, hat Gott mein Gebeth erhört; hat mir nach manchem harten Kampf ſeinen Frieden geſchenkt; hat mich des wahren Glaubens theilhaftig werden laſſen! O wie ſo wohl mir dabey iſt! Wie ganz gewiß ich mit keinem Fürſten tauſchen würde!"

Er fuhr noch lange in dieſem Tone fort, bis er ein gewiſſes Kopfſchütteln bey dem Schulmeiſter bemerkte, das ihn Wunder nahm, und nach deſſen Urſache er fragte.

„Es iſt wohl recht gut, lieber Bruder, um eine ſolche Seelenruhe, war Jenes Antwort: auch zweifle ich nicht, daß es ganz heimlich mit deinem Herzen ſtehen mag. Aber unſer jetzige Glaube — unſer jetzige Glaube — ſo ganz lauter wie der Glaube der Alten mag er doch wohl nicht ſeyn."

„Und warum ſollte er das nicht, lieber Bruder? Ich habe ja ſo andächtig zu Gott gebethet; ſo ganz in die Wunden des Lammes mich geflüchtet, und empfinde auch dafür ſo eine Heiterkeit, ſo eine Gewißheit meiner Verſöhnung — —

„Alles ſchon gut! recht gut! Aber den Glauben der Patriarchen? den Glauben Abrahams, der Gott ſeinen einzigen Sohn darbrachte; wer kann den jetzt noch zu beſitzen hoffen?

Hätte der Schulmeiſter auch nur den hundertſten Theil der Wirkung ſich gedacht, den dieſe unglücklichen Worte auf den armen Schäfer hatten, gewiß würde er ſich vor ihnen ſorgfältig gehüthet haben. Traurig, in tiefe Gedanken verſenkt, in ſeinem Glauben erſchüttert, ging Dieſer nun den ganzen Tag ſeiner Heerde nach; hörte und ſah nichts rund um ſich her; erwiederte, als er heim kam, nur kalt die Liebkoſungen ſeiner Gattinn und Kinder; verſchmähte, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, ſein kleines Abendbrot, und hielt ſelbſt ſeine Bethſtunde ohne Freudigkeit.

Die Ruhe ſeiner Seele, ſeine feſte Zuverſicht auf göttliche Gnade war verſchwunden. Tauſend Mahl las er in der Bibel das zwey und zwanzigſte Kapitel des erſten Buch Moſes von der Aufopferung Iſaaks. Sie war ſein einziger Gedanke, des Tags über und wenn er ſchlaflos auf ſeinem Lager lag; ſie war ſein Traum

in jedem Morgenſchlummer; raſch fuhr er dann auf und flehte mit gefalteten Händen, mit unterdrücktem Schluchzen und deſto häufigern Thränen zu Gott: auch ihn mit dem Glauben Abrahams zu beſeligen.

So rang er ein Paar Wochen lang; und achtete ſich endlich ganz mit dem Heldenmuthe geſtärkt, den die Aufopferung ſeiner Kinder erfordere. Seit geraumer Zeit war er nicht freudiger und heiterer aufgeſtanden, als an dem Morgen dieſes dazu feſtgeſetzten Tages. Seine Gattinn merkte ſolches und freute ſich dieſer Änderung; er ſelbſt verrichtete ſeine Hirtenarbeit mit größter Genauigkeit, und kam dann heim, ſein eigenes Vieh zu melken.

Er war Vater von drey Söhnen, und bisher immer der beſte Vater geweſen. Seine Kinder liebten ihn daher zärtlich, und folgten ihm, wo er ging und ſtand, fleißig nach. Vorzüglich pflegte der kleinſte, ſein Augapfel, ein Knabe von zwey bis drey Jahren, ihm beym Melken nachzulaufen, mit der Bitte: daß er ihn doch in die Gelte ſetzen und hin und her ſchaukeln möchte. Alle dieſe Kleinigkeiten geſchahen auch heute. Dann aber, als er alle Pflichten des ganzen Tages erfüllt zu haben glaubte, entfernte er unter irgend einem Vorwand ſeine Frau; rief ſeine drey Söhne zu ſich, und verſchloß ſich mit ihnen in der Stube.

Kaum hatte er Dieß gethan, als er eine Axt ergriff und damit dem Älteſten von ihnen den Kopf zerſpaltete; dem Zweyten, der erbärmlich zu ſchreyen anfing, widerfuhr ſogleich ein Gleiches; aber der Jüngſte, der ängſtlich ſeine Füße umſchlang, mit Thränen ihn nicht auch zu tödten bath, erſchütterte auf einige Minuten ſeinen feſten Entſchluß. Es war ſein Liebling!

ſein Jüngſter! ſein Letzter! Zwey Opfer hatte er, ſeinem Bedünken nach, Gott ſchon dargebracht! Der Arme bath ſo innig! — Alles Dieß, geſtand er nachmahls oft, bewegte das Innerſte ſeines Herzens. Er bethete aufs flehentlichſte zu Gott, ihn mit Kräften auszurüſten; und das Werkzeug des Tödtens entſank aus ſeiner Hand. Aber der Gedanke: Was opfere er denn eigentlich Gott, wenn er nicht auch ſein Letztes und Liebſtes ihm opfern wolle? gab ihm endlich Muth genug, Vaterherz und Menſchenſchwäche zu überwinden, und der arme Knabe ſank mit zerſchmettertem Haupte zu Boden. — Ganz gelaſſen hob er nun alle drey Leichen von der Erde empor, trug ſie auf ſein Bett, und zog die Decke über ſie.

Allein das Geſchrey der Unglücklichen war bis zur Mutter gedrungen; ſie lief erſchrocken herzu, und verlangte, da ſie die Stubenthür verſchloſſen fand, ſo ungeſtüm hereingelaſſen zu werden, daß er ihr endlich, obſchon mit den Worten: Ach bleib draußen, Mutter! es iſt des Elends bereits genug darin! aufmachte. Ihr Entſetzen beym Anblick des Blutes in der Stube, ihr noch größeres bey Wegreiſſung der Decke, können Gedanken nur mühſam, Worte unmöglich faſſen. Seine Ruhe hingegen blieb unerſchüttert. Er weinte auf ihre Leichname; aber er blieb dabey: es ſey verdienſtlich, ſie geopfert zu haben; ließ ſich willig ins Gefängniß führen, und behauptete auch dort ſeine Gelaſſenheit.

Was ſeinen Richtern Ehre macht, iſt: daß ſie nicht auf Todesſtrafe, ſondern auf lebenslängliches Zuchthaus ſtimmten; und König Friedrich, als er dieß Urtheil unterſchreiben ſollte, ſtrich auch jenes Wort noch aus, und ſetzte dafür Tollhaus!

Die Seelen-Folter.

Bey einer ſehr großen jüdiſchen Diebesbande, die ſich um das Jahr 1753 im fränkiſchen Kreiſe furchtbar genug zu machen wußte, und die endlich in Coburg beym Einbruch in eine dortige Goldfabrik entdeckt wurde, zog man unter Andern auch einen gewiſſen Moſes Hoyum ein. Das Geſtändniß ſeiner Mitgenoſſen ſowohl, als auch eine Menge anderer Umſtände zeigten deutlich, daß er nicht nur Helfershelfer und Theilnehmer, ſondern auch Anſtifter und Oberhaupt von faſt unzähligen Räubereyen geweſen ſey. Nichts fehlte zur Gewißheit noch, als — ſein eigenes Geſtändniß; aber eben daſſelbe war auf keine Art und Weiſe von ihm zu erhalten. Ob man ihm drohte oder zuredete; ob man ihn zehnfach verhörte; ob man das Bekenntniß ſeiner Mitgefangenen ihm vorlas; ob man ſie perſönlich ihm unter die Augen ſtellte, und durch ihre Vorwürfe und Vorſtellungen ihn zum Mitgeſtändniß aufforderte; ob man endlich auch ſogar zur Folter ſchritt und hart genug damit gegen ihn verfuhr; — nichts half! Er beharrte auf ſeiner Unſchuld und auf dem hartnäckigſten Läugnen.

Eben dieſer Moſes Hoyum hatte ein Weib, die noch jung und hübſch, auch bey allen jenen Diebſtählen

wenig oder faſt gar nicht mit beſchwert war. Höchſtens ein Paar Kleinigkeiten von Mitwiſſenſchaft, Hehl und Verkauf konnten ihr — ja auch das nicht ganz erwieſen! — beygemeſſen werden, und die Haft, in welcher ſie gehalten wurde, war daher auch weit gelinder, als die Haft der Übrigen. Dieſes Weib liebte Moſes auf das innigſte. Von ſich ſprach er faſt nie; aber ſie war der Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Bekümmerniſſe. Für ſie ſparte er ſich von dem wenigen Gelde, das er zum Unterhalt erhielt, beynahe die Hälfte ab; für ſie nur bath er bey jeder Gelegenheit, und fragte jeden Tag: wie es ihr gehe? Ob man ihr auch ein Leid zugefügt habe? und ſo weiter. — Einſt, als er wieder dieſe Frage ergehen ließ, ward der Kerkermeiſter aufmerkſamer als bisher; dachte ein wenig nach; ging dann zum Vorſitzer der Gerichte, und verſicherte: Nun habe er das Marter-Inſtrument gefunden, welches dem Räuber gewiß ſein Geſtändniß entreiſſen ſolle. Er begehre nichts, als die Erlaubniß: die junge Hoyum im Nebenzimmer ihres Mannes ſtäupen zu laſſen; daß er die Anhörung ihrer Wehklage und ihre Verſchonung überhaupt durch ſein Geſtändniß gewiß abkaufen werde, dafür ſey er Bürge.

Dieſe grauſame Erlaubniß ward ihm ertheilt; noch den Abend kündigte man Hoyum jene Seelen-Folter für den nächſten Morgen an. Er erblaßte und erſchrack. Er weigerte ſich Speiſe zu ſich zu nehmen, und brachte die ganze Zwiſchenzeit verſenkt in unbeſchreiblicher Traurigkeit zu. Noch ſchwieg er. Aber als die beſtimmte Stunde kam; als er wirklich das Jammergeſchrey ſeines Weibes vernahm; da bath er um Gottes Willen nur damit einzuhalten, weil er gern

Alles gestehen wollte; und was keine körperliche Qual von ihm erpreßt hatte, erpreßte Liebe in der ersten Minute.

In einem Briefe von C. datirt, ohne Unterschrift, erhielt ich diese Anecdote. „Sie sey, sagte „der Briefschreiber, aus einer damahls öffentlich ge„druckten, actenmäßigen Nachricht, und buchstäblich „wahr." — Da ich diese gedruckte Nachricht nie sah, so kann ich freylich die Anecdote selbst auch nur unter der Bürgschaft liefern, mit welcher ich sie empfing. Wenn sie aber pünctlich wahr ist, wie mir aus Angabe der Nahmen, des Orts und der Jahrzahl scheint, so ist sie immer kein ganz unverächtlicher Beytrag, nicht etwa zur Macht der Liebe, selbst über rohe Seelen, — denn diese Macht ist längst unbezweifelt! — sondern auch zu der traurigen Wahrheit: wie ungerecht oft Richter verfahren können, indem sie der Gerechtigkeit einen Dienst zu leisten glauben.

Mord-Entdeckung durch Träume.

In einem anſehnlichen Dorfe*) des Cantons B** lebte der Schulze W** (wiewohl er noch kaum ſechs und dreyßig Jahre alt ſeyn mochte), ſchon in der dritten Ehe. Seine erſten beyden Weiber, gegen welche er ſich immer äußerſt gut und freundlich betragen hatte, waren ihm im erſten Wochenbette, und zwar Beyde ſehr ſchnell geſtorben. Die Dritte, die er jetzt hatte,

*) Auch dieſe Geſchichte habe ich von unbekannter Hand, wahrſcheinlich aus der Schweiz, eingeſchickt erhalten. Dieſes Incognito, und weil mir immer iſt: als hätte ich ſchon irgend wo eine ähnliche Geſchichte geleſen, bewegt mich zu dem Wunſche: daß man ſie hier auch nur als eine Zugabe betrachte. — Sollte ſie wirklich ſchon irgend wo gedruckt ſeyn, ſo bitte ich um Verzeihung. An fruchtloſer Mühe mich davon zu überzeugen, habe ich gewiß es nicht mangeln laſſen. Sie ganz zu verwerfen glaubte ich mich doch nicht berechtigt. Daß ich übrigens die Träume des Vaters von der Ermordeten nicht für eine übernatürliche Ahndung, ſondern für ein ſehr natürliches Mißtrauen halte, — wie wohl die ſpäte Äußerung deſſelben, und das nachherige Benehmen darauf allerdings merkwürdig iſt, — brauche ich wohl kaum zu erinnern?

und die er ganz vorzüglich zu lieben schien, war ein junges, schönes, starkes und gesundes Weib. Ein Kind, das sie ihm am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe geboren hatte, war wenig Stunden nach der Geburt wieder erblichen; bald darauf ging sie mit dem Zweyten schwanger. Er selbst galt für einen braven, sein Amt mit Einsicht und Redlichkeit verwaltenden Mann, der von seinen Mitbrüdern geliebt und geachtet wurde. Als ihm sein Weib dieß Mahl einen gesunden, rüstigen Jungen — die Kinder der vorigen Frauen waren Mädchen — zur Welt brachte, war er vor Freude fast außer sich. Das halbe Dorf ward zum Kindtaufs-Schmause eingeladen. Die Wöchnerinn selbst befand sich nach der Geburt so gut als immer möglich. Dieß Mahl konnte der Schulze gewiß ohne Sorgen seyn, die Gattinn zu verlieren!

Dennoch, am dreyzehnten oder vierzehnten Tage, als er gerade in Amts-Geschäften ausgegangen war, und am Ende des Dorfes sich befand, kam ihm einer seiner Dienstbothen mit der Schreckens-Post nachgeeilt: Man habe seine junge Frau todt im Bette gefunden. Ohne Zweifel müsse ein Schlag-Fluß sie getroffen haben. — Selbst beynahe halb todt sank der Schulze bey dieser Nachricht auf die nächste Bank. Mit Mühe brachte man ihn zur Besinnung zurück. Kaum war er seiner wieder bewußt, so eilte er heim, warf sich auf den Leichnam seines Weibes; heulte, schrie, jammerte — fast mehr, als sich für einen Mann geziemt; was nur Chyrurgus, Hebamme und die alten Weiber des Dorfes riethen, ließ er versuchen, um die Erblichene in das Leben zurück zu bringen. Doch der Tod gab, nach gewöhnlicher Weise,

seine Beute nicht heraus; und die junge, früh verstorbene Wöchnerinn ward am dritten Tage beerdiget.

Sie hatte, als sie starb, keine Mutter mehr am Leben, wohl aber noch einen Vater, dessen einziges Kind sie war, und von dem sie unsäglich geliebt wurde. Daß Dieser ebenfalls bitterlich bey ihrem Leichenbrete und an ihrem Grabe weinte, läßt sich leicht denken. Aber was dem ganzen Dorfe höchst unerwartet kam, war: daß eben Dieser, am vierten Tage nach jener Beerdigung vor dem Dorf-Gerichte erschien, und seine Rede allda ungefähr folgender Maßen anbrachte: „Ihr wißt, daß ich eine Tochter verloren „habe, die mir über Alles werth war. Sie lebte mit „dem Schulzen hier in einer Ehe, die mir immer als „äußerst glücklich vorkam. Ihre Gesundheit schien unverwüstlich zu seyn. Ich hoffte nichts Gewisseres, als „daß sie mir einst die Augen zudrücken sollte. Jetzt ist „sie plötzlich gestorben; wie mich Das schmerzt — nein, „das läßt sich nicht aussprechen. Aber um meinen Jammer recht überschwenglich zu machen, sehe ich sie, „seit ihrer Beerdigung, alle Nächte im Traume. Sie „deutet dann auf das Grab hin, und sagt mir: Sie „sey ermordet worden. Es ist freylich nur ein Traum. „Aber zu meiner Beruhigung erlaubt mir nur das Einzige, daß ich sie noch ein Mahl ausgraben und besichtigen lassen darf!"

Man fand diese Bitte sehr unstatthaft; man war eben im Begriff sie ihm ganz abzuschlagen, als der gebeugte Vater bey seinem Verlangen noch einen Fürsprecher fand; und Dieser war — der Schulze selbst. „Bey diesem Todesfall habe Niemand," sagte er, „so „viel oder wenigstens mehr, als Er, verloren. Das

„Leben der Verblichenen mit zwey Drittheilen seines „Vermögens zu erkaufen, sey er gern bereit. Auch „ihm, wenn er oft für sich allein nachdenke: wie un„erwartet ihn dieser Schlag getroffen; dann sey ihm „auf Augenblicke: als wäre Dieß alles unmöglich! als „wäre die Gestorbene nicht todt! Um so minder könne „der Schmerz des Vaters ihn befremden; und selbst der „Verdacht der Ermordung ihn beleidigen. Freylich „habe der Vater nicht gesagt: Wen er für den Mör„der halte. Aber um so wichtiger sey es, auch den „kleinsten Schein des Argwohns zu zerstreuen; und er „begehre nun selbst, daß der Leichnam zur Besichtigung „wieder ausgegraben werde."

Jetzt hatte Niemand weiter etwas dagegen einzuwenden. Die Ausgrabung ging noch diesen Morgen vor sich. Chyrurgus und Hebamme — kein Arzt war in der Nähe! — wurden zur Besichtigung gerufen. An andern gültigen Zeugen gebrach es auch nicht. Aber am ganzen Leichnam fand sich nicht die kleinste Spur einiger Gewaltthat. Einige blaue Flecke an der linken Seite galten für deutliche Kennzeichen des Schlagflusses. Das einstimmige Urtheil Aller, die es verstanden, oder zu verstehen glaubten, war: Natürlicher Tod! Der Leichnam ward wieder in Sarg und Gruft gebracht. Der Geistliche sprach dem jammernden Vater Trost zu. Der Schulze, der ebenfalls häufige Thränen vergossen, ließ gegen diesen Letztern auch nicht ein Sonnenstäubchen von Unwillen blicken. „Gott gebe uns Beyden „Linderung unseres Jammers!" Das war sein frommer inniger Wunsch, als sie vom Gottesacker wieder heim gingen.

Vier bis fünf Tage verstrichen abermahls. Im Dorfe sprach fast Niemand mehr von jenem Todesfalle, als plötzlich wieder der Vater vor Gericht erschien. — Was er begehren wolle, sagte er, davon sehe er selbst das Sonderbare, beynahe Unbillige ein; und dennoch könne er seinen innern Drang nicht bezähmen. Immer noch, wo er gehe, stehe und liege, verfolge ihn die qualvolle Vorstellung: Deine Tochter ist doch ermordet, und zwar von ihrem Manne ermordet worden! — Warum? und Wie? das wisse er nicht. Daß man keine Spur an ihrem Körper gefunden habe, sagte er sich allstündlich selber vor. Dennoch könne er nicht ruhen; dennoch wollten jene Träume und das Bild seiner jammernden Tochter von seinem Lager nicht weichen; und er bitte, flehe, beschwöre sie daher, nur noch eine Besichtigung anzuordnen."

Die Gerichte staunten, sehr natürlich, jetzt noch mehr, als das erste Mahl. Diese Bitte schien ihnen ein wahrer Unsinn zu seyn. Die Beleidigung ihres Oberhauptes verdroß sie; der Schulze selbst blieb nicht mehr, was ihm auch Alle verziehen, bey seinem ersten Gleichmuth. — „Er sey, sagte er, nun nahmentlich von seinem Schwiegervater der schändlichsten Bosheit beschuldigt worden. Nur die einzige Vorstellung: daß der Kummer des Alten in Wahnsinn übergehe, könne ihn noch ein wenig besänftigen, und von gerechter Klage zurückhalten. Schon sey der Leichnam seiner seligen, geliebtesten Frau einmahl vergebens in der Ruhe gestört worden. Zur Gewissenssache werde es ihm, Dieses noch öfters zu thun. Nicht der geringste Grund zu jenem schmählichen Verdacht sey vorgebracht worden. Billig verdiene daher auch jene Bitte Abwei-

sung und Bedrohung im Wiederhohlungsfall. Indeß da er seines guten Nahmens und der Befriedigung jenes alten, ihm sonst ehrwürdigen Vaters halber, eher zu viel als zu wenig thun wolle, so lasse er sich Alles gefallen, was man beschließen werde." — Man wollte nun den Greis abweisen; allein dieser fuhr so inständig zu bitten fort, daß man doch am Ende noch ein Mahl ihm nachgab. Der Leichnam ward wieder ausgegraben.

Jetzt, da der Körper so lange schon in der Erde war, fing er bereits sehr merklich an, in Fäulniß überzugehen. Die Personen, die ihn besichtigten, wozu noch ein neuer Chyrurgus genommen worden, mußten daher sehr behuthsam mit ihm umgehen, und fällten dann — ganz den vorigen Ausspruch. Eben war man im Begriff ihn wieder in den Sarg zu legen, als der alte Mann, der dieß Mahl gleichsam in Betäubung da gestanden hatte, sobald er vernahm: Man finde auch jetzt nichts Verdächtiges! auf ein Mahl ausrief: Nun, so muß ich mich wenigstens mit eigenen Augen, mit meiner eigenen Hand davon überzeugen! — Er faßte, indem er Dieß sprach, den Leichnam seiner Tochter; hob ihn empor; fing an ihn zu berühren; und ein Ungefähr — oder warum Ungefähr? wahrscheinlich eine Bestimmung vielmehr! — machte, daß er gleich zuerst unter die linke Brust griff, und ihr diese empor hob. — In diesem Augenblick stürzte der Schulze mit dem Schrey zusammen: Ich bin verloren. Er hat es entdeckt!" — Mit welcher Bestürzung man ihm zu Hülfe kam, läßt sich vermuthen. Seine ersten Worte, als er die Augen wieder aufschlug, waren: „Ich will ja Alles bekennen! Ich habe sie ermordet! Gerade dort ermordet!

Nur noch ein Paar Augenblicke Zeit laßt mir." — Man drang eben dieſes Begehrens halber noch ſtärker in ihn, ſich genauer zu erklären. Die Summe ſeines Geſtändniſſes war dieſe:

Der Schändliche hatte wirklich alle ſeine drey Weiber ermordet! Nicht aus Haß, nicht aus Überdruß; aus Habſucht vielmehr! Alle Drey waren vermögend geweſen; alle Drey hatte er zu beerben, und dann nach einer Neuen ſich umſehen zu können, gewünſcht. Deßwegen legte er nicht eher Hand an ſie, bis ſie ein lebendes Kind ihm geboren hatten; und auch nur um dieſe Zeit ſchien es ihm möglich, ſeinen verruchten Plan unentdeckt auszuführen. Mit einem dünnen, dreyſchneidigen Eiſen — einer Ahle, wie ſie die Schuſter brauchen — durchſtach er ihnen dann den Ort unter der linken Bruſt, wo das Herz liegt; ſtieß das Eiſen ſelbſt mit hinein. Die dreyeckige Wunde ſchloß ſogleich wieder. Der um dieſe Zeit faſt übervolle, durch ſein Gewicht herabhängende, weibliche Buſen verdeckte jetzt ſelbſt das faſt unmerkliche, und doch tödtlich geweſene Fleckchen. Da er ſich immer dann, wann ſie ſchliefen, an ihr Lager ſchlich, ſo war dieſe entſetzliche That das Werk eines Augenblicks. Die erſten beyden Frauen waren mit einem einzigen halblauten Ausruf geſtorben. Die letztere, ſagte er nachher aus, habe etwas mehr gelitten; habe gerufen: Gott! Gott! Du tödteſt mich! Aber es wird nicht ungerächt bleiben. — Auch habe er ſich wirklich nach ihrem Tode mehr, als bey den Vorigen, ein Gewiſſen daraus gemacht. Doch habe er gehofft, daß man nichts entdecken werde, und daher ſelbſt auf die Ausgrabung, wenigſtens das erſte Mahl, geſtimmt. — Jener Ausruf, als der Vater

und die er ganz vorzüglich zu lieben schien, war ein junges, schönes, starkes und gesundes Weib. Ein Kind, das sie ihm am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe geboren hatte, war wenig Stunden nach der Geburt wieder erblichen; bald darauf ging sie mit dem Zweyten schwanger. Er selbst galt für einen braven, sein Amt mit Einsicht und Redlichkeit verwaltenden Mann, der von seinen Mitbrüdern geliebt und geachtet wurde. Als ihm sein Weib dieß Mahl einen gesunden, rüstigen Jungen — die Kinder der vorigen Frauen waren Mädchen — zur Welt brachte, war er vor Freude fast außer sich. Das halbe Dorf ward zum Kindtaufs-Schmause eingeladen. Die Wöchnerinn selbst befand sich nach der Geburt so gut als immer möglich. Dieß Mahl konnte der Schulze gewiß ohne Sorgen seyn, die Gattinn zu verlieren!

Dennoch, am dreyzehnten oder vierzehnten Tage, als er gerade in Amts-Geschäften ausgegangen war, und am Ende des Dorfes sich befand, kam ihm einer seiner Dienstbothen mit der Schreckens-Post nachgeeilt: Man habe seine junge Frau todt im Bette gefunden. Ohne Zweifel müsse ein Schlag-Fluß sie getroffen haben. — Selbst beynahe halb todt sank der Schulze bey dieser Nachricht auf die nächste Bank. Mit Mühe brachte man ihn zur Besinnung zurück. Kaum war er seiner wieder bewußt, so eilte er heim, warf sich auf den Leichnam seines Weibes; heulte, schrie, jammerte — fast mehr, als sich für einen Mann geziemt; was nur Chyrurgus, Hebamme und die alten Weiber des Dorfes riethen, ließ er versuchen, um die Erblichene in das Leben zurück zu bringen. Doch der Tod gab, nach gewöhnlicher Weise,

seine Beute nicht heraus; und die junge, früh verstorbene Wöchnerinn ward am dritten Tage beerdiget.

Sie hatte, als sie starb, keine Mutter mehr am Leben, wohl aber noch einen Vater, dessen einziges Kind sie war, und von dem sie unsäglich geliebt wurde. Daß Dieser ebenfalls bitterlich bey ihrem Leichenbrete und an ihrem Grabe weinte, läßt sich leicht denken. Aber was dem ganzen Dorfe höchst unerwartet kam, war: daß eben Dieser, am vierten Tage nach jener Beerdigung vor dem Dorf-Gerichte erschien, und seine Rede allda ungefähr folgender Maßen anbrachte: „Ihr wißt, daß ich eine Tochter verloren „habe, die mir über Alles werth war. Sie lebte mit „dem Schulzen hier in einer Ehe, die mir immer als „äußerst glücklich vorkam. Ihre Gesundheit schien unverwüstlich zu seyn. Ich hoffte nichts Gewisseres, als „daß sie mir einst die Augen zudrücken sollte. Jetzt ist „sie plötzlich gestorben; wie mich Das schmerzt — nein, „das läßt sich nicht aussprechen. Aber um meinen Jammer recht überschwenglich zu machen, sehe ich sie, „seit ihrer Beerdigung, alle Nächte im Traume. Sie „deutet dann auf das Grab hin, und sagt mir: Sie „sey ermordet worden. Es ist freylich nur ein Traum. „Aber zu meiner Beruhigung erlaubt mir nur das Einzige, daß ich sie noch ein Mahl ausgraben und besichtigen lassen darf!"

Man fand diese Bitte sehr unstatthaft; man war eben im Begriff sie ihm ganz abzuschlagen, als der gebeugte Vater bey seinem Verlangen noch einen Fürsprecher fand; und Dieser war — der Schulze selbst. „Bey diesem Todesfall habe Niemand," sagte er, „so „viel oder wenigstens mehr, als Er, verloren. Das

„Leben der Verblichenen mit zwey Drittheilen seines „Vermögens zu erkaufen, sey er gern bereit. Auch „ihm, wenn er oft für sich allein nachdenke: wie un„erwartet ihn dieser Schlag getroffen; dann sey ihm „auf Augenblicke: als wäre Dieß alles unmöglich! als „wäre die Gestorbene nicht todt! Um so minder könne „der Schmerz des Vaters ihn befremden; und selbst der „Verdacht der Ermordung ihn beleidigen. Freylich „habe der Vater nicht gesagt: Wen er für den Mör„der halte. Aber um so wichtiger sey es, auch den „kleinsten Schein des Argwohns zu zerstreuen; und er „begehre nun selbst, daß der Leichnam zur Besichtigung „wieder ausgegraben werde."

Jetzt hatte Niemand weiter etwas dagegen einzuwenden. Die Ausgrabung ging noch diesen Morgen vor sich. Chyrurgus und Hebamme — kein Arzt war in der Nähe! — wurden zur Besichtigung gerufen. An andern gültigen Zeugen gebrach es auch nicht. Aber am ganzen Leichnam fand sich nicht die kleinste Spur einiger Gewaltthat. Einige blaue Flecke an der linken Seite galten für deutliche Kennzeichen des Schlagflusses. Das einstimmige Urtheil Aller, die es verstanden, oder zu verstehen glaubten, war: Natürlicher Tod! Der Leichnam ward wieder in Sarg und Gruft gebracht. Der Geistliche sprach dem jammernden Vater Trost zu. Der Schulze, der ebenfalls häufige Thränen vergossen, ließ gegen diesen Letztern auch nicht ein Sonnenstäubchen von Unwillen blicken. „Gott gebe uns Beyden „Linderung unseres Jammers!" Das war sein frommer inniger Wunsch, als sie vom Gottesacker wieder heim gingen.

Vier bis fünf Tage verstrichen abermahls. Im Dorfe sprach fast Niemand mehr von jenem Todesfalle, als plötzlich wieder der Vater vor Gericht erschien. — Was er begehren wolle, sagte er, davon sehe er selbst das Sonderbare, beynahe Unbillige ein; und dennoch könne er seinen innern Drang nicht bezähmen. Immer noch, wo er gehe, stehe und liege, verfolge ihn die qualvolle Vorstellung: Deine Tochter ist doch ermordet, und zwar von ihrem Manne ermordet worden! — Warum? und Wie? das wisse er nicht. Daß man keine Spur an ihrem Körper gefunden habe, sagte er sich allstündlich selber vor. Dennoch könne er nicht ruhen; dennoch wollten jene Träume und das Bild seiner jammernden Tochter von seinem Lager nicht weichen; und er bitte, flehe, beschwöre sie daher, nur noch eine Besichtigung anzuordnen."

Die Gerichte staunten, sehr natürlich, jetzt noch mehr, als das erste Mahl. Diese Bitte schien ihnen ein wahrer Unsinn zu seyn. Die Beleidigung ihres Oberhauptes verdroß sie; der Schulze selbst blieb nicht mehr, was ihm auch Alle verziehen, bey seinem ersten Gleichmuth. — „Er sey, sagte er, nun nahmentlich von seinem Schwiegervater der schändlichsten Bosheit beschuldigt worden. Nur die einzige Vorstellung: daß der Kummer des Alten in Wahnsinn übergehe, könne ihn noch ein wenig besänftigen, und von gerechter Klage zurückhalten. Schon sey der Leichnam seiner seligen, geliebtesten Frau einmahl vergebens in der Ruhe gestört worden. Zur Gewissenssache werde es ihm, Dieses noch öfters zu thun. Nicht der geringste Grund zu jenem schmählichen Verdacht sey vorgebracht worden. Billig verdiene daher auch jene Bitte Abwei-

ſung und Bedrohung im Wiederhohlungsfall. Indeß da er ſeines guten Nahmens und der Befriedigung jenes alten, ihm ſonſt ehrwürdigen Vaters halber, eher zu viel als zu wenig thun wolle, ſo laſſe er ſich Alles gefallen, was man beſchließen werde." — Man wollte nun den Greis abweiſen; allein dieſer fuhr ſo inſtändig zu bitten fort, daß man doch am Ende noch ein Mahl ihm nachgab. Der Leichnam ward wieder ausgegraben.

Jetzt, da der Körper ſo lange ſchon in der Erde war, fing er bereits ſehr merklich an, in Fäulniß überzugehen. Die Perſonen, die ihn beſichtigten, wozu noch ein neuer Chyrurgus genommen worden, mußten daher ſehr behuthſam mit ihm umgehen, und fällten dann — ganz den vorigen Ausſpruch. Eben war man im Begriff ihn wieder in den Sarg zu legen, als der alte Mann, der dieß Mahl gleichſam in Betäubung da geſtanden hatte, ſobald er vernahm: Man finde auch jetzt nichts Verdächtiges! auf ein Mahl ausrief: Nun, ſo muß ich mich wenigſtens mit eigenen Augen, mit meiner eigenen Hand davon überzeugen! — Er faßte, indem er Dieß ſprach, den Leichnam ſeiner Tochter; hob ihn empor; fing an ihn zu berühren; und ein Ungefähr — oder warum Ungefähr? wahrſcheinlich eine Beſtimmung vielmehr! — machte, daß er gleich zuerſt unter die linke Bruſt griff, und ihr dieſe empor hob. — In dieſem Augenblick ſtürzte der Schulze mit dem Schrey zuſammen: Ich bin verloren. Er hat es entdeckt!" — Mit welcher Beſtürzung man ihm zu Hülfe kam, läßt ſich vermuthen. Seine erſten Worte, als er die Augen wieder aufſchlug, waren: „Ich will ja Alles bekennen! Ich habe ſie ermordet! Gerade dort ermordet!

Nur noch ein Paar Augenblicke Zeit laßt mir." — Man drang eben dieses Begehrens halber noch stärker in ihn, sich genauer zu erklären. Die Summe seines Geständnisses war diese:

Der Schändliche hatte wirklich alle seine drey Weiber ermordet! Nicht aus Haß, nicht aus Überdruß; aus Habsucht vielmehr! Alle Drey waren vermögend gewesen; alle Drey hatte er zu beerben, und dann nach einer Neuen sich umsehen zu können, gewünscht. Deßwegen legte er nicht eher Hand an sie, bis sie ein lebendes Kind ihm geboren hatten; und auch nur um diese Zeit schien es ihm möglich, seinen verruchten Plan unentdeckt auszuführen. Mit einem dünnen, dreyschneidigen Eisen — einer Ahle, wie sie die Schuster brauchen — durchstach er ihnen dann den Ort unter der linken Brust, wo das Herz liegt; stieß das Eisen selbst mit hinein. Die dreyeckige Wunde schloß sogleich wieder. Der um diese Zeit fast übervolle, durch sein Gewicht herabhängende, weibliche Busen verdeckte jetzt selbst das fast unmerkliche, und doch tödtlich gewesene Fleckchen. Da er sich immer dann, wann sie schliefen, an ihr Lager schlich, so war diese entsetzliche That das Werk eines Augenblicks. Die ersten beyden Frauen waren mit einem einzigen halblauten Ausruf gestorben. Die letztere, sagte er nachher aus, habe etwas mehr gelitten; habe gerufen: Gott! Gott! Du tödtest mich! Aber es wird nicht ungerächt bleiben. — Auch habe er sich wirklich nach ihrem Tode mehr, als bey den Vorigen, ein Gewissen daraus gemacht. Doch habe er gehofft, daß man nichts entdecken werde, und daher selbst auf die Ausgrabung, wenigstens das erste Mahl, gestimmt. — Jener Ausruf, als der Vater

gerade nach dem Herzen zuerst gegriffen, sey ihm entfahren, er wisse selbst nicht, wie? Denn fast überzeugt sey er jetzt: daß auch Dieser kaum etwas entdeckt haben werde.

Der Schauder, der Alle, die von dieser Unthat hörten, ergriff, und die harte Todesstrafe, die über den Verbrecher verhängt ward, gehören nicht weiter zur Sache selbst.

Die Reue des Sachwalters, über die Rettung des Verbrechers.

Einem Menschen, der dem schimpflichen Tode des Hochgerüstes schon unaufhaltbar sich nahte, doch noch sein Leben gerettet — bloß durch Kunst und Eifer es ihm gerettet zu haben! gewiß dieses Gefühl muß etwas sehr Süßes, sehr Großes, ja fast etwas Göttliches in sich enthalten! Wenn Voltaire die Sirvens und die Martins rettet; wenn Erskine's demosthenische Beredsamkeit das schon auf den Lippen der Geschworenen schwebende Guilty in ein Lossprechungsurtheil verwandelt; und selbst dem allmächtigen Pitt die Schlachtopfer entreißt, die er seiner Minister-Sicherheit zu bringen gedachte: — welcher Biedermann möchte in diesem Augenblicke nicht Erskine zu seyn wünschen! Nicht etwa, weil das Volk sich vor seinen Wagen spannte, — denn, guter Gott, vor welchen Wagen hat sich nicht schon das Volk gespannt! — sondern weil das eigene Herz ihm dann die schönste Bürgerkrone biethen mußte.

Indeß, daß es dennoch Fälle geben kann, wo selbst der schönste, edelste aller Wünsche, der Wunsch, ein Menschenleben zu retten, Beschränkung leidet;

daß zumahl derjenige Sachwalter, der gern jeden Verbrecher, wo möglich, vom Tode befreyen möchte, in Lagen kommen kann, wo ihn sein Gewissen für jene Mühe nicht mit Freude belohnt, sondern mit Reue bestraft; auch Dieß ist unbezweifelt. Unter mehrern Beyspielen, die mir desfalls bekannt wurden, wähle ich nur Eines aus; theils weil ich den größten Theil dieser Geschichte aus dem Munde der Hauptperson selbst erfuhr; theils weil sie die nicht ganz allgemeine Eigenschaft besitzt, daß ihr Anfang und Mittel warnt, ihre Schluß-Wendung zur Nachfolge aufmuntert.

In Chur-S — und andern deutschen Staaten ist es bekannte Sitte, daß jungen Advocaten die Vertheidigung eingezogener Verbrecher von Gerichtswegen zugetheilt wird. Es ist sehr begreiflich, daß bey solchen Vertheidigungs-Schriften die Verfasser keinen großen baren Gewinn, aber wohl Gelegenheit sich auszuzeichnen, und für die Zukunft zu empfehlen finden; und es ist noch augenscheinlicher, daß Diejenigen, welche ein wahres Ehrgefühl und den Wunsch sich weiter zu bringen besitzen, keine Mühe sparen, um ihre Sache recht gut zu machen. — Doktor P., später nachher einer der angesehensten Rechtsgelehrten in**, und von erster Jugend an mit einem beträchtlichen Antheil von Ehrgeiz begabt, schritt vor ungefähr sechs und dreyßig Jahren nun eben von akademischer Laufbahn ins eigentliche bürgerliche Leben, als er jener Gewohnheit nach die Vertheidigung eines Menschen empfing, dessen Hals allem Ansehen nach schon so gut als halb geliefert war. Er saß Straßenraubes halber. Mehrere seiner Spießgesellen hatten ihn angegeben, und

zum Theil ihre Aussage bereits durch den Tod bekräftigt. Verschiedene gestohlene Sachen waren bey ihm gefunden worden. Das Zeugniß seiner Nachbarn beschuldigte ihn eines zügellosen, wüsten Lebens. Er selbst wußte sich durch nichts zu vertheidigen, als durch bloßes Läugnen. Da er hierauf unerschütterlich verharrte, so kam das Urtheil: Inquisit sey peinlicher Maßen zu befragen.

Aber freylich an dieser Art von Frage war Inquisiten verzweifelt wenig gelegen. Er war im Grunde eben so weichlich als nichtswürdig; eben so furchtsam, wenn Schmerzen und Gefahr ihm näher rückten, als trotzig, wenn er sie noch weit entfernt vermuthete. In einem Gespräch unter vier Augen erklärte er D. P*n geradezu: „Er sey zwar an jenen Diebstählen so schuldlos wie ein ungebornes Kind. Aber ehe er sich viel an seinen Daumen quetschen, an seinen Füßen sägen, an seinen Armen renken lasse, eher gestehe er Alles, was man begehre. Sein unschuldiges Blut werde dann zeitig genug Stadt und Gerichte hart drücken!"

Wie viel es mit dieser Unschuld und diesem Druck zu bedeuten habe, begriff D. P. vollkommen wohl; dennoch mißfiel ihm jener gutmüthige Vorsatz herzlich. Seine ganze Schutzschrift war dann vergebene Arbeit; die Hoffnung sich beym Publikum und seinen Zunftgenossen in Achtung zu setzen, fiel dann wenigstens für dieß Mahl hinweg. Dem Verbrecher selbst konnte daher kaum vielmehr an Abwendung der gedrohten Folter liegen, als seinem Vertheidiger. Er forschte sorgfältig: ob der Gefangene keinen Leibschaden habe? — „Nicht den geringsten!" — Oder sonst den Hang zu einer schweren Krankheit? — „Auch das nicht, dem

„Himmel ſey Dank! Nur aus dieſem verzweifelten „Käfig heraus, und ich befinde mich wahrſcheinlich „wie ein Fiſch im Waſſer." — D. P. hätte heimlich berſten mögen über dieſe Geſundheit. Immer noch nicht abgeſchreckt fuhr er lange mit Fragen fort, bis er vernahm: „Inquiſit habe ſchon mehrmahls Anfälle „von Hämorrhoiden gehabt."

Auch damit entſchloß ſich D. P. ſein Heil zu verſuchen. Drey oder vier Ärzte wurden befragt: Ob Anlage zur goldenen Ader durch die Folter nicht zur tödtlichen Krankheit werden könne? Alle meinten: o nein! Zuletzt verſicherte doch ein Fünfter: Möglich ſey es allerdings! Schon dieſe Möglichkeit genügte. Der Arzt ward dringend um ein ausführliches Gutachten erſucht. Zum Glück war es gerade ein Mann von Kopf, dem es für ſeine Meinungen ſelten an Gründen fehlte. Was er als bedenklich angab, wußte der Rechtsgelehrte zum Höchſtgefährlich aufzuſtutzen. Die Vorſtellung gegen alle peinliche Befragung ward eingereicht, und fand — der Himmel weiß durch welchen Zufall! — günſtige Richter. Dem Inquiſiten ward, ſtatt der Folter, der Reinigungs-Eid zuerkannt. Daß er dieſen ſchwur, verſteht ſich von ſelbſt. Die Todesſtrafe blieb nun aus; doch ward ihm, einiger kleinen unläugbaren Diebſtähle und Diebshehlereyen wegen, dreyjährige Zuchthausſtrafe zuerkannt. Er überſtand ſie, und ging dann von dieſer hohen Schule der Verbrecher, wahrſcheinlich mit mancher neuen Kenntniß ausgerüſtet, wieder aus, um ſeine Praxis weiter fortzuſetzen. Er verſchwand; dreyzehn oder vierzehn Jahre hörte kein Menſch eine Sylbe von ihm.

D. P. hatte also dieß Mahl seine Absicht vollkommen erreicht; hatte bey seinen Mitbrüdern Lob und Neid eingeerntet; ging bald zu Rechtshändeln besserer Art — das heißt, die mehr einbrachten! — über; heirathete, ward Vater, galt für einen der erfahrensten Practiker im Lande, und vergaß jenes Vorfalls fast ganz. Nur wenn zuweilen ein jüngerer Anfänger seinen Rath in mißlichen Kriminal-Fällen begehrte, erzählte er lachend das Kunststückchen, um darzuthun: daß auch gegen verzweifelt scheinende Übel sich manchmahl ein Mittel ausfindig machen lasse.

Einst, als er im Verdauungsstündchen sich mit der Halb-Arbeit des Zeitungslesens den Schlaf, — ich weiß nicht, ob vertreiben oder befördern wollte, fiel ihm ein Artikel, aus der Schweiz geschrieben, ins Auge, der also lautete: „Zu B. ist den zehnten Sep„tember, Friedrich Schulze, ein Böswicht und viel„facher Mörder, der hoffentlich seines Gleichen wenig „hat, verdienter Maßen von unten herauf gerädert „worden; und ist gestorben, wie er lebte." Wohl drey Mahl überlas D. P. betroffen diese Zeilen; aller Mittagsschlaf verging ihm. Friedrich Schulze hieß der Verbrecher, den er ehemahls von der Folter losgeschwatzt hatte. Daß es der Nichtswürdigen, die diesen Nahmen führten, mehrere geben könne, das unterlag freylich keinem Zweifel. Doch befremdete ihn dieses Übereintreffen; doch verfolgte ihn nun der Gedanke: Wie? wenn es eben derselbe wäre! auf jedem Schritt und Tritt. Da er Bekannte zu B* hatte, so schrieb er schon des andern Tages hin; erbath sich nähere Nachricht von der Gestalt, von dem eigentlichen Verbrechen, und, wo möglich, auch von dem frühern Schicksal jenes

Hingerichteten; verſchwieg zwar, wie ſehr begreiflich, die wahre Urſache ſeiner Fragen, geſtand aber doch, daß ihm viel an beſtimmter Nachricht liege. Seine Miene war in der Zwiſchenzeit viel düſterer als ſonſt, ſeine Laune nie roſenfarb. Seine Gattinn, die ihn liebte, und auch viel über ihn vermochte, merkte dieſe heimliche Unruhe bald, forſchte nach der Urſache und erfuhr — nichts. Nach drey Wochen ließ er ſich faſt alltäglich auf der Poſt erkundigen: ob nicht Briefe für ihn da wären? Als er endlich einſt, gerade bey der Mittagstafel, ein dickes Paket empfing, beſah er mit unruhigem Blick wohl ſechs Mahl das Siegel; wollte es brechen, und brach es nicht. Nach Tiſche verſchloß er ſich in ſeinem Cabinett; kam erſt in der Abenddämmerung wieder zum Vorſchein, und ſah aus, als wäre er indeß zwanzig Jahre älter geworden, ſo ernſt, ſo bleich und in ſich ſelbſt gekehrt.

Es war nur zu gewiß, jener Hingerichtete, und der durch D. Ps. Liſt ehemals Gerettete machten nur eine Perſon aus. Ihre körperliche Geſtalt, ihr Alter, ihr Geburtsort, ein Fehler in der Sprache — Alles traf überein. Auch den letzten, noch möglichen Zweifel zernichtete ein beygelegter actenmäſſiger Auszug. In ihm ſtand ausdrücklich: „Inquiſit ſey in ** ſchon einmahl „dem Galgen nahe geweſen; ein geſchickter junger Ad„vocat habe ihn von Folter und Tode gerettet. Ein „zwiefacher Mord und ſechsmahliger Diebſtahl habe „damahls ſchon auf ſeinem Herzen gelegen. Seitdem „habe er noch funfzehn Menſchen, meiſten Theils auf „offner Straſſe getödtet. Fünf junge Mädchen hätten „erſt ſeinen Lüſten fröhnen müſſen, bevor ſie erwürgt

„worden. Seine Räubereien ließen sich kaum zählen.“ — Ein Schauder überlief den Doctor, indem er Dieses las. Je mehr er darüber nachdachte, je unruhiger ward er. Er — er selbst dünkte sich der Mörder jener Ermordeten, der Thäter jener Schandthaten zu seyn. Ohne ihn hätte vor dreyzehn Jahren schon die Folter den Unmenschen zum Geständniß, das Geständniß zum Tode gebracht. Daß er gar wohl geahndet habe: dieser Verhaftete sey strafbar; daß er dessen verdiente Strafe bloß aus Eitelkeit hintertrieben; daß er noch oft mit diesem glücklichen Betruge sich gebrüstet habe; — alles Dieß fiel ihm jetzt zentnerschwer aufs Herz; und sein Gewissen (so nachgiebig sonst das Gewissen eines Rechtsgelehrten zu seyn pflegt!) erwachte nun mit furchtbarer Stärke. Ihm schmeckte nun an der Tafel weder Speise noch Trank; ihn floh am Tage jedes noch so kleine Vergnügen; ihn floh des Nachts der Schlaf. In jedem Traume glaubte er das Winseln der Ermordeten zu hören, in jedem dunkeln Winkel ihre Gestalten zu sehen. Sein eigner Körper ward fast ein Schatten; sein Antlitz verfiel. Alle Fragen seiner Bekannten: ob irgend ein Unfall ihn betroffen habe? beantwortete er mit — Stillschweigen. Auch den abermahligen Bitten seiner Gattinn, allen Künsten ihrer Weiblichkeit, ihrem Schmeicheln, Liebkosungen, Thränen sogar widerstand er. Der Arzt, den sie rufen ließ, fällte beym Weggehen das Urtheil: Hier sey eine schwarzgallige Schwermuth im Anzuge, wo nicht schon da! Er würde allem Anschein nach Wahrheit verkündigt haben, hätte sich nicht noch ein Dritter zur rechten Zeit ins Spiel gemischt.

D. P. hatte einen Schwager, der Landgeiſtlicher, und überdieß nur Landgeiſtlicher bey einer kleinen dürftigen Gemeinde im B—diſchen war, der aber manche Eigenſchaft beſaß, die allen Hoch-Ehrwürden und Hochwürden zu — wünſchen wäre. Zwar ob er die Bücher Moſes im Grundtext, oder nur in Luthers Überſetzung las; ob er alles Das für Kern-Wahrheit hielt, was in den ſymboliſchen Büchern ſteht, und jährlich durch viele tauſend — Meineidige befeſtigt wird; ob er auch pünctlich zwey Mahl im Jahr über Chriſtus Einzug in Jeruſalem und funfzehn Mahl über ſeine Wunder predigte, das wäre noch eine ſtreitige Frage. Doch daß er echte Gottesfurcht mit eben ſo echter Menſchenliebe, tiefe Herzenskenntniß mit leichtem faßlichen Vortrag vereinte; daß er im ganzen Kirchſpiel der Tröſter aller Unglücklichen, der Rathgeber aller Bedrängten ſey; daß er ſein Amt nie zum Fluch, und deſto öfter zum Segen anwende; darüber gab es in ſeiner Gemeinde nur eine Stimme. Schon zwey Mahl hätte er ſeine kärgliche Stelle mit einer einträglichern vertauſchen können. Die laute Wehklage ſeiner Kirchkinder hatte ihn beyde Mahl zur Aufopferung ſeines eigenen Nutzens bewogen. Selbſt nur auf Tage trennte er ſich ungern von ſeiner großen Familie, wie er ſich auszudrücken pflegte. Jahre vergingen und er kam nicht ins nächſte Städtchen. Doch da er ſeinen Schwager liebte; da er kurz hinter einander drey jammernde Briefe von ſeiner Schweſter erhielt, ſo machte er ſich jetzt auf den Weg, um da den Seelen-Arzt zu verſuchen, wo der körperliche Arzt bereits ſein Unvermögen eingeſtanden hatte.

Seit einigen Monathen zum erſten Mahle zeigten ſich in P's Geſichte Spuren der Heiterkeit, als dieſer ſeltene Beſuch zu ihm eintrat. Gerade nach ihm hatte ſich ſein Geiſt ſchon eine geraume Zeit im Stillen geſehnt. Von jeher ein Feind aller Pfaffen und Leviten, hegte er doch immer für den wahren Prieſter diejenige Hochachtung, die ihm auch wirklich gebührt. Sein jetziger Zuſtand hatte ſie eher vermehrt als vermindert. Seinen Kummer, ſo ſorgfältig er ihn bisher verſchwiegen, länger allein zu tragen, fand er unmöglich; aber auch nur einem Mann dieſer Art glaubte er ſich entdecken zu müſſen. Ältere Freundſchaft des Blutes und des Geiſtes kamen hinzu. Kaum ſah ſich daher Paſtor Maier mit ihm allein; hatte ſich kaum mit einer gewiſſen Theilnahme ohne Zudringlichkeit, mit Wärme ohne Ungeſtüm, nach der Urſache ſeiner Schwermuth erkundigt; ſo begehrte der Doctor zuerſt den Handſchlag der Verſchwiegenheit und ſchüttete dann ſein ganzes Herz aus. — Der Geiſtliche ſtutzte Anfangs allerdings ein wenig. Er hatte ſich auf ein Paar mögliche Fälle ſchon vorbereitet; doch der wirkliche überſtieg ſeine Erwartung. Er überdachte einige Minuten lang ſchweigend die Lage des Ganzen. Er geſtand dann, daß er an P's Stelle auch Gewiſſens-Schmerzen fühlen würde; er fand daher auch die Reue deſſelben nicht nur billig, ſondern ſogar nothwendig. Aber er bemerkte doch, indem er den einmahl aufgenommenen Faden weiter fortſpann: daß ſelbſt in dieſer Reue Übermaß Statt finden könne, und vielleicht — jetzt ſchon finde. Er machte die große Wahrheit mit warmer Beredſamkeit geltend: daß Gott gewiß nicht richte, wie ein ſtrenger, menſchlicher, an den Buchſtaben gebundener

Richter; daß er auf Absicht und Willen nur, nie auf den Erfolg der That selbst sehe. Freylich, fuhr er fort, sey auch P's Absicht nicht tadellos zu nennen; doch ertrage sie wenigstens einige Entschuldigung: sie mehr Schwäche, als Laster. Ehrgeiz und Eitelkeit, nicht Mordlust oder Raubsucht, hätten bey jener Vertheidigung ihn geleitet. Billig ziehe er sich hieraus eine Warnung für die Zukunft; aber stäte Trauer über Vergangenheit sey unnütz; sey gewisser Maßen eine Versündigung an sich selbst, und an der Idee eines allgerechten, allgütigen höchsten Wesens.

Dieß nur ein magerer Auszug von Maiers Gesprächen! — Denn daß er in Gesprächs-Form, nicht in zusammenhängender Rede seine Gründe entwickelte, versteht sich wohl auch unerinnert! — Was P. hierauf erwiederte; wie er noch ein Weilchen fortfuhr, sich selbst anzuklagen; wie er dann doch allmählig den linden Trost in seines Freundes Worten verstand, ergriff, benützte; wie es in seiner düstern Seele nach und nach wieder zu tagen anfing; Dieß auszuführen, wäre nutzlose Mühe. Kurz, drey Tage brachte der rechtschaffene Pfarrer bey seinem Schwager — nicht vergebens hin; als ihn sein Amt wieder heim rief, versprach er mit Hand und Mund in Monathsfrist einen zweyten Besuch, und hoffte ihn dann schon ganz genesen zu finden.

Nur halb ging diese Hoffnung in Erfüllung. P's. Schwermuth entfloh; doch eine völlige Unthätigkeit blieb zurück. Vor aller Arbeit seines Standes bezeugte er Abscheu. Keinen seiner alten Prozesse erledigte er; jede neue Partey wies er von sich ab. Daß bey solchen Maßregeln seine Haushaltung bald in Unordnung

kommen, er selbst mit Weib und Kindern darben werde, ließ sich voraus sehen. Auch schloß der Geistliche nicht ohne Grund: jener Mißmuth sey noch nicht getheilt; sey nur für ein Weilchen unterdrückt. Vorzubeugen, daß er nicht wieder aus seinem Hinterhalte hervorbreche, war nothwendig, aber nicht ganz leicht. Ein Linderungs-Mittel ausfindig zu machen, ist nie so schwer, als eine Heilung von Grund aus. Pastor Maier wußte gleichwohl auch hier sich zu rathen.

Zwey Mahl hatte er schon seinen Freund fruchtlos zu neuer Thätigkeit aufgemuntert. D. P. gestand frey heraus: daß ihm sein ganzes Gewerbe anekele. Er schilderte es als eine Zusammenhäufung von Ränken, Betrügereyen, Verdrehungen des Rechts oder Unrechts; und der Pfarrer widersprach ihm — nicht. Er bestätigte vielmehr manches, was er hörte, und wies jedem feilen Rabulisten den Platz in der Verdammniß ganz zu oberst, zwischen Kuppler und Tyrannen an.

„Aber, fuhr er mit gutmüthigem Lächeln fort, eben weil es auf diesem Pfade der Boßheiten und der Ränke so zahllos viele giebt, müssen Sie umkehren, und als Beschützer derjenigen Gerechtigkeit auftreten, die so mannigfachen Angriffen sich ausgesetzt sieht. — Bloße unthätige Reue, mein Lieber, versöhnt nicht im Himmel und auf Erden. Auch das schmerzliche Bedauern ehemaliger Fehltritte ist noch keine Tugend! — Der Feind, der mich kränkte, und der nun abläßt, der wohl auch um Vergebung mich bittet, ist höchstens — nicht mehr mein Feind. Aber er muß sich fortan auch für mich verwenden, wenn er Beleidigung aussöhnen und mein Freund werden will! Sie glauben der Menschheit geschadet zu haben, und, frey gestan-

den, Sie haben es auch gethan. Nützen Sie ihr nun durch eben diese Kräfte, eben diese Geistes-Anstrengung wieder! Übernehmen Sie fortan nur vorzüglich solche Geschäfte, wo Unwissenheit in Gefahr steht überlistet, Unschuld unterdrückt, Recht und Gerechtigkeit verdreht zu werden! Zeigen Sie sich dann als einen Gegner der Chicane, als einen Enthüller fremder Ränke, als einen Bekämpfer mächtiger Boßheit!"

Ha, bey Gott, eine schöne Bestimmung! Eine treffliche Aussicht, die sie mir hier eröffnen! Aber meine Kräfte, ehrwürdiger Freund? —

„Sind freylich nur die Kräfte eines einzelnen, doch eines nicht ungeübten, nicht unvermöglichen Mannes! Sollen Sie Alles thun? oder ist nicht auch, etwas bewirken, schon genug? Und glauben Sie mir, Freund, man kann viel, wenn man Dasjenige, was man will, ernstlich will. Wie oft hat nicht schon ein rechtschaffener Mann zehn Bösewichter in Flucht und Furcht gebracht! Eben, weil er allein ganzen Rotten trotzte, war sein Ruhm rühmlicher, sein Sieg verdienstlicher. Daß dem Sachwalter der Armuth, der Unschuld und Tugend mancher harte Kampf bevorsteht, sehe ich zwar voraus; aber auch nur in diesem Kampfe können Sie diejenige Ruhe des Gewissens wieder erbeuten, die ein Fehltritt verlor, und die Sie in Unthätigkeit vergebens suchen würden."

Bey Gott — bey Gott! ehrwürdiger Freund, ich fühle es, Sie haben Recht; und ich will Ihren Rath befolgen; will arbeiten, was meine Kräfte vermögen, aber nicht für Lohn allein, sondern für die Stimme in meinem Busen; will mich bemühen, das Elend meiner Mitmenschen zu mindern; will — ó daß

ich jetzt gleich Gelegenheit hätte, Ihnen die Wärme und die Reinigkeit meines Eifers zu beweisen!

„Wenigstens kann diese Gelegenheit Ihnen nicht lange fehlen. Man braucht ja nur um sich herum zu blicken; und man findet der Hülfsbedürftigen so bald und so viel. Auch wüßte ich wirklich in diesem Augenblick schon einen Handel, der Ihres Beystandes würdig wäre!"

Und welchen? welchen?

„Kennen Sie den Grafen von W—z?

Allerdings! Als eine Geißel des Landes, als einen Bedrücker des Volks, der das Zutrauen eines guten Fürsten, weil er seine Cassen zu füllen versteht, oft zu wahren Gewaltthätigkeiten mißbraucht, und dadurch die Klage der Armen, der Witwen und Waisen über seinem Haupte sammelt.

Ja wohl der Witwen und der Waisen! Erst vorgestern erfuhr ich Dieß bey Frau von St—u. Ihr Gemahl stand bekanntlich einem der wichtigsten Gefälle im Lande vor. Getreulich verwaltete er dasselbe; aber die Dreistigkeit, mit welcher er sich einigen Neuerungen des Ministers widersetzte, mißfiel. Schon sprach man von seiner Absetzung; da starb er. Doch auch nach seinem Tode noch soll die hinterlassene Gemahlinn die angebliche Schuld des Gatten tragen. Man bestreitet die Richtigkeit seiner Rechnungen; fordert den Ersatz von Posten, die Theils nie eingingen, Theils längst verrechnet worden sind. Die Ehre des Verstorbenen, das halbe Vermögen der Witwe steht auf dem Spiel. Die gute Frau sucht einen Rechtsfreund, der sie vertrete. Schon drey, an welche sie sich wandte, haben mit Achselzucken sich entschuldigt. Ihre Sache, sagen

sie, sey gerecht; aber die furchtbare Gewalt des Ministers." —

Soll mich nicht bestimmen, der vierte Feigherzige zu seyn, so bald die Witwe meinen Beystand begehret!

„Und warum erst warten, bis sie denselben begehrt? Biethen Sie selbst ihr ihn an! Verdienstlicher wird dann Ihre Hülfe, getrösteter im Voraus schon die Seele des armen Weibes seyn!"

Daß D. P. auch Dieß versprach; noch diesen Abend schrieb; den Prozeß übernahm; Trotz mancher Beschwerde, Trotz mancher Abmahnung von oben herab, ihn doch durchsetzte, — alles Dieß könnte nach solcher Veranlassung, solcher Aufmunterung, für eine gute That, und nichts weiter gelten. Doch daß er von diesem Tage an wirklich ward, was er zu werden versprochen hatte, ein Beystand der Bedrängten, ein Feind aller widerrechtlichen Bedrücker; daß er binnen Jahresfrist noch zehn bis zwölf Rechtshändel übernahm, dem Erstern an Mißlichkeit und an Gerechtigkeit gleich; daß er sie alle gewann, und nirgends Gewinnsucht sich leiten, Menschenfurcht sich schrecken, Bestechung auf sich wirken ließ; — Dieß verdiente doch wohl mehr, als ein bloßes kaltes Lob?

Bald kam sein Nahme ins schwarze Buch der Aristokraten, ins edle der Menschheit überhaupt. Reich ward er freylich nicht; konnte, wollte es nicht werden! Auch zu hohen Ehrenstellen stieg er nimmer. Als er einst zur Rathsstelle in einem Landes-Collegium vorgeschlagen ward; als das Collegium selbst sich für ihn verwendete, und schon das allgemeine Gerücht ihm Glück wünschte, thaten zwey Excellenzen und sechs

Hochgeborne Herren so triftige Gegenvorstellungen, daß er — durchfiel. Weit entfernt, sich über diese Nachricht zu kränken, rief er lächelnd: „Ein Opfer, das ich gern bringe! Nun kann ich fast hoffen, etwas werth zu seyn!" Dieß war das einzige Mahl, daß er ein Selbstlob sich nachsah. — Trotz seiner mächtigen Feinde, Trotz ihrer mannigfachen Ränke, brauchte er doch nicht zu darben, oder für sein Schicksal besorgt zu seyn. Auch die gerettete Unschuld vermochte es zuweilen, dankbar zu seyn, und war es alsdann mit Freuden. Zum gänzlichen Umsturz seines Glücks gebrach es seinen Feinden, nicht an gutem Willen, sondern an Kraft! Sein fleckenloses Leben gab ihnen keine Blöße. Als er vor ungefähr zwey Jahren starb, begleitete ihn so manches Bedauern, so manche Thräne der unterstützten Nothleidenden in die Gruft. Auch starb er mit dem süßen Gefühl, in den letztern Jahren mehr seinen Mitmenschen genützt, als in frühern Zeiten ihnen geschadet zu haben. Der so schwer zu befriedigende Zeuge in seiner Brust war ausgesöhnt.

Wien, 1813.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Inhalt
des ersten Theils.

	Seite
Mord an seiner Frau, um ihre Seele zu retten . .	11
Unkeusche, Mörderinn, Mordbrennerinn, und doch bloß ein unglückliches Mädchen	15
Mord wegen überdachter Treulosigkeit	25
Todtschläger, durch Eifersucht und Zusammenhäufung unglücklicher Umstände getrieben	31
Ein Räuber, weil die menschliche Gesellschaft ohne Schuld ihn ausstieß	36
Französischer Justizmord	45
Mörder, nach Übereinstimmung aller Umstände und seiner eigenen Überzeugung, und dennoch unschuldig . .	49
Vatermöder, ohne es zu wollen	55
Ja wohl hat sie es nicht gethan	61
Der Mann um Mitternacht auf der Kanzel	71
Auch einer verstorbenen Frauen Winke soll man nicht verachten	75
Die Stutzperücke. Englische Kriminalgeschichte . . .	83
Edle Dreistigkeit einer gemeinen Bäuerinn, die Schande ihres hingerichteten Mannes zu mindern . . .	88
Der blutige Jeßanack	92
Mörder, der sich zwingt, eine Ursache zu finden . .	98
Der Hundssattler und der Leinweber	100
Falschmünzer, Meineidiger, Betrüger — dem Scheine nach. Englische Kriminal-Anecdote	120

Mordbrenner und Schadenstifter, um für heilig zu gelten. 130
Auch Mordbrenner und Selbstverräther 136
Mordbesteller, oder Mörder — welcher von Beyden der Strafbarste? 142
Seltsamer Selbstverrath 156
Die Strumpfbänder 160
Mörder seiner Verlobten und Räuber, dann eine Zeit lang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend 165
Die Strafe des bösen Rathes 211
Die geopferten Kinder 214
Die Seelen-Folter 218
Mord Entdeckung durch Träume 221
Die Reue des Sachwalters über die Rettung des Verbrechers 229

A. G. Meißners

sämmtliche Werke.

Sechzehnter Band.

Enthält:

Kriminal = Geschichten.

Zweyter Theil.

Wien, 1813.

In Commission bey Anton Doll.

Kriminalgeschichten.

Von

A. G. Meißner.

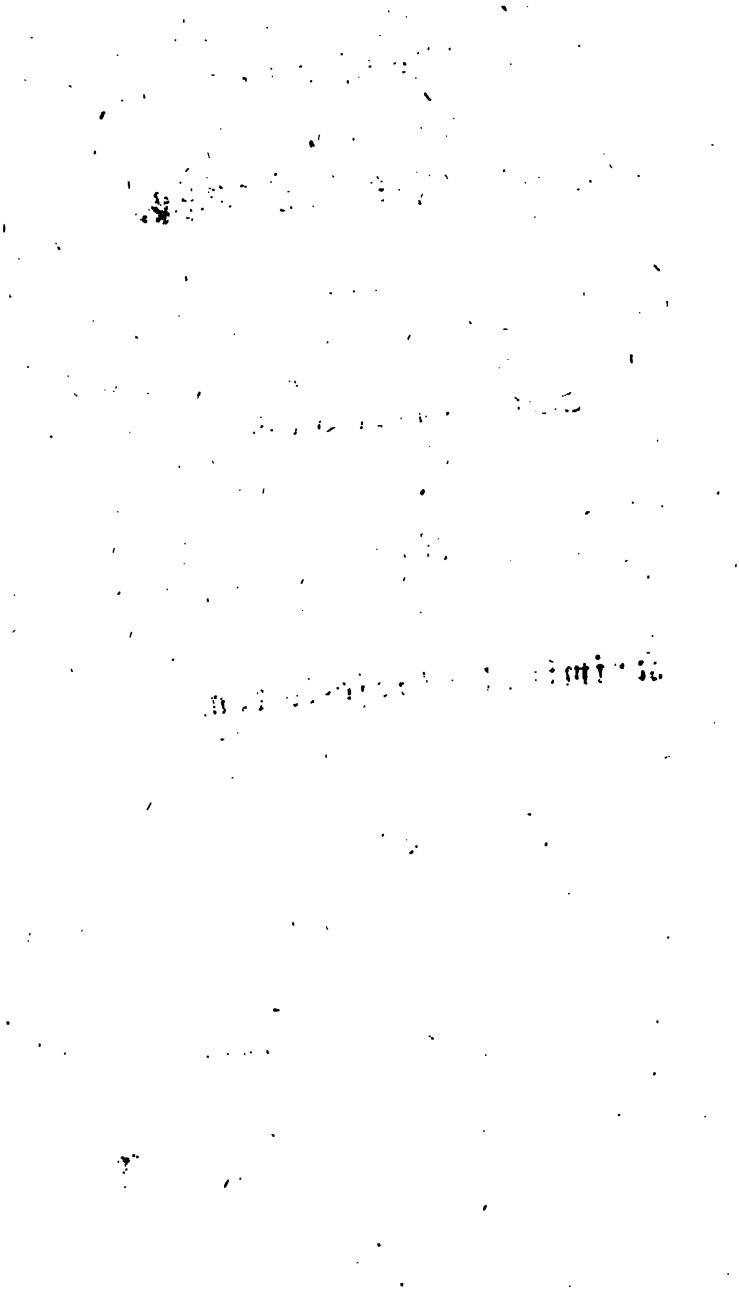
Zweyter Theil.

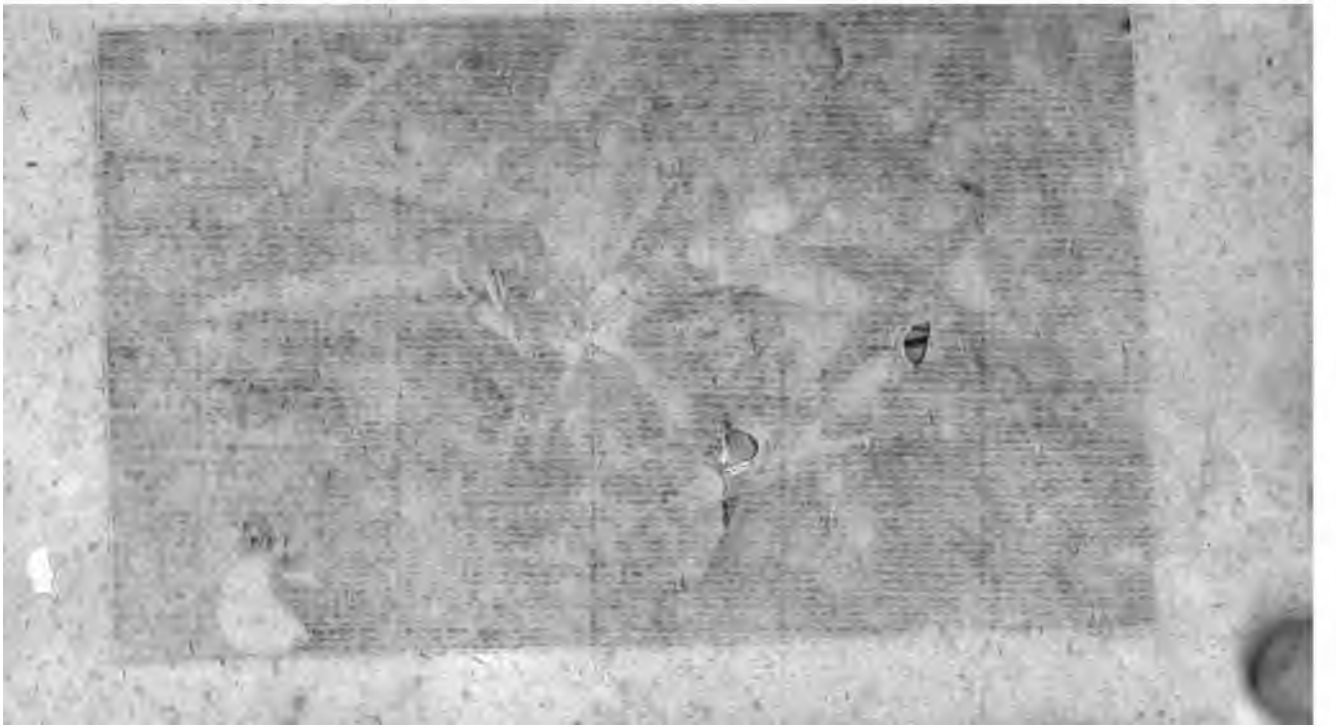
Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Beyſpiele ſonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding.

Heinrich Fielding, der unſterbliche Verfaſſer des Tom Jones, bekleidete bekannter Maßen, in den letztern Jahren ſeines Lebens, das Amt eines Friedensrichters in der Grafſchaft Midleſex. Mehreren Bemerkungen nach war die Zahl der Mordthaten in England nie ſo hoch geſtiegen, als eben damahls. Fielding ſuchte, — und wohl mit Recht — den Grund davon in der Verachtung religiöſer Begriffe; und um dieſem Laſter auch als Schriftſteller entgegen zu arbeiten, gab er, vom Biſchof zu Worceſter ermuntert, ein Büchelchen unter dem Titel heraus: Beyſpiele von Einwirkung göttlicher Vorſicht in Entdeckung und Beſtrafung des Mordes *).

*) Exemples of the interposition of Providence in the Detection and Punishment of Murder. London, 1752. 16. Eine franzöſiſche Überſetzung führt den Titel: Dieu vengeur du meurtre, prouvé par plus de trente Exemples, où la Providence s'est manifestée en decouvrant et punissant les assasins.





Kriminalgeschichten.

Von

A. G. Meißner.

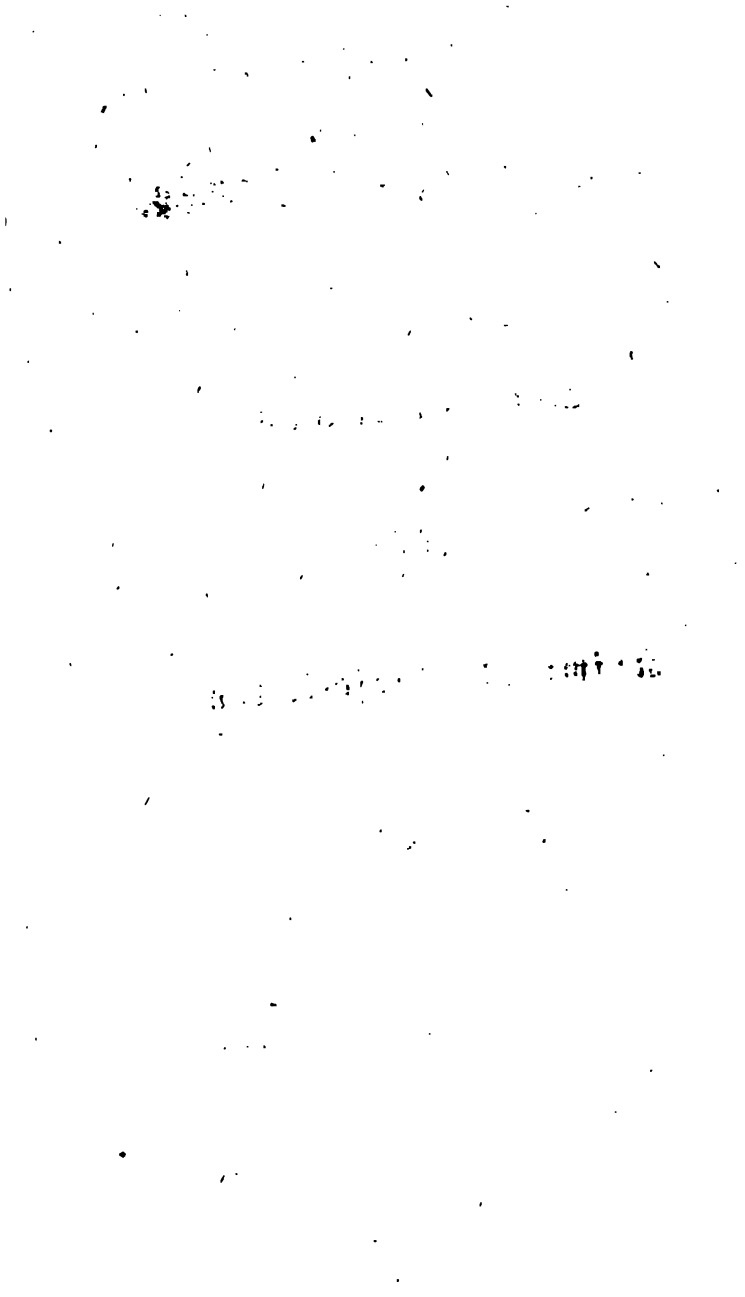
Zweyter Theil.

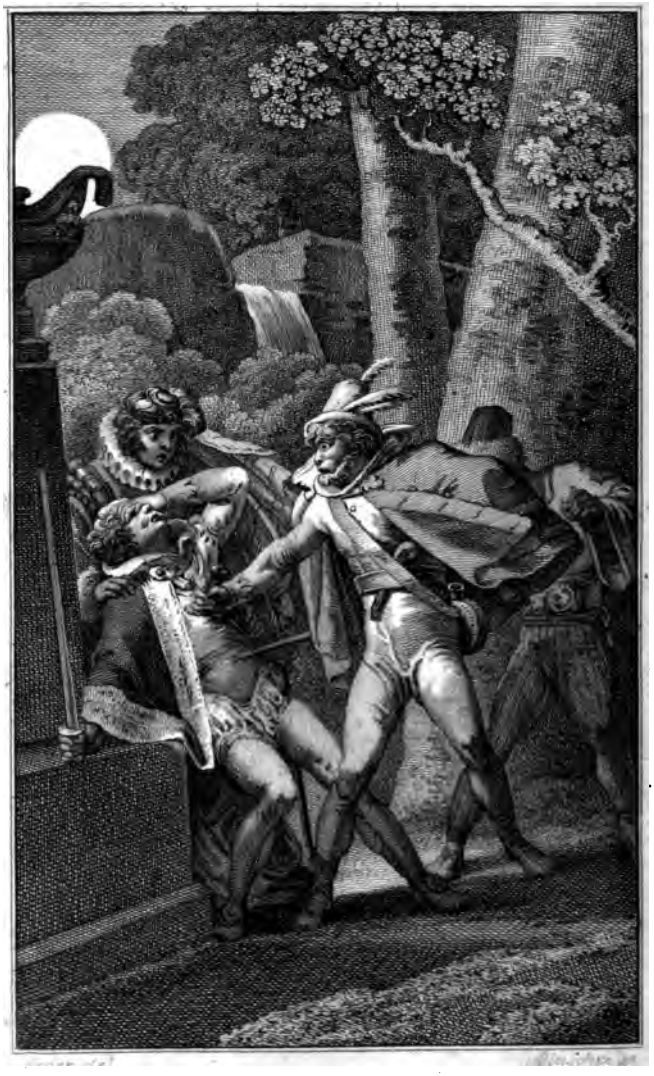
Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

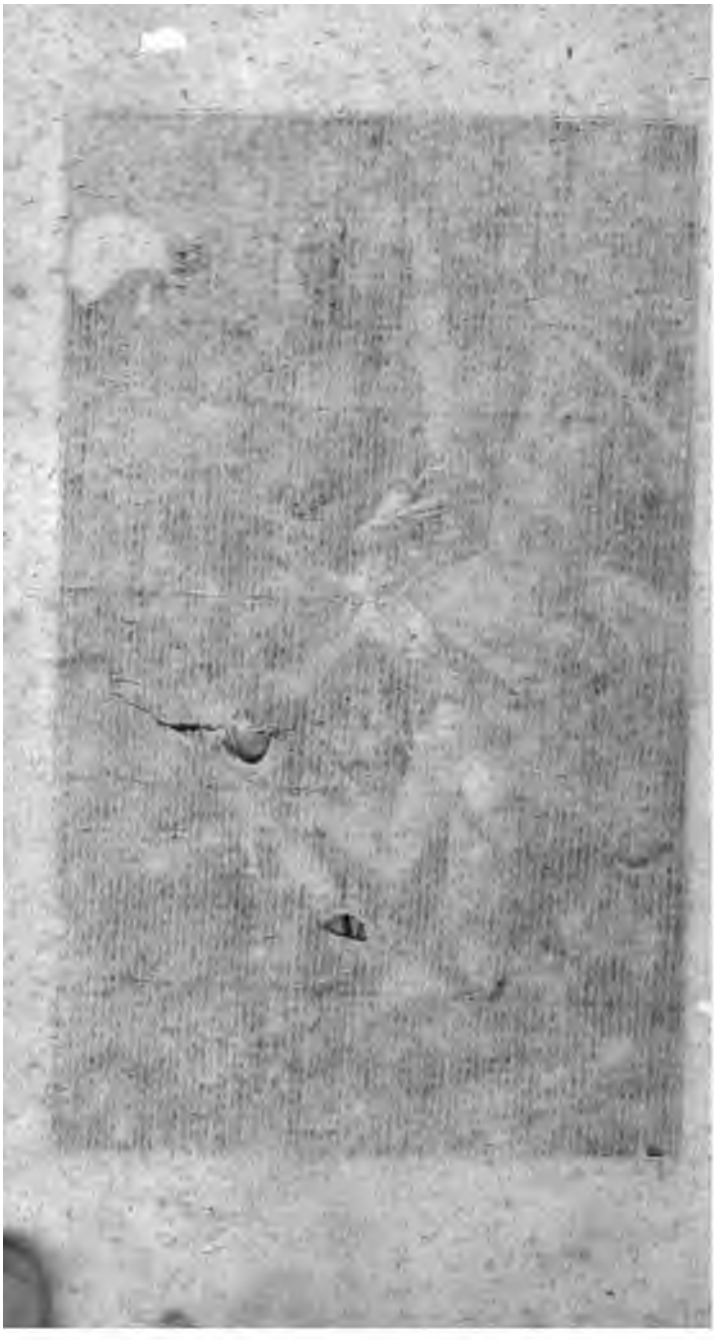
Beyſpiele ſonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding.

Heinrich Fielding, der unſterbliche Verfaſſer des Tom Jones, bekleidete bekannter Maßen, in den letztern Jahren ſeines Lebens, das Amt eines Friedensrichters in der Grafſchaft Midleſex. Mehreren Bemerkungen nach war die Zahl der Mordthaten in England nie ſo hoch geſtiegen, als eben damahls. Fielding ſuchte, — und wohl mit Recht — den Grund davon in der Verachtung religiöſer Begriffe; und um dieſem Laſter auch als Schriftſteller entgegen zu arbeiten, gab er, vom Biſchof zu Worceſter ermuntert, ein Büchelchen unter dem Titel heraus: Beyſpiele von Einwirkung göttlicher Vorſicht in Entdeckung und Beſtrafung des Mordes *).

*) Exemples of the interposition of Providence in the Detection and Punishment of Murder. London, 1752. 16. Eine franzöſiſche Überſetzung führt den Titel: Dieu vengeur du meurtre, prouvé par plus de trente Exemples, où la Providence s'est manifestée en découvrant et punissant les assasins.







Kriminalgeschichten.

Von

A. G. Meißner.

Zweyter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Beyſpiele ſonderbar entdeckter Meuchelmorde nach Fielding.

Heinrich Fielding, der unſterbliche Verfaſſer des Tom Jones, bekleidete bekannter Maßen, in den letztern Jahren ſeines Lebens, das Amt eines Friedensrichters in der Grafſchaft Midleſex. Mehreren Bemerkungen nach war die Zahl der Mordthaten in England nie ſo hoch geſtiegen, als eben damahls. Fielding ſuchte, — und wohl mit Recht — den Grund davon in der Verachtung religiöſer Begriffe; und um dieſem Laſter auch als Schriftſteller entgegen zu arbeiten, gab er, vom Biſchof zu Worceſter ermuntert, ein Büchelchen unter dem Titel heraus: Beyſpiele von Einwirkung göttlicher Vorſicht in Entdeckung und Beſtrafung des Mordes *).

*) Exemples of the interposition of Providence in the Detection and Punishment of Murder. London, 1752. 16. Eine franzöſiſche Überſetzung führt den Titel: Dieu vengeur du meurtre, prouvé par plus de trente Exemples, où la Providence s'est manifestée en decouvrant et punissant les assasins.

Schon dieſer bloße Titel zeigt hinlänglich Plan und Inhalt des Werkleins ſelbſt an. Es enthält drey und dreyßig Fälle, wo Meuchelmorde durch ſonderbare Umſtände ans Tageslicht kamen. Daß nun alle Mahl eine unmittelbare göttliche Vorſicht eingewirkt haben müſſe, kann man nicht ſagen. Denn oft liegt der Grund der Entdeckung in einer Unvorſichtigkeit des Thäters *), oder in andern ſehr natürlichen Eigenſchaften des menſchlichen Herzens **); ſchon ſeltner, in Zufällen, deren ſeltenes Zuſammenpaſſen allerdings Verwunderung erregt ***), und am allerſeltenſten in wahren Wundern — die vielleicht ganz wegbleiben könnten ****). — Überdieß trägt das Ganze unverkennbare Spuren: daß es nur für eine gemiſchte Claſſe des Volks und mit einiger Flüchtigkeit niedergeſchrieben worden ſey. Daher ſind einige Anecdoten, — z. B. von den Mördern des Ibykus, vom Beſſus, dem die Schwalben ſeinen Vatermord vorzuwerfen ſchienen, vom Hunde, der die Mörder ſeines Gebiethers nach langer Zeit in Pyrrhus Heer ausfindig machte, u. a. m. — von allbekannter Art. Daher

*) Zum Beyſpiel in Chriſtinens und Laurieſtens Geſchichte. Nr. 2 und 8.

**) Z. B. Nr. 5, in dem Geſtändniß der ertappten Banditen.

***) Z. B. Nr. 1, 3, 7, und vorzüglich 9 und 11.

****) Weßhalb ich auch nur ein einziges Nr. 10, ausgehoben habe. Einige Träume und Erſcheinungen, die wahrlich mit genauern Zeugniſſen hätten belegt ſeyn müſſen, übergieng ich.

ſind andere, aus nicht allzu guten Quellen, aus italieniſchen Novelliſten vorzüglich, genommen. Daher fehlen faſt überall die nöthigen Belege, und die genauern Beſtimmungen von Zeit, Ort und oft von den Nahmen ſelbſt. Nicht gerechnet, daß der einförmige, ſtets mit Gewißheit vorauszuſehende Schluß, — die Verſicherung nähmlich: der Mörder oder die Mörderinn ward hingerichtet! — unumgänglich bey öfterer Wiederhohlung etwas Ermüdendes bey ſich führen muß!

Doch wie es meiſten Theils der Fall bey denjenigen Schriften iſt, die ein vortrefflicher Schriftſteller flüchtig hinwirft, — das Ganze iſt nicht vorzüglich, aber einzelne Theile ſind wenigſtens brauchbar und auszuheben! — ſo dünkt mich, muß man auch dieſe Sammlung von Kriminal-Anecdoten betrachten. Verſchiedene dieſer Geſchichten hat Fielding aus eigenem Erfahrungs- oder Überlieferungs-Kreis genommen, und alſo zuerſt erzählt; andere hat er aus Quellen entlehnt, die man in dieſer Rückſicht wenig kennt; und noch andere hat er aus urſprünglicher Weitläuftigkeit glücklich zuſammengedrängt. — Da nun, meines Wiſſens, von dieſem Büchlein nie eine deutſche Überſetzung erſchienen iſt; da ich ſogar zweifle, ob es in die vollſtändige Original-Sammlung aufgenommen worden; — wenigſtens habe ich es in derjenigen, die 1775 zu London erſchien, und die alle übrigen gerichtlichen Schriften vom Fielding enthält, vergebens geſucht; — ſo glaube ich doch meine Zeit nicht ganz unrecht verwendet, meinen Leſern keinen Stoff zu billiger Beſchwerde gegeben zu haben, wenn ich von jenen drey und dreyßig Geſchichten vierzehn, die

mir die merkwürdigſten ſchienen, hier aushebe. An Fieldings Ausdrücke habe ich mich nicht alle Mahl ängſtlich gehalten; Thatſachen hingegen keine Einzige verändert. Anmerkungen konnte ich einige Mahl (zumahl bey italieniſcher und franzöſiſcher Juſtiz,) nur mit Mühe, — und zwey oder drey Mahl auch Trotz ſolcher nicht, — ganz zurückhalten.

I.

Victorine, eine junge adelige Venetianerinn, war von ihren Ältern gezwungen worden, einen ſchon betagten Gemahl zu ehelichen, und hielt ſich für die Langeweile und den Verdruß, den er ihr verurſachte, zuweilen in den Umarmungen eines jüngern Liebhabers, Syponti mit Nahmen, ſchadlos. Sie that Dieß mit ziemlicher Dreiſtigkeit; um aber noch ungebundener in ihren Ausſchweifungen zu ſeyn, ward ſie endlich mit ihrem Buhler einig, ſich des Gemahls ganz zu entledigen, und Syponti ſetzte dieſen, ſchon an ſich ſchändlichen Vorſatz auf eine Art ins Werk, wo er noch vierfach ſchändlicher wurde.

Der gute Alte pflegte alle Abende zum Vergnügen in der Gondel zu fahren. Syponti lauerte ihm in der ſeinigen auf; ſprang in jenes Schiff; ſtieß raſch dem Greis ſeinen Degen in den Leib; tödtete eben ſo ſchnell die beyden Ruderer; warf alle drey Leichname ins Waſſer; ſchwamm nach ſeiner Gondel zurück; ſtürzte, nicht minder unvermuthet, ſeinen eigenen mitwiſſenden Gondolier über Bord; verzog bis tief in die Nacht hinein auf dem Schiffe; landete alsdann;

ſchlich zu ſeiner Gebietherinn, und meldete ihr froh, obſchon mit ſo vielem Blute belaſtet, den glücklichen Erfolg ſeiner Schandthat.

Zur Vermeidung alles Verdachts ward man einig, eine kurze Zeit hindurch ſich nicht zu ſehen und zu ſprechen. Alles ging im Anfang erwünſcht. Ganz Venedig glaubte, daß der arme Alte ertrunken ſey. Aber ungefähr acht Tage nachher fanden einige Fiſcher ſeinen Leichnam, und man ſah, daß er ermordet worden ſey. Mancherley Muthmaßungen entſtanden deßhalb; doch blieb der Mörder unverhaftet, wenn auch nicht unverdächtig. Erſt als der Bruder des Erſchlagenen nach Venedig kam, gewann der Handel ein anderes Anſehen. Dieſem war ſowohl die wenige Liebe, die Victorine gegen ihren Gatten gehegt, als auch ihr Verſtändniß mit Syponti ziemlich genau bekannt. Durch anſehnliche Geſchenke ſuchte er Felicien, Victorinens vertraute Kammerfrau, zu gewinnen, und — es gelang ihm. Dieſe, vom Glanz des Goldes verblendet, verrieth nicht nur den Liebeshandel ihrer Gebietherinn vollſtändig, ſondern überlieferte ihm auch einen Brief vom Sypponti, in welchem dieſer Victorinen mit ziemlich beſtimmten Worten an den wichtigen Dienſt, den er ihr geleiſtet, erinnerte. Die Gerichte, als dieſes Schreiben ihnen vorgelegt wurde, ließen ſogleich Liebhaber und Geliebte verhaften, und Jedes beſonders einſperren. Sypponti, als er vernahm, daß ſein eigener Brief ihn ins Gefängniß bringe, glaubte Anfangs: Victorine habe ihn verrathen; doch da er Mittel fand ihr zu ſchreiben, und Antwort von ihr zu erhalten, ſah er aus dieſer Letztern: daß Felicie einen Brief untergeſchlagen haben müſſe, und ent-

ſchloß ſich, das Leben ſeiner Gebietherinn auf Koſten ſeines eigenen zu retten. Auf der Folter geſtand er daher ſogleich ſein Verbrechen; erklärte aber Victorinen bis ans Ende für unſchuldig. So ward er hingerichtet, ſie hingegen der Haft entlaſſen.

Nur allzu bald vergaß dieſe Unwürdige ihres alten Gemahls ſowohl, als ihres jungen Liebhabers, und warf ſich dem größten Wüſtling in ganz Venedig, Nahmens Faſſino, in die Arme; heirathete ihn auch, allen väterlichen Vorſtellungen zuwider. Die Strafe blieb nicht lange aus. Faſſino begann in Kurzem ſeine Gemahlinn zu mißhandeln, und ſich der niedrigſten Schwelgerey, den feilſten Dirnen Preis zu geben. Victorinens Neigung verkehrte ſich hierdurch ebenfalls in den bitterſten Haß, und zu Mordthaten ſchon gewöhnt, ſuchte ſie auch dieſen Garten ſich vom Halſe zu ſchaffen. In dieſer Abſicht ließ ſie einen Neapolitaniſchen Apotheker, Auguſtino mit Nahmen, der eben damahls nach Venedig gekommen war, zu ſich rufen, und verſprach ihm eine anſehnliche Belohnung, wenn er ihren Mann vergiften wolle. Doch Dieſer, weit entfernt, zu einer ſolchen Schandthat ſich brauchen zu laſſen, ermahnte ſie ernſtlich von einem ſo ſchwarzen Vorhaben abzuſtehen. Gerührt ſchien ſie ihm zuzuhören. Mit Hand und Mund verſprach ſie ihm zu folgen. Doch einige Tage nachher kaufte ſie ſich heimlich Arſenik, feſt entſchloſſen, es bey erſter beſter Gelegenheit dem Faſſino beyzubringen.

Einſt, als er nach ſeiner gewöhnlichen Sitte von einer Luſtbarkeit ziemlich ſpät nach Hauſe kam, und eine Schale Hühnerbrühe begehrte, befahl Victorine ihrer Kammerfrau, ſolche für ihn zu beſorgen; kaum

aber wandte Dieſe den Rücken, ſo ſchüttete Jene die Hälfte des Arſeniks in die Brühe; die andere Hälfte wußte ſie ſchlau genug in Feliciens Koffer zu bringen.

Faſſino ſtarb; — ſtarb unter Umſtänden, die offenbar auf Vergiftung ſchließen ließen. Victorine und ihre Kammerfrau wurden ſogleich verhaftet. Im Koffer dieſer Letztern fand man das bewußte Gift. Ihre Schwüre galten nichts gegen den Augenſchein. Sie ward zum Strange verurtheilt, und Victorine abermahls freygelaſſen. Doppelt vergnügt mochte jetzt dieſe Nichtswürdige ſeyn. Sie hatte ungeſtraft ihren Gatten ermordet; hatte ſich nebenbey an Felicien gerächt, die ſie ſeit jener Verrätherey im Herzen zwar entſchieden haßte, die ſie aber doch beybehielt, damit ſie, im Fall der Verabſchiedung, nicht ein Mehreres von ihrem ausſchweifenden Leben entdecken möchte.

Der Tag der Hinrichtung ward anberaumt. Felicie war bereits auf dem Hingang zum Galgen begriffen; und in eben dem Augenblick mußte, durch eine ſonderbare Schickung, Auguſtino, jener Neapolitaniſche Apotheker, bey der St. Markus-Brücke landen. Er ſieht eine große Menge Volks herbeyeilen, fragt um die Urſache dieſes Zuſammenlaufs, und erfährt: daß eine Kammerfrau von Victorinen gehängt werden ſolle, weil ſie ihren Gebiether vergiftet habe. Er ſtutzt nicht wenig über dieſe Nachricht. Die eigentliche Beſchaffenheit der Sache dämmert ſogleich vor den Augen ſeines Geiſtes. Er drängt ſich zu den Gerichtsperſonen hin, die immer einer ſolchen Hinrichtung beyzuwohnen pflegen. Er bittet ſie, dieſe Strafhandlung nur noch auf einige Minuten zu verſchieben, weil er etwas Wichtiges ihnen zu entdecken habe. Sei-

ne Bitte wird ihm gewährt; und nun erzählt er das Gespräch, das er mit Victorinen hielt, als sie Gift von ihm für ihren Gemahl begehrte. Daß eine solche Erzählung den Richtern auffallen mußte, ergibt sich von selbst. Man schickt sogleich nach Victorinen. Sie kommt, zuversichtlich genug. Aber kaum erblickt sie den Apotheker, so erblaßt sie und sinkt ohnmächtig zu Boden. Man bringt sie ins Gefängniß, und in der nächsten Stunde auf die Folter. Doch gleich bey den ersten Versuchen bekennt sie nun Alles — ihre Mitwissenschaft um den Mord ihres ersten Gemahls, Fassino's Vergiftung, und den Plan, Felicien ihrer Rache aufzuopfern.

Der ganze Gerichtshof schauderte bey der Abscheulichkeit so vielfältiger Verbrechen. Die Kammerfrau ward sogleich entlassen. Über ihre Gebietherinn erging das Todes-Urtheil in möglichster Strenge.

II.

Signor Thoniari Vituri, ein Mailändischer Edelmann zu Pavia, hatte eine einzige Tochter, Christine mit Nahmen; ein Mädchen von so unvergleichlicher Schönheit, daß sie die Augen aller jungen Männer in ihrer Vaterstadt auf sich zog. Vor vielen andern bewarb sich Signor Gasperino um ihre Gunst. Geburt, Vermögen, Gestalt und Herz empfahlen ihn kräftig genug; und eben konnte er sich mit der gegründeten Hoffnung ihres baldigen Jaworts schmeicheln, als er den unglücklichen Einfall hatte, auch seinen vertrautesten Freund, Pisani, in diesem Hause aufzuführen. Pisani

war allerdings noch wohlgewachſener und reizender, als Gaſperino. Chriſtine ſah und ſprach ihn kaum, ſo fühlte ſie Liebe gegen ihn; durch Blicke, Worte, und bald darauf durch ein zärtliches Briefchen geſtand ſie ihm ihre Empfindung. Piſani ließ ſolche nicht unerwiedert. Ohne Bedenken opferte er ſeinen Freund einer ſolchen Geliebten auf. In wenigen Tagen vernahm ganz Pavia mit Verwunderung, daß Chriſtine ſeine Gattinn geworden ſey.

Gaſperino's gerechter Unwille läßt ſich leichter denken, als beſchreiben. Ein Brief, voll bitterer Vorwürfe wegen gebrochener Freundſchaft, ſchloß ſich mit Piſani's Herausforderung. Sie ſchlugen ſich; Piſani ward erſtochen; Gaſperino floh. Doch da er bey dieſem ganzen Handel als ein Mann von Ehre ſich betragen hatte, erhielt er bald gerichtliche Verzeihung, und erſchien wieder zu Pavia.

Unwiderſtehlich iſt die Gewalt der Liebe! Gaſperino, von Chriſtinen ſo unwürdig verrathen, ſah kaum dieſe gefährliche Schönheit wieder, ſo entbrannte er von Neuem gegen dieſelbe. Alle Schuld trug in ſeinen Gedanken Piſani; Dieſer hatte verführt; Chriſtine bloß gefehlt. Er begann daher abermahls ihr ſeine Aufwartung zu machen; ſie betrachtete ihn mit dem lebhafteſten Gefühl von Haß und Rachbegier; doch um die Letztere zu befriedigen, verbarg ſie ſchlau genug den erſtern. Unter dem Vorwand, daß ſie den Mörder ihres Gemahls nicht öffentlich begünſtigen dürfe, verſprach ſie ihm in einem Garten, der dicht an ein Nonnenkloſter ſtieß, eine heimliche, nächtliche Zuſammenkunft. Der freudetrunkene Gaſperino unterließ nicht ſich einzufinden. Auch Chriſtine kam, doch — von zwey Ban-

diten begleitet. Auf ein gegebenes Zeichen ſtürzten Beyde über den Unglücklichen her. Vergebens wehrte er ſich wie ein Löwe; von vielfachen Wunden durchbohrt, ſank er endlich zu Boden. Da er ſterbend noch einige laute, tiefgehohlte Seufzer ausſtieß, ſtopfte Chriſtine, aus Furcht, man könne Dieß in der Nachbarſchaft hören, ihr eigenes weißes Schnupftuch ihm in den Mund; dann ſchleifte man ſeinen Leichnam in die andere Ecke des Gartens und warf ihn in einen Brunnen.

Wirklich hatten die Nonnen im Kloſter ein Degengeklirre gehört, und ſchickten des andern Morgens nach dem bewußten Ort. Man fand allda eine Menge vergoſſenen Blutes. Alle Wundärzte der Stadt wurden davon benachrichtigt. Da Gaſperino allerdings beyde Banditen, bevor er geſunken, verwundet hatte; da ſie zu einem Wundarzt, um ſich verbinden zu laſſen, ſchickten, und da man gleich darauf den Gaſperino vermißte, ſo wurden ſie jetzt als ſeine Mörder beargwohnt und verhaftet. Sie läugneten, gaben vor, ſich untereinander ſelbſt geſchlagen zu haben; kamen zwar Beyde auf die Folter, aber überſtanden ſie auch, ohne eine Sylbe zu bekennen. Chriſtine, von dieſem Allem benachrichtigt, glaubte ſchon außer Gefahr zu ſeyn.

Da indeß Gaſperino nirgends ſich blicken ließ, ſo bezeigte die Obrigkeit viel Sorgfalt ſemetwegen, und durch langes Nachſuchen fand man endlich ſeinen Leichnam in jenem Brunnen. Gleichwohl blieben ſeine Mörder immer noch unentdeckt; denn die zwey Banditen beharrten feſt auf ihrem Läugnen. Erſt nach abermahliger, genauer Beſichtigung fand man im Munde des Entſeelten ein Schnupftuch, und in einem Zipfel

desselben Christinens Nahmen. Mehr brauchte es nicht, um sie zu verhaften, und auf die Folter zu spannen. Sie gestand sogleich ihr Verbrechen; gab ihre beyden Mitgenossen an, und alle Drey wurden gehängt. Die Körper der zwey Banditen warf man nachher in den Po. Der Leichnam der grausamen Christine aber, die zum Morde noch die schwärzeste Verrätherey gefügt hatte, ward verbrannt, und ihre Asche in die Luft verstreut.

III.

Herr von Laurier, ein ziemlich bemittelter Juwelier aus Dijon in Bourgogne, kam von der Frankfurter Messe zurück, und hatte in seiner Schatulle siebzehn hundert Thaler, die er aus verkauften Edelsteinen gelöset, nebst einigen andern Sachen, die an Werth ungefähr eben so viel betragen mochten. Zu Salines ward er plötzlich krank; so krank, daß er im Wirthshause liegen bleiben mußte. Seine Reisegefährten trennten sich von ihm mit dem Wunsche baldiger Besserung. Er selbst, da sein Fieber immer noch zunahm, schickte nach einem Arzt im Orte. Dieser, Nahmens de la Motte, kam, verschrieb ihm einige Mittel, und sie wirkten so erwünscht, daß der Kranke bald des Doctors nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er entließ ihn daher mit einem kleinen Geschenke, und würde wahrscheinlich bald völlig genesen, seine Heimreise vollendet haben, hätte nicht ein unglückliches Schicksal es anders mit ihm gefügt.

Adrian, der Beſitzer des Gaſthofes, hatte indeß den unſeligen Wahn gefaßt, daß ſein Gaſt unermeßliche Reichthümer bey ſich führe; hatte den noch unſeligeren Entſchluß hinzugefügt, ſich deren zu bemächtigen, und den Reiſenden unbemerkt zu ermorden. Er entdeckte dieſen Vorſatz ſeinem Weibe; ſie ſchauderte zurück, und beſchwur ihren Mann mit Thränen, einen ſo ſchrecklichen Gedanken aufzugeben. Der Nichtswürdige ſah bald, daß er ſie nicht zur Theilnahme bereden werde; er ſtellte ſich daher von ihren Bitten gerührt, von ihren Gründen überzeugt; unter dem Vorwand, daß ihr Vater gefährlich krank ſey, wußte er ſie einige Meilen weit zu entfernen, und ſchritt dann ſofort zur Sache. Noch ein anderer Böſewicht, durch's Angeboth der halben Beute gewonnen, war ſein Gehülfe. Des Nachts überfielen ſie den Juwelier in ſeinem Bette, erwürgten ihn, und vergruben den Leichnam auf einer benachbarten Wieſe. Als zehn Tage darauf die Gaſtwirthinn zurückkam, überredete ſie ihr Mann: Herr von Laurier ſey ſchon ſeit einer Woche friſch und geſund nach Dijon abgereiſet. Das Pferd des Ermordeten hatte Adrians Mordgehülfe in den Wald geführt, und geſattelt und gezäumt laufen laſſen. Vielleicht, glaubten ſie, werde es den Weg nach Hauſe finden, und die Familie des Unglücklichen, wenn ſie das Roß ledig ankommen ſähe, muthmaßen: ſein Herr, ihr Verwandter, ſey im Walde geplündert und ermordet worden.

Schlau genug waren dieſe Maßregeln. Ein Monath verging; niemand ſprach noch von dieſem Unfall. Nach dieſer Zeit gingen einige Perſonen aus der Nachbarſchaft bey der Wieſe vorbey, wo Lauriers Leichnam lag. Sie erblickten einen Wolf, der vom Walde her-

eingekommen seyn mußte, und an einem menschlichen Körper zu fressen schien. Theils in der Ungewißheit, ob ein Knabe vielleicht vom Wolf getödtet worden; theils um das Thier selbst zu erlegen, sprangen sie über den Zaun. Der Wolf entfloh. Es war Lauriers Leichnam, den er aus der Erde herausgescharrt hatte. Daß dieser Körper noch nicht lange hier liegen konnte, sah man wohl; und da ihn niemand kannte, so trug man ihn auf den Markt, um dort durch öffentliche Ausstellung vielleicht hinter seinen Nahmen zu kommen. Wirklich war er kaum dort, so ging der Arzt de la Motte vorbey, und erkannte ihn für den Fremden, den er vor Monathsfrist im Gasthof behandelt habe. Auf seine Angabe umringten sogleich Gerichtspersonen das Wirthshaus und hielten Durchsuchung. Die Wirthinn nebst allem Gesinde wurde verhaftet. Der einzige Schuldige, ihr Mann, entkam dieß Mahl noch.

Durch ein Ungefähr war dieser Nichtswürdige gerade bey seinem Spießgesellen, und zechte mit ihm, als die Nachricht von dem gefundenen Leichnam und von des Raths genommenen Maßregeln erscholl. Sie ergriffen sogleich die Flucht. Ihre Absicht war, nur des Nachts zu fliehen, und des Tages hindurch sich im Gebüsche zu verstecken. Sie gingen wirklich einige Nächte hindurch. Aber am fünften Morgen befanden sie sich zu ihrem großen Erstaunen wieder am Eingange des Gebüsches unweit Salines. Ob auch hierbey eine höhere Gerechtigkeit obgewaltet? Oder ob bloß eine natürliche, bey nächtlichen Reisen nicht ungewöhnliche Verirrung vorgefallen sey? wer kann Dieß zu entscheiden wagen! Kurz, von Anstrengung und Hunger ermattet, konnten die Schuldigen nicht weiter, sondern

warfen ſich im Schatten eines Baumes nieder, und ſchliefen ein. Kaum war Dieß geſchehen, ſo ritten gerade bey dieſem Wege vorbey — der Sohn des Ermordeten, und der Arzt de la Motte, der ihn zur Leiche ſeines Vaters abgehohlt hatte. La Motte erkannte ſofort mit neuem Erſtaunen die beyden Schlafenden; da ſie es aber mit zwey verzweifelten Menſchen zu thun gehabt haben würden, ſo wagten ſie nicht, Dieſelben aufzuwecken und anzugreifen. Erſt als noch einige Landleute dazu kamen, bemächtigte man ſich ihrer, und zwar ohne den geringſten Widerſtand. Daß ſie jetzt der Haft, und ſpäter dem peinlichen Gericht überliefert wurden, bedarf wohl nicht erſt der Erwähnung.

IV.

Im Dorfe Spreazo, funfzehn Meilen von Breſcia, im Gebieth der Republik Venedig gelegen, lebte auf einem kleinen Grundſtück ein Landmann, Alibius mit Namen, viele Jahre hindurch mit ſeinem Weibe, Menille, in friedlichſter Eintracht. Eine Tochter, Amalia genannt, war die einzige Frucht ihrer Ehe. Erſt als Alibius ſelbſt ſchon allmählig zu altern begann, ward er ſeiner, freylich auch nicht mehr reizenden Frau überdrüßig. Häusliche Zwiſtigkeiten, immer von ihm zuerſt veranlaßt, ſchlichen ſich ein. Endlich verließ er Weib und Kind ganz, und ging nach Breſcia, um dort ſein Unterkommen zu ſuchen.

Er fand Eintritt im Hauſe eines Mannes vom Stande; und weil er ſich im Dienſte deſſelben einige

Jah-

Jahre hindurch mit vielem Eifer betrug, verhalf ihm sein Gebiether endlich zur Belohnung seiner Treue beym Magistrat dieser Stadt zu dem kleinen Posten eines Kanzley-Dieners. Auch hier fuhr er fort, sich als ein Mann von Rechtschaffenheit zu betragen; erwarb sich das Zutrauen aller Nachbarn und Bekannten; und würde wahrscheinlich bis an seinen Tod im besten Rufe verblieben seyn, hätte nicht diejenige Leidenschaft, die schon manchen braven Mann zum Schelm, und nur selten diesen Letztern zum redlichen Mann umformte,— hätte Liebe nicht ihm einen schlimmen Possen gespielt.

Alibius hatte schon seit einiger Zeit Bekanntschaft mit einer jungen, schönen, bemittelten Witwe gemacht. Sie gefiel ihm ausnehmend, und Trotz des merklichen Unterschiedes ihrer Jahre hatte er auch ihr zu gefallen gewußt. Sie zu heirathen, es koste auch, was es wolle, war sein fester Entschluß; und da seine noch lebende Frau das Haupthinderniß bey diesem Vorsatz ausmachte, so suchte er sich derselben auf alle nur mögliche Art zu entledigen.

Er kaufte sich in dieser Absicht zu Brescia eine beträchtliche Dosis Gift; ritt dann nach Spreazo; stieg bey seiner Frau ab; überhäufte sie mit Freundlichkeiten, und schien die vorige Eintracht wieder erneuern zu wollen. Dieses gute Weib, die schon so lange von ihrem Manne nichts wußte, freute sich bey dieser scheinbaren Rückkehr von ganzem Herzen; und da er hier übernachten wollte, trug sie ihm zum Abendessen auf, was ihre Armuth vermochte,—Milch und Früchte. Er aß von diesen Letztern, aber er warf, so wie die geschäftige Alte nur ein Mahl den Rücken wändte, einen guten Theil des Giftes in die Milch-Schale; blieb dann

die Nacht bey seiner Gattinn, und eilte des andern Morgens sehr früh nach Brescia zurück. Alle Tage hoffte er nun: daß die Nachricht von Menillens Tode eintreffen werde.

Als eine reichliche Woche verfloß, und er zu seiner Verwunderung immer noch nichts erfuhr, wiederhohlte er seinen Besuch mit dem Vorsatz, auch jene Dosis, wo möglich, zu verdoppeln. Er fand sein Weib krank, und seine Tochter in Thränen. — „Die Mutter, erzählte sie ihm, sey nach dem Genuß derjenigen Milch, die sie ihm vorgesetzt, und die er stehen lassen, tödtlich krank geworden." — Alibius spielte zum Schein den Betrübten; im Herzen grollte es ihm zweyfach. Nicht nur, weil seine Absicht vereitelt worden (denn Menille befand sich auf der Besserung;) sondern weil er auch in dieser Erzählung einige Spuren von Verdacht gegen sich selbst zu entdecken glaubte. Er liebte überhaupt Amalien nicht. Sie war während seiner Entfernung verheirathet, Mutter von mehreren Kindern, wieder Witwe, und in jeder Rücksicht ein braves Weib geworden. Doch die Sorgfalt, die sie für Menillen hegte, empfahl sie schlecht in Alibius Augen. Er hüthete sich bey solchen Umständen wohl, nochmahligen Gebrauch von seinem Gifte zu machen. Er entfernte sich vielmehr bald; kam aber tief in der Nacht zum dritten Mahl wieder, und pochte halb leise an die Hausthür. Seine Enkelinn, ein Mädchen von neun oder zehn Jahren, öffnete dieselbe. Er stürzte in die Kammer, wo sein Weib lag und schlief. Mit einem Stück Holz zerschmetterte er auf einen Schlag ihr die Hirnschale, sprengte dann mit verhängten Zügeln nach Brescia, und erschien dort, schon des an-

dern Morgens um sechs Uhr, absichtlich in einer Amtsverrichtung, damit Niemand seine Reise muthmaßen könne. Das Kind, das ihm die Thür eröffnet, kannte ihn wirklich nicht. „Ein Räuber sey mit Gewalt in das Haus gedrungen, und habe die Großmutter getödtet!" das war dessen ganze Aussage vor Gericht.

Als dieser Mord in Brescia erscholl, stellte sich Alibius herzlich betrübt bey der Nachricht; heirathete aber bald darauf jene junge schöne Witwe, die ohne ihr Wissen die Veranlaßung von Diesem Allen war. Er hoffte die Frucht seines Frevels nun in stolzer Ruhe zu genießen; aber die rächende Hand der allsehenden Vorsicht schwebte bereits über ihm. — Nur wenige Tage hatte er in seinem neuen Ehestande verlebt, so kam einer von seinen alten Bekannten nach Brescia, ging in ein Weinhaus, und erzählte daselbst halb berauscht: Alibius und seine Tochter Amalia hätten zusammen die alte Menille erschlagen. Bald verbreitete sich dieses Gerücht weiter in der Stadt, und fand hier und da Glauben. Selbst die Obrigkeit, als es ihr kund ward, ließ den Alibius und auch den Urheber jener Sage vorfordern, um Beyde gegen einander abzuhören. Alibius läugnete dreist; und auch der Zweyte versicherte: Er habe zwar allerdings im trunkenen Muthe dergleichen Reden ausgestoßen; wisse aber nicht den geringsten Grund zu diesem Argwohn anzuführen, und bitte, nach verflogenem Rausch, seinen alten Freund herzlich um Verzeihung.

Man entließ auf diese Erklärung Beyde. Da aber unter den Gerichts-Beysitzern Einer bemerkte: daß auch ein falsches Gerücht nicht leicht ganz ohne Grund, so wenig als ein Rauch ganz ohne Feuer entstehe; da

diten begleitet. Auf ein gegebenes Zeichen ſtürzten Beyde über den Unglücklichen her. Vergebens wehrte er ſich wie ein Löwe; von vielfachen Wunden durchbohrt, ſank er endlich zu Boden. Da er ſterbend noch einige laute, tiefgehohlte Seufzer ausſtieß, ſtopfte Chriſtine, aus Furcht, man könne Dieß in der Nachbarſchaft hören, ihr eigenes weißes Schnupftuch ihm in den Mund; dann ſchleifte man ſeinen Leichnam in die andere Ecke des Gartens und warf ihn in einen Brunnen.

Wirklich hatten die Nonnen im Kloſter ein Degengeklirre gehört, und ſchickten des andern Morgens nach dem bewußten Ort. Man fand allda eine Menge vergoſſenen Blutes. Alle Wundärzte der Stadt wurden davon benachrichtigt. Da Gaſperino allerdings beyde Banditen, bevor er geſunken, verwundet hatte; da ſie zu einem Wundarzt, um ſich verbinden zu laſſen, ſchickten, und da man gleich darauf den Gaſperino vermißte, ſo wurden ſie jetzt als ſeine Mörder beargwohnt und verhaftet. Sie läugneten, gaben vor, ſich untereinander ſelbſt geſchlagen zu haben; kamen zwar Beyde auf die Folter, aber überſtanden ſie auch, ohne eine Sylbe zu bekennen. Chriſtine, von dieſem Allem benachrichtigt, glaubte ſchon außer Gefahr zu ſeyn.

Da indeß Gaſperino nirgends ſich blicken ließ, ſo bezeigte die Obrigkeit viel Sorgfalt ſemetwegen, und durch langes Nachſuchen fand man endlich ſeinen Leichnam in jenem Brunnen. Gleichwohl blieben ſeine Mörder immer noch unentdeckt; denn die zwey Banditen beharrten feſt auf ihrem Läugnen. Erſt nach abermahliger, genauer Beſichtigung fand man im Munde des Entſeelten ein Schnupftuch, und in einem Zipfel

desselben Christinens Nahmen. Mehr brauchte es nicht, um sie zu verhaften, und auf die Folter zu spannen. Sie gestand sogleich ihr Verbrechen; gab ihre beyden Mitgenossen an, und alle Drey wurden gehängt. Die Körper der zwey Banditen warf man nachher in den Po. Der Leichnam der grausamen Christine aber, die zum Morde noch die schwärzeste Verrätherey gefügt hatte, ward verbrannt, und ihre Asche in die Luft verstreut.

III.

Herr von Laurier, ein ziemlich bemittelter Juwelier aus Dijon in Bourgogne, kam von der Frankfurter Messe zurück, und hatte in seiner Schatulle siebzehn hundert Thaler, die er aus verkauften Edelsteinen gelöset, nebst einigen andern Sachen, die an Werth ungefähr eben so viel betragen mochten. Zu Salines ward er plötzlich krank; so krank, daß er im Wirthshause liegen bleiben mußte. Seine Reisegefährten trennten sich von ihm mit dem Wunsche baldiger Besserung. Er selbst, da sein Fieber immer noch zunahm, schickte nach einem Arzt im Orte. Dieser, Nahmens de la Motte, kam, verschrieb ihm einige Mittel, und sie wirkten so erwünscht, daß der Kranke bald des Doctors nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er entließ ihn daher mit einem kleinen Geschenke, und würde wahrscheinlich bald völlig genesen, seine Heimreise vollendet haben, hätte nicht ein unglückliches Schicksal es anders mit ihm gefügt.

Adrian, der Beſitzer des Gaſthofes, hatte indeß den unſeligen Wahn gefaßt, daß ſein Gaſt unermeßliche Reichthümer bey ſich führe; hatte den noch unſeligeren Entſchluß hinzugefügt, ſich deren zu bemächtigen, und den Reiſenden unbemerkt zu ermorden. Er entdeckte dieſen Vorſatz ſeinem Weibe; ſie ſchauderte zurück, und beſchwur ihren Mann mit Thränen, einen ſo ſchrecklichen Gedanken aufzugeben. Der Nichtswürdige ſah bald, daß er ſie nicht zur Theilnahme bereden werde; er ſtellte ſich daher von ihren Bitten gerührt, von ihren Gründen überzeugt; unter dem Vorwand, daß ihr Vater gefährlich krank ſey, wußte er ſie einige Meilen weit zu entfernen, und ſchritt dann ſofort zur Sache. Noch ein anderer Böſewicht, durch's Angeboth der halben Beute gewonnen, war ſein Gehülfe. Des Nachts überfielen ſie den Juwelier in ſeinem Bette, erwürgten ihn, und vergruben den Leichnam auf einer benachbarten Wieſe. Als zehn Tage darauf die Gaſtwirthinn zurückkam, überredete ſie ihr Mann: Herr von Laurier ſey ſchon ſeit einer Woche friſch und geſund nach Dijon abgereiſet. Das Pferd des Ermordeten hatte Adrians Mordgehülfe in den Wald geführt, und geſattelt und gezäumt laufen laſſen. Vielleicht, glaubten ſie, werde es den Weg nach Hauſe finden, und die Familie des Unglücklichen, wenn ſie das Roß ledig ankommen ſähe, muthmaßen: ſein Herr, ihr Verwandter, ſey im Walde geplündert und ermordet worden.

Schlau genug waren dieſe Maßregeln. Ein Monath verging; niemand ſprach noch von dieſem Unfall. Nach dieſer Zeit gingen einige Perſonen aus der Nachbarſchaft bey der Wieſe vorbey, wo Lauriers Leichnam lag. Sie erblickten einen Wolf, der vom Walde her-

eingekommen seyn mußte, und an einem menschlichen Körper zu fressen schien. Theils in der Ungewißheit, ob ein Knabe vielleicht vom Wolf getödtet worden; theils um das Thier selbst zu erlegen, sprangen sie über den Zaun. Der Wolf entfloh. Es war Lauriers Leichnam, den er aus der Erde herausgescharrt hatte. Daß dieser Körper noch nicht lange hier liegen konnte, sah man wohl; und da ihn niemand kannte, so trug man ihn auf den Markt, um dort durch öffentliche Ausstellung vielleicht hinter seinen Nahmen zu kommen. Wirklich war er kaum dort, so ging der Arzt de la Motte vorbey, und erkannte ihn für den Fremden, den er vor Monathsfrist im Gasthof behandelt habe. Auf seine Angabe umringten sogleich Gerichtspersonen das Wirthshaus und hielten Durchsuchung. Die Wirthinn nebst allem Gesinde wurde verhaftet. Der einzige Schuldige, ihr Mann, entkam dieß Mahl noch.

Durch ein Ungefähr war dieser Nichtswürdige gerade bey seinem Spießgesellen, und zechte mit ihm, als die Nachricht von dem gefundenen Leichnam und von des Raths genommenen Maßregeln erscholl. Sie ergriffen sogleich die Flucht. Ihre Absicht war, nur des Nachts zu fliehen, und des Tages hindurch sich im Gebüsche zu verstecken. Sie gingen wirklich einige Nächte hindurch. Aber am fünften Morgen befanden sie sich zu ihrem großen Erstaunen wieder am Eingange des Gebüsches unweit Salines. Ob auch hierbey eine höhere Gerechtigkeit obgewaltet? Oder ob bloß eine natürliche, bey nächtlichen Reisen nicht ungewöhnliche Verirrung vorgefallen sey? wer kann Dieß zu entscheiden wagen! Kurz, von Anstrengung und Hunger ermattet, konnten die Schuldigen nicht weiter, sondern

warfen sich im Schatten eines Baumes nieder, und schliefen ein. Kaum war Dieß geschehen, so ritten gerade bey diesem Wege vorbey — der Sohn des Ermordeten, und der Arzt de la Motte, der ihn zur Leiche seines Vaters abgeholt hatte. La Motte erkannte sofort mit neuem Erstaunen die beyden Schlafenden; da sie es aber mit zwey verzweifelten Menschen zu thun gehabt haben würden, so wagten sie nicht, Dieselben aufzuwecken und anzugreifen. Erst als noch einige Landleute dazu kamen, bemächtigte man sich ihrer, und zwar ohne den geringsten Widerstand. Daß sie jetzt der Haft, und später dem peinlichen Gericht überliefert wurden, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung.

IV.

Im Dorfe Spreazo, funfzehn Meilen von Brescia, im Gebieth der Republik Venedig gelegen, lebte auf einem kleinen Grundstück ein Landmann, Alibius mit Namen, viele Jahre hindurch mit seinem Weibe, Menille, in friedlichster Eintracht. Eine Tochter, Amalia genannt, war die einzige Frucht ihrer Ehe. Erst als Alibius selbst schon allmählig zu altern begann, ward er seiner, freylich auch nicht mehr reizenden Frau überdrüßig. Häusliche Zwistigkeiten, immer von ihm zuerst veranlaßt, schlichen sich ein. Endlich verließ er Weib und Kind ganz, und ging nach Brescia, um dort sein Unterkommen zu suchen.

Er fand Eintritt im Hause eines Mannes vom Stande; und weil er sich im Dienste desselben einige

Jah-

Jahre hindurch mit vielem Eifer betrug, verhalf ihm sein Gebiether endlich zur Belohnung seiner Treue beym Magistrat dieser Stadt zu dem kleinen Posten eines Kanzley-Dieners. Auch hier fuhr er fort, sich als ein Mann von Rechtschaffenheit zu betragen; erwarb sich das Zutrauen aller Nachbarn und Bekannten; und würde wahrscheinlich bis an seinen Tod im besten Rufe verblieben seyn, hätte nicht diejenige Leidenschaft, die schon manchen braven Mann zum Schelm, und nur selten diesen Letztern zum redlichen Mann umformte, — hätte Liebe nicht ihm einen schlimmen Possen gespielt.

Alibius hatte schon seit einiger Zeit Bekanntschaft mit einer jungen, schönen, bemittelten Witwe gemacht. Sie gefiel ihm ausnehmend, und Trotz des merklichen Unterschiedes ihrer Jahre hatte er auch ihr zu gefallen gewußt. Sie zu heirathen, es koste auch, was es wolle, war sein fester Entschluß; und da seine noch lebende Frau das Haupthinderniß bey diesem Vorsaz ausmachte, so suchte er sich derselben auf alle nur mögliche Art zu entledigen.

Er kaufte sich in dieser Absicht zu Brescia eine beträchtliche Dosis Gift; ritt dann nach Spreazo; stieg bey seiner Frau ab; überhäufte sie mit Freundlichkeiten, und schien die vorige Eintracht wieder erneuern zu wollen. Dieses gute Weib, die schon so lange von ihrem Manne nichts wußte, freute sich bey dieser scheinbaren Rückkehr von ganzem Herzen; und da er hier übernachten wollte, trug sie ihm zum Abendessen auf, was ihre Armuth vermochte, — Milch und Früchte. Er aß von diesen Letztern, aber er warf, so wie die geschäftige Alte nur ein Mahl den Rücken wändte, einen guten Theil des Giftes in die Milch-Schale; blieb dann

die Nacht bey seiner Gattinn, und eilte des andern Morgens sehr früh nach Brescia zurück. Alle Tage hoffte er nun: daß die Nachricht von Menillens Tode eintreffen werde.

Als eine reichliche Woche verfloß, und er zu seiner Verwunderung immer noch nichts erfuhr, wiederhohlte er seinen Besuch mit dem Vorsatz, auch jene Dosis, wo möglich, zu verdoppeln. Er fand sein Weib krank, und seine Tochter in Thränen. — „Die Mutter, erzählte sie ihm, sey nach dem Genuß derjenigen Milch, die sie ihm vorgesetzt, und die er stehen lassen, tödtlich krank geworden." — Alibius spielte zum Schein den Betrübten; im Herzen grollte es ihm zweyfach. Nicht nur, weil seine Absicht vereitelt worden (denn Menille befand sich auf der Besserung;) sondern weil er auch in dieser Erzählung einige Spuren von Verdacht gegen sich selbst zu entdecken glaubte. Er liebte überhaupt Amalien nicht. Sie war während seiner Entfernung verheirathet, Mutter von mehreren Kindern, wieder Witwe, und in jeder Rücksicht ein braves Weib geworden. Doch die Sorgfalt, die sie für Menillen hegte, empfahl sie schlecht in Alibius Augen. Er hüthete sich bey solchen Umständen wohl, nochmahligen Gebrauch von seinem Gifte zu machen. Er entfernte sich vielmehr bald; kam aber tief in der Nacht zum dritten Mahl wieder, und pochte halb leise an die Hausthür. Seine Enkelinn, ein Mädchen von neun oder zehn Jahren, öffnete dieselbe. Er stürzte in die Kammer, wo sein Weib lag und schlief. Mit einem Stück Holz zerschmetterte er auf einen Schlag ihr die Hirnschale, sprengte dann mit verhängten Zügeln nach Brescia, und erschien dort, schon des an-

dern Morgens um ſechs Uhr, abſichtlich in einer Amtsverrichtung, damit Niemand ſeine Reiſe muthmaßen könne. Das Kind, das ihm die Thür eröffnet, kannte ihn wirklich nicht. „Ein Räuber ſey mit Gewalt in das Haus gedrungen, und habe die Großmutter getödtet!" das war deſſen ganze Ausſage vor Gericht.

Als dieſer Mord in Breſcia erſcholl, ſtellte ſich Alibius herzlich betrübt bey der Nachricht; heirathete aber bald darauf jene junge ſchöne Witwe, die ohne ihr Wiſſen die Veranlaßung von Dieſem Allen war. Er hoffte die Frucht ſeines Frevels nun in ſtolzer Ruhe zu genießen; aber die rächende Hand der allſehenden Vorſicht ſchwebte bereits über ihm. — Nur wenige Tage hatte er in ſeinem neuen Eheſtande verlebt, ſo kam einer von ſeinen alten Bekannten nach Breſcia, ging in ein Weinhaus, und erzählte daſelbſt halb berauſcht: Alibius und ſeine Tochter Amalia hätten zuſammen die alte Menille erſchlagen. Bald verbreitete ſich dieſes Gerücht weiter in der Stadt, und fand hier und da Glauben. Selbſt die Obrigkeit, als es ihr kund ward, ließ den Alibius und auch den Urheber jener Sage vorfordern, um Beyde gegen einander abzuhören. Alibius läugnete dreiſt; und auch der Zweyte verſicherte: Er habe zwar allerdings im trunkenen Muthe dergleichen Reden ausgeſtoßen; wiſſe aber nicht den geringſten Grund zu dieſem Argwohn anzuführen, und bitte, nach verflogenem Rauſch, ſeinen alten Freund herzlich um Verzeihung.

Man entließ auf dieſe Erklärung Beyde. Da aber unter den Gerichts-Beyſitzern Einer bemerkte: daß auch ein falſches Gerücht nicht leicht ganz ohne Grund, ſo wenig als ein Rauch ganz ohne Feuer entſtehe; da

überdieß Alibius zwar ſich ſelbſt vertheidigt, in Rückſicht ſeiner Tochter aber ſehr unbeſtimmt ſich ausgedrückt hatte; ſo beſchloß man, doch noch mit der Unterſuchung nicht ganz abzubrechen, ſondern auch Amalien zu verhaften. Es geſchah. Sie ward vor Gericht geführt und befragt: Ob ſie an dem Morde ihrer Mutter keinen Antheil habe? Ganz ſchuldlos in ihrem Gewiſſen, erſchrack ſie bey einem Vorwurf, der ſo unerwartet und ſo ungerecht zugleich kam. Aber gerade dieſes Erſchrecken galt für einen Anklage-Grund mehr für ſie. Man war grauſam genug, ſie auf die Folter zu werfen; und ſie überſtand ſolche mit einer Gelaſſenheit und Standhaftigkeit, wie man nur ſelten ſie findet.

Jetzt hätte die Schuldloſe doch wohl entlaſſen werden ſollen! Und wirklich wollte man es thun. Aber — ſchändlich und unglaublich beynahe! jetzt trat ihr eigener Vater, der ſie ſchon erwähnter Maßen haßte, noch ein Mahl gegen ſie auf; ſagte gerade zu: daß er ſchon lange einen Verdacht wider ſie hege; und rieth, ſie abermahls zu foltern, weil ſie dann wohl die Wahrheit bekennen würde. Ohne Zweifel hoffte der gräßliche Böſewicht, ſie würde den Schmerzen unterliegen. Auch unterlag ſie allerdings denſelben, nur nicht ſo, wie er dachte. Denn empört in ihrem Innerſten durch eine ſo unnatürliche Grauſamkeit, bath ſie, als ſie das zweyte Mahl auf die Folter gebracht ward, nur um das Gehör eines Augenblickes, und erhielt auch daſſelbe. Nunmehr erzählte ſie frey heraus: welchen Argwohn ſie ſchon ehemahls gegen ihren Vater bey jener Milch gefaßt habe, welche die Mutter bey ſeiner Anweſenheit genoßen, und gleich darauf tödtlich krank geworden ſey. Doch dieſe Ausſage ward wenig geach-

tet. Theils ſchien es eine Tücke zu ſeyn, womit Amalia an ihrem Vater ſich rächen — theils eine Liſt, wodurch ſie ihr eigenes Leben retten wolle. Man war daher im Begriff mit der Marter fortzufahren.

Aber zum Glück für die Ärmſte war gerade der Apotheker-Burſche zugegen, bey welchem Alibius das Gift gekauft hatte. Er erinnerte ſich noch genau des Tages, wo Jener zu ſeinem Lehrherrn gekommen ſey, verglich ihn in Gedanken mit Amaliens Ausſage, und fand, daß die Zeit pünctlich eintreffe. Er benachrichtigte ſofort die Gerichte davon, und fügte hinzu: daß Alibius auch den Tag vor Menillens Ermordung ſich abermahls mit Arſenik verſehen habe. — Allein auch hieraus machte man noch nicht viel! Alibius bewies mit leichter Mühe, daß er in ſeiner Wohnung gewaltig durch Ratten leide, und daß er, um ſolche zu tödten, wirklich ſchon Gift aufgeſtellt habe. Über dieß war Menille ja nicht durch Arſenik, ſondern offenbar durch einen gewaltſamen, ihr Haupt zerſchmetternden Schlag umgekommen; und am Tage dieſes Mordes hatte ſich Alibius, dem allgemeinen Glauben nach, zu Breſcia befunden.

Ganz vorzüglich hatte der Böſewicht auf dieſen letzten Punct ſich geſteift. Doch auch hier ergab ſich jetzt ein Umſtand, der bedenklich zu werden drohte. Beym Ritt in jener Mord-Nacht hatte Alibius — wie ſchon erwähnt worden — ſein Roß gewaltig geſpornt, und das arme Thier hatte ſich bey dieſer Eile den Vorderbug ein wenig verſtaucht. Der Hufſchmied, der ihm nachmals einen Verband aufgelegt, war jetzt ebenfalls zugegen, gedachte an dieſen Vorfall, trat hervor, und zeigte an, was er wußte. Noch verzagte

Alibius nicht. Er gestand den Zufall des Pferdes; aber er behauptete, dasselbe damahls einem jungen Mann aus Brescia geliehen zu haben, durch dessen allzu wilden raschen Gallopp das Thier angegriffen und seine eigene Güte gemißbraucht worden sey.

Glaublich genug war die Ausflucht; doch fingen die Gerichte nun an, Argwohn zu schöpfen. Da auch von Spreazo eine Menge Einwohner erschienen, da Alle der armen Amalie das beste Zeugniß ertheilten; vom Alibius aber versicherten: daß er vordem schon Frau und Tochter oft hart behandelt habe, da entschloß man sich endlich, diese Letztere wenigstens vor der Hand los zu lassen, und lieber mit der peinlichen Frage gegen den Alibius zu verfahren. Auf der Stelle ward dieses Letztere in das Werk gesetzt; und der Nichtswürdige, der so gelassen sein einziges Kind der Marter überliefern konnte, fühlte nun kaum an sich selbst die nähmlichen Qualen, als er Alles gestand, und nur inständigst bath: daß man seiner jungen Frau verschone, weil diese bey seinen Verbrechen ganz schuldlos und unwissend sey. Man schauderte bey diesem furchtbaren Beyspiel eines wollüstigen Alten, der grausamer Gatte, unnatürlicher Vater, überdachter Mörder und schändlicher Heuchler zugleich gewesen war. Eben trat er in sein sechzigstes Jahr, als er, mit verdienter Strenge, von unten herauf gerädert ward.

V.

Unglücklich — in mehr als einem Verstande des Wortes, — ist Derjenige, der bey Ausführung seiner

Rache zu Banditen ſeine Zuflucht nimmt. Nichts hier über die Ungerechtigkeit einer ſolchen Handlung, über die Gewiſſensbiſſe, die ſie verfolgen, über die Schändlichkeit, die einen ſo feigen Mörder brandmarkt! Aber der Weg jener gedungenen Böſewichter führt auch gewöhnlich, nur bald früher, bald ſpäter, zum Galgen, wo ſie meiſten Theils durch ein öffentliches Geſtändniß ihrer Frevelthaten die hieſige Strafe und die dortige Pein zu lindern glauben. Unabläſſig ſieht daher Derjenige, der ihnen vertraute, ſein eigenes Glück und Leben in den Händen der ſchändlichſten Menſchen. Unzählige Beyſpiele beweiſen dieß. Hier ſtehe nur eines von den vielen!

In einem Flecken, unweit Sens in Bourgogne, lebten zwey Brüder, Vimorie und Harcourt mit Nahmen. Beyde waren verheirathet, doch mit Frauen von ſehr verſchiedenem Werthe. Meſſarine, Vimoriens Gattinn, beſaß der körperlichen Reize nur wenig, des baren Vermögens deſto mehr; Harcourts Gemahlinn hatte hingegen kein anders Heirathsgut, als eine blendende Schönheit. — Leider werden die Männer dieſer Letztern in der Ehe gar bald gewohnt, wo nicht überdrüßig. Auch Harcourt bedauerte binnen Kurzem, daß er nicht auch ſo wie ſein Bruder gewählt habe; ja er haßte ſogar denſelben dieſes Vorzugs halber und ſuchte ihn um ſein Vermögen und ſeine Frau, — doch ſo, daß er ſich deßfalls nicht mit der Gerechtigkeit überwürfe! — zu bringen.

Nur allzu bald gelang es ihm. Häßlich von Seele, doch deſto angenehmer in ſeinem Äußerlichen, vermochte er durch männlichen Reiz und durch die Kunſt der Verführung das Herz ſeiner Schwägerinn leicht zu

rühren, vermochte es ſogar, daß ſie den raſchen Entſchluß ergriff, ihren rechtmäßigen Gemahl zu verlaſſen, und ihren gleißenden Liebhaber in ein fremdes Land zu begleiten. Da ſie den Vimorie als Witwe geheirathet, und da ſie den ganzen Beſitz ihres Vermögens ſich vorbehalten, ſo nahm ſie auch faſt Alles mit, was ſie hatte, übergab es völlig Harcourts Willkür, und lebte als ſeine angebliche Gattinn mit ihm zu Genua. Vimorie hingegen und Harcourts Gemahlinn blieben in ihrer Einſamkeit dahinten, und genoßen, Trotz der Dürftigkeit ihrer Umſtände, eine Seelenruhe, wie ſie jenes treuloſe Paar in ſeinem verbothenen Umgang nie finden konnte.

Indeß ſtarb Maſſerinens Bruder. Vimorie nützte die Abweſenheit ſeines entwichenen Weibes, und trat eine beträchtliche Erbſchaft an. Harcourt erfuhr es zu Genua. Schon ging das große Vermögen, das Maſſerine ihm überliefert hatte, allmählig zu Ende. Der Unerſättliche beſchloß daher, ſeinem Bruder auch dieſe Erbſchaft und das Leben zugleich zu rauben. Den Entwurf dazu vertraute er ſeinem Kammerdiener, und both ihm eine anſehnliche Summe, wenn er ſich der Ausführung unterziehe. Doch Dieſer dachte zu rechtſchaffen, als in einen ſolchen Handel ſich zu miſchen. Der ungeduldige Harcourt verſteckte ſich daher in Bauerkleidung; ging in ſeine Heimath zurück, und ſchlich ſo lange um ſeines Bruders Wohnung herum, bis er ihn einſt in der Abenddämmerung einige Schritte weit vom Hauſe luſtwandeln ſah; raſch ſprang er dann hervor, ſchoß ihn mit einer Piſtole nieder, beraubte ihn ſogar, damit man deſto eher auf einen gemeinen Straßenräuber rathen möchte; und eilte dann, ſo ſchnell er

konnte, nach Genua zurück. Seine Entfernung war aufs Beste verborgen worden. Kein Mensch muthmaßte diese Schandthat; Harcourt konnte nun vollkommen zufrieden seyn.

Dennoch hatte er noch ein Hinderniß zu übersteigen. Masserine, die ihn immer noch blindlings liebte, wollte ihm gern öffentlich ihre Hand, und mit solcher das ihr wieder zugefallene Vermögen überliefern. Um Dieses durchsetzen zu können, mußte Harcourt sich erst seines Weibes entledigt haben. Der meuchelmörderische Bösewicht trug kein Bedenken, den Vorschlag anzunehmen. Ein Marktschreyer und Halb-Arzt, Tiroli mit Nahmen, ward durch eine ansehnliche Summe Geldes bestochen; ging nach Sens; wußte sich bey Harcourts Frau Eintritt und Zutrauen auf seine Kunst zu verschaffen, und räumte sie durch ein schleichendes Gift aus dem Wege. — Kaum vernahm jenes lasterhafte Paar die Nachricht ihres Todes, so kehrten Beyde nach Sens zurück, eheligten sich und genoßen einige Jahre hindurch die Früchte ihres Lasters in Ruhe.

Doch indeß trieb Tiroli auf mancherley Art sein Unwesen fort; und da er endlich, eines Straßenraubes halber, in die Hände der Gerechtigkeit fiel, so gestand er unter andern Schandthaten auch, gleichsam als Zugabe betrachtet: daß er auf Masserinens und Harcourts Bitte die Gemahlinn des Letztern vergiftet habe. Noch hätte man vielleicht darauf nicht, wie man sollte, geachtet. Doch sonderbar genug mußte gerade damahls auch jener Kammerdiener erkranken, dessen Rechtschaffenheit Harcourt vergebens auf die Probe gestellt hatte, und auch Dieser erzählte in der Fieber-Hitze jenen Antrag, der ihm zu Vimories Ermordung

gemacht worden ſey. Auf dieſe doppelte Anklage, von noch andern Umſtänden begleitet, wurde unſer Ehepaar plötzlich in ſeiner ſchönſten Sicherheit verhaftet; geſtand auf der Folter Alles, und ward wenige Tage darauf, von Niemanden bedauert, zum Tode geſchleift.

VI.

Im Winter des Jahres 1611 fiel zu Conſtantinopel — was in dieſen warmen Ländern äußerſt ſelten iſt! — ein ziemlich tiefer Schnee. Einige Bedienten des engliſchen Geſandten, Ritter Glovers, warfen ſich bey dieſer Gelegenheit mit Schneeballen; verſchiedene Türken ſahen dieſem Scherz-Gefechte zu; aber leider ward es am Ende nur allzu ernſtlich. Denn einen vorbeygehenden Janitſcharen traf ein, vielleicht zu hart gedrückter Ball, ſo heftig ins Auge, daß er nicht nur dieſes einbüßte, ſondern daß auch der Brand hinzu ſchlug, und der Unglückliche ein fremdes Spiel mit ſeinem Leben bezahlen mußte.

Dieſer Vorfall machte unter ſeinen Gefährten gewaltigen Lärmen. Der Janitſcharen Aga ſelbſt beſchwerte ſich beym Großvezir, und Dieſer forderte vom Ambaſſadeur die Auslieferung des Thäters. Vergebens erwiederte der Geſandte: daß ja der Wurf offenbar nicht in feindlicher Abſicht geſchehen, ſondern nur durch ein Ungefähr ſchädlich geworden ſey. Der Vezir blieb unerbittlich. Ja, als der Geſandte erklärte: daß er durchaus nicht wiſſe, welcher unter ſeinen Bedienten den unglücklichen Ball geworfen habe, rüſtete ſich Alles zu einem ernſtlichen Sturm des Pöbels aufs eng-

liſche Geſandten-Haus; ſo daß Glover endlich verſprechen mußte, alle ſeine Hausgenoſſen vortreten zu laſſen, und den Schuldigen, wenn er erkannt werde, auszuliefern.

Kaum war die Dienerſchaft vorgetreten, ſo fielen fünf Türken, die jener Scene zugeſehen hatten, zu gleicher Zeit über einen gewiſſen Simon Dibbins her, der vor Kurzem erſt von Candia nach Conſtantinopel gekommen war; und ſie ſowohl, als auch noch andere Janitſcharen beſchwuren einmüthig: daß er der Thäter ſey. Von Neuem that der Ambaſſadeur jetzt Vorſtellung. Er wußte ganz gewiß, daß dieſer Dibbins unſchuldig und damahls gar nicht zugegen geweſen ſey. Er führte Dieß zum Beweis für ihn an, und erboth ſich auch eine anſehnliche Summe für ſeine Befreyung herzugeben. Nichts half! Jene Gründe wurden als ein bloß erdichteter Vorwand betrachtet, und das Löſegeld ſchlug man aus. Der Geſandte, wollte er anders nicht das Leben von mehrern Menſchen in Gefahr ſetzen, mußte ſich endlich entſchließen, einen ſeiner Überzeugung nach ganz Unſchuldigen aufzuopfern.

Dieß ſchmerzte ihn gewaltig. Noch den Morgen vor der Hinrichtung ſchickte er ſeinen Secretär zu dem Gefangenen, um ſich gleichſam mit der Nothwendigkeit gegen ihn zu entſchuldigen. Dieſer fand ſeinen Landsmann des Todes gewiß und doch ſehr gelaſſen. Noch mehr! Dibbins trug es ihm ſogar auf, den Geſandten ſeinetwegen zu beruhigen. — „Ich ſterbe,“ ſprach er, „zwar unſchuldig in dieſem Punct, doch „nicht ſchuldlos. Ich habe, was ich nun geſtehen will, „in England einen Mord begangen; habe deßhalb aus

„meinem Vaterland entweichen müſſen; bin deßhalb „nach Candia geflohen! Daß ich hier nun für einen „Andern angeſehen werde, daß ſo viele, die ich nie „beleidigte, einmüthig meinen Tod begehren, — darin „ſehe ich nichts anders, als eine Spur verdienter göttlicher Vergeltung; und ich ſterbe gern!"

Wenige Stunden nachher ward er wirklich vor der Thür des Geſandten aufgeknüpft, und Dieſer war es allerdings nun zufrieden, daß mit dem Tode eines eingeſtandenen Mörders das Leben eines ganz unwillkürlichen Todtſchlägers erkauft werde.

VII.

Signor Albemane, ein vornehmer junger Mailänder, verliebte ſich in eine, gleichfalls junge Dame, Clara mit Nahmen; warb um ſie, erhielt die Einwilligung ihrer Ältern, konnte aber ihre eigene nicht erhalten; denn ſie hatte ſchon Wort und Herz an einen gewiſſen Graf Barentano verſchenkt. Albemane wußte Dieſes; aber, durchglüht von dem Wunſch ihres Beſitzes, beſchloß er ihren begünſtigten Nebenbuhler umbringen zu laſſen; dingte hierzu zwey der entſchloſſenſten Banditen, jeden mit hundert Ducaten; und war vorſichtig genug, am Tage der That einige Meilen weit von Mailand zu verreiſen, ſo daß er wirklich bey dieſem Morde ganz verdachtlos blieb.

Nachdem Clara einige Monathe lang dem Andenken ihres Barentano manche bittere Thräne gewidmet hatte, milderte ſich endlich ihr Schmerz, und ſie reichte dann Albemanen wirklich ihre Hand. Er ſah ſich im

vollſten Genuß eines ſo heiß gewünſchten, durch Frevel erkauften Glücks. Doch eben dieſer Genuß kühlt, wie gewöhnlich, die Leidenſchaft ſelbſt ab. Der junge Schwärmer ward der Liebkoſungen ſeiner nun im Ernſt für ihn zärtlich geſinnten Gemahlinn bald ſatt; und begann andern ſchwelgeriſchen Lüſten nachzuhängen.

Inzwiſchen hatte Pedro, einer von jenen Banditen, den Sündenlohn der hundert Ducaten längſt wieder verpraßt, und war bey Gelegenheit eines Straßenraubes der Obrigkeit in die Hände gefallen. Aus ſeinem Gefängniß ſchrieb er an Albemanen, bath um Rettung, und drohte zugleich, ihn als Mordbeſteller anzugeben, wofern er ihn nicht jetzt von dem ſchon zugeſprochenen Strange befreye. Albemane beantwortete dieſen Brief ſehr herablaſſend; verſprach dem Gefangenen ſeine Hülfe, und ließ ihm des andern Tages durch ſeinen Kammerdiener melden: die Begnadigung ſey ſchon unterzeichnet. Doch dieſe Freundlichkeit und dieſe Bothſchaft waren nur eine Kriegsliſt, um Pedros Mund ſo lange zu ſchließen, bis er das Gift getrunken habe, welches der Kammerdiener in einer Flaſche Wein ihm zuſtecken ſollte. Des Morgens, als die Hinrichtung vor ſich gehen ſollte, fand man den Verbrecher todt auf der Streu. Alle glaubten, er habe ſich ſelbſt vergiftet, um einem ſchmählichen Tode vorzubeugen. Auf Albemanen rieth wieder Niemand.

Kaum ein Paar Tage darauf erhielt er auch vom zweyten Banditen, Leonardo, der ſich zu Pavia befand, einen Brief mit der Bitte: Ihm eine Summe von funfzig Ducaten, womit er ſich aus großer Verlegenheit zu ziehen gedenke, zu verehren, oder wenigſtens vorzuſtrecken. Albemane nahm auf dieſes Begeh-

ren keine Rücksicht. Leonardo schrieb daher abermahls, und bedrohte sogar, jenen Mord des Barentano anzugeben, wenn er die begehrte Summe nicht so bald als möglich erhalte. Denn es gelte ihm (so waren seine Worte) in dieser Bedrängniß gleichviel, am Galgen oder Hungers zu sterben.

Dieser zweyte Brief kam in Albemanens Abwesenheit; ward von dessen Kammerdiener in Empfang genommen, und auf seines Herrn Tisch gelegt, damit er gleich bey der Ankunft ihn finde. Da aber Albemane nach damahliger Sitte vornehmer Personen, auch einen Narren in seinen Diensten hatte, so traf sichs, daß dieser Narr den Brief früher erblickte, ihn nahm, damit in den Hof ging, und ausrief: So eben habe er ein Schreiben vom lieben Gott erhalten. Die Frau vom Hause hörte Dieß, nahm dem Narren das noch versiegelte Papier ab, und da sie sah, daß die Aufschrift an ihren Gemahl gerichtet sey, steckte sie es in die Tasche, um es bey seiner Heimkehr ihm selbst einzuhändigen. Doch äußerst unwillig geberdete sich der Narr dabey; unaufhörlich schrie er: „dieser Brief komme gerade vom Himmel her, und sey an ihn selbst, nicht an seinen Herrn gerichtet." — Das Sonderbare in diesen Worten, die Hartnäckigkeit des Narren, und sein öfteres Wiederhohlen des Ausrufs, fiel endlich seiner Gebietherin auf. Eine weibliche Neugier wandelte Claren an; sie erbrach jenes Schreiben und las in ihm — das schreckliche Geheimniß: daß ihr Gemahl ein Mörder, — ein Mörder ihres Geliebten sey.

Ganz versteinert wußte sie eine lange Weile selbst nicht: welche Wahl sie zu treffen habe? Ob sie den Meuchelmord ihres Geliebten verschweigen, oder die

Anklägerinn ihres Gatten werden ſolle? Doch da die Mitwiſſenſchaft um eine ſolche Frevelthat ihr die Seelenruhe auf immer zu rauben drohte; und da ihr in jenen Worten des Stocknarren ein höherer Wink zu liegen ſchien, ſo glaubte ſie endlich durch ihr Gewiſſen verbunden zu ſeyn, dieſen Brief der Obrigkeit nebſt der Anzeige, wie ſie dazu gekommen ſey, auszuhändigen. — Dieß geſchah; Albemane ward ſofort verhaftet, Leonardo von Pavia herbey gehohlt. Der Letztere, als man ſeinen Brief ihm vorlegte, ſtutzte, erblaßte, bekannte ſogleich Alles. Albemane wollte läugnen; aber jene Ausſage und die gedrohte Folter zwangen ihn bald zum Geſtändniß. Er war nichtswürdig genug, nun auch den Kammerdiener anzugeben, deſſen er ſich zu Pedros Vergiftung bedient hatte; und als ſie dort alle Drey zum Tode verurtheilt wurden, ſtieß er noch mit ſeinem letzten Athem Flüche gegen ſeine Gattinn, ſeinen Narren und Leonarden aus.

VIII.

Lauriette R**, ein junges, ſchönes Mädchen zu Avignon, konnte, in ſofern ſie reizend, wohlerzogen und die Erbinn eines anſehnlichen Vermögens war, Anſpruch auf eine der vortheilhafteſten Heirathen in der Provinz machen. Aber ihr Herz war verdorben; ihre Sitten waren zügellos; ohne Wahl und Maß verſchwendete ſie ihre Gunſtbezeigungen. Unter ihren Liebhabern zeichnete ſich vorzüglich ein gewiſſer Graf von Poligni aus, ein junger Mann, der allerdings viel Liebenswürdigkeit beſaß. Eines Abends, als er

von ihr ging, ward er meuchlings ermordet. Der größte Verdacht dieser That fiel auf einen gewissen Herrn von Belville, der früher Lauriettens begünstigter Anbether gewesen, und vom Poligni verdrängt worden war.

Hinlängliche Beweise, Belvillen öffentlich anzuklagen, fehlten; doch Lauriette im Herzen überzeugt, daß er um ihren Liebling sie gebracht habe, war sich und diesen Letztern zu rächen entschlossen. Unter der freundlichsten Larve verbarg sie ihren feindlichen Plan. Ein Billet von ihr lud ihn zum Besuch ein. Mit aller Wärme eines Verliebten nahm er dieses Anerbiethen auf. Der Empfang war zärtlich. Doch sie sowohl, als auch Lucette, ihre Kammerfrau, hatten sich mit Pistolen bewaffnet. Als Belville, nach den ersten Umarmungen, nur einen Augenblick ans Fenster, den Rücken gegen die Thür gekehrt, trat, nützten sie sofort diese Gelegenheit. Ein Schuß von hinten stürzte ihn zu Boden. Er blieb alsbald todt, doch begnügten sie sich nicht damit, sondern durchbohrten noch seinen Leichnam mit mannigfachen Dolchstichen. Dann trugen sie gemeinschaftlich den todten Körper in den Keller, und vergruben ihn unter einem Holzstoß.

Des andern Tages erkundigte man sich nach Belvillen. Er war nirgends zu finden. Sein Bedienter versicherte: ihn bis Lauriettens Wohnung begleitet, und daß er zu ihr hinein gehe, gesehen zu haben. Man befragte sie deßhalb. Sie erwiederte: daß Belville allerdings zum Besuch gekommen, aber gar nicht lange geblieben sey; was nachher mit ihm geworden wäre, wisse sie nicht. — Diese Antwort genügte den Gerichten keineswegs. Man glaubte Grund genug zu haben,

Lau-

Laurietten auf die Folter zu werfen *); sie gestand keine Sylbe. Lucette, die indeß besorgte, daß ihre Gebietherinn beichten und sie als Mitschuldige angeben würde, entfloh heimlich aus der Stadt, und ersäufte sich in dem See, der zwischen Avignon und Orange liegt. Ihre Flucht vermehrte den Argwohn gegen Laurietten. Sie ward zum zweyten Mahle gefoltert, und blieb bey ihrer ersten Standhaftigkeit. Endlich sprach man sie frey, und sie feyerte diese Anerkennung ihrer Unschuld mit einem fröhlichen, festlichen Mahle. Dennoch blieb ihre Frevelthat nicht lange unentdeckt und unbestraft.

Ihre Ausgaben überstiegen ihre Einnahmen bey Weitem. Bald war der ansehnlichste Theil ihrer Erbschaft verpraßt. Das Haus, wo sie wohnte, eines der prächtigsten in ganz Avignon, gehörte ihr nicht eigenthümlich. Schon seit drey Jahren war sie dem Besitzer desselben, einem Herrn von Richecourt, den Miethzins schuldig geblieben. Nachdem er oft genug sie vergebens um Bezahlung gemahnt hatte, nahm er zur gerichtlichen Hülfe seine Zuflucht. Nicht nur ihr Hausgeräthe, sondern auch ihre Weine und die Holzvorräthe im Keller wurden in Beschlag genommen und verkauft. Indem man bey diesen Letztern einen kleinen Schutthaufen wegräumte, ward man einige Spuren von Blute gewahr, grub weiter und fand Belville's Leichnam noch unvermodert. Man trug ihn sofort zu Laurietten. Beym Anblick desselben sank sie ohnmächtig zur

*) Wahrlich abscheulich genug, daß man Das glaubte! Woher Laurietten (wenn nicht andere Umstände obwalteten) die Schuldigkeit oblag, für Belvillen zu haften, läßt sich schwer begreifen. M.

Erde. Zu laut und zu ſtark ſprach nun Alles gegen ſie. Ihr Verbrechen ließ ſich länger nicht läugnen; ſie ſelbſt bequemte ſich nun zum Geſtändniß. Die Richter verurtheilten ſie, vor der Thür desjenigen Hauſes, wo ſie gewohnt und geſündigt hatte, aufgeknüpft zu werden. — Daß man dann ihren Leichnam, und Lucettens todten, in die Stadt zurückgeſchleiften Körper verbrannte, und die Aſche in die Luft verſtreute, gehört zu den zweckloſen Üblichkeiten ehemahliger Gerichtspflege.

IX.

Ein Kaufmann zu London hegte gegen einen ſeiner Nachbarn einen ſo bittern, unbeſchränkten Haß, daß er endlich unter mancherley, ſeine Boßheit und Grauſamkeit noch erſchwerenden Umſtänden, einen Meuchelmord an ihm beging. Da er nun, wie ſehr natürlich, vor Unterſuchung der Gerechtigkeit ſich ſcheute, ſo entfloh er nach Frankreich und lebte allda verſchiedene Jahre. Seine Einkünfte waren beträchtlich, häusliches Bedürfniß drängte ihn keineswegs; aber die Stimmung ſeiner Seele war äußerſt traurig. Tag und Nacht ſtand der Schatten des Ermordeten vor ſeinen Augen. Um dieſem Schreckbild zu entgehen, durchreiſete er Deutſchland und Italien. Doch ſeine Reiſen nützten ihm nichts. Jener Schatten begleitete ihn über die Alpen und über den Rhein.

Nach zwanzig Jahren eines unſtäten, kummervollen Lebens entſchloß der Unglückliche ſich nach England zurück zu kehren. Hier hoffte er abermahls die

Ruhe wieder zu finden, die ihm seit der Entfernung aus dem Vaterlande fremd geworden war. Zeit und Reisen, schmeichelte er sich, würden seine Gesichtszüge verändert und unkenntlich gemacht haben. Im Winkel einer Provinz, fern von der Hauptstadt, unter fremdem angenommenen Nahmen, wollte er den Überrest seiner Tage verleben. Sein Plan war weislich genug überdacht; aber doch schien ihn dadurch das Verhängniß nur zum Empfange einer längst verdienten Strafe zu berufen.

So wie er in London aussteigt, und bey dem Hause des Kaufmanns, den er vordem getödtet, vorbey geht, hört er hinter sich eine Stimme erschallen: „Haltet ihn! Haltet ihn! das ist er!" Sofort ergreift er aus allen Kräften die Flucht. Eine Menge Volks stürzt hinter ihm her. Binnen wenigen Minuten sieht er sich umringt und ergriffen. Erschreckt durch diesen Vorfall, und durch diesen Haufen seiner Verfolger, bekennt er sogleich: „Ja, ja! er sey schuldig!" Kaum hört der Pöbel dieses Geständniß, so setzen sich Einige davon in Bereitschaft, ihn ins Wasser zu werfen; nur begehrt man: daß er zuvor das Gestohlene wieder ausliefere. Er weiß nicht, was er hierauf antworten soll. Er betheuert, daß er freylich seinen Nachbar (den er mit Nahmen nennt) ermordet hätte; aber er versichert zugleich, ihn nie beraubt zu haben. — Jetzt klärt es sich erst auf, daß bey der ganzen Geschichte ein Irrthum obwalte. Jenes Rufen und Verfolgen hatte einem Beutelschneider gegolten, der in diesem Hause gerade damahls auf einem Diebstahl ertappt worden war. Er hatte sich gerettet, indem man Diesem nur nachsetzte. Voll Verwunderung blickte man sich nun

wechſelſeitig an. Sogar den Angehaltenen wieder loszulaſſen, hatten Mehrere von der Menge Luſt.

Doch in eben dieſem Augenblick erinnerten ſich ein Paar von den Umſtehenden an den Nahmen jenes getödteten Kaufmanns und an den gegen ihn verübten Mord. Man brachte daher den Verhafteten zu einer Gerichtsperſon, und er wiederhohlte daſelbſt ſein voriges Geſtändniß. Bald darauf ward er zum Strange verurtheilt; und noch wenige Minuten vor ſeinem Tode betheuerte er, dieſe zwanzig Jahre hindurch, ſeit jenem verübten Morde, nicht einen ruhigen Tag, nicht eine frohe Stunde nur, gekannt zu haben.

X.

Ein Geiſtlicher in Nord-England — wahrſcheinlich in der Grafſchaft Lancaſter, — ward einſt, als er auf die Kanzel kam, und ſeine Bibel aufſchlug, in dieſer ein Blättchen Papier gewahr, welches er beym erſten Blick für einen kirchlichen Aufgeboths-Zettel hielt, worauf er aber beym genauern Anſchauen folgende Worte las:

„Johann P* und Jacob D* haben einen Reiſenden, der bey ihnen einkehrte, Nahmens N**, geplündert, ermordet, und ſeinen Leichnam im nächſten Wäldchen an dem und dem Orte verſcharrt."

Voll Erſtaunen rief der Pfarrer ſogleich ſeinen Schulmeiſter, und fragte ihn: Ob er wohl ein Billet ihm in die Bibel gelegt habe? Dieſer verneinte es, und der Prediger wollte nicht weiter darnach fragen; denn die Nahmen der angeblichen Mörder auf dieſem Zettel

waren gerade die Nahmen des — Schulmeisters selbst und des Küsters. Beym Herausgehen aus der Kirche begab er sich zu einem Friedensrichter; sagte ihm, was er gefunden und gelesen habe; zeigte auch das Papier selbst vor. Aber wie staunte er von Neuem, als Dieses — ein vollkommen weißer Zettel war. Der Friedensrichter behandelte den Pfarrer als einen Schwärmer und Thoren; schmählte ihn weidlich aus, und schickte ihn wieder nach Hause.

Aber einige Stunden später kam er von Neuem wieder; betheuerte, daß bey jenem Lesen keine Schwärmerey und eben so wenig ein vorhergegangener Argwohn obgewaltet; kurz, sprach mit einer solchen Überzeugung, daß der Richter endlich in die Verhaftung des Schulmeisters willigte.*) Sie wurden Beyde besonders gefragt; läugneten Beyde den Mord, widersprachen sich aber gleichwohl stark in ihrer Aussage. Der Küster, der zugleich einen Gastschank unterhielt, gestand: daß der erwähnte Reisende bey ihm eingekehrt, übernachtet, und des andern Morgens wieder weggereiset sey; der Schulmeister hingegen versicherte, alle seine Abende schon seit geraumer Zeit beym Küster zugebracht, und doch nichts von diesem Reisenden gesehen oder gehört zu haben. Man schritt nunmehr zu ei-

*) Mit welchem Rechte, mag ich nicht entscheiden. — Ein Gesicht dieser Art, auch mit der innigsten Überzeugung von einem einzelnen, noch so glaubwürdigen Mann angezeigt, verdient vor Gerichte doch wohl ohne Zweifel, Anhörung aufs Höchste, und dann — Abweisung! Selbst das nachmahlige Eintreffen entschuldigt die vorhergegangene Ungesetzlichkeit nicht. M.

ner Hausunterſuchung. Sowohl beym Küſter, als beym Schulmeiſter, fand man mehrere Goldſtücke und verſchiedene Kaufmanns-Waaren. Doch beym Verhöre deßhalb wußten Beyde davon ſo genaue Rechenſchaft zu geben, daß der Richter ſich damit befriedigen mußte.

Endlich erinnerte ſich der Geiſtliche — und ſtaunte, nicht eher darauf gefallen zu ſeyn! — daß jener wunderbare Zettel ja auch den Ort angegeben habe, wo der Leichnam verſcharrt worden ſey. Man begab ſich dorthin; fand wirklich vor Kurzem erſt aufgewühlte Erde; grub nach, und traf glücklich den Körper des Ermordeten an. Als man dieſen dem Küſter vorlegte, da erſchrack er; bekannte Alles; gab den Schulmeiſter als Mitgenoſſen ſeiner Frevelthat an; und er litt bald darauf mit ihm zugleich die verdiente Todesſtrafe.

XI.

In Frankreich hatte ein Mann von Stande verſchiedene Officiere von der Beſatzung zum Mittagsmahle geladen. Unter ihnen war auch der Vater desjenigen jungen, glaubwürdigen Mannes, der Fieldingen dieſe und die nachſtehende Geſchichte erzählte. — Schon eine Weile war die Geſellſchaft beyſammen; doch indem man ſich eben zur Tafel ſetzen wollte, hob einer dieſer Officiere von ungefähr die Augen auf, erſchrack und rief: „Gott im Himmel, ich bin verlo„ren! Schafft ſie weg — weg von mir! Ich kann ih„ren Anblick nicht aushalten!" — Mit dieſen Worten warf er ſeinen Stuhl um, und fiel ſelbſt zur Erde. Ein allgemeines Getümmel erhob ſich; man brachte ihn

wieder auf ſeinen Seſſel; man kam ihm ſo ſchnell und ſo gut als immer möglich zu Hülfe; aber indem er noch ein Mahl ſein Geſicht gegen die vorige Seite des Zimmers richtete, rief er wiederum: „Ha, immer „noch da? Fort aus meinen Augen! Oder ich will lie„ber Alles geſtehen; will mich der Strafe unterwerfen, „die ich verdient habe!" — Man glaubte, er ſpreche in einer Fieber-Hitze; der Herr vom Hauſe ließ ihn auf ein Bett im andern Zimmer bringen, und ſchickte nach einem Wundarzt, der ihm die Ader ſchlagen ſollte.

Sehr natürlich war durch dieſen Vorfall die ganze Tafel etwas geſtört worden, und man ſprach, auch nach des Officiers Entfernung, über die muthmaßliche Urſache ſeiner Krankheit. Eine Perſon in der Geſellſchaft hatte bemerkt, daß die Anfälle des Kranken geſtiegen wären, ſo oft er ein gewiſſes Porträt an der Wand des Zimmers betrachtet habe; und ſie fragte daher: Wen dieſes Bildniß vorſtelle? Man antwortete ihr: Es ſey das Bildniß einer Dame, die vor ungefähr zwey Jahren, einige Meilen von hier, auf ihrem Landſitz von Meuchelmördern überfallen, geplündert und getödtet worden wäre. Der Reſt ihres Hausgeräths ſey in eine öffentliche Verſteigerung gekommen, und da dieſes Bild von der Hand eines geſchickten Künſtlers ſtamme, habe man es gekauft und aufgehängt. — Der Hausherr aber fragte die Officiers nun gegenſeitig: Wer eigentlich dieſer krankgewordene Herr ſey? denn bloß weil er zu ihrem Regimente gehöre, habe er aus Achtung für die Übrigen ihn geladen, ohne ihn jemahls vorher zu kennen." — Alle erwiederten: daß auch ſie nicht eigentlich wüßten,

wer und woher er ſey? denn erſt ſeit Kurzem habe er ſich bey ihrem Regimente eingekauft, ohne ſonſt eine Empfehlung für ſich, oder einen Tadel gegen ſich zu haben.

Während dieſes Geſprächs kam der Wundarzt an, um dem Kranken zur Ader zu laſſen. Einige von der Geſellſchaft begleiteten ihn zum Bette desſelben. Er war wieder bey völliger Beſinnung; aber in ſeinen Blicken war doch immer noch eine gewiſſe Ängſtlichkeit zu ſpüren. Als man ihn um die Urſache fragte, war ſeine ganze Antwort: daß er ſchon mehrmahls dergleichen Anfälle gehabt; und ſo oft der Chyrurgus ſich ihm nahte, ſtieg ſeine Verlegenheit ſichtlich. — Alle dieſe Umſtände fielen dem Herrn vom Hauſe auf. Er winkte dem Wundarzt, führte ihn ins Nebenzimmer, und fragte ihn: Ob er vielleicht dieſen Herrn kenne? — Der Wundarzt erwiederte: Er glaube, nein! weil er ihn in Officiers-Uniform finde; denn ſonſt habe er allerdings einmahl einen Landſtreicher gekannt, der dieſem Fremden ſehr geähnelt habe. — Der Hausherr bath ihn, doch wieder zum Kranken zu gehen, und ihn geradezu unter dem Nahmen jenes Landſtreichers anzureden. Man könne ja ſehen, was es für eine Wirkung mache. Im Fall eines Irrthums werde man mit einer kleinen Bitte um Verzeihung leicht durchkommen. Auch ſtehe er für die Folgen.

Der Wundarzt war willig hierzu; ging hinein, nahm den Officier bey der Hand, und ſagte in einem zuverſichtlichen Tone: „Aber, Bernard, wie befindeſt du dich denn eigentlich? Wahrlich in dem Aufzuge hätte ich dich doch nicht wieder zu treffen verhofft!“ Bey dieſen Worten erblaßte Jener von Neuem. „Ich ſehe es,

rief er, ich bin verrathen! Ja, ja! ich will Alles bekennen!" Die Gesellschaft ward nun herbeygerufen. Er gestand laut, daß er Derjenige sey, den der Wundarzt in ihm erkannt habe — ein Landstreicher, ein Räuber, ein Mörder sogar! Durch Beyhülfe eines treulosen Bedienten habe er sich vor zwey Jahren ins Haus derjenigen Dame, deren Bildniß ihn an der Tafel so erschreckt, heimlich eingeschlichen, habe sie mit jenem Böswicht erst beraubt und dann ermordet; habe daneben so rasch seinen Spießgesellen auch umgebracht, und den Leichnam desselben im Keller verscharrt, damit man glauben solle: Dieser habe die That gethan, und dann die Flucht ergriffen. Im Schreibeschrank dieser Dame wären unter andern fünfhundert Louisd'ors befindlich gewesen; mit ihnen habe er sich eine Stelle in der Armee gekauft. Die Juwelen hingegen und das Silberzeug, das er damahls erbeutet, habe er, aus Furcht verrathen zu werden, bisher noch in der Erde vergraben.

Er gab den Ort an, wo Dieses geschehen seyn sollte. Man schickte sogleich Leute dorthin, und fand Alles noch unversehrt. Auch die Gebeine des ermordeten Bedienten wurden angetroffen und ausgegraben. Der Verbrecher aber ward nunmehr ins Gefängniß gebracht, genauer verhört, und als seine Strafwürdigkeit auch nicht dem geringsten Zweifel mehr unterlag, zum Rade verdammt.

XII.

In einer Stadt des nördlichen Frankreichs fand man eines Morgens einen jungen Mann von Stande in seinem eigenen Zimmer aufs grausamste ermordet. Die Obrigkeit des Orts stellte zur Entdeckung des Mörders die sorgfältigsten Nachsuchungen an. Alles vergebens! Eine geraume Zeit verlief. Niemand gedachte mehr an den Ermordeten.

Doch sieben Jahre nach dieser Frevelthat durchlief auf ein Mahl die ganze Stadt ein Gerücht: Herr von S**, ein angeblicher Busenfreund des Ermordeten, habe diese Schandthat begangen. Den ganzen Tag sprach man überall, und als sey es ausgemacht, davon. Woher die Erzählung komme, wußte niemand; aber Viele wunderten sich sogar, daß die verdächtige Person noch nicht verhaftet werde. Wirklich hatten die Gerichte auch davon gehört; doch einen Mann von Stande und unbescholtenem Rufe auf eine so schwankende, unbezeugte Rede einziehen zu lassen, trugen sie, (wie billig!) Bedenken; und am andern Morgen dachte schon wieder kein Mensch daran.

Des andern Jahres, an eben demselben Tage, erneuert sich plötzlich die Sage wieder, und verstärkt sich noch mit dem Zusatze: Herr von S** sey bereits verhaftet; habe vor Gericht Alles gestanden, und einen Ort in seinem Garten angezeigt, wo man den Hirschfänger, mit welchem er das Herz seines Freundes durchstoßen, und einige Kleidungsstücke, vom Blut des Erschlagenen befleckt, vergraben finden werde. — Der Pöbel umringt sogleich scharenweise das Haus des

angeblichen Thäters und verlangt in den Garten hineingelaſſen zu werden. Erſchrocken über dieſes Getümmel fährt Herr von S** mit dem Kopfe zum Fenſter hinaus. Man lärmt, man ſchimpft, man wirft mit Steinen nach ihm. Er glaubte im Ernſt als Derjenige, der er wirklich war, entdeckt worden zu ſeyn; eilt durch eine Hintertreppe hinab; ſattelt ſelbſt ſein beſtes Pferd, und ſprengt damit im ſchnellſten Gallop der nicht allzu weit entfernten franzöſiſchen Grenze zu.

Die Stadt-Gerichte, die am beſten wußten, daß an keine Verhaftung gedacht worden, und daß mithin auch jenes Geſtändniß eine Fabel ſey, ſchickten indeß einige Stadtſoldaten ab, mit dem Befehl: den Pöbel zu zerſtreuen, und Haus und Perſon des Herrn von S** vor aller Thätlichkeit zu ſichern; als ſie aber gleich darauf vernahmen: daß S** bereits mit aller möglichen Eile die Flucht ergriffen habe, da ſtutzten ſie ſelbſt über das Sonderbare dieſes Zufalls. Der Urheber des ganzen Gerüchts ließ ſich durchaus nicht ausfindig machen. Eine höhere Kraft ſchien hier im Spiele zu ſeyn, um den Urheber jenes grauſamen Meuchelmords ans Licht zu bringen. Man ließ aufs Gerathewohl im Garten nachgraben; und ſiehe da! Alles traf buchſtäblich mit der allgemeinen Sage überein. Ja, um das Sonderbare noch ſonderbarer zu machen, das Blut auf den Kleidern ſchien dieſe acht Jahre hindurch noch ganz friſch geblieben zu ſeyn.

Jetzt ſchickte man ſogleich Häſcher nach, den Entflohenen zu verfolgen. Anſehnlich genug war der Vorſprung, den er — hätte gewinnen können. Doch kaum zwey Meilen von der Stadt erhaſchte man ihn bereits. Sein Pferd war mit ihm geſtürzt; er ſelbſt hatte ſich

ner Hausunterſuchung. Sowohl beym Küſter, als beym Schulmeiſter, fand man mehrere Goldſtücke und verſchiedene Kaufmanns-Waaren. Doch beym Verhöre deßhalb wußten Beyde davon ſo genaue Rechenſchaft zu geben, daß der Richter ſich damit befriedigen mußte.

Endlich erinnerte ſich der Geiſtliche — und ſtaunte, nicht eher darauf gefallen zu ſeyn! — daß jener wunderbare Zettel ja auch den Ort angegeben habe, wo der Leichnam verſcharrt worden ſey. Man begab ſich dorthin; fand wirklich vor Kurzem erſt aufgewühlte Erde; grub nach, und traf glücklich den Körper des Ermordeten an. Als man dieſen dem Küſter vorlegte, da erſchrack er; bekannte Alles; gab den Schulmeiſter als Mitgenoſſen ſeiner Frevelthat an; und er litt bald darauf mit ihm zugleich die verdiente Todesſtrafe.

XI.

In Frankreich hatte ein Mann von Stande verſchiedene Officiere von der Beſatzung zum Mittagsmahle geladen. Unter ihnen war auch der Vater desjenigen jungen, glaubwürdigen Mannes, der Fieldingen dieſe und die nachſtehende Geſchichte erzählte. — Schon eine Weile war die Geſellſchaft beyſammen; doch indem man ſich eben zur Tafel ſetzen wollte, hob einer dieſer Officiere von ungefähr die Augen auf, erſchrack und rief: „Gott im Himmel, ich bin verlo„ren! Schafft ſie weg — weg von mir! Ich kann ih„ren Anblick nicht aushalten!“ — Mit dieſen Worten warf er ſeinen Stuhl um, und fiel ſelbſt zur Erde. Ein allgemeines Getümmel erhob ſich; man brachte ihn

wieder auf seinen Sessel; man kam ihm so schnell und so gut als immer möglich zu Hülfe; aber indem er noch ein Mahl sein Gesicht gegen die vorige Seite des Zimmers richtete, rief er wiederum: „Ha, immer „noch da? Fort aus meinen Augen! Oder ich will lie„ber Alles gestehen; will mich der Strafe unterwerfen, „die ich verdient habe!" — Man glaubte, er spreche in einer Fieber-Hitze; der Herr vom Hause ließ ihn auf ein Bett im andern Zimmer bringen, und schickte nach einem Wundarzt, der ihm die Ader schlagen sollte.

Sehr natürlich war durch diesen Vorfall die ganze Tafel etwas gestört worden, und man sprach, auch nach des Officiers Entfernung, über die muthmaßliche Ursache seiner Krankheit. Eine Person in der Gesellschaft hatte bemerkt, daß die Anfälle des Kranken gestiegen wären, so oft er ein gewisses Porträt an der Wand des Zimmers betrachtet habe; und sie fragte daher: Wen dieses Bildniß vorstelle? Man antwortete ihr: Es sey das Bildniß einer Dame, die vor ungefähr zwey Jahren, einige Meilen von hier, auf ihrem Landsitz von Meuchelmördern überfallen, geplündert und getödtet worden wäre. Der Rest ihres Hausgeräths sey in eine öffentliche Versteigerung gekommen, und da dieses Bild von der Hand eines geschickten Künstlers stamme, habe man es gekauft und aufgehängt. — Der Hausherr aber fragte die Officiers nun gegenseitig: Wer eigentlich dieser krankgewordene Herr sey? denn bloß weil er zu ihrem Regimente gehöre, habe er aus Achtung für die Übrigen ihn geladen, ohne ihn jemahls vorher zu kennen." — Alle erwiederten: daß auch sie nicht eigentlich wüßten,

wer und woher er ſey? denn erſt ſeit Kurzem habe er ſich bey ihrem Regimente eingekauft, ohne ſonſt eine Empfehlung für ſich, oder einen Tadel gegen ſich zu haben.

Während dieſes Geſprächs kam der Wundarzt an, um dem Kranken zur Ader zu laſſen. Einige von der Geſellſchaft begleiteten ihn zum Bette desſelben. Er war wieder bey völliger Beſinnung; aber in ſeinen Blicken war doch immer noch eine gewiſſe Ängſtlichkeit zu ſpüren. Als man ihn um die Urſache fragte, war ſeine ganze Antwort: daß er ſchon mehrmahls dergleichen Anfälle gehabt; und ſo oft der Chyrurgus ſich ihm nahte, ſtieg ſeine Verlegenheit ſichtlich. — Alle dieſe Umſtände fielen dem Herrn vom Hauſe auf. Er winkte dem Wundarzt, führte ihn ins Nebenzimmer, und fragte ihn: Ob er vielleicht dieſen Herrn kenne? — Der Wundarzt erwiederte: Er glaube, nein! weil er ihn in Officiers-Uniform finde; denn ſonſt habe er allerdings einmahl einen Landſtreicher gekannt, der dieſem Fremden ſehr geähnelt habe. — Der Hausherr bath ihn, doch wieder zum Kranken zu gehen, und ihn geradezu unter dem Nahmen jenes Landſtreichers anzureden. Man könne ja ſehen, was es für eine Wirkung mache. Im Fall eines Irrthums werde man mit einer kleinen Bitte um Verzeihung leicht durchkommen. Auch ſtehe er für die Folgen.

Der Wundarzt war willig hierzu; ging hinein, nahm den Officier bey der Hand, und ſagte in einem zuverſichtlichen Tone: „Aber, Bernard, wie befindeſt du dich denn eigentlich? Wahrlich in dem Aufzuge hätte ich dich doch nicht wieder zu treffen verhofft!“ Bey dieſen Worten erblaßte Jener von Neuem. „Ich ſehe es,

rief er, ich bin verrathen! Ja, ja! ich will Alles bekennen!" Die Gesellschaft ward nun herbeygerufen. Er gestand laut, daß er Derjenige sey, den der Wundarzt in ihm erkannt habe — ein Landstreicher, ein Räuber, ein Mörder sogar! Durch Beyhülfe eines treulosen Bedienten habe er sich vor zwey Jahren ins Haus derjenigen Dame, deren Bildniß ihn an der Tafel so erschreckt, heimlich eingeschlichen, habe sie mit jenem Bösewicht erst beraubt und dann ermordet; habe daneben so rasch seinen Spießgesellen auch umgebracht, und den Leichnam desselben im Keller verscharrt, damit man glauben solle: Dieser habe die That gethan, und dann die Flucht ergriffen. Im Schreibeschrank dieser Dame wären unter andern fünfhundert Louisd'ors befindlich gewesen; mit ihnen habe er sich eine Stelle in der Armee gekauft. Die Juwelen hingegen und das Silberzeug, das er damahls erbeutet, habe er, aus Furcht verrathen zu werden, bisher noch in der Erde vergraben.

Er gab den Ort an, wo Dieses geschehen seyn sollte. Man schickte sogleich Leute dorthin, und fand Alles noch unversehrt. Auch die Gebeine des ermordeten Bedienten wurden angetroffen und ausgegraben. Der Verbrecher aber ward nunmehr ins Gefängniß gebracht, genauer verhört, und als seine Strafwürdigkeit auch nicht dem geringsten Zweifel mehr unterlag, zum Rade verdammt.

XII.

In einer Stadt des nördlichen Frankreichs fand man eines Morgens einen jungen Mann von Stande in seinem eigenen Zimmer aufs grausamste ermordet. Die Obrigkeit des Orts stellte zur Entdeckung des Mörders die sorgfältigsten Nachsuchungen an. Alles vergebens! Eine geraume Zeit verlief. Niemand gedachte mehr an den Ermordeten.

Doch sieben Jahre nach dieser Frevelthat durchlief auf ein Mahl die ganze Stadt ein Gerücht: Herr von S**, ein angeblicher Busenfreund des Ermordeten, habe diese Schandthat begangen. Den ganzen Tag sprach man überall, und als sey es ausgemacht, davon. Woher die Erzählung komme, wußte niemand; aber Viele wunderten sich sogar, daß die verdächtige Person noch nicht verhaftet werde. Wirklich hatten die Gerichte auch davon gehört; doch einen Mann von Stande und unbescholtenem Rufe auf eine so schwankende, unbezeugte Rede einziehen zu lassen, trugen sie, (wie billig!) Bedenken; und am andern Morgen dachte schon wieder kein Mensch daran.

Des andern Jahres, an eben demselben Tage, erneuert sich plötzlich die Sage wieder, und verstärkt sich noch mit dem Zusatze: Herr von S** sey bereits verhaftet; habe vor Gericht Alles gestanden, und einen Ort in seinem Garten angezeigt, wo man den Hirschfänger, mit welchem er das Herz seines Freundes durchstoßen, und einige Kleidungsstücke, vom Blut des Erschlagenen befleckt, vergraben finden werde. — Der Pöbel umringt sogleich scharenweise das Haus des

angeblichen Thäters und verlangt in den Garten hineingelassen zu werden. Erschrocken über dieses Getümmel fährt Herr von S** mit dem Kopfe zum Fenster hinaus. Man lärmt, man schimpft, man wirft mit Steinen nach ihm. Er glaubte im Ernst als Derjenige, der er wirklich war, entdeckt worden zu seyn; eilt durch eine Hintertreppe hinab; sattelt selbst sein bestes Pferd, und sprengt damit im schnellsten Gallop der nicht allzu weit entfernten französischen Grenze zu.

Die Stadt-Gerichte, die am besten wußten, daß an keine Verhaftung gedacht worden, und daß mithin auch jenes Geständniß eine Fabel sey, schickten indeß einige Stadtsoldaten ab, mit dem Befehl: den Pöbel zu zerstreuen, und Haus und Person des Herrn von S** vor aller Thätlichkeit zu sichern; als sie aber gleich darauf vernahmen: daß S** bereits mit aller möglichen Eile die Flucht ergriffen habe, da stutzten sie selbst über das Sonderbare dieses Zufalls. Der Urheber des ganzen Gerüchts ließ sich durchaus nicht ausfindig machen. Eine höhere Kraft schien hier im Spiele zu seyn, um den Urheber jenes grausamen Meuchelmords ans Licht zu bringen. Man ließ aufs Gerathewohl im Garten nachgraben; und siehe da! Alles traf buchstäblich mit der allgemeinen Sage überein. Ja, um das Sonderbare noch sonderbarer zu machen, das Blut auf den Kleidern schien diese acht Jahre hindurch noch ganz frisch geblieben zu seyn.

Jetzt schickte man sogleich Häscher nach, den Entflohenen zu verfolgen. Ansehnlich genug war der Vorsprung, den er — hätte gewinnen können. Doch kaum zwey Meilen von der Stadt erhaschte man ihn bereits. Sein Pferd war mit ihm gestürzt; er selbst hatte sich

eine Hüfte ausgefallen. Man brachte ihn zurück. Er gestand sogleich Alles, und ward dafür, wie natürlich, im Verfolg öffentlich hingerichtet.

XIII.

Ein Irländer, und zwar ein Mann von ansehnlichem Stande *), hatte seinen Freund im Zweykampf erlegt, und mußte deßhalb vor Gericht sich stellen. Er vertheidigte sich unerschrocken, und alle Umstände waren so günstig für ihn, daß er am Ende des vorsetzlichen Mordes quitt gesprochen, und ihm nach Landes-Gebrauch ein Buch, um den Reinigungs-Eid zu leisten, dargebothen wurde. Aber indem er darauf blickte, trat er erschrocken zurück, nahm es zwar, konnte jedoch vor Bestürzung kein Wort herlesen. — Man fragte ihn um die Ursache seiner Betretung, und er antwortete: „Er wundere sich allerdings, daß man so „mit ihm umgehe. Die Buchstaben dieser Schrift wä„ren ja über und über voll Blut!"

Einige Personen, die neben ihm standen, warfen nun sogleich ihre Blicke auf dieses Blatt; aber sie sahen auch nicht die geringste Spur von Blute; im Gegentheil war die Schrift rein, groß und leserlich. Sie sagten ihm Dieß; seine Bestürzung nahm zu; er

*) Derjenige, der Fieldingen diese Anecdote erzählte, versicherte: Sein eigener Großvater sey Richter des Verklagten gewesen. Aber weil die Familie dieses Letztern zu den ersten Familien im Königreiche gehörte, verschwieg er den Nahmen desselben.

blickte noch ein Mahl hin; seufzte tief, und rief aus: „Ich Unglücklicher, nun sehe ich, daß die göttliche Rache mich verfolgt; daß seine Langmuth mich nicht länger ertragen will; zwar bin ich in Rücksicht meines Freundes wirklich schuldlos. Ich tödtete ihn wider Willen, indem ich mich bloß zu vertheidigen suchte. Doch habe ich leider die Todesstrafe nur allzu wohl verdient. Denn vor fünf Jahren schon habe ich heimlich meinen eigenen Vater getödtet."

Das Schrecken der Richter bey diesem ganz unerwarteten Geständniß läßt sich ermessen. Sie gaben dem Selbst-Ankläger Zeit zu bedenken, was er sage. Doch Dieser blieb auf seiner Rede; erzählte umständlich, auf welche listige Art er Vater-Mörder geworden sey; und erkannte noch nachher, als das Todesurtheil über ihn gesprochen ward, mit reumüthiger Ergebung die sonderbaren Wege der göttlichen Gerechtigkeit *).

*) Sonderbar genug ist dieser Vorfall; doch daß man eine Art von Wunder in ihm suchen müßte, glaube ich keineswegs, und wahrscheinlich hat es auch Fielding nicht geglaubt. Wer nur einiger Maßen mit den großen Wirkungen der Ideen-Association und einer einmahl erregten Einbildungskraft bekannt ist, erklärt sich Vorfälle dieser Gattung — wiewohl sie allerdings merkwürdig bleiben! — doch gar leicht. Man lasse in der Seele des Verbrechers, indem das Buch zum Schwur ihm dargereicht wird, den in seiner Lage sehr natürlichen Gedanken aufsteigen: „An diesem Blute bist du zwar rein! Aber möchtest du „es doch auch so am Blute deines Vaters seyn!" so ist das Schreckniß, welches ihn verblendete, vielleicht schon da; ist ein Geschöpf seiner eigenen Seele; und ist wirksam genug, seinen bisher verschlossenen Mund zum Geständniß zu öffnen.

XIV.

Welche unendlich kleine Kleinigkeit oft hinreiche, selbst störrigen Verbrechern ihr Geständniß zu entwinden, zumahl wenn ihre eigene Einbildungskraft gegen sie auftritt, davon führt Fielding noch ein Beyspiel auf, das zu seinen Zeiten vorfiel.

Katharina Hayes ward angeklagt und überwiesen, ihren Ehemann umgebracht zu haben; ward deßhalb den Gesetzen nach zum Feuer verurtheilt. Sie bewies anfänglich in ihrem Verhör äußerst viel Kühnheit und Dreistigkeit; läugnete auch Alles frischweg. Doch indem die Zeugen abgehört wurden, brachte man vor die Schranken unter andern ein Kleid, das ihr Mann getragen, und womit sie einem ihrer Nachbarn ein Geschenk gemacht hatte. Dieses Kleid, auf eine Stange mit einem Querholz aufgehängt, glich gewisser Maßen dem Körper eines Menschen, dem der Kopf abgeschlagen worden, weil man freylich oben nichts als den Rand sehen konnte; daß die Ähnlichkeit jedoch nicht groß seyn konnte, ergibt sich von selbst. Als man aber dasselbe (und vielleicht ein wenig unerwartet), vor die Gefangene hinstellte, ward sie so betreten hierüber, daß sie ohnmächtig hinsank, und beym Wieder-Erwachen mit keinem Worte mehr ihr Verbrechen abläugnete.

Zwey Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen.

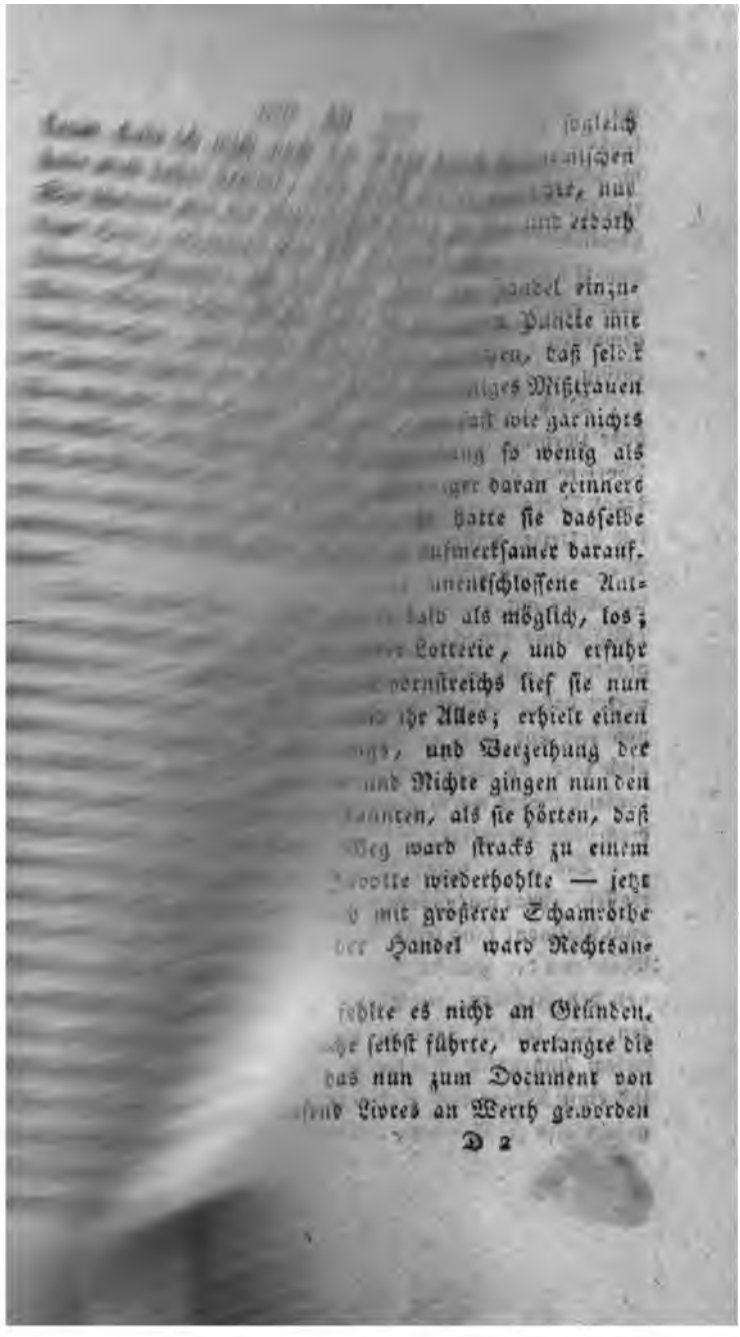
I.

Valmont war ein junger Rechtsgelehrter, aus Orleans gebürtig, der in Frankreichs Hauptstadt seine Wissenschaft auszubilden, und nebenbey seine Jugendjahre zu genießen suchte. Er dachte nicht schlecht, aber doch leicht genug. Er genoß, wo er etwas fand, und je wohlfeiler er sein Vergnügen kaufen konnte, desto angenehmer war es ihm. Eines Winterabends, als er aus dem Schauspiele kam, brachten einige seiner Freunde ein kleines Abendessen auf einen öffentlichen Hause im Vorschlag. Die Sache ward beliebt; man aß, zechte und sang bis tief in die Nacht. Endlich schlug es ein Uhr und man brach auf. Der December-Monath übte so eben seine Gerechtigkeit aus. Es schneyte, daß man kaum aufsehen, und stürmte, daß man kaum gehen konnte. Valmonts Gefährten eilten nach möglichsten Kräften in ihre Wohnungen; Valmont eilte nicht minder, nur lag die seinige am entferntesten. Jetzt war er ganz nahe schon bey seiner Hausthür, als er eine weibliche Stimme aufs er-

bärmlichſte weinen hörte. Aus Mitleid oder aus Neugier nahte er ſich dem Winkel, wo dieſer Klageton herkam, und erblickte, beym Schimmer der Laternen, angeſchmiegt an eine leere verſchloſſene Bude, ein Mädchen von äußerſt niedlicher Bildung, doch faſt halbtodt bereits vor Froſt, und in Thränen gleichſam gebadet. Sie ſchien Anfangs zu erſchrecken, als ein einzelner Mann ſich ihr nahte. Aber Valmont ſprach ſo freundlich ihr zu; kam ihr ſo ungekünſtelt mit ſeinem Mitleiden zuvor, und fragte ſie ſo oft: welcher Zufall wohl, in ſolch einer Stunde und ſolch einem Sturm, auf dieſe Gaſſe und in dieſen Winkel hier ein ſo reizendes Mädchen verſchlagen habe? daß ſie endlich Muth ſchöpfte und alſo antwortete:

„Ach, gnädiger Herr, reizend bin ich eben nicht; aber ich heiſſe Javotte, und bin aus der Normandie. Eine meiner nächſten Muhmen, die als Kammerfrau bey der Herzoginn von Belleisle dient, hat mich vor knappen zwey Monathen nach Paris gezogen, und bey einem reichen Kaufmann untergebracht. Er iſt ein herzensguter Mann, aber ſeine Frau iſt ein erzböſes Weib. Nichts kann man ihrem Eigenſinn nach Wunſche machen, und eiferſüchtig iſt ſie, wie ein Drache. Heute Abends ſah ſie, daß der Herr im Vorbeygehen mich in die Backen knipp. Es war nichts; Gott weiß, es war weiter nichts. Aber ſie erhob einen ganz ſchrecklichen Lärm; der arme Mann, nach zwanzig fruchtloſen Schwüren, flüchtete ſich endlich auf ſeine Schreibſtube; ich, nun ganz im Stiche gelaſſen, ſuchte mich aufs beſcheidenſte zu vertheidigen, aber ich ward tüchtig durchgebläut, und zum Hauſe hinaus geworfen. Ich wollte zu meiner Muhme; aber es iſt Nacht;

kaum



des Verſprechens von einem Laubthaler; doch als am andern Morgen beyde Parteyen ſich trennten, und der Laubthaler abermahls in Erinnerung kam, entſchuldigte ſich Valmont (es ſey nun mit Wahrheit, oder bloß um einen Vorwand zu haben), mit Mangel an barem Gelde, und gab ihr bloß, als eine Art von Entſchädigung, ein Lotterieloos, das er am vorigen Tage mit vier und zwanzig Sous bezahlt hatte, und das ſo eben noch auf ſeinem Kamine lag. Das arme, doppelt hintergangene Mädchen ging weinend von ihm hinweg zu ihrer Muhme; hüthete ſich wohl, die Geſchichte dieſer Nacht aufrichtig zu erzählen, und vermiethete ſich bald darauf zu einem Goldarbeiter, der ſie zum Verkauf der Waaren in ſeinem Gewölbe nützte.

Während dieſer Zeit ward die Lotterie gezogen, und Javottens Loos, das Valmont für ſo gut als eine Niete geachtet hatte, gewann den erſten Preis. Die Zeitungen zeigten, wie gewöhnlich, die glückliche Nummer an; und der junge Advocat, der durch ein Ungefähr dieſe Zahl in ſein Taſchenbuch eingetragen hatte, erſchrack nicht wenig, als er ſah, daß er, ganz ſeiner Abſicht entgegen, vier und zwanzig tauſend Livres weggeſchenkt hatte. Er eilte, ſo ſchnell er nur konnte, zum Lotterie-Comptoir hin; widerſprach aufs förmlichſte der Auszahlung dieſes Looſes; gab ſeine Adreſſe, und verſicherte: daß dieß ihm zugehörige, von ihm erkaufte Loos ihm diebiſcher Weiſe entwendet worden ſey. Im Heimgehen fügte es ein glückliches Ungefähr, daß er gerade bey dem Goldſchmiedsgewölbe vorbey ging, wo Javotte am Fenſterchen ſaß. Das arme Mädchen wollte ihm ausweichen. Doch Valmont

hatte ſie ſchon geſehen und erkannt; es ging ſogleich ins Gewölbe, erinnerte ſich ſcherzend jener ſturmiſchen Nacht, wünſchte ſich bald eine ähnliche, gedachte, nur wie zufällig, jenes ihr gegebenen Looſes, und erbot ſich zu deſſen Auslöſung.

So klüglich Valmont auch ſeinen Handel einzuleiten glaubte, ſo hatte er doch im letzten Punkte mit einer ſo angelegentlichen Wärme geſprochen, daß ſelbſt bey der ſonſt argwohnsloſen Javotte einiges Mißtrauen aufſtieg. Sie hatte bisher dieß Loos faſt wie gar nichts geachtet; hatte an deſſen Erwerbung ſo wenig als möglich ſich erinnert, und noch weniger daran erinnert zu werden gewünſcht; gleichwohl hatte ſie dasſelbe aufbewahrt, und ward jetzt noch aufmerkſamer darauf. Sie gab daher Valmont eine unentſchloſſene Antwort; machte ſich von ihm, ſo bald als möglich, los; erkundigte ſich genauer nach der Lotterie, und erfuhr ihren Gewinnſt gar leicht. Spornſtreichs lief ſie nun zu ihrer Muhme hin; geſtand ihr Alles; erhielt einen derben Verweis des Anfangs, und Verzeihung der Wendung wegen. Muhme und Nichte gingen nun den Gewinnſt zu heben. Sie ſtaunten, als ſie hörten, daß er verkümmert ſey. Ihr Weg ward ſtracks zu einem Advocaten genommen. Javotte wiederhohlte — jetzt zwar ohne Verweis, doch mit größerer Schamröthe — ihre Beichte; und der Handel ward Rechtsanhängig.

Beyden Parteyen fehlte es nicht an Gründen. Valmont, der ſeine Sache ſelbſt führte, verlangte die Rückgabe des Looſes, das nun zum Document von vier und zwanzig tauſend Livres an Werth geworden

war. Es habe ihm nicht im Traum einkommen können, ſagte er, für ſolch eine Kleinigkeit eine ſo große Summe wegzuſchenken; auch ſey das Mädchen nie ſo thörigt ſie zu fordern geweſen. Sie habe ſich ſelbſt ihm überliefert; daß ſie nicht genauer nach ſeinen häuslichen Umſtänden ſich erkundigt, ſey ihre Schuld. Bloß über einen Laubthaler wären ſie des Handels einig geworden, und den ſey er ihr auch zu geben erböthig.

Doch Javottens Sachführer entgegnete: Valmont habe zweyfach unredlich gehandelt; zuerſt, daß er ſein Wort nicht gehalten, und dann, daß er ein unſchuldiges Mädchen des Diebſtahls angeklagt habe. Was das Lotterie-Billet betreffe, ſo habe er ſich bey deſſen Wegſchenkung alles dabey möglichen Gewinnſtes und Verluſtes natürlicher Weiſe begeben; und da er unbillig genug gedacht habe, einer Perſon, die ſich ſo gutmüthig ihm anvertraut, und die ſo viel ihm aufgeopfert habe, ſtatt verſprochener ſechs Livres, ein Billet von vier und zwanzig Sous aufzudringen, ſo ſey er auch jetzt, da dieſer Zettel allerdings vier und zwanzig tauſend Livres werth geworden ſey, ihn zurück zu fordern nicht berechtigt.

Die Sache ſchien äußerſt weitläuftig werden zu wollen. Zwar war Javottens Partey die ſtärkere; doch auch Valmont fand ſeine Vertheidiger: denn nur allzu Viele von der Pariſer Jugend dachten wie er. Einer von den Richtern, ein Mann von gutmüthigem Herzen, und kältern Jahren, ſchlichtete zuletzt, ohne in dieſem Augenblick Richter zu ſeyn, den Streit. Er lud einſt Kläger und Beklagte zu ſich, und ſprach ungefähr alſo zu Beyden: „Wenn es um Sperteln mir

„zu thun wäre, so würde ich ganz anders reden, als „ich jetzt zu reden Willens bin. Vier und zwanzig „tausend Livres hat Eines von euch Beyden gewonnen; „am Ende, fürchte ich, werdet ihr Beyde sie nicht be„kommen. Warum wollt ihr euch wechselweise des „Genusses von diesem Gewinnste berauben? Genießt „ihn doch lieber zusammen! Javotte ist ein artiges, „nun wohl bemitteltes, und — wenn man einer ein„zigen Nacht vergißt — auch unbescholtenes Mädchen. „Valmont ist ein junger gutgebildeter, und — wieder „mit Ausnahme jener Nacht — untadelhafter Mann. „Ihr gefielt euch ein Mahl beyderseits. Heirathet euch „jetzt, statt euch zu zanken, und seht die vier und „zwanzig tausend Livres als eine Mitgift an!"

Man nahm das Ding in Überlegung und entschloß sich. Die Hochzeit ward bald vollzogen. Als Valmont ins Brautbett stieg, wußte er freylich ganz, was er an Javotten darin finden würde. Aber wie oft ist dieser Fall, auch ganz ohne Lotteriegewinnst, da! Überdieß hatte sie wohl noch mehr ihm zu verzeihen! — Ihre Ehe war glücklich. Sie lebten fortan unsträflich. Er streifte weder in Sommer- noch Winternächten auf den Straßen weiter umher. Er ward vielmehr ein berühmter Advocat, und übte sein Talent in minder kitzlichen, aber rechtschaffnern Händeln.

II.

Nannette war ein Mädchen aus der Provinz, wie es deren selbst in der Hauptstadt Frankreichs — die Franzosen sprächen lieber gar in der Hauptstadt Eu-

Lyons — äußerſt wenig gibt. Ein feiner, ſchlanker Wuchs, ein Buſen, der ſich nicht ſchöner denken läßt, ein intereſſantes Geſicht, und eine Hand, die kein Wachskünſtler nachzubilden vermöchte. — Sie war Waiſe, und lebte bey einer Muhme, die in Lyon ein Gaſthaus hielt, und kaum ſeit ſechs Monathen Witwe war. Auch dieſe Muhme konnte für ein flinkes, anlockendes Weibchen gelten. Ihr Alter ſtieg nicht über fünf und zwanzig; ihr Geſicht war nicht ſchön, doch regelmäßig gebildet, von feiner Haut und friſcher Farbe; gewachſen war ſie, wie ein Püppchen; auch friſch konnte man noch in jedem Betracht ſie nennen; denn ihr erſter Mann, ein ſchwindſüchtiger Sechziger, hatte wenig gethan, und viel gewacht. Seit ſeinem ſeligen Hintritt hatte ſie freylich ſchon manchen jungen Gatten zu haben vermocht; doch noch gedachte ſie an die Trübſale ihres Eheſtandes mit Schrecken; wollte ihrem Hausweſen ſelbſt vorſtehen, und hatte des Zuſpruchs von Gäſten ziemlich viel. — Ein Umſtand, der nach dem jetzt Geſagten auch ziemlich natürlich zuging.

Einſt trat ein Fremder von der Art, wie man in Wirthshäuſern am liebſten ſie ſieht, bey ihr ab; ein junger artiger Mann, der durch Erbſchaft unbeſchränkter Herr eines großen Vermögens geworden war, und der den guten Vorſatz hatte, deſſen auf Reiſen vorzüglich zu genießen. Er hatte Italien bereits geſehen; die Reihe ſollte nun Frankreich treffen. Zu Marſeille war er gelandet; nach Paris wollte er gehen. Aber der Weg hatte ihn ermüdet; Lyon gefiel ihm. Er nahm ſich vor, hier ein Paar Tage auszuruhen; und

man wies ihn, durch einen Zufall, ins Haus unſerer Witwe.

Kaum hatte er hier Nannetten erblickt, als er von Allem, was ſonſt noch in Lyon ſehenswürdig war, nichts weiter zu ſehen begehrte. Es war ein Mann von der feurigſten Empfindung. Bey Welſchlands Schönen hatte er ſich ſchon oft ſeines Lebens und ſeiner Jugend erfreut; von den Franzöſinnen hatte er weit minder gehoffet; aber Nannette dünkte ihm das reizendſte Mädchen zu ſeyn, das er je geſehen habe. Er merkte bald, daß die Leidenſchaft über ihn mächtig werde; da er aber Bedenken trug, ſich allzu lange bey ihr aufzuhalten; da er noch minder Luſt hatte, deßfalls eine ernſtliche Sprache zu führen; ſo hielt er es fürs Klügſte, denjenigen Ton anzunehmen, der bey Mädchen ſelten, und bey Mädchen in Wirthshäuſern faſt nie unerhört bleibt, das heißt: er ſprach nett und kurz von ſeiner Neigung, und von ſeiner Bereitwilligkeit an Mademoiſelle für eine einzige Nacht, die ſie auf ſeinem Zimmer hinbringen würde, fünf und zwanzig Louisdor zu bezahlen.

Der Fremde hatte geglaubt, ein ächt engliſches Geboth an dieſer Summe zu thun. Doch Nannette war nicht reizend allein, ſie war auch von guter Erziehung, die beſſer, als gewöhnlich geſchieht, bey ihr angeſchlagen hatte. Sie hörte daher dieſen Vorſchlag erröthend an, und entfernte ſich, ohne ein Wort darauf zu verlieren. Ihr nächſter Gang war zu ihrer Muhme; dieſer erzählte ſie ihr Abenteuer; und empfing von ihr ſowohl Lobſprüche wegen jetzt bewieſener Tugend, als auch Ermahnung zu gleicher Standhaftigkeit in künftigen Fällen.

bärmlichſte weinen hörte. Aus Mitleid oder aus Neugier nahte er ſich dem Winkel, wo dieſer Klageton herkam, und erblickte, beym Schimmer der Laternen, angeſchmiegt an eine leere verſchloſſene Bude, ein Mädchen von äußerſt niedlicher Bildung, doch faſt halbtodt bereits vor Froſt, und in Thränen gleichſam gebadet. Sie ſchien Anfangs zu erſchrecken, als ein einzelner Mann ſich ihr nahte. Aber Valmont ſprach ſo freundlich ihr zu; kam ihr ſo ungekünſtelt mit ſeinem Mitleiden zuvor, und fragte ſie ſo oft: welcher Zufall wohl, in ſolch einer Stunde und ſolch einem Sturm, auf dieſe Gaſſe und in dieſen Winkel hier ein ſo reizendes Mädchen verſchlagen habe? daß ſie endlich Muth ſchöpfte und alſo antwortete:

„Ach, gnädiger Herr, reizend bin ich eben nicht; aber ich heiſſe Javotte, und bin aus der Normandie. Eine meiner nächſten Muhmen, die als Kammerfrau bey der Herzoginn von Belleisle dient, hat mich vor knappen zwey Monathen nach Paris gezogen, und bey einem reichen Kaufmann untergebracht. Er iſt ein herzensguter Mann, aber ſeine Frau iſt ein erzböſes Weib. Nichts kann man ihrem Eigenſinn nach Wunſche machen, und eiferſüchtig iſt ſie, wie ein Drache. Heute Abends ſah ſie, daß der Herr im Vorbeygehen mich in die Backen knipp. Es war nichts; Gott weiß, es war weiter nichts. Aber ſie erhob einen ganz ſchrecklichen Lärm; der arme Mann, nach zwanzig fruchtloſen Schwüren, flüchtete ſich endlich auf ſeine Schreibſtube; ich, nun ganz im Stiche gelaſſen, ſuchte mich aufs beſcheidenſte zu vertheidigen, aber ich ward tüchtig durchgebläut, und zum Hauſe hinaus geworfen. Ich wollte zu meiner Muhme; aber es iſt Nacht;

kaum

kaum finde ich mich noch am Tage durch Paris. Ich habe mich daher verirrt, und weiß weder aus noch ein. Sie scheinen mir ein mitleidiges Herz zu haben, gnädiger Herr; erbarmen Sie sich meiner! Sie sehen das schreckliche Wetter; ich bin halb todt vor Furcht und Kälte. Schon sieben Mahl habe ich meinen Rosenkranz durchgebethet, und meine Seele Gott empfohlen. Ohne Zweifel schickt der Himmel selbst Sie her. Nehmen Sie mich mit nach Hause! Ich will, wenn Sie es haben wollen, bey Ihrer Frau Gemahlinn wachen. Ich will als Mädchen bey ihr dienen. Oder ich bitte auch nur bis morgen früh um Quartier; denn mit Tagesanbruch kann ich mich schon wieder zu meiner Muhme finden."

Dieser naive Ton, dieß unbefangene Zutrauen, — und warum auch nicht des Mädchens körperliche Wohlgestalt? — gefielen Valmont. Er versprach Javotten Quartier und ein Bett; nahm sie am Arm und führte sie zu sich heim. Je mehr das Mädchen auftaute, je hübscher ward sie; aber freylich merkte sie auch jetzt bald zwey bedenkliche Umstände: daß Valmont keine Frau und nur Ein Bett habe. Weislich hatte Valmont dieß Letztere nicht eher eingestanden, bis die Sache kaum sich ändern ließ. Auch verwandte er zu ihrem Trost so viel Liebkosungen, so mannigfache Sorgfalt, daß das weiche, erkenntliche Mädchen endlich, wenigstens auf einige Augenblicke, ihres Unfalls vergaß, und in ein enges Bett, und in die Lage der Dinge sich ergab. Wie weit diese Ergebung sich erstreckte, oder wie lange sie dauerte, das haben wir nicht zu untersuchen. Genug, der junge Mann bediente sich unter andern Beruhigungs-Gründen auch

des Verſprechens von einem Laubthaler; doch als am andern Morgen beyde Partеyen ſich trennten, und der Laubthaler abermahls in Erinnerung kam, entſchuldigte ſich Valmont (es ſey nun mit Wahrheit, oder bloß um einen Vorwand zu haben), mit Mangel an barem Gelde, und gab ihr bloß, als eine Art von Entſchädigung, ein Lotterieloos, das er am vorigen Tage mit vier und zwanzig Sous bezahlt hatte, und das ſo eben noch auf ſeinem Kamine lag. Das arme, doppelt hintergangene Mädchen ging weinend von ihm hinweg zu ihrer Muhme; hütete ſich wohl, die Geſchichte dieſer Nacht aufrichtig zu erzählen, und vermiethete ſich bald darauf zu einem Goldarbeiter, der ſie zum Verkauf der Waaren in ſeinem Gewölbe nützte.

Während dieſer Zeit ward die Lotterie gezogen, und Javottens Loos, das Valmont für ſo gut als eine Niete geachtet hatte, gewann den erſten Preis. Die Zeitungen zeigten, wie gewöhnlich, die glückliche Nummer an; und der junge Advocat, der durch ein Ungefähr dieſe Zahl in ſein Taſchenbuch eingetragen hatte, erſchrack nicht wenig, als er ſah, daß er, ganz ſeiner Abſicht entgegen, vier und zwanzig tauſend Livres weggeſchenkt habe. Er eilte, ſo ſchnell er nur konnte, zum Lotterie-Comptoir hin; widerſprach aufs förmlichſte der Auszahlung dieſes Looſes; gab ſeine Adreſſe, und verſicherte: daß dieß ihm zugehörige, von ihm erkaufte Loos ihm diebiſcher Weiſe entwendet worden ſey. Im Heimgehen fügte es ein glückliches Ungefähr, daß er gerade bey dem Goldſchmiedsgewölbe vorbey ging, wo Javotte am Fenſterchen ſaß. Das arme Mädchen wollte ihm ausweichen. Doch Valmont

hatte sie schon gesehen und erkannt; es ging sogleich ins Gewölbe, erinnerte sich scherzend jener türmischen Nacht, wünschte sich bald eine ähnliche, gedachte, nur wie zufällig, jenes ihr gegebenen Looses, und erbot sich zu dessen Auslösung.

So klüglich Valmont auch seinen Handel einzuleiten glaubte, so hatte er doch im letzten Punkte mit einer so angelegentlichen Wärme gesprochen, daß selbst bey der sonst argwohnslosen Javotte einiges Mißtrauen aufstieg. Sie hatte bisher dieß Loos fast wie gar nichts geachtet; hatte an dessen Erwerbung so wenig als möglich sich erinnert, und noch weniger daran erinnert zu werden gewünscht; gleichwohl hatte sie dasselbe aufbewahrt, und ward jetzt noch aufmerksamer darauf. Sie gab daher Valmont eine unentschlossene Antwort; machte sich von ihm, so bald als möglich, los; erkundigte sich genauer nach der Lotterie, und erfuhr ihren Gewinnst gar leicht. Spornstreichs lief sie nun zu ihrer Muhme hin; gestand ihr Alles; erhielt einen derben Verweis des Anfangs, und Verzeihung der Wendung wegen. Muhme und Nichte gingen nun den Gewinnst zu heben. Sie staunten, als sie hörten, daß er verkümmert sey. Ihr Weg ward stracks zu einem Advocaten genommen. Javotte wiederhohlte — jetzt zwar ohne Verweis, doch mit größerer Schamröthe — ihre Beichte; und der Handel ward Rechtsanhängig.

Beyden Parteyen fehlte es nicht an Gründen. Valmont, der seine Sache selbst führte, verlangte die Rückgabe des Looses, das nun zum Document von vier und zwanzig tausend Livres an Werth geworden

XIV.

Welche unendlich kleine Kleinigkeit oft hinreiche, selbst störrigen Verbrechern ihr Geständniß zu entwinden, zumahl wenn ihre eigene Einbildungskraft gegen sie auftritt, davon führt Fielding noch ein Beyspiel auf, das zu seinen Zeiten vorfiel.

Katharina Hayes ward angeklagt und überwiesen, ihren Ehemann umgebracht zu haben; ward deßhalb den Gesetzen nach zum Feuer verurtheilt. Sie bewies anfänglich in ihrem Verhör äußerst viel Kühnheit und Dreistigkeit; läugnete auch Alles frischweg. Doch indem die Zeugen abgehört wurden, brachte man vor die Schranken unter andern ein Kleid, das ihr Mann getragen, und womit sie einem ihrer Nachbarn ein Geschenk gemacht hatte. Dieses Kleid, auf eine Stange mit einem Querholz aufgehängt, glich gewisser Maßen dem Körper eines Menschen, dem der Kopf abgeschlagen worden, weil man freylich oben nichts als den Rand sehen konnte; daß die Ähnlichkeit jedoch nicht groß seyn konnte, ergibt sich von selbst. Als man aber dasselbe (und vielleicht ein wenig unerwartet), vor die Gefangene hinstellte, ward sie so betreten hierüber, daß sie ohnmächtig hinsank, und beym Wieder-Erwachen mit keinem Worte mehr ihr Verbrechen abläugnete.

Zwey Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen.

I.

Valmont war ein junger Rechtsgelehrter, aus Orleans gebürtig, der in Frankreichs Hauptstadt seine Wissenschaft auszubilden, und nebenbey seine Jugendjahre zu genießen suchte. Er dachte nicht schlecht, aber doch leicht genug. Er genoß, wo er etwas fand, und je wohlfeiler er sein Vergnügen kaufen konnte, desto angenehmer war es ihm. Eines Winterabends, als er aus dem Schauspiele kam, brachten einige seiner Freunde ein kleines Abendessen auf einen öffentlichen Hause im Vorschlag. Die Sache ward beliebt; man aß, zechte und sang bis tief in die Nacht. Endlich schlug es ein Uhr und man brach auf. Der December-Monath übte so eben seine Gerechtigkeit aus. Es schneyte, daß man kaum aufsehen, und stürmte, daß man kaum gehen konnte. Valmonts Gefährten eilten nach möglichsten Kräften in ihre Wohnungen; Valmont eilte nicht minder, nur lag die seinige am entferntesten. Jetzt war er ganz nahe schon bey seiner Hausthür, als er eine weibliche Stimme aufs er-

bärmlichſte weinen hörte. Aus Mitleid oder aus Neugier nahte er ſich dem Winkel, wo dieſer Klageton herkam, und erblickte, beym Schimmer der Laternen, angeſchmiegt an eine leere verſchloſſene Bude, ein Mädchen von äußerſt niedlicher Bildung, doch faſt halbtodt bereits vor Froſt, und in Thränen gleichſam gebadet. Sie ſchien Anfangs zu erſchrecken, als ein einzelner Mann ſich ihr nahte. Aber Valmont ſprach ſo freundlich ihr zu; kam ihr ſo ungekünſtelt mit ſeinem Mitleiden zuvor, und fragte ſie ſo oft: welcher Zufall wohl, in ſolch einer Stunde und ſolch einem Sturm, auf dieſe Gaſſe und in dieſen Winkel hier ein ſo reizendes Mädchen verſchlagen habe? daß ſie endlich Muth ſchöpfte und alſo antwortete:

„Ach, gnädiger Herr, reizend bin ich eben nicht; aber ich heiſſe Javotte, und bin aus der Normandie. Eine meiner nächſten Muhmen, die als Kammerfrau bey der Herzoginn von Belleisle dient, hat mich vor knappen zwey Monathen nach Paris gezogen, und bey einem reichen Kaufmann untergebracht. Er iſt ein herzensguter Mann, aber ſeine Frau iſt ein erzböſes Weib. Nichts kann man ihrem Eigenſinn nach Wunſche machen, und eiferſüchtig iſt ſie, wie ein Drache. Heute Abends ſah ſie, daß der Herr im Vorbeygehen mich in die Backen knipp. Es war nichts; Gott weiß, es war weiter nichts. Aber ſie erhob einen ganz ſchrecklichen Lärm; der arme Mann, nach zwanzig fruchtloſen Schwüren, flüchtete ſich endlich auf ſeine Schreibſtube; ich, nun ganz im Stiche gelaſſen, ſuchte mich aufs beſcheidenſte zu vertheidigen, aber ich ward tüchtig durchgebläut, und zum Hauſe hinaus geworfen. Ich wollte zu meiner Muhme; aber es iſt Nacht;

kaum

kaum finde ich mich noch am Tage durch Paris. Ich habe mich daher verirrt, und weiß weder aus noch ein. Sie scheinen mir ein mitleidiges Herz zu haben, gnädiger Herr; erbarmen Sie sich meiner! Sie sehen das schreckliche Wetter; ich bin halb todt vor Furcht und Kälte. Schon sieben Mahl habe ich meinen Rosenkranz durchgebethet, und meine Seele Gott empfohlen. Ohne Zweifel schickt der Himmel selbst Sie her. Nehmen Sie mich mit nach Hause! Ich will, wenn Sie es haben wollen, bey Ihrer Frau Gemahlinn wachen. Ich will als Mädchen bey ihr dienen. Oder ich bitte auch nur bis morgen früh um Quartier; denn mit Tagesanbruch kann ich mich schon wieder zu meiner Muhme finden."

Dieser naive Ton, dieß unbefangene Zutrauen, — und warum auch nicht des Mädchens körperliche Wohlgestalt? — gefielen Valmont. Er versprach Jacotten Quartier und ein Bett; nahm sie am Arm und führte sie zu sich heim. Je mehr das Mädchen auftaute, je hübscher ward sie; aber freylich merkte sie auch jetzt bald zwey bedenkliche Umstände: daß Valmont keine Frau und nur Ein Bett habe. Weislich hatte Valmont dieß Letztere nicht eher eingestanden, bis die Sache kaum sich ändern ließ. Auch verwandte er zu ihrem Trost so viel Liebkosungen, so mannigfache Sorgfalt, daß das weiche, erkenntliche Mädchen endlich, wenigstens auf einige Augenblicke, ihres Unfalls vergaß, und in ein enges Bett, und in die Lage der Dinge sich ergab. Wie weit diese Ergebung sich erstreckte, oder wie lange sie dauerte, das haben wir nicht zu untersuchen. Genug, der junge Mann bediente sich unter andern Beruhigungs-Gründen auch

des Verſprechens von einem Laubthaler; doch, als am andern Morgen beyde Partеyen ſich trennten, und der Laubthaler abermahls in Erinnerung kam, entſchuldigte ſich Valmont (es ſey nun mit Wahrheit, oder bloß um einen Vorwand zu haben), mit Mangel an barem Gelde, und gab ihr bloß, als eine Art von Entſchädigung, ein Lotterieloos, das er am vorigen Tage mit vier und zwanzig Sous bezahlt hatte, und das ſo eben noch auf ſeinem Kamine lag. Das arme, doppelt hintergangene Mädchen ging weinend von ihm hinweg zu ihrer Muhme; hüthete ſich wohl, die Geſchichte dieſer Nacht aufrichtig zu erzählen, und vermiethete ſich bald darauf zu einem Goldarbeiter, der ſie zum Verkauf der Waaren in ſeinem Gewölbe nützte.

Während dieſer Zeit ward die Lotterie gezogen, und Javottens Loos, das Valmont für ſo gut als eine Niete geachtet hatte, gewann den erſten Preis. Die Zeitungen zeigten, wie gewöhnlich, die glückliche Nummer an; und der junge Advocat, der durch ein Ungefähr dieſe Zahl in ſein Taſchenbuch eingetragen hatte, erſchrack nicht wenig, als er ſah, daß er, ganz ſeiner Abſicht entgegen, vier und zwanzig tauſend Livres weggeſchenkt hatte. Er eilte, ſo ſchnell er nur konnte, zum Lotterie-Comptoir hin; widerſprach aufs förmlichſte der Auszahlung dieſes Looſes; gab ſeine Adreſſe, und verſicherte: daß dieß ihm zugehörige, von ihm erkaufte Loos ihm diebiſcher Weiſe entwendet worden ſey. Im Heimgehen fügte es ein glückliches Ungefähr, daß er gerade bey dem Goldſchmiedsgewölbe vorbey ging, wo Javotte am Fenſterchen ſaß. Das arme Mädchen wollte ihm ausweichen. Doch Valmont

hatte ſie ſchon geſehen und erkannt; es ging ſogleich ins Gewölbe, erinnerte ſich ſcherzend jener ſtürmiſchen Nacht, wünſchte ſich bald eine ähnliche, gedachte, nur wie zufällig, jenes ihr gegebenen Looſes, und erbot ſich zu deſſen Auslöſung.

So klüglich Valmont auch ſeinen Handel einzuleiten glaubte, ſo hatte er doch im letzten Punkte mit einer ſo angelegentlichen Wärme geſprochen, daß ſelbſt bey der ſonſt argwohnloſen Javotte einiges Mißtrauen aufſtieg. Sie hatte bisher dieß Loos faſt wie gar nichts geachtet; hatte an deſſen Erwerbung ſo wenig als möglich ſich erinnert, und noch weniger daran erinnert zu werden gewünſcht; gleichwohl hatte ſie dasſelbe aufbewahrt, und ward jetzt noch aufmerkſamer darauf. Sie gab daher Valmont eine unentſchloſſene Antwort; machte ſich von ihm, ſo bald als möglich, los; erkundigte ſich genauer nach der Lotterie, und erfuhr ihren Gewinnſt gar leicht. Spornſtreichs lief ſie nun zu ihrer Muhme hin; geſtand ihr Alles; erhielt einen derben Verweis des Anfangs, und Verzeihung der Wendung wegen. Muhme und Nichte gingen nun den Gewinnſt zu heben. Sie ſtaunten, als ſie hörten, daß er verkümmert ſey. Ihr Weg ward ſtracks zu einem Advocaten genommen. Javotte wiederhohlte — jetzt zwar ohne Verweis, doch mit größerer Schamröthe — ihre Beichte; und der Handel ward Rechtsanhängig.

Beyden Parteyen fehlte es nicht an Gründen. Valmont, der ſeine Sache ſelbſt führte, verlangte die Rückgabe des Looſes, das nun zum Document von vier und zwanzig tauſend Livres an Werth geworden

war. Es habe ihm nicht im Traum einkommen können, ſagte er, für ſolch eine Kleinigkeit eine ſo große Summe wegzuſchenken; auch ſey das Mädchen nie ſo thörigt ſie zu fordern geweſen. Sie habe ſich ſelbſt ihm überliefert; daß ſie nicht genauer nach ſeinen häuslichen Umſtänden ſich erkundigt, ſey ihre Schuld. Bloß über einen Laubthaler wären ſie des Handels einig geworden, und den ſey er ihr auch zu geben erböthig.

Doch Javottens Sachführer entgegnete: Valmont habe zweyfach unredlich gehandelt; zuerſt, daß er ſein Wort nicht gehalten, und dann, daß er ein unſchuldiges Mädchen des Diebſtahls angeklagt habe. Was das Lotterie-Billet betreffe, ſo habe er ſich bey deſſen Wegſchenkung alles dabey möglichen Gewinnſtes und Verluſtes natürlicher Weiſe begeben; und da er unbillig genug gedacht habe, einer Perſon, die ſich ſo gutmüthig ihm anvertraut, und die ſo viel ihm aufgeopfert habe, ſtatt verſprochener ſechs Livres, ein Billet von vier und zwanzig Sous aufzudringen, ſo ſey er auch jetzt, da dieſer Zettel allerdings vier und zwanzig tauſend Livres werth geworden ſey, ihn zurück zu fordern nicht berechtigt.

Die Sache ſchien äußerſt weitläuftig werden zu wollen. Zwar war Javottens Partey die ſtärkere; doch auch Valmont fand ſeine Vertheidiger: denn nur allzu Viele von der Pariſer Jugend dachten wie er. Einer von den Richtern, ein Mann von gutmüthigem Herzen, und kältern Jahren, ſchlichtete zuletzt, ohne in dieſem Augenblick Richter zu ſeyn, den Streit. Er lud einſt Kläger und Beklagte zu ſich, und ſprach ungefähr alſo zu Beyden: „Wenn es um Spielen mir

„zu thun wäre, so würde ich ganz anders reden, als „ich jetzt zu reden Willens bin. Vier und zwanzig „tausend Livres hat Eines von euch Beyden gewonnen; „am Ende, fürchte ich, werdet ihr Beyde sie nicht be„kommen. Warum wollt ihr euch wechselweise des „Genusses von diesem Gewinnste berauben? Genießt „ihn doch lieber zusammen! Javotte ist ein artiges, „nun wohl bemitteltes, und — wenn man einer ein„zigen Nacht vergißt — auch unbescholtenes Mädchen. „Valmont ist ein junger gutgebildeter, und — wieder „mit Ausnahme jener Nacht — untadelhafter Mann. „Ihr gefielt euch ein Mahl beyderseits. Heirathet euch „jetzt, statt euch zu zanken, und seht die vier und „zwanzig tausend Livres als eine Mitgift an!"

Man nahm das Ding in Überlegung und entschloß sich. Die Hochzeit ward bald vollzogen. Als Valmont ins Brautbett stieg, wußte er freylich ganz, was er an Javotten darin finden würde. Aber wie oft ist dieser Fall, auch ganz ohne Lotteriegewinnst, da! Überdieß hatte sie wohl noch mehr ihm zu verzeihen! — Ihre Ehe war glücklich. Sie lebten fortan unsträflich. Er streifte weder in Sommer- noch Winternächten auf den Straßen weiter umher. Er ward vielmehr ein berühmter Advocat, und übte sein Talent in minder kitzlichen, aber rechtschaffnern Händeln.

II.

Nannette war ein Mädchen aus der Provinz, wie es deren selbst in der Hauptstadt Frankreichs — die Franzosen sprächen lieber gar in der Hauptstadt Eu-

Lyons — äußerſt wenig gibt. Ein feiner, ſchlanker Wuchs, ein Buſen, der ſich nicht ſchöner denken läßt, ein intereſſantes Geſicht, und eine Hand, die kein Wachskünſtler nachzubilden vermöchte. — Sie war Waiſe, und lebte bey einer Muhme, die in Lyon ein Gaſthaus hielt, und kaum ſeit ſechs Monathen Witwe war. Auch dieſe Muhme konnte für ein flinkes, anlockendes Weibchen gelten. Ihr Alter ſtieg nicht über fünf und zwanzig; ihr Geſicht war nicht ſchön, doch regelmäßig gebildet, von feiner Haut und friſcher Farbe; gewachſen war ſie, wie ein Püppchen; auch friſch konnte man noch in jedem Betracht ſie nennen; denn ihr erſter Mann, ein ſchwindſüchtiger Sechziger, hatte wenig gethan, und viel gewacht. Seit ſeinem ſeligen Hintritt hatte ſie freylich ſchon manchen jungen Gatten zu haben vermocht; doch noch gedachte ſie an die Trübſale ihres Eheſtandes mit Schrecken; wollte ihrem Hausweſen ſelbſt vorſtehen, und hatte des Zuſpruchs von Gäſten ziemlich viel. — Ein Umſtand, der nach dem jetzt Geſagten auch ziemlich natürlich zuging.

Einſt trat ein Fremder von der Art, wie man in Wirthshäuſern am liebſten ſie ſieht, bey ihr ab; ein junger artiger Mann, der durch Erbſchaft unbeſchränkter Herr eines großen Vermögens geworden war, und der den guten Vorſatz hatte, deſſen auf Reiſen vorzüglich zu genießen. Er hatte Italien bereits geſehen; die Reihe ſollte nun Frankreich treffen. Zu Marſeille war er gelandet; nach Paris wollte er gehen. Aber der Weg hatte ihn ermüdet; Lyon gefiel ihm. Er nahm ſich vor, hier ein Paar Tage auszuruhen; und

man wies ihn, durch einen Zufall, ins Haus unſerer Witwe.

Kaum hatte er hier Nannetten erblickt, als er von Allem, was ſonſt noch in Lyon ſehenswürdig war, nichts weiter zu ſehen begehrte. Es war ein Mann von der feurigſten Empfindung. Bey Welſchlands Schönen hatte er ſich ſchon oft ſeines Lebens und ſeiner Jugend erfreut; von den Franzöſinnen hatte er weit minder gehofft; aber Nannette dünkte ihm das reizendſte Mädchen zu ſeyn, das er je geſehen habe. Er merkte bald, daß die Leidenſchaft über ihn mächtig werde; da er aber Bedenken trug, ſich allzu lange bey ihr aufzuhalten; da er noch minder Luſt hatte, deßfalls eine ernſtliche Sprache zu führen; ſo hielt er es fürs Klügſte, denjenigen Ton anzunehmen, der bey Mädchen ſelten, und bey Mädchen in Wirthshäuſern faſt nie unerhört bleibt, das heißt: er ſprach nett und kurz von ſeiner Neigung, und von ſeiner Bereitwilligkeit an Mademoiſelle für eine einzige Nacht, die ſie auf ſeinem Zimmer hinbringen würde, fünf und zwanzig Louisdor zu bezahlen.

Der Fremde hatte geglaubt, ein ächt engliſches Geboth an dieſer Summe zu thun. Doch Nannette war nicht reizend allein, ſie war auch von guter Erziehung, die beſſer, als gewöhnlich geſchieht, bey ihr angeſchlagen hatte. Sie hörte daher dieſen Vorſchlag erröthend an, und entfernte ſich, ohne ein Wort darauf zu verlieren. Ihr nächſter Gang war zu ihrer Muhme; dieſer erzählte ſie ihr Abenteuer; und empfing von ihr ſowohl Lobſprüche wegen jetzt bewieſener Tugend, als auch Ermahnung zu gleicher Standhaftigkeit in künftigen Fällen.

Dieſer Fall kam bald wieder. Der Fremde, durch einen Widerſtand, den er nicht vermuthete, nur noch mehr erhitzt, glaubte, daß man ſein Anerbiethen nur deßhalb, weil man es noch zu geringfügig befunden, verworfen habe. Er paßte daher des nächſten Tages den erſten einſamen Augenblick ſorgfältig ab; ſprach in weit eindringenderm Ton, und erboth ſich zu funfzig Goldſtücken. Auch jetzt antwortete ihm Nannette nur mit einem verächtlichen Blick und raſcher Entfernung.

Des jungen Mannes Erſtaunen wuchs und ſeine Leidenſchaft in eben dem Maße. Daß er nicht an ein Mädchen, ſondern an eine Jungfrau ſich verwendet habe, ſchien ihm nun ſehr glaublich; daß man für eine ſolche Seltenheit auch einen hohen Preis darbiethen könne, ſehr erlaubt. Er ſandte daher des andern Morgens einen zärtlichen Brief an Nannetten und verſprach hundert Louisdor. Die Tugend der Nichte blieb noch unerſchüttert; aber auf die Tante, der dieſes Billet ebenfalls ſogleich gewieſen ward, wirkte der mächtige Reiz des Goldes. Sie ward ein Weilchen nachdenkend, und nahm dann eine wichtige Beſchränkung in ihrer Sittenlehre vor. — Daß eine Jungfrau unerkaufbar bleiben müſſe, darauf beharrte ſie: doch daß eine Witwe ſich ſchon etwas mehr nachſehen dürfe, das glaubte ſie, oder ſchien es zu glauben. Sie beredete daher Nannetten zu einer bejahenden Antwort, und übernahm die Endigung dieſes Handels. Alles ging vortrefflich. Madame erſchien zur beſtimmten Zeit. Ihre jungfräuliche Scham hatte ſich Verſchonung mit allem Lichte ausbedingt. Der Fremde ward in jedem Betracht vergnügt, zahlte ſeine hundert Louisdor,

ward mit Kuß und Händedruck quittirt, und merkte vom Betrug keine Sylbe.

Nannette, die äußerſt ungern in dieſe Liſt gewilligt hatte, ließ den ganzen andern Tag ſich nicht blicken. Es war allerdings Scham, aber der Fremde nahm es doch für eine andere Art von Scham. Er hatte große Luſt jene Nacht, nur um einen etwas billigern Preis, noch ein Mahl zu feyern. Bloß deßwegen verzog er abermahls in Lyon. Doch am dritten Tage fand ſich ein neuer Grund zum Verzuge, woran Niemand gedacht hatte. Er ward krank. Die Ärzte, die er rufen ließ, ſchüttelten gleich Anfangs bedenklich den Kopf, und erklärten, daß ein heftiges Fieber im Anzuge ſey. Nach vier und zwanzig Stunden ſprachen ſie von Lebensgefahr, von der Nothwendigkeit, ſich mit dem Sacrament verſehen zu laſſen, und dergleichen mehr. Freylich fand der junge Mann eine ſolche Nachricht gar nicht nach ſeinem Wunſche; denn er hatte noch gar zu viel auf der Welt zu thun ſich vorgenommen, als jetzt ſchon gleichgültig an einen Abſchied von ihr zu denken. Doch betrug er ſich als ein Mann von Faſſung, brachte ſeine Angelegenheiten beſtmöglichſt in Ordnung, und da ſich in ſeiner Brieftaſche Wechſel auf zwey tauſend Piſtolen befanden, da Nannette ſeine letzte Liebe geweſen war; ſo vermachte er ihr dieſe Summe durch ein förmliches Teſtament, „Theils um (wie er ſich ausdrückte), die Gefälligkeit zu belohnen, die ſie für ihn gehabt habe, Theils ſie wegen der Folgen zu entſchädigen, die doch vielleicht noch jene Nacht nach ſich ziehen könne.“ — Gleich nach Beſiegelung dieſes letzten Willens fiel er in fieberhafte Verrückungen,

war. Es habe ihm nicht im Traum einkommen können, ſagte er, für ſolch eine Kleinigkeit eine ſo große Summe wegzuſchenken; auch ſey das Mädchen nie ſo thörigt ſie zu fordern geweſen. Sie habe ſich ſelbſt ihm überliefert; daß ſie nicht genauer nach ſeinen häuslichen Umſtänden ſich erkundigt, ſey ihre Schuld. Bloß über einen Laubthaler wären ſie des Handels einig geworden, und den ſey er ihr auch zu geben erböthig.

Doch Javottens Sachführer entgegnete: Valmont habe zweyfach unredlich gehandelt; zuerſt, daß er ſein Wort nicht gehalten, und dann, daß er ein unſchuldiges Mädchen des Diebſtahls angeklagt habe. Was das Lotterie-Billet betreffe, ſo habe er ſich bey deſſen Wegſchenkung alles dabey möglichen Gewinnſtes und Verluſtes natürlicher Weiſe begeben; und da er unbillig genug gedacht habe, einer Perſon, die ſich ſo gutmüthig ihm anvertraut, und die ſo viel ihm aufgeopfert habe, ſtatt verſprochener ſechs Livres, ein Billet von vier und zwanzig Sous aufzudringen, ſo ſey er auch jetzt, da dieſer Zettel allerdings vier und zwanzig tauſend Livres werth geworden ſey, ihn zurück zu fordern nicht berechtigt.

Die Sache ſchien äußerſt weitläuftig werden zu wollen. Zwar war Javottens Partey die ſtärkere; doch auch Valmont fand ſeine Vertheidiger: denn nur allzu Viele von der Pariſer Jugend dachten wie er. Einer von den Richtern, ein Mann von gutmüthigem Herzen, und kältern Jahren, ſchlichtete zuletzt, ohne in dieſem Augenblick Richter zu ſeyn, den Streit. Er lud einſt Kläger und Beklagte zu ſich, und ſprach ungefähr alſo zu Beyden: „Wenn es um Spielen mir

„zu thun wäre, so würde ich ganz anders reden, als „ich jetzt zu reden Willens bin. Vier und zwanzig „tausend Livres hat Eines von euch Beyden gewonnen; „am Ende, fürchte ich, werdet ihr Beyde sie nicht be„kommen. Warum wollt ihr euch wechselweise des „Genusses von diesem Gewinnste berauben? Genießt „ihn doch lieber zusammen! Javotte ist ein artiges, „nun wohl bemitteltes, und — wenn man einer ein„zigen Nacht vergißt — auch unbescholtenes Mädchen. „Valmont ist ein junger gutgebildeter, und — wieder „mit Ausnahme jener Nacht — untadelhafter Mann. „Ihr gefielt euch ein Mahl beyderseits. Heirathet euch „jetzt, statt euch zu zanken, und seht die vier und „zwanzig tausend Livres als eine Mitgift an!"

Man nahm das Ding in Überlegung und entschloß sich. Die Hochzeit ward bald vollzogen. Als Valmont ins Brautbett stieg, wußte er freylich ganz, was er an Javotten darin finden würde. Aber wie oft ist dieser Fall, auch ganz ohne Lotteriegewinnst, da! Überdieß hatte sie wohl noch mehr ihm zu verzeihen! — Ihre Ehe war glücklich. Sie lebten fortan unsträflich. Er streifte weder in Sommer- noch Winternächten auf den Straßen weiter umher. Er ward vielmehr ein berühmter Advocat, und übte sein Talent in minder kitzlichen, aber rechtschaffnern Händeln.

II.

Nannette war ein Mädchen aus der Provinz, wie es deren selbst in der Hauptstadt Frankreichs — die Franzosen sprächen lieber gar in der Hauptstadt Eu-

topens — äußerſt wenig gibt. Ein feiner, ſchlanker Wuchs, ein Buſen, der ſich nicht ſchöner denken läßt, ein intereſſantes Geſicht, und eine Hand, die kein Wachskünſtler nachzubilden vermöchte. — Sie war Waiſe, und lebte bey einer Muhme, die in Lyon ein Gaſthaus hielt, und kaum ſeit ſechs Monathen Witwe war. Auch dieſe Muhme konnte für ein flinkes, anlockendes Weibchen gelten. Ihr Alter ſtieg nicht über fünf und zwanzig; ihr Geſicht war nicht ſchön, doch regelmäßig gebildet, von feiner Haut und friſcher Farbe; gewachſen war ſie, wie ein Püppchen; auch friſch konnte man noch in jedem Betracht ſie nennen; denn ihr erſter Mann, ein ſchwindſüchtiger Sechziger, hatte wenig gethan, und viel gewacht. Seit ſeinem ſeligen Hintritt hatte ſie freylich ſchon manchen jungen Gatten zu haben vermocht; doch noch gedachte ſie an die Trübſale ihres Eheſtandes mit Schrecken; wollte ihrem Hausweſen ſelbſt vorſtehen, und hatte des Zuſpruchs von Gäſten ziemlich viel. — Ein Umſtand, der nach dem jetzt Geſagten auch ziemlich natürlich zuging.

Einſt trat ein Fremder von der Art, wie man in Wirthshäuſern am liebſten ſie ſieht, bey ihr ab; ein junger artiger Mann, der durch Erbſchaft unbeſchränkter Herr eines großen Vermögens geworden war, und der den guten Vorſatz hatte, deſſen auf Reiſen vorzüglich zu genießen. Er hatte Italien bereits geſehen; die Reihe ſollte nun Frankreich treffen. Zu Marſeille war er gelandet; nach Paris wollte er gehen. Aber der Weg hatte ihn ermüdet; Lyon gefiel ihm. Er nahm ſich vor, hier ein Paar Tage auszuruhen; und

man wies ihn, durch einen Zufall, ins Haus unſerer Witwe.

Kaum hatte er hier Nannetten erblickt, als er von Allem, was ſonſt noch in Lyon ſehenswürdig war, nichts weiter zu ſehen begehrte. Es war ein Mann von der feurigſten Empfindung. Bey Welſchlands Schönen hatte er ſich ſchon oft ſeines Lebens und ſeiner Jugend erfreut; von den Franzöſinnen hatte er weit minder gehofft; aber Nannette dünkte ihm das reizendſte Mädchen zu ſeyn, das er je geſehen habe. Er merkte bald, daß die Leidenſchaft über ihn mächtig werde; da er aber Bedenken trug, ſich allzu lange bey ihr aufzuhalten; da er noch minder Luſt hatte, deßfalls eine ernſtliche Sprache zu führen; ſo hielt er es fürs Klügſte, denjenigen Ton anzunehmen, der bey Mädchen ſelten, und bey Mädchen in Wirthshäuſern faſt nie unerhört bleibt, das heißt: er ſprach nett und kurz von ſeiner Neigung, und von ſeiner Bereitwilligkeit an Mademoiſelle für eine einzige Nacht, die ſie auf ſeinem Zimmer hinbringen würde, fünf und zwanzig Louisdor zu bezahlen.

Der Fremde hatte geglaubt, ein ächt engliſches Geboth an dieſer Summe zu thun. Doch Nannette war nicht reizend allein, ſie war auch von guter Erziehung, die beſſer, als gewöhnlich geſchieht, bey ihr angeſchlagen hatte. Sie hörte daher dieſen Vorſchlag erröthend an, und entfernte ſich, ohne ein Wort darauf zu verlieren. Ihr nächſter Gang war zu ihrer Muhme; dieſer erzählte ſie ihr Abenteuer; und empfing von ihr ſowohl Lobſprüche wegen jetzt bewieſener Tugend, als auch Ermahnung zu gleicher Standhaftigkeit in künftigen Fällen.

Dieſer Fall kam bald wieder. Der Fremde, durch einen Widerſtand, den er nicht vermuthete, nur noch mehr erhitzt, glaubte, daß man ſein Anerbiethen nur deßhalb, weil man es noch zu geringfügig befunden, verworfen habe. Er paßte daher des nächſten Tages den erſten einſamen Augenblick ſorgfältig ab; ſprach in weit eindringenderm Ton, und erboth ſich zu funfzig Goldſtücken. Auch jetzt antwortete ihm Nannette nur mit einem verächtlichen Blick und raſcher Entfernung.

Des jungen Mannes Erſtaunen wuchs und ſeine Leidenſchaft in eben dem Maße. Daß er nicht an ein Mädchen, ſondern an eine Jungfrau ſich verwendet habe, ſchien ihm nun ſehr glaublich; daß man für eine ſolche Seltenheit auch einen hohen Preis darbiethen könne, ſehr erlaubt. Er ſandte daher des andern Morgens einen zärtlichen Brief an Nannetten und verſprach hundert Louisdor. Die Tugend der Nichte blieb noch unerſchüttert; aber auf die Tante, der dieſes Billet ebenfalls ſogleich gewieſen ward, wirkte der mächtige Reiz des Goldes. Sie ward ein Weilchen nachdenkend, und nahm dann eine wichtige Beſchränkung in ihrer Sittenlehre vor. — Daß eine Jungfrau unerkaufbar bleiben müſſe, darauf beharrte ſie: doch daß eine Witwe ſich ſchon etwas mehr nachſehen dürfe, das glaubte ſie, oder ſchien es zu glauben. Sie beredete daher Nannetten zu einer bejahenden Antwort, und übernahm die Endigung dieſes Handels. Alles ging vortrefflich. Madame erſchien zur beſtimmten Zeit. Ihre jungfräuliche Scham hatte ſich Verſchonung mit allem Lichte ausbedingt. Der Fremde ward in jedem Betracht vergnügt, zahlte ſeine hundert Louisdor,

ward mit Kuß und Händedruck quittirt, und merkte vom Betrug keine Sylbe.

Nannette, die äußerſt ungern in dieſe Liſt gewilligt hatte, ließ den ganzen andern Tag ſich nicht blicken. Es war allerdings Scham, aber der Fremde nahm es doch für eine andere Art von Scham. Er hatte große Luſt jene Nacht, nur um einen etwas billigern Preis, noch ein Mahl zu feyern. Bloß deßwegen verzog er abermahls in Lyon. Doch am dritten Tage fand ſich ein neuer Grund zum Verzuge, woran Niemand gedacht hatte. Er ward krank. Die Ärzte, die er rufen ließ, ſchüttelten gleich Anfangs bedenklich den Kopf, und erklärten, daß ein heftiges Fieber im Anzuge ſey. Nach vier und zwanzig Stunden ſprachen ſie von Lebensgefahr, von der Nothwendigkeit, ſich mit dem Sacrament verſehen zu laſſen, und dergleichen mehr. Freylich fand der junge Mann eine ſolche Nachricht gar nicht nach ſeinem Wunſche; denn er hatte noch gar zu viel auf der Welt zu thun ſich vorgenommen, als jetzt ſchon gleichgültig an einen Abſchied von ihr zu denken. Doch betrug er ſich als ein Mann von Faſſung, brachte ſeine Angelegenheiten beſtmöglichſt in Ordnung, und da ſich in ſeiner Brieftaſche Wechſel auf zwey tauſend Piſtolen befanden, da Nannette ſeine letzte Liebe geweſen war; ſo vermachte er ihr dieſe Summe durch ein förmliches Teſtament, „Theils um (wie er ſich ausdrückte), die Gefälligkeit zu belohnen, die ſie für ihn gehabt habe, Theils ſie wegen der Folgen zu entſchädigen, die doch vielleicht noch jene Nacht nach ſich ziehen könne.“ — Gleich nach Beſiegelung dieſes letzten Willens fiel er in fieberhafte Verrückungen,

aus welchen er nie wieder ganz zu sich selber kam; am siebenten Tage starb er.

Man öffnete sein Testament, ersah sein Vermächtniß, und machte es Nannetten bekannt. Das arme Mädchen erröthete vor Scham bis an die Haare; ihre Tante, die zugegen war, erröthete auch, doch aus ganz andern Gründen. Habsucht, ihr voriger Fehler, sah hier eine noch weit stärkere Anreizung. Sie machte nun Alles bekannt, widersprach laut dem Glück ihrer Nichte, und verlangte, daß dieß Legat auf sie gezogen werden müsse; denn sie allein habe solches verdient, und auch dabey derjenigen Gefahr sich unterzogen, deren im Testament Erwähnung geschehe.

Dieser sonderbare Rechtshandel gelangte nothwendig vor Gericht, und mittlerweile dort die Parteyen und ihre Anwälde sich zankten, fanden Tante und Nichte auch beym Publicum unangesprochene Advocaten und Richter. — „Es ist ja klar, sagten die Anhänger der „Witwe, wem der Fremde sein Geschenk zugedacht „hat! Derjenigen Person, die ihm eine vergnügte „Nacht gemacht; die sich dadurch in Gefahr gesetzt „hatte, Mutter eines Kindes, eines Kindes von ihm „zu werden. Der Nahme thut nichts zur Sache, so „bald man sich in der Person nicht irren kann. Er „nannte die Nichte, weil er glaubte, daß diese sich für „ihn aufgeopfert habe. — Hätte er die Wahrheit ge„wußt, so würde er die Tante genannt, und ihr diese „zwey tausend Louisdors hinterlassen haben."

„Nein, das hätte er sicher nicht gethan!" erwiederte die Gegenpartey. „Er kannte Tante und Nichte; „aber es fiel ihm nicht ein, Jener seinen Antrag zu „thun, da er von der Letztern, Trotz ihrer Sprödigkeit,

„nicht abließ. Nur von ihr glaubte er auch umarmt „worden zu seyn, und sorgte, ihre übertäubte Tugend „nicht reichlich genug bezahlen zu können. Zudem kann „die Witwe wohl ein so ansehnliches Geschenk für einen „Dienst erwarten, den sie bloß durch Betrügerey lei„stete? Man kann einen Fehltritt, eine Schwäche be„lohnen, doch nicht ein so verächtliches Betragen, als „die Wirthinn sich hier zu Schulden kommen ließ. Der „Fremde hat Nannetten genannt. Ihr gehört auch „daher das Vermächtniß, und nicht einem ausschwei„fenden Weibe, das Geldgeiz oder Wollust hinriefen, „wo Niemand ihrer begehrte. Käm' ein Kind zum „Vorschein, dann würde Dieß allein Nannetten zuvor „gehn, denn Dieß scheint der Sterbende als den Haupt„gegenstand seiner Großmuth zu betrachten."

Die Richter sprachen endlich, und ihr Urtheil war ziemlich der letztern Meinung gleich. — „Die Gast„wirthinn, hieß es, behalte ihre hundert Louisdor, ein „nur allzu hoher Preis für ihre Liederlichkeit. Ihrem „Kinde, wenn sie binnen gehöriger Zeit von einem „entbunden werden sollte, gehöre die Summe der „zwey tausend Louisdor. Doch da eine Dame, die so „schwach bey hundert Goldstücken war, für zwey tau„send möglich zu erhaltende, wohl mancherley noch „thun könnte, so verbleibe sie zwey Monathe im engen „Gewahrsam. Eine sehr gelinde Strafe für ein Ver„gehen, dessen sie sich sogar rühmen konnte. Ist die ge„hörige Zeit ohne Spur einer Schwangerschaft ver„flossen, so falle die ganze Summe der unschuldigen „Nannette anheim."

Und sie fiel ihr anheim! Bald machte dieß brave Mädchen einen braven Gatten glücklich. Ihre Muhme

hingegen erntete ein, was ſie verdiente. Der Ruf ihres Hauſes verfiel; mit dieſem Ruf auch ihre Nahrung. Oft noch mußte ſie ſich zu einem Geſchäfte entſchließen, das jenem Erſten glich; nur daß man nun — es mochte ein Nachtlicht brennen oder nicht — ſie dabey beſſer kannte, und für ihre Gunſtbezeigung die Louisdore nicht mehr zu Hunderten verſchleuderte.

Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele.

Brief eines Predigers in *** an seinen Freund.

Ja wohl, mein Theuerster, haben Sie Recht, daß es zu unsern süßesten und schwersten Geschäften zugleich gehöre, Elende, die nun endlich dem Arm der rächenden Gerechtigkeit anheim gefallen sind, zum letzten Augenblick des Lebens vorzubereiten. — Ist unsere Mühe fruchtlos; hört der Verurtheilte die Warnung nicht, die wir ihm zurufen; und wankt er hin zum Block oder zum Rade, kalt, eisern und verblendet, — o Gott, welch ein Gefühl des Schauderns dann für uns! — — Hört er uns mit Zerknirrschung, mit Ergebung und Reue; welches bange Mitleid! welche quälende Ungewißheit, ob bey ihm nur Todesbuße, oder

innere Umkehrung wirke! Aber freylich auch welches ſüße Gefühl, oft eine Seele gerettet zu haben, die ſchon verloren war! Welches göttliche Bild jenes Augenblicks, wenn einſt vielleicht beym erſten Tritt in jene Ewigkeit der Erhaltene, der Beſeligte uns entgegen eilt, und uns dankbar zum Throne deſſen begleitet, der war und iſt und ſeyn wird.

Warum ich Dieß eben heut Ihnen ſage? — O mein Herzensfreund! ich hatte noch nie Dieß Alles ſo glühend überdacht, als jetzt in dieſem Augenblicke. — Jetzt, da ich eben vom Schaffot zurückkehre, beſpritzt vom Blute eines jungen Mannes, deſſen unglückliches Schickſal mein Allerinnerſtes durchbebte; von dem ich gewiß weiß, daß er zur kleinern Anzahl edler, unbekannt gebliebener Seelen gerechnet zu werden verdiene; deſſen beynahe einziges Geſchick ich nach ſeinen verborgenſten Falten kenne, und den ich endlich mit einem Muthe ſterben ſah, der alle meine mühſam erzwungene Herzhaftigkeit übern Haufen warf.

Ja, mein Freund! eben derjenige Unglückliche, den Sie in unſern öffentlichen Blättern, als einen dreyfachen Übelthäter, als Blutſchänder, Mordbrenner und Todtſchläger angegeben finden werden; der alle dieſe drey ſchreckliche Laſter, deren jedes Einzelne ſchon den geſetzlichen Tod verdient, in dem geringen Alter von zwey und zwanzig Jahren auf ſich lud: eben Er, den die Menge öffentlich verabſcheut, und den vielleicht nur einige, äußerſt wenige, beſſere und verſtändigere Seelen heimlich bemitleiden; eben Er beſaß ein edles Herz, ſanftes Gefühl und Empfindungen, deren Sie und ich uns nicht ſchämen dürfen. — Eine Behauptung,

die Sie beleidigen kann, die aber hoffentlich meine Erzählung wieder gut machen wird.

Es sind acht Tage ungefähr, als ich vom Rath des nächsten Städtchens, wegen plötzlicher Krankheit des dasigen Priesters den Auftrag erhielt, nunmehrigen Inquisiten, den ich bloß dem Gerüchte nach kannte, zum Tode vorzubereiten. Ich läugne nicht, daß ich mit dem äußersten Widerwillen mich diesem Berufsgeschäfte unterzog. — „Erst zwey und zwanzig Jahr, und schon ein so schrecklicher dreyfacher Missethäter! Was läßt von einem so früh und so hart sündigenden Gemüthe sich für Besserung hoffen! Wie tief verderbt muß von Kindheit an seine Seele gewesen seyn! und welche ächte Änderung läßt sich in der kurzen Zeit von acht Tagen bey einem Menschen dieser Art vermuthen?" — so dachte ich, indem ich ins Gefängniß trat.

Doch gleich sein erstes Ansehen griff mir ans Herz. — Durch einen lang gewachsenen schwarzen Bart, durch bleichgelbe Haut, durch Schmutz und Elend schimmerten sanfte menschenfreundliche Gesichtszüge. Gelassenheit und Kummer sprachen in seinem thränenden Auge, und sein Blick war offen, freundschaftlich und zutrauensvoll. — Mit einer einzigen leidenden Miene überwand er meinen ganzen vorgefaßten Widerwillen, und meine Anrede ward unzusammenhängender, als sie sonst bey ähnlichen Gelegenheiten zu seyn pflegt.

„Ich zweifle nicht, (sagte ich), daß er die Absicht errathe, in welcher ich zu ihm komme; auch glaube ich eben so zuversichtlich, daß es ihm angenehm seyn solle, nach so langwieriger Inquisition und so widrigem Umgange mit Kerkermeistern und Richtern, endlich einmahl einen Mann zu sich hereintreten zu sehen, dessen

Herz ſo freundſchaftlich gegen ihn geſinnt ſey; deſſen einziger Wunſch dahin gehe, ihm die letzten Tage ſeines Lebens und die Schrecken eines nahen Todes zu verſüßen, und vor dem er ohne Mißtrauen die geheimſten und drückendſten Gedanken ſeiner Seele ausſchütten könne."

Ich würde Ihnen, antwortete er mir, meine rechte Hand zum Zeichen des herzlichſten Willkommens darbiethen, wenn dieſe Bande mich nicht hinderten. Allerdings muß ich der Inquiſition und aller der Richter und Kerkermeiſter längſt überdrüßig ſeyn. Gern verlaſſe ich eine Welt, auf welcher für mich weiter kein Glück zu finden iſt, und der ich zum Lohn meiner Übelthaten, und zur Warnung für andere Gleitende, diejenige willige Hingabe des Lebens ſchuldig bin, die ich auch wirklich leiſten will. Sie halten mich wohl (ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, das in Wehmuth verſchmolz, und mir durch die Seele ging); Sie halten mich wohl, ehrwürdiger Herr, für einen der größten Böſewichter?

Ich zuckte die Achſel: — „Ich möchte gern nicht; aber kann ich anders?"

„Nein! Nein! Ich geſtehe es ſelbſt — es laſten viel Vergehen auf meiner Seele; und doch iſt der Allſehende mein Zeuge, daß der Grund zu allen Dieſen eine Leidenſchaft war, die bey ihrer erſten Entſtehung nicht nur untadelhaft, ſondern vielleicht ſogar edel genannt werden könnte! — Mag zwar immer die Welt mich für laſterhaft halten! Ich ertrage es willig; denn die unbeſtochene Stimme meines eigenen Herzens nennt mich nur größten Theils unglücklich. — Aber daß mein Tröſter in dieſen letzten ſchauder-

vollen

vollen Stunden, daß der Mann, der bey seinem ersten Eintritt sich so liebreich zu meinem Freund anbiethet, mich besser kennen möge, das wünsche ich sehnlicher, als die Rechtfertigung bey allen Übrigen; und die Leutseligkeit, die Theilnehmung in Ihrer Miene, versichern mir im Voraus Ihr williges Gehör."

Sie können sich leicht vorstellen, mein Theuerster, daß eine solche Begrüßung mein Erstaunen noch vermehrte, und daß ich selbst nun neugierig genug war, ihn um die Mittheilung seiner Geschichte zu bitten; er erzählte sie mir ungefähr mit folgenden Worten:

„Mein Vater war ein Handelsmann in diesem Städtchen, und ich, sein einziger Sohn, ward mit möglichster Sorgfalt, unter seinen eigenen Augen zu gleicher Lebensart auferzogen. Seit meinen ersten Jahren war meine Gemüthsart still, und das Lesen nützlicher Bücher in Nebenstunden mein liebster und fast einziger Zeitvertreib; lärmende Ergetzlichkeiten vermied ich aus eigener Wahl, und meine Ältern liebten mich, dieser Eingezogenheit halber, mit doppelter Liebe. Im siebzehnten Jahre verlor ich meine Mutter; mein Vater lebte einige Jahre hindurch frey, ledig und vergnügt; ja, er war schon nahe an Sechzigen, als er die Schwachheit beging, sich in ein nachbarliches ganz junges Mädchen zu verlieben, deren einziger Reichthum in äußerlichem Reize und unbescholtenem Rufe bestand. — Er hielt förmlich bey ihren Ältern um sie an, und diese, da er für einen ansehnlichen vermögenden Handelsmann galt, nöthigten ihre Tochter, halb durch Ernst, halb durch gütliche Zuredungen, ihm ihre Hand, mehr

mit dem Munde, als dem Herzen, zuzusagen. Der Tag zur Hochzeit war bereits anberaumt, als mein Vater gefährlich krank ward. Er erhohlte sich jedoch bald einiger Maßen; und wiewohl ihm sein Arzt und eigenes zurückgebliebenes Unvermögen zum Aufschub riethen, so achtete er doch auf Beyde nicht, zwang sich nach möglichsten Kräften, und feyerte seine Verbindung so gut, als es nur sein Zustand erlaubte. Aber noch an seinem Hochzeittage ward er von Neuem so matt und krank, daß man ihn von der Tafel hinweg auf ein Lager tragen mußte, von welchem er nie wieder aufstand. — So verfloß ein ganzes Jahr, und es ist erwiesen, unwidersprechlich erwiesen, daß er nie seine Heirath wirklich habe vollziehen können.

„Indeß hieß doch das junge mit ihm getraute Mädchen seine Frau, und da sie mit größter Gelassenheit mancherley Ungemach bey ihm ausstand, so vermachte er ihr durch ein Testament sein ganzes Vermögen, und hinterließ mir, seinem einzigen Sohn, über den er nie eine Klage geführt, außer dem gesetzlichen Pflichttheil, keinen einzigen Heller. So viel ich nun Ursache zu haben schien, eine Person, die mich, auf beynah widerrechtliche Art, um ein für hiesigen Ort ansehnliches Vermögen brachte, zu hassen, oder wenigstens zu vermeiden, so geschah doch gerade das Gegentheil. Sie war, wie ich schon gesagt, jung, schön, vom bestmöglichsten Charakter, leutselig, dienstfertig gegen jedermann und vorzüglich gegen mich seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft von dem gefälligsten Betragen. — So wenig ich auch noch damahls wußte, warum? so suchte ich doch bereits in müßigen Stunden ihre Gesellschaft; sprach gern und

viel mit ihr; fragte ſie in Haus- und Handelsangelegenheiten oft um ihre Meinung, und merkte bald, daß auch ſie die meinige bey der kleinſten Kleinigkeit zu wiſſen begehre, und pünctlich befolge. — So blieb es einige Monathe, und ich muthmaßte nichts Beſonderes hierbey. Aber als ſie von Tage zu Tage mir werther ward, kein Ort, wo ſie nicht war, mir mehr gefallen wollte; und ſtets im Schlafe und Wachen ihr Bild vor meinen Augen ſchwebte; da merkte ich endlich, was dieß für ein Funke ſey; der tief in meinem Herzen glimme; erſchrack über meine Thorheit, beſchloß eine Perſon, die nicht für mich geſchaffen ſey, aufs möglichſte zu vermeiden; und hätte vielleicht ſogleich mich aus dem väterlichen Hauſe wegbegeben, wenn nicht die Furcht vor der Nachrede meiner Mitbürger, ihr Argwohn, als geſchähe es aus Zorn über das väterliche Teſtament, die Lage unſerer Handlung, bey welcher ich unentbehrlich geworden, und endlich der nahe vor unſern Augen ſchwebende Tod meines Vaters mich abgehalten hätte.

„Indeß hielt ich wenigſtens meinen Vorſatz, ſie ſo viel als möglich zu fliehen, eine lange Zeit aufs ſtandhafteſte; aber kaum ward ſie Dieß ſelbſt gewahr, als ſie mir einſt in einem abgelegenen Orte des Hauſes nachfolgte, und mich mit thränenden Augen um die Urſache einer Änderung befragte, wozu ſie wenigſtens mit Wiſſen mir keinen Anlaß gegeben habe. — Ich ſtotterte etwas her, das einem Vorwand ähnlich ſehen ſollte; doch Alles ward von ihr mit leichter Mühe widerlegt, und als meine Verwirrung zunahm, und einige mir unverſehens entſchlüpfte Worte ihr meine

wahren Gesinnungen verriethen, da konnte und wollte sie nicht länger den ausbrechenden Strom ihrer Thränen und Empfindungen zurück halten, sondern fiel mit Inbrunst um meinen Hals, und drückte mich, voll des unaussprechlichsten Gefühls, an ihre bebende Brust. — Dieser Augenblick machte, daß wir uns nicht länger von Dem, was in uns selbst vorging, ein Geheimniß machten; ich sprach vielmehr ohne alle Zurückhaltung mit ihr; stellte ihr die Nothwendigkeit unserer Trennung und das Unmögliche in unseren Wünschen vor, und wollte bey Endigung meiner Rede mich von ihr losreissen. Aber auch jetzt hielt sie mich zurück, schwur bey Allem, was ihr heilig und werth sey, daß sie nie die Seite meines Vaters berührt habe; stellte mir die vermuthliche Nähe seines Todes vor, und äußerte die zuversichtliche Hoffnung: daß alsdann ein bloßer leerer Titel uns nicht hindern sollte, ganz für einander zu leben.

„Ihr feyerliches Bitten, und die Zuversicht, mit der man das Gewünschte so gern auch glaubt, erweichten mich endlich. Aber bey Demjenigen, vor dessen Richterstuhl ich nun bald zu treten gedenke, sey es Ihnen, Ehrwürdiger Herr, zugeschworen: nie ist damahls etwas unter uns vorgefallen, dessen Erinnerung mich in diesen letzten Stunden meines Leidens bekümmern könnte. — Wir drückten uns freundschaftlich die Hände; weinten zusammen, entdeckten uns wechselseitig die Regungen unserer Sehnsucht, und höchstens — wiewohl auch Dieß sehr selten, war ein Kuß die zärtlichste Liebkosung, die ich begehrte und sie vergönnte.

„Endlich starb mein Vater, und einige Wochen nachher fing sie von Neuem an, in mich zu dringen: ob

es nicht wohl gethan seyn würde, sich bey irgend einem Rechtsgelehrten Raths zu erhohlen? — Ich vermag es mir selbst nicht zu erklären; aber so sehr auch meine Liebe mit jedem Tage zunahm, so sehr verringerte sich doch im Gegentheil meine ehemahls feurige Hoffnung ihres Besitzes; und zitternd, bloß um ihretwillen, bloß um endlich ein Mahl diese quälende Ungewißheit zu enden, ging ich zu einem Advocaten, dem ich mich ganz entdeckte. — Er gab mir die beste Vertröstung; setzte sogleich in meinem Nahmen eine Bittschrift um Dispensation an das Oberconsistorium auf, ging aber, — es sey nun aus Unwissenheit, oder Übereilung; denn boßhaftere Bewegungsgründe möchte ich nicht gern meinen Nebenmenschen zutrauen — über den wichtigen Punct der priesterlichen Trauung, und der nie vollzogenen aber doch wirklich gesetzlichen Heirath mit solcher Flüchtigkeit hinweg, daß Mißdeutung und zweyfache Auslegung hier sehr leicht Statt finden konnten.

„Stellen sie sich indeß unser Entzücken vor, als wir in wenig Wochen auf dieses Ansuchen die unbedingteste Erlaubniß uns zu ehelichen erhielten, und auf ein Mahl von den folterndsten Zweifeln zur süßesten Hoffnung unauflöslicher Vereinigung übergingen! — Entscheiden Sie aber auch zugleich über die Reinigkeit meiner Liebe, wenn ich bey dem Allgegenwärtigen betheure: daß, ungeachtet dieser Erlaubniß, ungeachtet sie auf jedem meiner Schritte mein Schatten war, und von meinem kleinsten Winke abhing; ungeachtet auch ich sie mit der unaussprechlichsten Liebe liebte; nichts suchte, noch dachte, als ihr zu gefallen, und gewiß nur Eines Wortes bedurft hätte, um ein Weib, das mehr in

mir als in sich selber lebte, zu allem Möglichen zu bewegen; daß, sage ich, doch auch jetzt wieder ganze vier Wochen verstrichen, ohne daß irgend etwas unter uns vorgefallen wäre, wobey wir des strengsten Richters Anblick zu befürchten Ursache gehabt hätten.

„Wir machten von Stunde an aus unserer Liebe, so wie aus unserem Vorsatz, kein Geheimniß mehr; bereiteten Alles zu unserer Vereheligung, und reizten nothwendig, durch das Sonderbare in dieser Begebenheit, die Neugier und Verwunderung unserer Mitbürger; der hiesige Rath selbst mischte sich mit ein; befahl uns Aufschub der Hochzeit, und machte einen Bericht ans Oberconsistorium. Weiß Gott die Ursach, die jetzt solches zu einem Ausspruch bewog, der schnurstracks dem ersten zuwider lautete! So viel weiß ich, das Schrecken eines Unglücklichen, der sich unvermuthet in einen bodenlosen Abgrund hinabgestürzt fühlt, ist ein Kinderspiel gegen das meinige, als ich vorgerufen ward, und das schreckliche Verboth unserer Heirath erfuhr. — — Und nun zumahl ihren Schmerz, ihre Thränen, ihren nahmenlosen Jammer! — O Ehrwürdiger Herr, wenn ich auch (was zwar weit über meine Kräfte geht,) alles Dieß zu schildern vermöchte; ich würde es doch niemahls thun. — Welchen andern Vortheil könnte ich davon haben, als Ihr fühlbares menschenfreundliches Herz zu verwunden, und selbst dieser Erinnerung unterzuliegen?"

Hier schwieg der Bedauernswürdige einige Secunden lang. In seinen Augen standen Thränen; aus den meinigen ergoßen sie sich; er sah es, drückte dankbar meine ihm dargebothene Hand, und fuhr fort:

„Der Befehl unſerer Obrigkeit legte uns die Trennung unſerer Wohnungen auf, verboth mir aber keinesweges, meine ſogenannte Stiefmutter, ſo oft ich wollte, zu ſehen und zu ſprechen. — Da nun auch jetzt noch nicht alle Hoffnung verſchwunden war, durch erneuerte Gegenvorſtellung, die Sache in das vorige gute Geleiſe zu bringen; da mein Anblick und Zureden allein die Unglückliche von den ſchwärzeſten Entſchließungen zurück hielt; und da auch mein eigenes liebekrankes Herz ihres Umgangs unmöglich ſo leicht entbehren konnte; ſo war ich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend immer um ſie; jedoch noch eben ſo ſchuldlos als vorher.

„Aber damahls hatte ein Nachbar, der ſehr oft bey uns war, und inniges Mitleid bey unſern Schmerzen bezeigte, die Unvorſichtigkeit in ihrer Gegenwart zu mir zu ſagen: daß in meinem Falle er ſich leicht Hülfe zu verſchaffen wiſſen würde; daß man nur unſer Geld zu erpreſſen ſuche, und daß ein lebendiger Zeuge unſerer Liebe uns beſſer, als alle Advocaten die Erlaubniß zur Heirath auswirken würde.

„Was nützte es mir wohl jetzt, zumahl gegen Sie, Ehrwürdiger Herr, mit einer Enthaltſamkeit zu prahlen, die mir weder Ruhm noch Vortheil weiter ſchaffen kann? Aber gewiß, meine eigene Überzeugung ſagt es mir: auch dieſer verführeriſche Rath hätte mich nicht zum Straucheln gebracht, wäre er nur nicht tiefer bey ihr, als bey mir eingedrungen. — Denn, ach! kaum war ich wieder mit ihr allein, als ſie, zwar mit aller Schüchternheit einer noch nie verletzten Scham, aber auch zugleich mit aller Gewalt der Liebe in mich eindrang, zu — thun, was

Neigung und Klugheit mir anrathe; zu wagen, was noch als das letzte ſicherſte Mittel zu unſerer künftigen Ehe übrig bleibe. Mit Schwüren, daß nicht thieriſcher Trieb, ſondern bloß der verzweifelnde Wunſch, mich ganz und ruhig zu beſitzen, aus ihr ſpreche, beſtürmte ſie mich ſo zwey ganzer Tage lang, und vergebe es mir Derjenige, der uns ſchwach erſchuf, wenn ich endlich wankte, und am dritten Tage that, was Tauſende meiner Mitbrüder beym erſten Wink eines ſo liebevollen und ſo zärtlich wieder geliebten Geſchöpfes gethan haben würden!"

„Da wir, voll innerer Überzeugung von der Unſchuld unſerer Entwürfe, das ein Mahl Geſchehene noch oft wiederhohlten, ſo dauerte es gar nicht lange, daß ſie ſich ſchwanger fühlte. Mit der feurigſten Umarmung, mit einem dankbar zum Himmel gewandten Blick, hinterbrachte ſie mir dieſe Nachricht; machte ſogleich gegen keine ihrer Freundinnen ein Geheimniß daraus; bekannte gegen Alle laut und unbefragt, daß ich Vater ſey; daß Niemand anders, als ich, je Vater ihrer Kinder werden könne, und daß ſie ſelbſt — da wir doch einmahl längſt, durch Verbindung unſerer Herzen, vor Gott Eheleute wären — mich dazu angefeuert habe, um nur endlich unſere ſo ſehr erſchwerte Heirath durchzuſetzen. — Kurz, es kam durch unſere eigene vorſetzliche Bemühung bald dahin, daß der Rath ſich von Neuem in unſere Angelegenheit miſchte, und ein gerichtliches Verhör anberaumte. Keines von uns Beyden zögerte, ein freyes einſtimmiges Geſtändniß abzulegen, und deſſen natürliche, obgleich von uns nicht vorhergeſehene Folge war, ferner weitere Unterſuchung, neue Berichtserſtattung und

einstweiliges getrenntes Gefängniß, welches doch, auf ihrer Seite, bloß in Hausarrest bestand. — Selbst jetzt glaube ich, und der Rechtsgelehrte, der meine nachherige Schutzschrift übernommen, bestärkte mich in diesem Glauben: daß wir Beyde damahls ziemlich gelinde durchgekommen seyn würden, hätte nicht plötzlich ein neuer Unfall Alles, was sich zu unserem Besten sagen ließ, zu Boden geworfen."

„Sie, nähmlich, welcher Einsperrung und Trennung von mir ein unerträgliches Elend schien, hatte zu entfliehen gesucht, ward aber eingehohlt, und, ihres körperlichen Zustandes ungeachtet, auf eine sehr unbarmherzige Weise gezüchtiget worden. Dieß erfuhr ich, und meine bisherige Ruhe verwandelte bey dieser Nachricht sich in Wuth. Flucht und ihre Befreyung wurden von diesem Augenblicke an meine einzigen und angelegensten Gedanken, und in meiner damahligen Seelenfassung dachte ich nur immer an das Erstere, ohne zugleich auch das Letztere gehörig überdacht zu haben."

„Es gelang mir noch in nähmlicher Nacht, unbemerkt zu entfliehen, und ich war bereits auf offener Straße, als ich erst auf Mittel, Sie mit hinweg zu bringen gedachte. Wohin wir fliehen? wovon mir leben sollten? das Alles schienen mir Kleinigkeiten, die das Bedürfniß leicht uns zeigen würde. Nur, wie Sie jetzt erhalten? das war meine einzige Frage. — Ward ich wieder eingehohlt, so war nichts gewisser, als daß man hinführo mein Gefängniß fester verwahren, und mir jeden Weg zu wiederhohlter Flucht abschneiden würde. Gleichwohl mußte ich, was ich zu

ihrer Rettung thun wollte, bald thun, weil ich keinen Augenblick ſicher war, vermißt zu werden. Aus dieſem Hin- und Herſchwanken, bald Erwählen und bald Verwerfen, entſprang endlich der Anſchlag: das Haus, oder vielmehr die hölzerne Hütte, in der man ſie aufbewahrte, anzuzünden; mitten in dem Lärmen, der nothwendig daraus entſtehen würde, mich einzudrängen; ſie dann, wo möglich, ſo wie ich ſie fände, fortzureiſſen, und ſo weit zu tragen, als es Kraft und Umſtände mir vergönnen würden."

„Gedacht, und auch gethan! — Eine nahe Laterne gab mir Feuer; das dürre Holzwerk faßte bald Flamme; ich ſelbſt war unerkannt einer der erſten, der Lärmen machte; drang glücklich zu ihr hindurch, und trug ſie, halbtodt vor Schrecken und Erſtaunen, immer fort zum Stadtthor hinaus. — Aber ach, daß ſo ſelten unſere Kräfte gleich ſtark, als unſer Wille, ſind! Die entſetzliche Anſtrengung, die Schwere der geliebten Bürde, die Länge des Weges, und meine ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit machten, daß ich, nach der Flucht von ungefähr einer Viertelmeile, halb todt, und indem ein Strom von Blut aus meinem Halſe ſchoß, nieder ſank. Jetzt wollte die Unglückliche mich weiter forttragen; aber ihr körperliches Unvermögen hinderte ſie. Überdieß hatte man uns bereits vermißt: man ſetzte nach, fand uns, und brachte uns wieder zurück.

„Mein Gefängniß ward nun, wie ich es vorher geſehen, ſehr hart, und mein Tod unvermeidlich; aber eben hierdurch ſtärkte ſich meine Entſchloſſenheit, noch ein Mahl Alles zu wagen, was wagbar ſey. Der mir zugegebene Wächter gehörte zu den roheſten, gröbſten Seelen, der zur Unmenſchlichkeit wenig oder gar

nichts fehlte. Ich ſah ihn einſt im tiefſten Schlaf verſunken; die Angſt machte mich ſtark; ich fand Mittel meiner Ketten los zu werden; nahm ihm den Schlüſſel aus ſeiner Taſche, und war ſchon halb zur Thür hinaus, als er aufwachte, und wüthend auf mich zueilte. Ich, als der Jüngere, war auch der Stärkere; ich rang mit ihm, und drängte ihn ſo feſt an die Wand, daß es ihm unmöglich fiel, nach Hülfe zu rufen. Ich fragte ihn: ob er ſchwören wolle, mich unverrathen entfliehen zu laſſen? Aber ſtatt der Antwort zog der Elende mitten im Streit ein Meſſer aus der Taſche, mit welchem er mich von ſich abzubringen ſuchte; doch auch dieſes entrang ich ihm, und da ich bey ſeinem Leben keine Hoffnung zur Erhaltung des meinigen mehr vor mir ſah, ſo verſetzte ich ihm zwey gefährliche Halswunden, ſtreckte ihn damit zu Boden, und floh. — Auch jetzt kam ich wieder bis zu ihr; denn ſie war, wie ich wohl wußte, wegen Annäherung ihrer Geburtszeit gegen Bürgſchaft losgelaſſen worden; und auch jetzt wollte ſie mit mir flüchten. Doch der Arm des Bluträchers war nahe und ſchwer über mir. Wir wurden abermahls eingehohlt, und ich ſehe nun binnen wenig Tagen den gewiſſen Tod vor meinen Augen. — O wie gern will ich ſterben! wie gern ein Leben verlaſſen, deſſen ich nicht werth bin, und wo auch hienieden kein Glück für mich mehr vorhanden iſt."

Hier ſchloß der Unglückliche ſeine Erzählung, und hielt ſein Verſprechen der willigen Todesduldung aufs heiligſte. Wie viel könnte ich Ihnen noch von ſeinem Muthe in der fürchterlichen Stunde, von ſeinem letzten Geſpräche mit der bedauernswürdigen Frau, und von einer Menge ähnlicher Umſtände erzählen! Aber

vergeben Sie mir, wenn ich dieſen ohnedem langen Brief hier abbreche. — Er iſt mir ſo werth geworden, dieſer arme Jüngling, daß ich nie ſeiner ohne Thränen gedenken werde: und iſt er es Ihnen von nun an nicht auch, ſo trägt meine matte Erzählung, nicht ſeine Geſchichte die Schuld davon. Ich bin u. ſ. w.

Doppelter Ehebruch, boßhafte Entweichung, widerſetzliche Ehe — aus ſehr verzeihlichen Gründen.

Brief eines Geiſtlichen an Meißner.

Mein Herr!

Sie haben in Ihren Skizzen den Wunſch geäußert, daß ſich unparteyiſche Beobachter menſchlicher Natur und Handlungen erwecken laſſen möchten, Ihnen Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Perſonen, welche der Gerechtigkeit als Opfer heimgefallen, mitzutheilen, weil hier noch ein weites beurbares Feld übrig wäre. Schon oft habe ich ähnliche Wünſche, obgleich in verſchiedener Abſicht, in der Stille gethan. Sie wünſchen Dieß für den Dichter,*) ich für den Prediger und Pädagogen. In beyder Abſicht, glaube ich, würde die Ausführung dieſes Wunſches nützlich ſeyn; denn was iſt ein Prediger ohne Menſchenkenntniß? Er kann

*) Nicht für den Dichter allein, ſondern auch für jeden Forſcher des menſchlichen Herzens, ſind, wie ich glaube, dergleichen Lebensbeſchreibungen nützlich.

Mße.

ein gelehrter Mann, ein berühmter Redner seyn, aber ohne Jene wird er einem tönenden Erze und einer klingenden Schelle gleichen. *) Man muß den Menschen kennen, ehe man ihn bessern will; man muß seine vorgefaßten Meinungen (denn Unwahrheit wirkt so stark als Wahrheit) wissen: man muß sein Temperament und die Heftigkeit seiner Leidenschaften bemerken; muß auf seine Bewegungsgründe, seine Verbindungen und die Nebenumstände, die auf seine dahlige Denkungsart einen Einfluß hatten, sehen; ja, noch mehr, man muß sich nach seiner ersten Erziehung und Bildung des Herzens erkundigen: wie, und durch wen sie geschehen sey? Und dann wird man erst nach einer so langen und mühsamen Untersuchung den Gang wahrnehmen, den die menschliche Seele zu nehmen pflegt; wird, nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände, richtiger über Handlungen urtheilen, und den nach Grundsätzen handelnden, oft unverbesserlichen Böswicht, von dem aus Schwachheit Gefallenen, durch Vorurtheil Verblendeten, oder durch viele mächtige Reizungen zum ersten Schritt des Lasters verleiteten Menschen unterscheiden können. So mühsam diese Untersuchung ist, so belohnend wird sie auch; denn durch sie ausgerüstet, ist es uns möglich, Mit-

*) Ja wohl! Ja wohl! Und doch gibt es der Prediger so viele, die mitleidig auf Denjenigen herab sehen, der das von Gott unläugbar herstammende Buch — das menschliche Herz, und die Geschichte des Menschen-Geschlechtes — studiert.

Mgr.

tel zu finden, die Verstand und Herz bessern, selbst in den härtesten Gemüthern Empfindungen der Reue erwecken und dem unglücklich Gefallenen wieder aufhelfen.

Doch, bester Freund, so gerecht also auch Ihr Wunsch ist, so fürchte ich doch, er wird eben nicht von Vielen mit Beyfall gehört werden. Denn schon oft hat mir bey ähnlichen Gesprächen, ein heiliger Diener der Gerechtigkeit, dessen größter Gewinn peinliche Untersuchungen waren, geantwortet: „Was kann Dieß helfen? Laster ist Laster und muß nach den Gesetzen bestraft werden. Die Leute ersinnen sich tausend Lügen, ihre Boßheiten zu entschuldigen. Wer kann sich die Mühe geben, Alles zu untersuchen?" Ja selbst im Zirkel meiner Amtsbrüder fand ich, nach dahin gelenktem Gespräch, oft, daß man alle dergleichen Untersuchungen für fremd und zur Bekehrung unnütz erkläre. Ich hatte dann die Klugheit zu schweigen, und hörte mit Erstaunen, wie man Jeden, der der Gerechtigkeit anheim fällt, verdammte, indeß man dem feinen Betrüger, heimlichen Ehebrecher und ränkevollen Bösewicht den Weg zum Himmel ganz eben bahnte.

Erlauben Sie mir, Ihnen jetzt die Geschichte einer Person mitzutheilen, die auch das Schicksal hatte, daß Jedermann sie als ein ruchloses Weib verdammte, so wenig sie es war. Die Gesetze hatten sie wegen doppelten Ehebruches, boßhafter Entweichung von Mann und Kinde und anderweitiger Verheirathung zum Tode verdammen müssen. Welches Urtheil würden Sie nun wohl im Voraus über sie fällen? „Entweder sie muß eine wollüstige oder sehr einfältige Person

seyn." So dachte auch ich bey der ersten vorläufigen Nachricht und fand doch bey einer genauern Untersuchung, daß sie keines von Beyden, sondern vielmehr von einem Charakter sey, deren ich unter dem weiblichen Geschlecht recht sehr viel anzutreffen wünschte. Hier sind ihre Lebensumstände, die sie aus mißverstandener Scham lange tief in ihrer Seele verbarg und noch länger darin verborgen haben würde, wenn nicht endlich Zutrauen sie offenherzig gemacht hätte.

Ihr Vater, ein Mann aus einer ehemahls angesehenen Familie, hatte sich mit dem wenigen Überreste seines Vermögens ein Bauerngut von ungefähr tausendn Thaler am Werthe erkauft. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn seiner achtjährigen Tochter, der er im Testament den Besitz seines Gutes noch versicherte, die Verwaltung davon aber bis zu ihrer Verheirathung der Mutter bestimmte. Diese besorgte auch einige Jahre die Wirthschaft mit aller Treue; warf aber nachher, als eine noch junge Witwe, ihre Augen auf einen noch jüngern Mann, und würde ihn, wenn es die Umstände erlaübt hätten, selbst geheirathet haben. Um nun ihren vertraulichen Umgang mit ihm der Nachrede der Welt zu entziehen, bestimmte sie ihn zum Bräutigam für ihre dreyzehnjährige Tochter. Zwang und Zureden nöthigten dieses noch unverständige Mädchen zu einer Verbindung Ja zu sagen, die sie nicht verstand, und die sie sowohl aus Schamhaftigkeit, als auch aus natürlichem Widerwillen gegen diesen Mann, verabscheute.

Im funfzehnten Jahre ihres Alters ward sie die Mutter von einer Tochter, die noch lebt.

Ihr mit den Jahren ſich aufklärender Verſtand entdeckte ihr bald ihre traurige Verfaſſung, daß ſie in einem Hauſe als Magd gehorſamen müſſe, in welchem ſie als Frau herrſchen ſollte. Die Erinnerungen der empfundenen eheligen Liebe, die ihr jetzt boßhaft von ihrer Mutter geraubt wurden, vermehrten den Haß gegen ſie und den Abſcheu gegen ihren Mann gleich ſtark, und endlich kam noch ein gewiſſes Bewußtſeyn von Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit hinzu, welches man bey Vornehmen Selbſtgefühl, bey Geringern Bauernſtolz zu nennen pflegt.

Nach einigen Jahren ſtarb zwar dieſe Mutter, aber nicht zugleich mit ihr der nun ein Mahl tief eingewurzelte Haß der Frau gegen ihren Mann.

Sie blieb kalt und unempfindlich gegen alle Liebkoſungen und Umarmungen, die er ihr jetzt mit Gewalt aufdrang, und wozu er theils durch die Schönheit ihrer Perſon, theils durch einen heftigen natürlichen Trieb angereizt ward. Einige Jahre verfloßen ſo wieder unter täglichem und nächtlichen Zank und Streite, wo ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, jeden Andern, ſelbſt den elendeſten Zuſtand eines Gefangenen für beneidenswürdig achtete, und den Tod als eine Wohlthat angeſehen hätte. Es waren vielleicht Mittel übrig, ihr zu helfen; aber ihre Schamhaftigkeit ſchloß ihr den Mund, und ihr angeborener Stolz verächtete jeden andern Rath, indem er ſie zugleich in dem Widerwillen gegen einen Mann beſtärkte, der durch ſie Beſitzer eines anſehnlichen Gutes geworden war.

Der getretene Wurm krümmt ſich und ſucht den Fuß, der ihn unterdrückt, zu ſtechen, oder wenig-

ſtens ihm zu entfliehen. Der Menſch hat gleiche Empfindungen, gleiche Triebe. Der Kluge überdenkt, vergleicht Urſachen mit dem Erfolge, wählt; räumt Hinderniſſe weg und wird glücklich. Der Schwache, der Eingeſchränkte, der Blöde und Furchtſame hat bey gleichem Gefühle nicht gleichen Verſtand, greift zu den erſten ſichtlichſten Mitteln und wird unglücklich. — Eine gewiſſe Urſache, warum unter hundert Perſonen, die den weltlichen Gerichten zur Beſtrafung in die Hände fallen, gewiß ſiebenzig Menſchen von eingeſchränkter Einſicht, ſchwacher Beurtheilungskraft, weniger Erfahrung und beſonders von niedrigem Stande ſind.

Schon lang unterhielt ſich dieſes gute Weib mit dem Gedanken, ſich aus ihrer Sclaverey zu retten. Nur noch ein einziger kleiner Umſtand fehlte, um der Wage, die im Hin- und Herſchwanken war, den Ausſchlag zu geben, und auch dieſer fand ſich.

Unvermuthet nähmlich mußte ſich es treffen, daß ſie bey einer feyerlichen Gelegenheit mit einem guten treuherzigen Manne näher bekannt ward, der zu Hauſe von einem der größten Übel, von einem zankſüchtigen Weibe, geplagt wurde. Gleiche Noth! Gleiche Empfindungen! Gleiche Ergießungen der Seele! Wer hat ſich jemahls in einer ſolchen Lage befunden, und Denjenigen nicht geliebt, nicht als ſeinen Freund angeſehen, der mit uns ſympathiſirt? — O armes menſchliches Herz, du biſt oft wider deinen Willen ein Betrieger, und läßt dich betriegen!

Beyde Perſonen eröffneten einander bald ihr Herz, theilten ſich ihre Gedanken, ihr Schickſal und Gefühl mit, beklagten ſich gegenſeitig und liebten ſich, ohne

es Anfangs zu wissen, Eine öftere Zusammenkunft machte sie vertrauter, bis sie endlich ihm heimlich Dasjenige erlaubte, was die vertrauteste Liebe zu ihrer Bestätigung verlangt. Im gleichen Grade wuchs nun die Zuneigung zu Diesem und der Haß gegen Jenen; hatte sie vorher noch manche Bedrückung mit Gleichgültigkeit ertragen, so ward ihr jetzt ihr Elend immer sichtbarer und diese Verbindung unerträglicher. So oft sie zusammen kamen, hatten sie sich neue Kränkungen zu erzählen und ihre Wünsche, sich aus diesem Elend zu retten, begegneten einander. Kurz! sie faßten den Entschluß, den verhaßten Aufenthalt zu verlassen und an jedem andern Orte ihren Unterhalt zu suchen.

„Aber wie? (so fragte ich sie,) schien dir dieser Schritt denn nicht ungerecht?" — „Damahls im geringsten nicht, ob ich es gleich jetzt anders einsehe; sondern ich freute mich, ein Mittel gefunden zu haben, mich aus meiner Qual zu retten, und Das, dachte ich, müßten mir Gott und Menschen erlauben." — „Gedachtest du nicht an den Verlust deines schönen Vermögens?" — „Was ist Vermögen, wenn man es nicht ruhig genießen kann? Hier dieses Züchtlings-Brot schmeckt mir süßer, als die beste Kost in meinem Hause; und dieses harte Lager ist für mich erquickender, als der weiche Platz in dem Ehebette meines Mannes." — „Erwachte denn aber nicht die mütterliche Liebe gegen deine einzige Tochter?" — Allerdings! Ich nahm mit Thränen von ihr Abschied, nicht sie auf ewig zu verlassen, sondern sie in kurzer Zeit von einem bösen Vater zu mir kommen zu lassen." — „War es aber damahls schon dein Entschluß, dich mit

dieſem andern Manne zu verheirathen?" — „Nein, bey Gott nicht! Daran dachte ich nicht, ſondern freute mich nur, an ihm einen Begleiter gefunden zu haben."

„Sorgfältig vermied ich, (denn ich will ſie ſelbſt reden laſſen,) alles Dasjenige, was mir einigen Verdruß zuziehen könnte. Mein Mann war früh an ſeine Arbeit ins Holz gegangen, und ich hatte den Auftrag, zwanzig Thaler Steuergelder von der Gemeine in die Stadt zu tragen. So viel Nachdenken hatte ich, daß das Mitnehmen dieſes Geldes mir den Verdacht einer Diebinn, und dadurch große Strafe zuziehen könnte. Ich legte es daher ſorgfältig in einen verwahrten Schrank und nahm nichts weiter mit, als etliche wenige Stücke meiner weiblichen Kleidung, Wäſche und einiges Geld, das ich mir heimlich geſammelt hatte. Mit allem Dieſen eilte ich auf einem Wege fort, von dem mich tauſend Mahl die Liebe zu meinem Kinde und zu den Meinigen zurück rief und auf dem mich der Haß gegen meinen Mann, die Erinnerung meines unglücklichen geführten Lebens eben ſo vielmahl wieder fortſtieß. Ich war, wie ein Vogel, der aus ſeinem Kerker entflogen, auf dem nächſten Aſt eines Baumes das erſte Mahl frey Athem hohlt, und noch ein Mahl nach ſeinem ehemahligen traurigen Aufenthalt zurück ſieht.

„Ich wanderte in Begleitung meines Führers fort und wir unterhielten uns Beyde mit dem Gedanken, recht gehandelt zu haben. Ich würde eine Lüge ſagen, wenn ich meinem Begleiter auch nur im geringſten einige Schuld beylegen wollte. Ich muß viel-

mehr bekennen, daß ich noch entſchloſſener, als er war.

„Wir erreichten bald die Grenzen eines nachbarlichen Landes und hielten uns vollends vor allen Nachſtellungen ſicher. Unglücklicherweiſe aber mußten wir in dem nächſten jenſeitigen Dorfe auf einen Trupp Werber ſtoßen. Mein Begleiter wurde durch Liſt, durch Überredung und durch andere Kunſtgriffe genöthigt Dienſte zu nehmen; ich wollte weiter gehen, um irgend anderswo mein Brot zu verdienen. Aber das Bitten meines Begleiters, das Zureden der Werber, die ihre Beute in der Verbindung mit mir um deſto ſicherer zu halten glaubten, und mein eigenes Herz machten alle meine Entſchließungen wankend, und ich gab Demjenigen vor dem Altare meine Hand, den ich immer wegen ſeiner Theilnehmung an meinem Schickſale geliebt hatte.

„Die erſte Nacht unſers eingebildeten Glückes war aber auch die Nacht unſers Unglücks. Denn es waren ſchon Steckbriefe uns nachgekommen und man hohlte uns aus unſerm Brautbette ins Gefängniß, von da wir bald in unſere Gerichte geſchafft wurden. Ich geſtand bey der erſten Vernehmung ſogleich nicht nur Dasjenige, worüber man mich befragte, ſondern auch Das, was man nicht ein Mahl wiſſen wollte; denn man hatte, wie ich hernach erfahren habe, den Entſchluß gefaßt, mich nach einer geziemenden Beſtrafung wieder zu meinem Mann zu thun, der mich für ſeine Frau erklärte, und mir Alles vergeben wollte. Er kam ſogar wöchentlich ein- oder zwey Mahl zu mir ins Gefängniß und ſuchte durch Geſchenke, durch Bitten, durch andere Zudringlichkeit mich wieder mit ſich

seyn." So dachte auch ich bey der ersten vorläufigen Nachricht und fand doch bey einer genauern Untersuchung, daß sie keines von Beyden, sondern vielmehr von einem Charakter sey, deren ich unter dem weiblichen Geschlecht recht sehr viel anzutreffen wünschte. Hier sind ihre Lebensumstände, die sie aus mißverstandener Scham lange tief in ihrer Seele verbarg und noch länger darin verborgen haben würde, wenn nicht endlich Zutrauen sie offenherzig gemacht hätte.

Ihr Vater, ein Mann aus einer ehemahls angesehenen Familie, hatte sich mit dem wenigen Überreste seines Vermögens ein Bauerngut von ungefähr tausendn Thaler am Werthe erkauft. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn seiner achtjährigen Tochter, der er im Testament den Besitz seines Gutes noch versicherte, die Verwaltung davon aber bis zu ihrer Verheirathung der Mutter bestimmte. Diese besorgte auch einige Jahre die Wirthschaft mit aller Treue; warf aber nachher, als eine noch junge Witwe, ihre Augen auf einen noch jüngern Mann, und würde ihn, wenn es die Umstände erlaubt hätten, selbst geheirathet haben. Um nun ihren vertraulichen Umgang mit ihm der Nachrede der Welt zu entziehen, bestimmte sie ihn zum Bräutigam für ihre dreyzehnjährige Tochter. Zwang und Zureden nöthigten dieses noch unverständige Mädchen zu einer Verbindung Ja zu sagen, die sie nicht verstand, und die sie sowohl aus Schamhaftigkeit, als auch aus natürlichem Widerwillen gegen diesen Mann, verabscheute.

Im funfzehnten Jahre ihres Alters ward sie die Mutter von einer Tochter, die noch lebt.

Ihr mit den Jahren ſich aufklärender Verſtand entdeckte ihr bald ihre traurige Verfaſſung, daß ſie in einem Hauſe als Magd gehorſamen müſſe, in welchem ſie als Frau herrſchen ſollte. Die Erinnerungen der empfundenen eheligen Liebe, die ihr jetzt boßhaft von ihrer Mutter geraubt wurden, vermehrten den Haß gegen ſie und den Abſcheu gegen ihren Mann gleich ſtark, und endlich kam noch ein gewiſſes Bewußtſeyn von Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit hinzu, welches man bey Vornehmen Selbſtgefühl, bey Geringern Bauernſtolz zu nennen pflegt.

Nach einigen Jahren ſtarb zwar dieſe Mutter, aber nicht zugleich mit ihr der nun ein Mahl tief eingewurzelte Haß der Frau gegen ihren Mann.

Sie blieb kalt und unempfindlich gegen alle Liebkoſungen und Umarmungen, die er ihr jetzt mit Gewalt aufdrang, und wozu er theils durch die Schönheit ihrer Perſon, theils durch einen heftigen natürlichen Trieb angereizt ward. Einige Jahre verfloßen ſo wieder unter täglichem und nächtlichen Zank und Streite, wo ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, jeden Andern, ſelbſt den elendeſten Zuſtand eines Gefangenen für beneidenswürdig achtete, und den Tod als eine Wohlthat angeſehen hätte. Es waren vielleicht Mittel übrig, ihr zu helfen; aber ihre Schamhaftigkeit ſchloß ihr den Mund, und ihr angeborener Stolz verachtete jeden andern Rath, indem er ſie zugleich in dem Widerwillen gegen einen Mann beſtärkte, der durch ſie Beſitzer eines anſehnlichen Gutes geworden war.

Der getretene Wurm krümmt ſich und ſucht den Fuß, der ihn unterdrückt, zu ſtechen, oder wenig-

ſtens ihm zu entfliehen. Der Menſch hat gleiche Empfindungen, gleiche Triebe. Der Kluge überdenkt, vergleicht Urſachen mit dem Erfolge, wählt; räumt Hinderniſſe weg und wird glücklich. Der Schwache, der Eingeſchränkte, der Blöde und Furchtſame hat bey gleichem Gefühle nicht gleichen Verſtand, greift zu den erſten ſichtlichſten Mitteln und wird unglücklich. — Eine gewiſſe Urſache, warum unter hundert Perſonen, die den weltlichen Gerichten zur Beſtrafung in die Hände fallen, gewiß ſiebenzig Menſchen von eingeſchränkter Einſicht, ſchwacher Beurtheilungskraft, weniger Erfahrung und beſonders von niedrigem Stande ſind.

Schon lang unterhielt ſich dieſes gute Weib mit dem Gedanken, ſich aus ihrer Sclaverey zu retten. Nur noch ein einziger kleiner Umſtand fehlte, um der Wage, die im Hin- und Herſchwanken war, den Ausſchlag zu geben, und auch dieſer fand ſich.

Unvermuthet nähmlich mußte ſich es treffen, daß ſie bey einer feyerlichen Gelegenheit mit einem guten treuherzigen Manne näher bekannt ward, der zu Hauſe von einem der größten Übel, von einem zankſüchtigen Weibe, geplagt wurde. Gleiche Noth! Gleiche Empfindungen! Gleiche Ergießungen der Seele! Wer hat ſich jemahls in einer ſolchen Lage befunden, und Denjenigen nicht geliebt, nicht als ſeinen Freund angeſehen, der mit uns ſympathiſirt? — O armes menſchliches Herz, du biſt oft wider deinen Willen ein Betrieger, und läßt dich betriegen!

Beyde Perſonen eröffneten einander bald ihr Herz, theilten ſich ihre Gedanken, ihr Schickſal und Gefühl mit, beklagten ſich gegenſeitig und liebten ſich, ohne

es Anfangs zu wiſſen, Eine öftere Zuſammenkunft machte ſie vertrauter, bis ſie endlich ihm heimlich Dasjenige erlaubte, was die vertrauteſte Liebe zu ihrer Beſtätigung verlangt. Im gleichen Grade wuchs nun die Zuneigung zu Dieſem und der Haß gegen Jenen; hatte ſie vorher noch manche Bedrückung mit Gleichgültigkeit ertragen, ſo ward ihr jetzt ihr Elend immer ſichtbarer und dieſe Verbindung unerträglicher. So oft ſie zuſammen kamen, hatten ſie ſich neue Kränkungen zu erzählen und ihre Wünſche, ſich aus dieſem Elend zu retten, begegneten einander. Kurz! ſie faßten den Entſchluß, den verhaßten Aufenthalt zu verlaſſen und an jedem andern Orte ihren Unterhalt zu ſuchen.

„Aber wie? (ſo fragte ich ſie,) ſchien dir dieſer Schritt denn nicht ungerecht?" — „Damahls im geringſten nicht, ob ich es gleich jetzt anders einſehe; ſondern ich freute mich, ein Mittel gefunden zu haben, mich aus meiner Qual zu retten, und Das, dachte ich, müßten mir Gott und Menſchen erlauben." — „Gedachteſt du nicht an den Verluſt deines ſchönen Vermögens?" — „Was iſt Vermögen, wenn man es nicht ruhig genießen kann? Hier dieſes Züchtlings-Brot ſchmeckt mir ſüßer, als die beſte Koſt in meinem Hauſe; und dieſes harte Lager iſt für mich erquickender, als der weiche Platz in dem Ehebette meines Mannes." — „Erwachte denn aber nicht die mütterliche Liebe gegen deine einzige Tochter?" — Allerdings! Ich nahm mit Thränen von ihr Abſchied, nicht ſie auf ewig zu verlaſſen, ſondern ſie in kurzer Zeit von einem böſen Vater zu mir kommen zu laſſen." — „War es aber damahls ſchon dein Entſchluß, dich mit

dieſem andern Manne zu verheirathen?" — „Nein, bey Gott nicht! Daran dachte ich nicht, ſondern freute mich nur, an ihm einen Begleiter gefunden zu haben."

„Sorgfältig vermied ich, (denn ich will ſie ſelbſt reden laſſen), alles Dasjenige, was mir einigen Verdruß zuziehen könnte. Mein Mann war früh an ſeine Arbeit ins Holz gegangen, und ich hatte den Auftrag, zwanzig Thaler Steuergelder von der Gemeine in die Stadt zu tragen. So viel Nachdenken hatte ich, daß das Mitnehmen dieſes Geldes mir den Verdacht einer Diebinn, und dadurch große Strafe zuziehen könnte. Ich legte es daher ſorgfältig in einen verwahrten Schrank und nahm nichts weiter mit, als etliche wenige Stücke meiner weiblichen Kleidung, Wäſche und einiges Geld, das ich mir heimlich geſammelt hatte. Mit allem Dieſen eilte ich auf einem Wege fort, von dem mich tauſend Mahl die Liebe zu meinem Kinde und zu den Meinigen zurück rief und auf dem mich der Haß gegen meinen Mann, die Erinnerung meines unglücklichen geführten Lebens eben ſo vielmahl wieder fortſtieß. Ich war, wie ein Vogel, der aus ſeinem Kerker entflogen, auf dem nächſten Aſt eines Baumes das erſte Mahl frey Athem hohlt, und noch ein Mahl nach ſeinem ehemahligen traurigen Aufenthalt zurück ſieht.

„Ich wanderte in Begleitung meines Führers fort und wir unterhielten uns Beyde mit dem Gedanken, recht gehandelt zu haben. Ich würde eine Lüge ſagen, wenn ich meinem Begleiter auch nur im geringſten einige Schuld beylegen wollte. Ich muß viel-

mehr bekennen, daß ich noch entſchloſſener, als er war.

„Wir erreichten bald die Grenzen eines nachbarlichen Landes und hielten uns vollends vor allen Nachſtellungen ſicher. Unglücklicherweiſe aber mußten wir in dem nächſten jenſeitigen Dorfe auf einen Trupp Werber ſtoßen. Mein Begleiter wurde durch Liſt, durch Überredung und durch andere Kunſtgriffe genöthigt Dienſte zu nehmen; ich wollte weiter gehen, um irgend anderswo mein Brot zu verdienen. Aber das Bitten meines Begleiters, das Zureden der Werber, die ihre Beute in der Verbindung mit mir um deſto ſicherer zu halten glaubten, und mein eigenes Herz machten alle meine Entſchließungen wankend, und ich gab Demjenigen vor dem Altare meine Hand, den ich immer wegen ſeiner Theilnehmung an meinem Schickſale geliebt hatte.

„Die erſte Nacht unſers eingebildeten Glückes war aber auch die Nacht unſers Unglücks. Denn es waren ſchon Steckbriefe uns nachgekommen und man hohlte uns aus unſerm Brautbette ins Gefängniß, von da wir bald in unſere Gerichte geſchafft wurden. Ich geſtand bey der erſten Vernehmung ſogleich nicht nur Dasjenige, worüber man mich befragte, ſondern auch Das, was man nicht ein Mahl wiſſen wollte; denn man hatte, wie ich hernach erfahren habe, den Entſchluß gefaßt, mich nach einer geziemenden Beſtrafung wieder zu meinem Mann zu thun, der mich für ſeine Frau erklärte, und mir Alles vergeben wollte. Er kam ſogar wöchentlich ein- oder zwey Mahl zu mir ins Gefängniß und ſuchte durch Geſchenke, durch Bitten, durch andere Zudringlichkeit mich wieder mit ſich

zu vereinigen. Ich aber, die ich Eines wie das Andere verabscheute, war entschlossen, lieber den Tod zu leiden, ehe ich, als Weib, wieder zu einem Manne ging, den meine ganze Seele verabscheute.

„Ich entdeckte Alles; aber die wahre Ursache dieses meines Unwillens gegen meinen Mann verschloß ich in meiner Seele, und es hat solche noch niemand erfahren als Sie.“

So weit sie selbst! Die Untersuchung verzögerte sich über ein ganzes langes Jahr; ich weiß nicht aus welchen Ursachen; vielleicht weil sie Geld hatte.

Endlich erschien der Tag, an welchem ihr das Urtheil eröffnet wurde, dessen Inhalt dieser war, daß sie wegen doppelten Ehebruchs, boßhafter Entweichung von ihrem Manne und anderweitigen Verheirathung, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Sie hörte dieß Urtheil mit einer unerschrockenen Miene an und freute sich, in Kurzem eine Welt zu verlassen, wo sie bisher so viele unglückliche Tage hatte durchleben müssen; der Richter fühlte Mitleiden gegen sie und gab ihr Gelegenheit um Gnade zu bitten. Es mußte ihr lange zugeredet werden, ehe sie den süßen Gedanken zu sterben aufgeben konnte. Sie bath: ein vortheilhafter Bericht wirkt ihr Begnadigung von der Lebensstrafe aus. Dreyjährige Zuchthausstrafe söhnte sie wieder mit den weltlichen Gesetzen aus, nachdem ihr Herz schon lange vorher sich in wahrer Reue über ihren Leichtsinn und ihre Vergehung vor dem Allwissenden hingeworfen und sich durch ihren großen Mittler versöhnt hatte.

Sie durchlebte die Jahre ihrer Bestrafung mit dem zufriedensten Herzen und ertrug alle ihre Noth mit christlicher Gelassenheit; sie weinte öfters, aber niemahls murrend. Sie beklagte oft den Verlust ihres Vermögens, aber stets mit Mäßigung. Ihre aufrichtige ungeheuchelte Gottesfurcht, ihr redliches Betragen gegen ihre Mitgenossen, ihre Treue, Fleiß und Dienstfertigkeit gegen ihre Obern machten ihr trauriges Schicksal ihr erträglich.

Ich überlasse Ihnen, theuerster Freund *) — — Nur etwas erlauben Sie mir hier noch hinzuzufügen. — Ich hatte von dieser Person in einem Privatbriefe eine sehr unvollständige, aber sehr nachtheilige Beschreibung gelesen. Als sie das erste Mahl zu mir kam, redete ich sie daher nachdrücklich und hart an, wie es die Benennung solcher großen Verbrechen zu erfordern schien, und stellte ihr die großen Versündigungen vor, wozu gewiß Leichtsinn und Wollust sie verleitet hätten. Sie ward sehr gerührt und weinte; sah mich aber mit einem gewissen Blicke der Verachtung an. Ich ward stutzig und entließ sie. Hartnäckigkeit, Verstockung war es nicht; denn dawider sprach ihre Miene und ihr übriges Betragen. Mein Auge suchte sie unter der ganzen Menge auf; jedoch ich ward verachtet. Ich

*) Hier folgte im Original eine Vollmacht für mich, Anmerkungen und Änderungen im Vortrag zu machen, welches Letztere ich aber nicht, außer in einigen einzelnen Worten, gewagt habe. — Die Ausdrücke, mit denen mich mein Freund berechtigte, waren übrigens zu schmeichelhaft für mich, als daß ich sie selbst einrücken lassen könnte.

Meißner.

ein gelehrter Mann, ein berühmter Redner seyn, aber ohne Jene wird er einem tönenden Erze und einer klingenden Schelle gleichen. *) Man muß den Menschen kennen, ehe man ihn bessern will; man muß seine vorgefaßten Meinungen (denn Unwahrheit wirkt so stark als Wahrheit) wissen: man muß sein Temperament und die Heftigkeit seiner Leidenschaften bemerken; muß auf seine Bewegungsgründe, seine Verbindungen und die Nebenumstände, die auf seine damalige Denkungsart einen Einfluß hatten, sehen; ja, noch mehr, man muß sich nach seiner ersten Erziehung und Bildung des Herzens erkundigen: wie, und durch wen sie geschehen sey? Und dann wird man erst nach einer so langen und mühsamen Untersuchung den Gang wahrnehmen, den die menschliche Seele zu nehmen pflegt; wird, nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände, richtiger über Handlungen urtheilen, und den nach Grundsätzen handelnden, oft unverbesserlichen Bösewicht, von dem aus Schwachheit Gefallenen, durch Vorurtheil Verblendeten, oder durch viele mächtige Reizungen zum ersten Schritt des Lasters verleiteten Menschen unterscheiden können. So mühsam diese Untersuchung ist, so belohnend wird sie auch; denn durch sie ausgerüstet, ist es uns möglich, Mit-

*) Ja wohl! Ja wohl! Und doch gibt es der Prediger so viele, die mitleidig auf Denjenigen herab sehen, der das von Gott unläugbar herstammende Buch — das menschliche Herz, und die Geschichte des Menschen-Geschlechtes — studiert.

Mfr.

tel zu finden, die Verstand und Herz bessern, selbst in den härtesten Gemüthern Empfindungen der Reue erwecken und dem unglücklich Gefallenen wieder aufhelfen.

Doch, bester Freund, so gerecht also auch Ihr Wunsch ist, so fürchte ich doch, er wird eben nicht von Vielen mit Beyfall gehört werden. Denn schon oft hat mir bey ähnlichen Gesprächen, ein heiliger Diener der Gerechtigkeit, dessen größter Gewinn peinliche Untersuchungen waren, geantwortet: „Was kann Dieß helfen? Laster ist Laster und muß nach den Gesetzen bestraft werden. Die Leute ersinnen sich tausend Lügen, ihre Boßheiten zu entschuldigen. Wer kann sich die Mühe geben, Alles zu untersuchen?" Ja selbst im Zirkel meiner Amtsbrüder fand ich, nach dahin gelenktem Gespräch, oft, daß man alle dergleichen Untersuchungen für fremd und zur Bekehrung unnütz erkläre. Ich hatte dann die Klugheit zu schweigen, und hörte mit Erstaunen, wie man Jeden, der der Gerechtigkeit anheim fällt, verdammte, indeß man dem feinen Betrüger, heimlichen Ehebrecher und ränkevollen Bösewicht den Weg zum Himmel ganz eben bahnte.

Erlauben Sie mir, Ihnen jetzt die Geschichte einer Person mitzutheilen, die auch das Schicksal hatte, daß Jedermann sie als ein ruchloses Weib verdammte, so wenig sie es war. Die Gesetze hatten sie wegen doppelten Ehebruches, boßhafter Entweichung von Mann und Kinde und anderweitiger Verheirathung zum Tode verdammen müssen. Welches Urtheil würden Sie nun wohl im Voraus über sie fällen? „Entweder sie muß eine wollüstige oder sehr einfältige Person

seyn." So dachte auch ich bey der ersten vorläufigen Nachricht und fand doch bey einer genauern Untersuchung, daß sie keines von Beyden, sondern vielmehr von einem Charakter sey, deren ich unter dem weiblichen Geschlecht recht sehr viel anzutreffen wünschte. Hier sind ihre Lebensumstände, die sie aus mißverstandener Scham lange tief in ihrer Seele verbarg und noch länger darin verborgen haben würde, wenn nicht endlich Zutrauen sie offenherzig gemacht hätte.

Ihr Vater, ein Mann aus einer ehemahls angesehenen Familie, hatte sich mit dem wenigen Überreste seines Vermögens ein Bauerngut von ungefähr tausend Thaler am Werthe erkauft. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn seiner achtjährigen Tochter, der er im Testament den Besitz seines Gutes noch versicherte, die Verwaltung davon aber bis zu ihrer Verheirathung der Mutter bestimmte. Diese besorgte auch einige Jahre die Wirthschaft mit aller Treue; warf aber nachher, als eine noch junge Witwe, ihre Augen auf einen noch jüngern Mann, und würde ihn, wenn es die Umstände erlaubt hätten, selbst geheirathet haben. Um nun ihren vertraulichen Umgang mit ihm der Nachrede der Welt zu entziehen, bestimmte sie ihn zum Bräutigam für ihre dreyzehnjährige Tochter. Zwang und Zureden nöthigten dieses noch unverständige Mädchen zu einer Verbindung Ja zu sagen, die sie nicht verstand, und die sie sowohl aus Schamhaftigkeit, als auch aus natürlichem Widerwillen gegen diesen Mann, verabscheute.

Im funfzehnten Jahre ihres Alters ward sie die Mutter von einer Tochter, die noch lebt.

Ihr mit den Jahren ſich aufklärender Verſtand entdeckte ihr bald ihre traurige Verfaſſung, daß ſie in einem Hauſe als Magd gehorſamen müſſe, in welchem ſie als Frau herrſchen ſollte. Die Erinnerungen der empfundenen eheligen Liebe, die ihr jetzt boßhaft von ihrer Mutter geraubt wurden, vermehrten den Haß gegen ſie und den Abſcheu gegen ihren Mann gleich ſtark, und endlich kam noch ein gewiſſes Bewußtſeyn von Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit hinzu, welches man bey Vornehmen Selbſtgefühl, bey Geringern Bauernſtolz zu nennen pflegt.

Nach einigen Jahren ſtarb zwar dieſe Mutter, aber nicht zugleich mit ihr der nun ein Mahl tief eingewurzelte Haß der Frau gegen ihren Mann.

Sie blieb kalt und unempfindlich gegen alle Liebkoſungen und Umarmungen, die er ihr jetzt mit Gewalt aufdrang, und wozu er theils durch die Schönheit ihrer Perſon, theils durch einen heftigen natürlichen Trieb angereizt ward. Einige Jahre verfloßen ſo wieder unter täglichem und nächtlichen Zank und Streite, wo ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, jeden Andern, ſelbſt den elendeſten Zuſtand eines Gefangenen für beneidenswürdig achtete, und den Tod als eine Wohlthat angeſehen hätte. Es waren vielleicht Mittel übrig, ihr zu helfen; aber ihre Schamhaftigkeit ſchloß ihr den Mund, und ihr angeborener Stolz verachtete jeden andern Rath, indem er ſie zugleich in dem Widerwillen gegen einen Mann beſtärkte, der durch ſie Beſitzer eines anſehnlichen Gutes geworden war.

Der getretene Wurm krümmt ſich und ſucht den Fuß, der ihn unterdrückt, zu ſtechen, oder wenig-

ſtens ihm zu entfliehen. Der Menſch hat gleiche Empfindungen, gleiche Triebe. Der Kluge überdenkt, vergleicht Urſachen mit dem Erfolge, wählt; räumt Hinderniſſe weg und wird glücklich. Der Schwache, der Eingeſchränkte, der Blöde und Furchtſame hat bey gleichem Gefühle nicht gleichen Verſtand, greift zu den erſten ſichtlichſten Mitteln und wird unglücklich. — Eine gewiſſe Urſache, warum unter hundert Perſonen, die den weltlichen Gerichten zur Beſtrafung in die Hände fallen, gewiß ſiebenzig Menſchen von eingeſchränkter Einſicht, ſchwacher Beurtheilungskraft, weniger Erfahrung und beſonders von niedrigem Stande ſind.

Schon lang unterhielt ſich dieſes gute Weib mit dem Gedanken, ſich aus ihrer Sclaverey zu retten. Nur noch ein einziger kleiner Umſtand fehlte, um der Wage, die im Hin- und Herſchwanken war, den Ausſchlag zu geben, und auch dieſer fand ſich.

Unvermuthet nähmlich mußte ſich es treffen, daß ſie bey einer feyerlichen Gelegenheit mit einem guten treuherzigen Manne näher bekannt ward, der zu Hauſe von einem der größten Übel, von einem zankſüchtigen Weibe, geplagt wurde. Gleiche Noth! Gleiche Empfindungen! Gleiche Ergießungen der Seele! Wer hat ſich jemahls in einer ſolchen Lage befunden, und Denjenigen nicht geliebt, nicht als ſeinen Freund angeſehen, der mit uns ſympathiſirt? — O armes menſchliches Herz, du biſt oft wider deinen Willen ein Betrieger, und läßt dich betriegen!

Beyde Perſonen eröffneten einander bald ihr Herz, theilten ſich ihre Gedanken, ihr Schickſal und Gefühl mit, beklagten ſich gegenſeitig und liebten ſich, ohne

es Anfangs zu wiſſen, Eine öftere Zuſammenkunft machte ſie vertrauter, bis ſie endlich ihm heimlich Dasjenige erlaubte, was die vertrauteſte Liebe zu ihrer Beſtätigung verlangt. Im gleichen Grade wuchs nun die Zuneigung zu Dieſem und der Haß gegen Jenen; hatte ſie vorher noch manche Bedrückung mit Gleichgültigkeit ertragen, ſo ward ihr jetzt ihr Elend immer ſichtbarer und dieſe Verbindung unerträglicher. So oft ſie zuſammen kamen, hatten ſie ſich neue Kränkungen zu erzählen und ihre Wünſche, ſich aus dieſem Elend zu retten, begegneten einander. Kurz! ſie faßten den Entſchluß, den verhaßten Aufenthalt zu verlaſſen und an jedem andern Orte ihren Unterhalt zu ſuchen.

„Aber wie? (ſo frägte ich ſie,) ſchien dir dieſer Schritt denn nicht ungerecht?" — „Damahls im geringſten nicht, ob ich es gleich jetzt anders einſehe; ſondern ich freute mich, ein Mittel gefunden zu haben, mich aus meiner Qual zu retten, und Das, dachte ich, müßten mir Gott und Menſchen erlauben." — „Gedachteſt du nicht an den Verluſt deines ſchönen Vermögens?" — „Was iſt Vermögen, wenn man es nicht ruhig genießen kann? Hier dieſes Züchtlings-Brot ſchmeckt mir ſüßer, als die beſte Koſt in meinem Hauſe; und dieſes harte Lager iſt für mich erquickender, als der weiche Platz in dem Ehebette meines Mannes." — „Erwachte denn aber nicht die mütterliche Liebe gegen deine einzige Tochter?" — Allerdings! Ich nahm mit Thränen von ihr Abſchied, nicht ſie auf ewig zu verlaſſen, ſondern ſie in kurzer Zeit von einem böſen Vater zu mir kommen zu laſſen." — „War es aber damahls ſchon dein Entſchluß, dich mit

dieſem andern Manne zu verheirathen?" — „Nein, bey Gott nicht! Daran dachte ich nicht, ſondern freute mich nur, an ihm einen Begleiter gefunden zu haben."

„Sorgfältig vermied ich, (denn ich will ſie ſelbſt reden laſſen), alles Dasjenige, was mir einigen Verdruß zuziehen könnte. Mein Mann war früh an ſeine Arbeit ins Holz gegangen, und ich hatte den Auftrag, zwanzig Thaler Steuergelder von der Gemeine in die Stadt zu tragen. So viel Nachdenken hatte ich, daß das Mitnehmen dieſes Geldes mir den Verdacht einer Diebinn, und dadurch große Strafe zuziehen könnte. Ich legte es daher ſorgfältig in einen verwahrten Schrank und nahm nichts weiter mit, als etliche wenige Stücke meiner weiblichen Kleidung, Wäſche und einiges Geld, das ich mir heimlich geſammelt hatte. Mit allem Dieſen eilte ich auf einem Wege fort, von dem mich tauſend Mahl die Liebe zu meinem Kinde und zu den Meinigen zurück rief und auf dem mich der Haß gegen meinen Mann, die Erinnerung meines unglücklichen geführten Lebens eben ſo vielmahl wieder fortſtieß. Ich war, wie ein Vogel, der aus ſeinem Kerker entflogen, auf dem nächſten Aſt eines Baumes das erſte Mahl frey Athem hohlt, und noch ein Mahl nach ſeinem ehemahligen traurigen Aufenthalt zurück ſieht.

„Ich wanderte in Begleitung meines Führers fort und wir unterhielten uns Beyde mit dem Gedanken, recht gehandelt zu haben. Ich würde eine Lüge ſagen, wenn ich meinem Begleiter auch nur im geringſten einige Schuld beylegen wollte. Ich muß viel-

mehr bekennen, daß ich noch entſchloſſener, als er war.

„Wir erreichten bald die Grenzen eines nachbarlichen Landes und hielten uns vollends vor allen Nachſtellungen ſicher. Unglücklicherweiſe aber mußten wir in dem nächſten jenſeitigen Dorfe auf einen Trupp Werber ſtoßen. Mein Begleiter wurde durch Liſt, durch Überredung und durch andere Kunſtgriffe genöthigt Dienſte zu nehmen; ich wollte weiter gehen, um irgend anderswo mein Brot zu verdienen. Aber das Bitten meines Begleiters, das Zureden der Werber, die ihre Beute in der Verbindung mit mir um deſto ſicherer zu halten glaubten, und mein eigenes Herz machten alle meine Entſchließungen wankend, und ich gab Demjenigen vor dem Altare meine Hand, den ich immer wegen ſeiner Theilnehmung an meinem Schickſale geliebt hatte.

„Die erſte Nacht unſers eingebildeten Glückes war aber auch die Nacht unſers Unglücks. Denn es waren ſchon Steckbriefe uns nachgekommen und man hohlte uns aus unſerm Brautbette ins Gefängniß, von da wir bald in unſere Gerichte geſchafft wurden. Ich geſtand bey der erſten Vernehmung ſogleich nicht nur Dasjenige, worüber man mich befragte, ſondern auch Das, was man nicht ein Mahl wiſſen wollte; denn man hatte, wie ich hernach erfahren habe, den Entſchluß gefaßt, mich nach einer geziemenden Beſtrafung wieder zu meinem Mann zu thun, der mich für ſeine Frau erklärte, und mir Alles vergeben wollte. Er kam ſogar wöchentlich ein- oder zwey Mahl zu mir ins Gefängniß und ſuchte durch Geſchenke, durch Bitten, durch andere Zudringlichkeit mich wieder mit ſich

seyn." So dachte auch ich bey der ersten vorläufigen Nachricht und fand doch bey einer genauern Untersuchung, daß sie keines von Beyden, sondern vielmehr von einem Charakter sey, deren ich unter dem weiblichen Geschlecht recht sehr viel anzutreffen wünschte. Hier sind ihre Lebensumstände, die sie aus mißverstandener Scham lange tief in ihrer Seele verbarg und noch länger darin verborgen haben würde, wenn nicht endlich Zutrauen sie offenherzig gemacht hätte.

Ihr Vater, ein Mann aus einer ehemahls angesehenen Familie, hatte sich mit dem wenigen Überreste seines Vermögens ein Bauerngut von ungefähr tausendn Thaler am Werthe erkauft. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn seiner achtjährigen Tochter, der er im Testament den Besitz seines Gutes noch versicherte, die Verwaltung davon aber bis zu ihrer Verheirathung der Mutter bestimmte. Diese besorgte auch einige Jahre die Wirthschaft mit aller Treue; warf aber nachher, als eine noch junge Witwe, ihre Augen auf einen noch jüngern Mann, und würde ihn, wenn es die Umstände erlaubt hätten, selbst geheirathet haben. Um nun ihren vertraulichen Umgang mit ihm der Nachrede der Welt zu entziehen, bestimmte sie ihn zum Bräutigam für ihre dreyzehnjährige Tochter. Zwang und Zureden nöthigten dieses noch unverständige Mädchen zu einer Verbindung Ja zu sagen, die sie nicht verstand, und die sie sowohl aus Schamhaftigkeit, als auch aus natürlichem Widerwillen gegen diesen Mann, verabscheute.

Im funfzehnten Jahre ihres Alters ward sie die Mutter von einer Tochter, die noch lebt.

Ihr mit den Jahren ſich aufklärender Verſtand entdeckte ihr bald ihre traurige Verfaſſung, daß ſie in einem Hauſe als Magd gehorſamen müſſe, in welchem ſie als Frau herrſchen ſollte. Die Erinnerungen der empfundenen eheligen Liebe, die ihr jetzt boßhaft von ihrer Mutter geraubt wurden, vermehrten den Haß gegen ſie und den Abſcheu gegen ihren Mann gleich ſtark, und endlich kam noch ein gewiſſes Bewußtſeyn von Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit hinzu, welches man bey Vornehmen Selbſtgefühl, bey Geringern Bauernſtolz zu nennen pflegt.

Nach einigen Jahren ſtarb zwar dieſe Mutter, aber nicht zugleich mit ihr der nun ein Mahl tief eingewurzelte Haß der Frau gegen ihren Mann.

Sie blieb kalt und unempfindlich gegen alle Liebkoſungen und Umarmungen, die er ihr jetzt mit Gewalt aufdrang, und wozu er theils durch die Schönheit ihrer Perſon, theils durch einen heftigen natürlichen Trieb angereizt ward. Einige Jahre verfloßen ſo wieder unter täglichem und nächtlichen Zank und Streite, wo ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, jeden Andern, ſelbſt den elendeſten Zuſtand eines Gefangenen für beneidenswürdig achtete, und den Tod als eine Wohlthat angeſehen hätte. Es waren vielleicht Mittel übrig, ihr zu helfen; aber ihre Schamhaftigkeit ſchloß ihr den Mund, und ihr angeborener Stolz verachtete jeden andern Rath, indem er ſie zugleich in dem Widerwillen gegen einen Mann beſtärkte, der durch ſie Beſitzer eines anſehnlichen Gutes geworden war.

Der getretene Wurm krümmt ſich und ſucht den Fuß, der ihn unterdrückt, zu ſtechen, oder wenig-

ſtens ihm zu entfliehen. Der Menſch hat gleiche Empfindungen, gleiche Triebe. Der Kluge überdenkt, vergleicht Urſachen mit dem Erfolge, wählt; räumt Hinderniſſe weg und wird glücklich. Der Schwache, der Eingeſchränkte, der Blöde und Furchtſame hat bey gleichem Gefühle nicht gleichen Verſtand, greift zu den erſten ſichtlichſten Mitteln und wird unglücklich. — Eine gewiſſe Urſache, warum unter hundert Perſonen, die den weltlichen Gerichten zur Beſtrafung in die Hände fallen, gewiß ſiebenzig Menſchen von eingeſchränkter Einſicht, ſchwacher Beurtheilungskraft, weniger Erfahrung und beſonders von niedrigem Stande ſind.

Schon lang unterhielt ſich dieſes gute Weib mit dem Gedanken, ſich aus ihrer Sclaverey zu retten. Nur noch ein einziger kleiner Umſtand fehlte, um der Wage, die im Hin- und Herſchwanken war, den Ausſchlag zu geben, und auch dieſer fand ſich.

Unvermuthet nähmlich mußte ſich es treffen, daß ſie bey einer feyerlichen Gelegenheit mit einem guten treuherzigen Manne näher bekannt ward, der zu Hauſe von einem der größten Übel, von einem zankſüchtigen Weibe, geplagt wurde. Gleiche Noth! Gleiche Empfindungen! Gleiche Ergießungen der Seele! Wer hat ſich jemahls in einer ſolchen Lage befunden, und Denjenigen nicht geliebt, nicht als ſeinen Freund angeſehen, der mit uns ſympathiſirt? — O armes menſchliches Herz, du biſt oft wider deinen Willen ein Betrieger, und läßt dich betriegen!

Beyde Perſonen eröffneten einander bald ihr Herz, theilten ſich ihre Gedanken, ihr Schickſal und Gefühl mit, beklagten ſich gegenſeitig und liebten ſich, ohne

es Anfangs zu wissen, Eine öftere Zusammenkunft machte sie vertrauter, bis sie endlich ihm heimlich Dasjenige erlaubte, was die vertrauteste Liebe zu ihrer Bestätigung verlangt. Im gleichen Grade wuchs nun die Zuneigung zu Diesem und der Haß gegen Jenen; hatte sie vorher noch manche Bedrückung mit Gleichgültigkeit ertragen, so ward ihr jetzt ihr Elend immer sichtbarer und diese Verbindung unerträglicher. So oft sie zusammen kamen, hatten sie sich neue Kränkungen zu erzählen und ihre Wünsche, sich aus diesem Elend zu retten, begegneten einander. Kurz! sie faßten den Entschluß, den verhaßten Aufenthalt zu verlassen und an jedem andern Orte ihren Unterhalt zu suchen.

„Aber wie? (so fragte ich sie,) schien dir dieser Schritt denn nicht ungerecht?" — „Damahls im geringsten nicht, ob ich es gleich jetzt anders einsehe; sondern ich freute mich, ein Mittel gefunden zu haben, mich aus meiner Qual zu retten, und Das, dachte ich, müßten mir Gott und Menschen erlauben." — „Gedachtest du nicht an den Verlust deines schönen Vermögens?" — „Was ist Vermögen, wenn man es nicht ruhig genießen kann? Hier dieses Züchtlings-Brot schmeckt mir süßer, als die beste Kost in meinem Hause; und dieses harte Lager ist für mich erquickender, als der weiche Platz in dem Ehebette meines Mannes." — „Erwachte denn aber nicht die mütterliche Liebe gegen deine einzige Tochter?" — Allerdings! Ich nahm mit Thränen von ihr Abschied, nicht sie auf ewig zu verlassen, sondern sie in kurzer Zeit von einem bösen Vater zu mir kommen zu lassen." — „War es aber damahls schon dein Entschluß, dich mit

dieſem andern Manne zu verheirathen?" — „Nein, bey Gott nicht! Daran dachte ich nicht, ſondern freute mich nur, an ihm einen Begleiter gefunden zu haben."

„Sorgfältig vermied ich, (denn ich will ſie ſelbſt reden laſſen), alles Dasjenige, was mir einigen Verdruß zuziehen könnte. Mein Mann war früh an ſeine Arbeit ins Holz gegangen, und ich hatte den Auftrag, zwanzig Thaler Steuergelder von der Gemeine in die Stadt zu tragen. So viel Nachdenken hatte ich, daß das Mitnehmen dieſes Geldes mir den Verdacht einer Diebinn, und dadurch große Strafe zuziehen könnte. Ich legte es daher ſorgfältig in einen verwahrten Schrank und nahm nichts weiter mit, als etliche wenige Stücke meiner weiblichen Kleidung, Wäſche und einiges Geld, das ich mir heimlich geſammelt hatte. Mit allem Dieſen eilte ich auf einem Wege fort, von dem mich tauſend Mahl die Liebe zu meinem Kinde und zu den Meinigen zurück rief und auf dem mich der Haß gegen meinen Mann, die Erinnerung meines unglücklichen geführten Lebens eben ſo vielmahl wieder fortſtieß. Ich war, wie ein Vogel, der aus ſeinem Kerker entflogen, auf dem nächſten Aſt eines Baumes das erſte Mahl frey Athem hohlt, und noch ein Mahl nach ſeinem ehemahligen traurigen Aufenthalt zurück ſieht.

„Ich wanderte in Begleitung meines Führers fort und wir unterhielten uns Beyde mit dem Gedanken, recht gehandelt zu haben. Ich würde eine Lüge ſagen, wenn ich meinem Begleiter auch nur im geringſten einige Schuld beylegen wollte. Ich muß viel-

mehr bekennen, daß ich noch entſchloſſener, als er war.

„Wir erreichten bald die Grenzen eines nachbarlichen Landes und hielten uns vollends vor allen Nachſtellungen ſicher. Unglücklicherweiſe aber mußten wir in dem nächſten jenſeitigen Dorfe auf einen Trupp Werber ſtoßen. Mein Begleiter wurde durch Liſt, durch Überredung und durch andere Kunſtgriffe genöthigt Dienſte zu nehmen; ich wollte weiter gehen, um irgend anderswo mein Brot zu verdienen. Aber das Bitten meines Begleiters, das Zureden der Werber, die ihre Beute in der Verbindung mit mir um deſto ſicherer zu halten glaubten, und mein eigenes Herz machten alle meine Entſchließungen wankend, und ich gab Demjenigen vor dem Altare meine Hand, den ich immer wegen ſeiner Theilnehmung an meinem Schickſale geliebt hatte.

„Die erſte Nacht unſers eingebildeten Glückes war aber auch die Nacht unſers Unglücks. Denn es waren ſchon Steckbriefe uns nachgekommen und man hohlte uns aus unſerm Brautbette ins Gefängniß, von da wir bald in unſere Gerichte geſchafft wurden. Ich geſtand bey der erſten Vernehmung ſogleich nicht nur Dasjenige, worüber man mich befragte, ſondern auch Das, was man nicht ein Mahl wiſſen wollte; denn man hatte, wie ich hernach erfahren habe, den Entſchluß gefaßt, mich nach einer geziemenden Beſtrafung wieder zu meinem Mann zu thun, der mich für ſeine Frau erklärte, und mir Alles vergeben wollte. Er kam ſogar wöchentlich ein- oder zwey Mahl zu mir ins Gefängniß und ſuchte durch Geſchenke, durch Bitten, durch andere Zudringlichkeit mich wieder mit ſich

seyn." So dachte auch ich bey der ersten vorläufigen Nachricht und fand doch bey einer genauern Untersuchung, daß sie keines von Beyden, sondern vielmehr von einem Charakter sey, deren ich unter dem weiblichen Geschlecht recht sehr viel anzutreffen wünschte. Hier sind ihre Lebensumstände, die sie aus mißverstandener Scham lange tief in ihrer Seele verbarg und noch länger darin verborgen haben würde, wenn nicht endlich Zutrauen sie offenherzig gemacht hätte.

Ihr Vater, ein Mann aus einer ehemahls angesehenen Familie, hatte sich mit dem wenigen Überreste seines Vermögens ein Bauerngut von ungefähr tausend Thaler am Werthe erkauft. Ein frühzeitiger Tod entriß ihn seiner achtjährigen Tochter, der er im Testament den Besitz seines Gutes noch versicherte, die Verwaltung davon aber bis zu ihrer Verheirathung der Mutter bestimmte. Diese besorgte auch einige Jahre die Wirthschaft mit aller Treue; warf aber nachher, als eine noch junge Witwe, ihre Augen auf einen noch jüngern Mann, und würde ihn, wenn es die Umstände erlaubt hätten, selbst geheirathet haben. Um nun ihren vertraulichen Umgang mit ihm der Nachrede der Welt zu entziehen, bestimmte sie ihn zum Bräutigam für ihre dreyzehnjährige Tochter. Zwang und Zureden nöthigten dieses noch unverständige Mädchen zu einer Verbindung Ja zu sagen, die sie nicht verstand, und die sie sowohl aus Schamhaftigkeit, als auch aus natürlichem Widerwillen gegen diesen Mann, verabscheute.

Im funfzehnten Jahre ihres Alters ward sie die Mutter von einer Tochter, die noch lebt.

Ihr mit den Jahren sich aufklärender Verstand entdeckte ihr bald ihre traurige Verfassung, daß sie in einem Hause als Magd gehorsamen müsse, in welchem sie als Frau herrschen sollte. Die Erinnerungen der empfundenen eheligen Liebe, die ihr jetzt boßhaft von ihrer Mutter geraubt wurden, vermehrten den Haß gegen sie und den Abscheu gegen ihren Mann gleich stark, und endlich kam noch ein gewisses Bewußtseyn von Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit hinzu, welches man bey Vornehmen Selbstgefühl, bey Geringern Bauernstolz zu nennen pflegt.

Nach einigen Jahren starb zwar diese Mutter, aber nicht zugleich mit ihr der nun ein Mahl tief eingewurzelte Haß der Frau gegen ihren Mann.

Sie blieb kalt und unempfindlich gegen alle Liebkosungen und Umarmungen, die er ihr jetzt mit Gewalt aufdrang, und wozu er theils durch die Schönheit ihrer Person, theils durch einen heftigen natürlichen Trieb angereizt ward. Einige Jahre verflossen so wieder unter täglichem und nächtlichen Zank und Streite, wo sie, nach ihrem eigenen Geständniß, jeden Andern, selbst den elendesten Zustand eines Gefangenen für beneidenswürdig achtete, und den Tod als eine Wohlthat angesehen hätte. Es waren vielleicht Mittel übrig, ihr zu helfen; aber ihre Schamhaftigkeit schloß ihr den Mund, und ihr angeborener Stolz verächtete jeden andern Rath, indem er sie zugleich in dem Widerwillen gegen einen Mann bestärkte, der durch sie Besitzer eines ansehnlichen Gutes geworden war.

Der getretene Wurm krümmt sich und sucht den Fuß, der ihn unterdrückt, zu stechen, oder wenig-

ſtens ihm zu entfliehen. Der Menſch hat gleiche Empfindungen, gleiche Triebe. Der Kluge überdenkt, vergleicht Urſachen mit dem Erfolge, wählt; räumt Hinderniſſe weg und wird glücklich. Der Schwache, der Eingeſchränkte, der Blöde und Furchtſame hat bey gleichem Gefühle nicht gleichen Verſtand, greift zu den erſten ſichtlichſten Mitteln und wird unglücklich. — Eine gewiſſe Urſache, warum unter hundert Perſonen, die den weltlichen Gerichten zur Beſtrafung in die Hände fallen, gewiß ſiebenzig Menſchen von eingeſchränkter Einſicht, ſchwacher Beurtheilungskraft, weniger Erfahrung und beſonders von niedrigem Stande ſind.

Schon lang unterhielt ſich dieſes gute Weib mit dem Gedanken, ſich aus ihrer Sclaverey zu retten. Nur noch ein einziger kleiner Umſtand fehlte, um der Wage, die im Hin- und Herſchwanken war, den Ausſchlag zu geben, und auch dieſer fand ſich.

Unvermuthet nähmlich mußte ſich es treffen, daß ſie bey einer feyerlichen Gelegenheit mit einem guten treuherzigen Manne näher bekannt ward, der zu Hauſe von einem der größten Übel, von einem zankſüchtigen Weibe, geplagt wurde. Gleiche Noth! Gleiche Empfindungen! Gleiche Ergießungen der Seele! Wer hat ſich jemahls in einer ſolchen Lage befunden, und Denjenigen nicht geliebt, nicht als ſeinen Freund angeſehen, der mit uns ſympathiſirt? — O armes menſchliches Herz, du biſt oft wider deinen Willen ein Betrieger, und läßt dich betriegen!

Beyde Perſonen eröffneten einander bald ihr Herz, theilten ſich ihre Gedanken, ihr Schickſal und Gefühl mit, beklagten ſich gegenſeitig und liebten ſich, ohne

es Anfangs zu wissen, Eine öftere Zusammenkunft machte sie vertrauter, bis sie endlich ihm heimlich Dasjenige erlaubte, was die vertrauteste Liebe zu ihrer Bestätigung verlangt. Im gleichen Grade wuchs nun die Zuneigung zu Diesem und der Haß gegen Jenen; hatte sie vorher noch manche Bedrückung mit Gleichgültigkeit ertragen, so ward ihr jetzt ihr Elend immer sichtbarer und diese Verbindung unerträglicher. So oft sie zusammen kamen, hatten sie sich neue Kränkungen zu erzählen und ihre Wünsche, sich aus diesem Elend zu retten, begegneten einander. Kurz! sie faßten den Entschluß, den verhaßten Aufenthalt zu verlassen und an jedem andern Orte ihren Unterhalt zu suchen.

„Aber wie? (so fragte ich sie,) schien dir dieser Schritt denn nicht ungerecht?" — „Damahls im geringsten nicht, ob ich es gleich jetzt anders einsehe; sondern ich freute mich, ein Mittel gefunden zu haben, mich aus meiner Qual zu retten, und Das, dachte ich, müßten mir Gott und Menschen erlauben." — „Gedachtest du nicht an den Verlust deines schönen Vermögens?" — „Was ist Vermögen, wenn man es nicht ruhig genießen kann? Hier dieses Züchtlings-Brot schmeckt mir süßer, als die beste Kost in meinem Hause; und dieses harte Lager ist für mich erquickender, als der weiche Platz in dem Ehebette meines Mannes." — „Erwachte denn aber nicht die mütterliche Liebe gegen deine einzige Tochter?" — Allerdings! Ich nahm mit Thränen von ihr Abschied, nicht sie auf ewig zu verlassen, sondern sie in kurzer Zeit von einem bösen Vater zu mir kommen zu lassen." — „War es aber damahls schon dein Entschluß, dich mit

dieſem andern Manne zu verheirathen?" — „Nein, bey Gott nicht! Daran dachte ich nicht, ſondern freute mich nur, an ihm einen Begleiter gefunden zu haben."

„Sorgfältig vermied ich, (denn ich will ſie ſelbſt reden laſſen), alles Dasjenige, was mir einigen Verdruß zuziehen könnte. Mein Mann war früh an ſeine Arbeit ins Holz gegangen, und ich hatte den Auftrag, zwanzig Thaler Steuergelder von der Gemeine in die Stadt zu tragen. So viel Nachdenken hatte ich, daß das Mitnehmen dieſes Geldes mir den Verdacht einer Diebinn, und dadurch große Strafe zuziehen könnte. Ich legte es daher ſorgfältig in einen verwahrten Schrank und nahm nichts weiter mit, als etliche wenige Stücke meiner weiblichen Kleidung, Wäſche und einiges Geld, das ich mir heimlich geſammelt hatte. Mit allem Dieſen eilte ich auf einem Wege fort, von dem mich tauſend Mahl die Liebe zu meinem Kinde und zu den Meinigen zurück rief und auf dem mich der Haß gegen meinen Mann, die Erinnerung meines unglücklichen geführten Lebens eben ſo vielmahl wieder fortſtieß. Ich war, wie ein Vogel, der aus ſeinem Kerker entflogen, auf dem nächſten Aſt eines Baumes das erſte Mahl frey Athem hohlt, und noch ein Mahl nach ſeinem ehemahligen traurigen Aufenthalt zurück ſieht.

„Ich wanderte in Begleitung meines Führers fort und wir unterhielten uns Beyde mit dem Gedanken, recht gehandelt zu haben. Ich würde eine Lüge ſagen, wenn ich meinem Begleiter auch nur im geringſten einige Schuld beylegen wollte. Ich muß viel-

mehr bekennen, daß ich noch entschlossener, als er war.

„Wir erreichten bald die Grenzen eines nachbarlichen Landes und hielten uns vollends vor allen Nachstellungen sicher. Unglücklicherweise aber mußten wir in dem nächsten jenseitigen Dorfe auf einen Trupp Werber stoßen. Mein Begleiter wurde durch List, durch Überredung und durch andere Kunstgriffe genöthigt Dienste zu nehmen; ich wollte weiter gehen, um irgend anderswo mein Brot zu verdienen. Aber das Bitten meines Begleiters, das Zureden der Werber, die ihre Beute in der Verbindung mit mir um desto sicherer zu halten glaubten, und mein eigenes Herz machten alle meine Entschließungen wankend, und ich gab Demjenigen vor dem Altare meine Hand, den ich immer wegen seiner Theilnehmung an meinem Schicksale geliebt hatte.

„Die erste Nacht unsers eingebildeten Glückes war aber auch die Nacht unsers Unglücks. Denn es waren schon Steckbriefe uns nachgekommen und man hohlte uns aus unserm Brautbette ins Gefängniß, von da wir bald in unsere Gerichte geschafft wurden. Ich gestand bey der ersten Vernehmung sogleich nicht nur Dasjenige, worüber man mich befragte, sondern auch Das, was man nicht ein Mahl wissen wollte; denn man hatte, wie ich hernach erfahren habe, den Entschluß gefaßt, mich nach einer geziemenden Bestrafung wieder zu meinem Mann zu thun, der mich für seine Frau erklärte, und mir Alles vergeben wollte. Er kam sogar wöchentlich ein- oder zwey Mahl zu mir ins Gefängniß und suchte durch Geschenke, durch Bitten, durch andere Zudringlichkeit mich wieder mit sich

zu vereinigen. Ich aber, die ich Eines wie das Andere verabscheute, war entschlossen, lieber den Tod zu leiden, ehe ich, als Weib, wieder zu einem Manne ging, den meine ganze Seele verabscheute.

„Ich entdeckte Alles; aber die wahre Ursache dieses meines Unwillens gegen meinen Mann verschloß ich in meiner Seele, und es hat solche noch niemand erfahren als Sie."

So weit sie selbst! Die Untersuchung verzögerte sich über ein ganzes langes Jahr; ich weiß nicht aus welchen Ursachen; vielleicht weil sie Geld hatte.

Endlich erschien der Tag, an welchem ihr das Urtheil eröffnet wurde, dessen Inhalt dieser war, daß sie wegen doppelten Ehebruchs, boßhafter Entweichung von ihrem Manne und anderweitigen Verheirathung, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Sie hörte dieß Urtheil mit einer unerschrockenen Miene an und freute sich, in Kurzem eine Welt zu verlassen, wo sie bisher so viele unglückliche Tage hatte durchleben müssen; der Richter fühlte Mitleiden gegen sie und gab ihr Gelegenheit um Gnade zu bitten. Es mußte ihr lange zugeredet werden, ehe sie den süßen Gedanken zu sterben aufgeben konnte. Sie bath: ein vortheilhafter Bericht wirkt ihr Begnadigung von der Lebensstrafe aus. Dreyjährige Zuchthausstrafe söhnte sie wieder mit den weltlichen Gesetzen aus, nachdem ihr Herz schon lange vorher sich in wahrer Reue über ihren Leichtsinn und ihre Vergehung vor dem Allwissenden hingeworfen und sich durch ihren großen Mittler versöhnt hatte.

Sie durchlebte die Jahre ihrer Beſtrafung mit dem zufriedenſten Herzen und ertrug alle ihre Noth mit chriſtlicher Gelaſſenheit; ſie weinte öfters, aber niemahls murrend. Sie beklagte oft den Verluſt ihres Vermögens, aber ſtets mit Mäßigung. Ihre aufrichtige ungeheuchelte Gottesfurcht, ihr redliches Betragen gegen ihre Mitgenoſſen, ihre Treue, Fleiß und Dienſtfertigkeit gegen ihre Obern machten ihr trauriges Schickſal ihr erträglich.

Ich überlaſſe Ihnen, theuerſter Freund *) — — Nur etwas erlauben Sie mir hier noch hinzuzufügen. — Ich hatte von dieſer Perſon in einem Privatbriefe eine ſehr unvollſtändige, aber ſehr nachtheilige Beſchreibung geleſen. Als ſie das erſte Mahl zu mir kam, redete ich ſie daher nachdrücklich und hart an, wie es die Benennung ſolcher großen Verbrechen zu erfordern ſchien, und ſtellte ihr die großen Verſündigungen vor, wozu gewiß Leichtſinn und Wolluſt ſie verleitet hätten. Sie ward ſehr gerührt und weinte; ſah mich aber mit einem gewiſſen Blicke der Verachtung an. Ich ward ſtutzig und entließ ſie. Hartnäckigkeit, Verſtockung war es nicht; denn dawider ſprach ihre Miene und ihr übriges Betragen. Mein Auge ſuchte ſie unter der ganzen Menge auf; jedoch ich ward verachtet. Ich

*) Hier folgte im Original eine Vollmacht für mich, Anmerkungen und Änderungen im Vortrag zu machen, welches Letztere ich aber nicht, auſer in einigen einzelnen Worten, gewagt habe. — Die Ausdrücke, mit denen mich mein Freund berechtigte, waren übrigens zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich ſie ſelbſt einrücken laſſen könnte.

Meißner.

suchte bald Gelegenheit, ihr Herz näher kennen zu lernen, und fand sie durch verschiedene zu meiner jetzigen Erzählung nicht gehörige Umstände. — Jetzt erkannte ich bald meinen Fehler, und sie selbst hat mir nachher offenherzig gestanden, daß die Härte meiner Anrede anfänglich auf eine lange Zeit in ihr alles Zutrauen gegen mich erstickt und sie gegen alle meine Ermahnungen gleichgültig gemacht hätte; denn von mir hätte sie, da sie von aller Welt verlassen und verdammt worden, am allererſten Trost erwartet.

Sagen Sie doch, Sie haben eine viel stärkere Stimme, als ich, Dieses allen meinen geliebten Mitbrüdern, die sich über Mangel der Liebe bey ihren Gemeinden beklagen. Vielleicht sind ähnliche Verstöße oft allein die Ursache davon. Ich bin ꝛc.

H.

Die Spießruthen.

Ein Bruchstück aus Branko's Reisejournal.

Auf einer Messe zu Frankfurt ward ich an der Wirthstafel im römischen König mit einem Fremden bekannt, der mir, seiner Gestalt und seinem Gespräche nach, ein Mann von Einsicht und Ehre zu seyn schien. Er stand kaum in der Mitte von dreyßig Jahren, war wohlgebaut, wohlgesittet, und, seinem Aufwande nach, auch wohlbemittelt. Auf einer Tabacksdose, die er über Tische gewöhnlich neben seinem Teller stehen hatte, führte er das Bildniß einer schönen Dame, mit Brillanten reich besetzt. Er besah es sich oft, und mit einem so sichtlichen Wohlgefallen, daß ich einst mich nicht enthalten konnte, ihn lächelnd zu fragen: Ob dieß das Bild einer Braut oder einer Geliebten sey?

„Keiner Braut, antwortete er rasch, doch wohl einer Geliebten! Meines Weibes, — der edelsten, trefflichsten Frau, die jemahls einen Mann beglückte!"

„Sind Sie schon lange verheirathet?" fragte ich weiter, und, mit Beschämung gestehe ich's jetzt, es war Bosheit in dieser Frage. Er schien sie nicht zu bemerken.

„Es ſind vorgeſtern gerade ſechs Jahre geweſen, erwiederte er; aber ich konnte den erſten Tag, als ich ihre Zuſage erhielt, nicht heißer, als heute noch ſie lieben. Auch verdient ſie das in jeder Rückſicht um mich. Von ihrer Bildung zeugt dieß Gemählde, das mehr vermindert als erhebt. Aber eben dieſe Bildung iſt das Geringſte; denn ſie brachte mir Stand, ſorgenloſes Leben und Reichthum — brachte mir mehr als Dieß, einen hellen Geiſt und ein edles Herz zur Mitgift."

Ein Dritter ſtörte hier von Weibla's (ſo nannte er ſich) leidenſchaftliches Lob. Mir war von einem ſechsjährigen Gatten ein ſolcher Ton, ein ſolches Feuer der Rede, ein halbes Wunderwerk. Faſt hatte ich Luſt, ihn der Heucheley zu zeihen; doch der Gedanke an ihre Zweckloſigkeit und die Wahrheit, die in Weibla's Antlitz ſprach, ſtraften mich. Ich gewann, je mehr ich mir es überdachte, um deſto herzlicher den Mann lieb, der Muth genug hatte, von der Mode unſerer heutigen Gatten eine Ausnahme zu machen. Bisher hatte ich ſeinen Umgang nur ſo mitgenommen, von nun an ſuchte ich ihn. Er merkte mein Wohlgefallen und vergalt es durch Gegenachtung. Wir wurden Freunde. Die acht Tage hindurch, als noch die Meſſe dauerte, waren wir bey jeder Mittagstafel Nachbarn, und dann Gefährten auf den größten Theil des übrigen Tages. Endlich waren ſeine Geſchäfte geendigt; er ſprach von Abreiſen, und fragte mich: Wo nun mein Weg hingehe?

„Das weiß ich ſelbſt ſo eigentlich nicht, — war meine Antwort — mein Arzt befindet für gut, daß

ich einige Monathe, ganz frey von Geschäften, auf Reisen zubringen soll. Wohin ich meinen Stab zu setzen habe, hat er nicht vorgeschrieben. Deutschland durchreiste ich schon mehrmahls; außer seinen Grenzen fühle ich aber doch dieß Jahr mich umzusehen keine Lust. — Bloß dem Zufalle überlasse ich mich daher, der mich bald da, bald dort hin treibt."

„So wünschte ich, versetzte er mit verbindlichstem Tone, daß Sie dieser Zufall, oder noch lieber Ihr eigner Wille, auf meine Güter führen möchte. Sie liegen ungefähr zwölf bis dreyzehn Meilen von hier, in einer der schönsten Rheingegenden. Strom, Weingebirge, freye, lachende Aussicht, angebautes Land, ein ziemlich geräumiges Schloß, und jedes andere Vergnügen, das Sommer und Landluft geben können, würden Sie da antreffen. Kleine Ausflüchte auf nachbarliche Städte sollten die Einförmigkeit mannigfaltiger machen; und weder bey mir, noch bey meiner Gemahlinn dürfte Ihnen der Gedanke an Fremd- und Beschwerlichseyn einfallen."

Ich fand dieß Erbiethen so annehmlich, daß ich einschlug. Wir reiseten am andern Morgen ab, und kamen, ehe vier und zwanzig Stunden verflossen, an den Ort unserer Bestimmung. Meine nächsten acht Wochen gehörten zu der neidenswerthesten Zeit meines Lebens. Auf dem Landsitze meines neuen Freundes fand ich Alles, was er versprochen hatte; aber Alles zweyfach so schön. Eine fast himmlische Gegend, ein fast fürstliches Schloß, Spaziergänge an dem majestätischen Rheine, Jagd, Zerstreuung, Belustigung jeder Art. Doch der Edelstein seiner Habe, die Zierde seiner Besitzungen war — seine Gemahlinn. Ein

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird u n-

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelsucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtarker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem ungestalteten Wesen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebietherisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich ungern sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis starb mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager ausdauerte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die sehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde wußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenreiz zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

aber geglaubt: ich oder mein Gemahl ſey es. Was mir gerade am wenigſten auffallen ſollte, das Wort Gemahl, fiel mir am ſtärkſten auf. Der Kreis meiner männlichen Bekannten war ſo äußerſt klein, noch kleiner die Zahl Derjenigen, die von meiner häuslichen Lage etwas wiſſen, oder auch nur etwas muthmaßen konnten. Beym Nahmen meines Mannes ſchoß mir daher wie ein Blitzſtrahl der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn er ſelbſt auf ſolche Art deine Treue, wenigſtens deine Aufrichtigkeit zu prüfen ſuchte! Je mehr ich dieſer Vermuthung nachdachte, je glaublicher, je gewiſſer ward ſie mir. Ich fand ſo ganz den Gang der Eiferſucht und des Wunſches nach ehelicher Zwietracht, ſo ganz die Denkungsart ſeiner heimtückiſchen Seele in ihr, daß ich endlich keinen Zweifel mehr hegte; und daß ich mich entſchloß, ſogleich auf ſein Zimmer zu gehen, ihm Alles zu entdecken, und auf dieſe Art ſeine Liſt entweder zu beſchämen, oder wenigſtens ihn fühlen zu laſſen, was man von ihm und von ſeinem Betragen gegen mich denke.

Ich machte aus dieſem Vorſatze Minetten kein Geheimniß; doch er mißfiel ihr offenbar. — Es ſchien ihr jetzt auf einmahl unmöglich zu ſeyn, daß mein Gemahl hier geweſen ſeyn könne; ſie fand es äußerſt gewagt, ſeiner ohnedem nur allzu großen Eiferſucht neuen Stoff und größern Schein des Rechts zu geben. Sie verſicherte, es würde ſofort eine Unterſuchung, ein Lärmen durch's ganze Haus ſich anheben; ſie erinnerte mich, daß Gedanken zollfrey wären; daß doch immer einiger Verdacht auf mich fallen könne; und daß Dieß um deſto mehr mich kränken würde, je unſchuldiger ich ſey. Ja, ſie fand ſogar etwas Hartes darin,

wenn ich den Brief eines Mannes, von dem ſich doch noch nicht entſcheiden laſſe, ob nicht ſein Mitleid edel und redlich ſey, einem ſolchen Argus übergäbe, der ihn ſofort zum Schlimmſten wenden, und alle Mittel der Rache aufbiethen werde.

Vielleicht hätte ich ſelbſt dieſe Gründe noch erheblich gefunden, aber was mich am ſtärkſten befremdete, war die immer ſteigende Lebhaftigkeit, mit welcher Minette ſie mir vorbrachte. Es ſchien mir augenſcheinlich, daß ſie nicht meinetwegen bloß, ſondern auch einer Nebenurſache halber ſo eifrig werde; ich ſtellte mich daher, als bliebe ich auf meinem Sinne; als wollte ich ſogleich zu meinem Gemahl; und jetzt ſah das arme Geſchöpf, das bald von einer ſtrengern Unterſuchung überwieſen zu werden beſorgte, keinen andern Rath, als mir zu Füßen zu fallen, und, was ſie vor wenig Minuten geläugnet hatte, nun aufrichtig zu geſtehen — zu geſtehen, daß ſie ſelbſt dieß Gedicht mir hingelegt habe; und daß der Schreiber und Verfertiger desſelben, wie Sie ſchon errathen haben werden, kein Anderer, als mein Nachbar, der Hauptmann, ſey.

Nur zu gut weiß ich jetzt, was bey dieſer Entdeckung die Pflicht einer untadelhaften Gattinn geweſen wäre; noch mehr, ich fühlte wirklich in den erſten Augenblicken mich durch die Kühnheit eines Mannes, der nie noch ein Wort mit mir geſprochen hatte, und der jetzt eine ſo verliebte Epiſtel mir zuſchickte, ernſthaft beleidigt. Aber ich war noch nicht zwanzig Jahre alt, war unglücklich vermählt, war, wie alle meines Geſchlechts, für Schmeicheleyen nicht gleichgültig, und zumahl da dasjenige Mädchen bath, in dem ich

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem ungestalteten Wesen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebieterisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich ungern sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis starb mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager ausdauerte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die sehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erstaunen, mit dem einzigen Worte unbeschreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächsten Sessel hin. Wahrlich, mich selbst hätte man eines Straßenraubes beschuldigen können, und ich wäre nicht stärker außer aller Fassung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien starrten meine Augen, zu forschen, ob sie vielleicht mit einem Mährchen meiner spotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief sie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unschuldig! litt es für mich! Werden Sie nun sich noch wundern, daß Feuer in dieser Zeichnung herrscht? Und daß ich diesen Mann liebe, mit einer Gluth, die sicher nie erlöscht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, schlang eine Minute lang sich fest an ihn, und wollte sich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun so viel, und in anderer Rücksicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieser nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie sollen dieselbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erst mich sammeln. Diese Erinnerung hat allzu stark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abschlagen. Er brachte das Gespräch auf tausenderley Dinge. Ich

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem ungestalteten Wesen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebietherisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich ungern sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis starb mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager ausdauerte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die sehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde wußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenreiz zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

zu vereinigen. Ich aber, die ich Eines wie das Andere verabscheute, war entschlossen, lieber den Tod zu leiden, ehe ich, als Weib, wieder zu einem Manne ging, den meine ganze Seele verabscheute.

„Ich entdeckte Alles; aber die wahre Ursache dieses meines Unwillens gegen meinen Mann verschloß ich in meiner Seele, und es hat solche noch niemand erfahren als Sie.“

So weit sie selbst! Die Untersuchung verzögerte sich über ein ganzes langes Jahr; ich weiß nicht aus welchen Ursachen; vielleicht weil sie Geld hatte.

Endlich erschien der Tag, an welchem ihr das Urtheil eröffnet wurde, dessen Inhalt dieser war, daß sie wegen doppelten Ehebruchs, boßhafter Entweichung von ihrem Manne und anderweitigen Verheirathung, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Sie hörte dieß Urtheil mit einer unerschrockenen Miene an und freute sich, in Kurzem eine Welt zu verlassen, wo sie bisher so viele unglückliche Tage hatte durchleben müssen; der Richter fühlte Mitleiden gegen sie und gab ihr Gelegenheit um Gnade zu bitten. Es mußte ihr lange zugeredet werden, ehe sie den süßen Gedanken zu sterben aufgeben konnte. Sie bath: ein vortheilhafter Bericht wirkt ihr Begnadigung von der Lebensstrafe aus. Dreyjährige Zuchthausstrafe söhnte sie wieder mit den weltlichen Gesetzen aus, nachdem ihr Herz schon lange vorher sich in wahrer Reue über ihren Leichtsinn und ihre Vergehung vor dem Allwissenden hingeworfen und sich durch ihren großen Mittler versöhnt hatte.

Sie durchlebte die Jahre ihrer Bestrafung mit dem zufriedensten Herzen und ertrug alle ihre Noth mit christlicher Gelassenheit; sie weinte öfters, aber niemahls murrend. Sie beklagte oft den Verlust ihres Vermögens, aber stets mit Mäßigung. Ihre aufrichtige ungeheuchelte Gottesfurcht, ihr redliches Betragen gegen ihre Mitgenossen, ihre Treue, Fleiß und Dienstfertigkeit gegen ihre Obern machten ihr trauriges Schicksal ihr erträglich.

Ich überlasse Ihnen, theuerster Freund *) — — Nur etwas erlauben Sie mir hier noch hinzuzufügen. — Ich hatte von dieser Person in einem Privatbriefe eine sehr unvollständige, aber sehr nachtheilige Beschreibung gelesen. Als sie das erste Mahl zu mir kam, redete ich sie daher nachdrücklich und hart an, wie es die Benennung solcher großen Verbrechen zu erfordern schien, und stellte ihr die großen Versündigungen vor, wozu gewiß Leichtsinn und Wollust sie verleitet hätten. Sie ward sehr gerührt und weinte; sah mich aber mit einem gewissen Blicke der Verachtung an. Ich ward stutzig und entließ sie. Hartnäckigkeit, Verstockung war es nicht; denn dawider sprach ihre Miene und ihr übriges Betragen. Mein Auge suchte sie unter der ganzen Menge auf; jedoch ich ward verachtet. Ich

*) Hier folgte im Original eine Vollmacht für mich, Anmerkungen und Änderungen im Vortrag zu machen, welches Letztere ich aber nicht, außer in einigen einzelnen Worten, gewagt habe. — Die Ausdrücke, mit denen mich mein Freund berechtigte, waren übrigens zu schmeichelhaft für mich, als daß ich sie selbst einrücken lassen könnte.

Meißner.

ſuchte bald Gelegenheit, ihr Herz näher kennen zu lernen, und fand ſie durch verſchiedene zu meiner jetzigen Erzählung nicht gehörige Umſtände. — Jetzt erkannte ich bald meinen Fehler, und ſie ſelbſt hat mir nachher offenherzig geſtanden, daß die Härte meiner Anrede anfänglich auf eine lange Zeit in ihr alles Zutrauen gegen mich erſtickt und ſie gegen alle meine Ermahnungen gleichgültig gemacht hätte; denn von mir hätte ſie, da ſie von aller Welt verlaſſen und verdammt worden, am allererſten Troſt erwartet.

Sagen Sie doch, Sie haben eine viel ſtärkere Stimme, als ich, Dieſes allen meinen geliebten Mitbrüdern, die ſich über Mangel der Liebe bey ihren Gemeinden beklagen. Vielleicht ſind ähnliche Verſtöße oft allein die Urſache davon. Ich bin ꝛc.

H.

Die Spießruthen.

Ein Bruchstück aus Branko's Reisejournal.

Auf einer Messe zu Frankfurt ward ich an der Wirthstafel im römischen König mit einem Fremden bekannt, der mir, seiner Gestalt und seinem Gespräche nach, ein Mann von Einsicht und Ehre zu seyn schien. Er stand kaum in der Mitte von dreyßig Jahren, war wohlgebaut, wohlgesittet, und, seinem Aufwande nach, auch wohlbemittelt. Auf einer Tabacksdose, die er über Tische gewöhnlich neben seinem Teller stehen hatte, führte er das Bildniß einer schönen Dame, mit Brillanten reich besetzt. Er besah es sich oft, und mit einem so sichtlichen Wohlgefallen, daß ich einst mich nicht enthalten konnte, ihn lächelnd zu fragen: Ob dieß das Bild einer Braut oder einer Geliebten sey?

„Keiner Braut, antwortete er rasch, doch wohl einer Geliebten! Meines Weibes, — der edelsten, trefflichsten Frau, die jemahls einen Mann beglückte!"

„Sind Sie schon lange verheirathet?" fragte ich weiter, und, mit Beschämung gestehe ich's jetzt, es war Boßheit in dieser Frage. Er schien sie nicht zu bemerken.

„Es ſind vorgeſtern gerade ſechs Jahre geweſen, erwiederte er; aber ich konnte den erſten Tag, als ich ihre Zuſage erhielt, nicht heißer, als heute noch ſie lieben. Auch verdient ſie das in jeder Rückſicht um mich. Von ihrer Bildung zeugt dieß Gemählde, das mehr vermindert als erhebt. Aber eben dieſe Bildung iſt das Geringſte; denn ſie brachte mir Stand, ſorgenloſes Leben und Reichthum — brachte mir mehr als Dieß, einen hellen Geiſt und ein edles Herz zur Mitgift."

Ein Dritter ſtörte hier von Weidla's (ſo nannte er ſich) leidenſchaftliches Lob. Mir war von einem ſechsjährigen Gatten ein ſolcher Ton, ein ſolches Feuer der Rede, ein halbes Wunderwerk. Faſt hatte ich Luſt, ihn der Heucheley zu zeihen; doch der Gedanke an ihre Zweckloſigkeit und die Wahrheit, die in Weidla's Antlitz ſprach, ſtraften mich. Ich gewann, je mehr ich mir es überdachte, um deſto herzlicher den Mann lieb, der Muth genug hatte, von der Mode unſerer heutigen Gatten eine Ausnahme zu machen. Bisher hatte ich ſeinen Umgang nur ſo mitgenommen, von nun an ſuchte ich ihn. Er merkte mein Wohlgefallen und vergalt es durch Gegenachtung. Wir wurden Freunde. Die acht Tage hindurch, als noch die Meſſe dauerte, waren wir bey jeder Mittagstafel Nachbarn, und dann Gefährten auf den größten Theil des übrigen Tages. Endlich waren ſeine Geſchäfte geendigt; er ſprach von Abreiſen, und fragte mich: Wo nun mein Weg hingehe?

„Das weiß ich ſelbſt ſo eigentlich nicht, — war meine Antwort — mein Arzt befindet für gut, daß

ich einige Monathe, ganz frey von Geschäften, auf Reisen zubringen soll. Wohin ich meinen Stab zu setzen habe, hat er nicht vorgeschrieben. Deutschland durchreiste ich schon mehrmahls; außer seinen Grenzen fühle ich aber doch dieß Jahr mich umzusehen keine Lust. — Bloß dem Zufalle überlasse ich mich daher, der mich bald da, bald dort hin treibt."

„So wünschte ich, versetzte er mit verbindlichstem Tone, daß Sie dieser Zufall, oder noch lieber Ihr eigner Wille, auf meine Güter führen möchte. Sie liegen ungefähr zwölf bis dreyzehn Meilen von hier, in einer der schönsten Rheingegenden. Strom, Weingebirge, freye, lachende Aussicht, angebautes Land, ein ziemlich geräumiges Schloß, und jedes andere Vergnügen, das Sommer und Landluft geben können, würden Sie da antreffen. Kleine Ausflüchte auf nachbarliche Städte sollten die Einförmigkeit mannigfaltiger machen; und weder bey mir, noch bey meiner Gemahlinn dürfte Ihnen der Gedanke an Fremd- und Beschwerlichseyn einfallen."

Ich fand dieß Erbiethen so annehmlich, daß ich einschlug. Wir reiseten am andern Morgen ab, und kamen, ehe vier und zwanzig Stunden verflossen, an den Ort unserer Bestimmung. Meine nächsten acht Wochen gehörten zu der neidenswerthesten Zeit meines Lebens. Auf dem Landsitze meines neuen Freundes fand ich Alles, was er versprochen hatte; aber Alles zweyfach so schön. Eine fast himmlische Gegend, ein fast fürstliches Schloß, Spaziergänge an dem majestätischen Rheine, Jagd, Zerstreuung, Belustigung jeder Art. Doch der Edelstein seiner Habe, die Zierde seiner Besitzungen war — seine Gemahlinn. Ein

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird un-

ſer Abend auch ſo reizend ſeyn? Wenn ſie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß ſeiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön iſt, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beſchreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß ſich nie an mich ein ſolches Weib anſchmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelſucht. Denn wer dieſe beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann ſelbſt auf Glück und Tugend keinen Anſpruch machen.

Weidla's Schloß, das ſehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in ſich. Die meiſten waren ſchön, einige davon hätte man ſogar prächtig nennen können. Am übereinſtimmendſten mit meinem Geſchmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erleſenſten Gemählden, und mit verſchiedenen, nicht minder ſchönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenſpaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Faſt alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir ſehr oft eine Zeichnung beſehen, auf welcher die bekannte kriegeriſche Strafe des ſo genannten Spießruthenlaufens vorgeſtellt, und zwar mit einer Mühſamkeit, mit einer Ausführung vorgeſtellt war, die mich bey einem Gegenſtande dieſer Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich ſehenswerth zu ſeyn: doch beſonders zogen zwey Figuren meine Aufmerkſamkeit an; die erſte war der junge leidende Mann, der mit ſchon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Moffan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verſtändiges Alter durch geiſtige Vorzüge zuweilen erſetzen: doch mein Gatte fügte zu ſeinen Runzeln und ſeinem ungeſtalteten Weſen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief verſteckte Heucheley war ſein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tauſendfachen Nahmens und Urſprungs, in dieſer einzigen ſich vereinen. In Geſellſchaft der nachgiebigſte, ſanftmüthigſte, heiterſte Freund, ſchien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; ſchien er, ſelbſt ehe ich noch redete, meinen kleinſten Augenzug ſchon zu verſtehen: aber ſo bald er ohne Zeugen ſich ſah, ward er ſo grämlich, ſo gebietheriſch, ſo unbeſcheiden und argwöhniſch, daß ſelbſt der liebenswürdigſte Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müſſen, geſchweige ein faſt ſechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Demnoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit ſeiner Seele, ſo lange mein Vater lebte. Dieſer betrogene, und von mir ſelbſt — da ich ungern ſein Herz ihm ſchwer machen wollte — in der ſüßeſten Täuſchung unterhaltene Greis ſtarb mit dem Glauben, mich gut verſorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey ſeinem Sterbelager ausdauerte, die Emſigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die ſehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl ſich in dem Beſitze meines ganzen anſehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menschen, den er scheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, sein abscheuliches Herz erst völlig. Schmähen war sein Morgengruß und sein Abendsegen; jeden Pfennig zählte er mir sparsam zu; selbst die nothwendigsten Kleidungsstücke schaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes versagte er mir ganz. Wenn er mich weinen sah, lachte er; wenn ich gelassen mich beschwerte, höhnte er; wenn ich in ernsthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich selbst mit thätlicher Mißhandlung. Um seiner Nichtswürdigkeit gleichsam die Krone aufzusetzen, war er eifersüchtiger als ein Kislar Aga. Eben so unvermögend, als widerwärtig, begehrte er selbst alsdann Liebkosungen von mir, wenn er durch sein Betragen mir gerade am verhaßtesten seyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur ansah, hatte ich schon eine Absicht auf ihn, so bald ich mit Einem sprach, ein unerlaubtes Verständniß: selbst der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages seinen Abschied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigstens nicht viel schlechter haben.

Unserm Hause, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein schöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in seinem Dienste, wohlgesittet in seinem Gespräche, und eingezogen in seiner ganzen Aufführung zu seyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienste seyn mußte, zu Hause hin; ich sah ihn oft an seinem Fenster, aber meistens ein Buch in seiner Hand. Er blickte zuweilen

Weib, ſo liebevoll, ſo ſanft, an gefälliger Laune ſo reich, an Stolz, Eigenſinn und bitterm Witze ſo arm, bey jedem Wetter, jeder Geſellſchaft, jeder Geſundheit und jeder Lage ſo ganz ſich gleich, ſah ich noch niemahls. In der niedrigſten Hütte hätte ich ſie finden können, und würde ein halbſtündiges Geſpräch mit ihr einer Reiſe von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie ſtand nahe am dreyßigſten Jahre; aber ſie war noch ſo ſchön, als eine Jungfrau im zwanzigſten. Kinder hatte ſie nie gehabt. Selbſt über dieſen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte ſie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete ſie mir einſt, als ich ſie deßhalb bedauerte, gab mir von ſeinen Gütern ſo viele, es wäre ſtrafbare Begehrlichkeit, ſie alle zu fordern. Zudem, ſchon der Abſchied von meinem Gatten wird mir einſt ſchwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde ſelbſt der froheſten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieſer Geſellſchaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit geſtraft, ſo ganz dünkten es mir nur Wochen geweſen zu ſeyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel ſaß; wenn fern auf den trefflichſten aller deutſchen Flüſſe, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unſere Blicke geheftet waren; wenn wir ſahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erſt lange und ſchweigend die Hand ihres Gatten drückte, an ſeine Schultern ſich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird u n-

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelsucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verſtändiges Alter durch geiſtige Vorzüge zuweilen erſetzen: doch mein Gatte fügte zu ſeinen Runzeln und ſeinem ungeſtalteten Weſen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief verſteckte Heucheley war ſein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tauſendfachen Nahmens und Urſprungs, in dieſer einzigen ſich vereinen. In Geſellſchaft der nachgiebigſte, ſanftmüthigſte, heiterſte Freund, ſchien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; ſchien er, ſelbſt ehe ich noch redete, meinen kleinſten Augenzug ſchon zu verſtehen: aber ſo bald er ohne Zeugen ſich ſah, ward er ſo grämlich, ſo gebietheriſch, ſo unbeſcheiden und argwöhniſch, daß ſelbſt der liebenswürdigſte Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müſſen, geſchweige ein faſt ſechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit ſeiner Seele, ſo lange mein Vater lebte. Dieſer betrogene, und von mir ſelbſt — da ich ungern ſein Herz ihm ſchwer machen wollte — in der ſüßeſten Täuſchung unterhaltene Greis ſtarb mit dem Glauben, mich gut verſorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey ſeinem Sterbelager ausdauerte, die Emſigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die ſehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl ſich in dem Beſitze meines ganzen anſehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird uns

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelsucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem unzeitigern Greisen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebieterisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich gegen sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis hielt mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager aussahrte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die schalkige Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

auf. Ein Erstaunen, mit dem einzigen Worte unbeschreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächsten Sessel hin. Wahrlich, mich selbst hätte man eines Straßenraubes beschuldigen können, und ich wäre nicht stärker außer aller Fassung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien starrten meine Augen, zu forschen, ob sie vielleicht mit einem Mährchen meiner spotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief sie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unschuldig! litt es für mich! Werden Sie nun sich noch wundern, daß Feuer in dieser Zeichnung herrscht! Und daß ich diesen Mann liebe, mit einer Gluth, die sicher nie erlöscht!" — Sie küßte ihn drey Mahl, schlang eine Minute lang sich fest an ihn, und wollte sich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun so viel, und in anderer Rücksicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieser nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie sollen dieselbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erst mich sammeln. Diese Erinnerung hat allzu stark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abschlagen. Er brachte das Gespräch auf tausenderley Dinge. Ich

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Moffan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geiſtige Vorzüge zuweilen erſetzen: doch mein Gatte fügte zu ſeinen Runzeln und ſeinem ungeſtalteten Weſen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief verſteckte Heucheley war ſein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tauſendfachen Nahmens und Urſprungs, in dieſer einzigen ſich vereinen. In Geſellſchaft der nachgiebigſte, ſanftmüthigſte, heiterſte Freund, ſchien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; ſchien er, ſelbſt ehe ich noch redete, meinen kleinſten Augenzug ſchon zu verſtehen: aber ſo bald er ohne Zeugen ſich ſah, ward er ſo grämlich, ſo gebietheriſch, ſo unbeſcheiden und argwöhniſch, daß ſelbſt der liebenswürdigſte Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müſſen, geſchweige ein faſt ſechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit ſeiner Seele, ſo lange mein Vater lebte. Dieſer betrogene, und von mir ſelbſt — da ich ungern ſein Herz ihm ſchwer machen wollte — in der ſüßeſten Täuſchung unterhaltene Greis ſtarb mit dem Glauben, mich gut verſorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey ſeinem Sterbelager ausdauerte, die Emſigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die ſehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl ſich in dem Beſitze meines ganzen anſehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde wußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenreiz zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

zu vereinigen. Ich aber, die ich Eines wie das Andere verabscheute, war entschlossen, lieber den Tod zu leiden, ehe ich, als Weib, wieder zu einem Manne ging, den meine ganze Seele verabscheute.

„Ich entdeckte Alles; aber die wahre Ursache dieses meines Unwillens gegen meinen Mann verschloß ich in meiner Seele, und es hat solche noch niemand erfahren als Sie."

So weit sie selbst! Die Untersuchung verzögerte sich über ein ganzes langes Jahr; ich weiß nicht aus welchen Ursachen; vielleicht weil sie Geld hatte.

Endlich erschien der Tag, an welchem ihr das Urtheil eröffnet wurde, dessen Inhalt dieser war, daß sie wegen doppelten Ehebruchs, boßhafter Entweichung von ihrem Manne und anderweitigen Verheirathung, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Sie hörte dieß Urtheil mit einer unerschrockenen Miene an und freute sich, in Kurzem eine Welt zu verlassen, wo sie bisher so viele unglückliche Tage hatte durchleben müssen; der Richter fühlte Mitleiden gegen sie und gab ihr Gelegenheit um Gnade zu bitten. Es mußte ihr lange zugeredet werden, ehe sie den süßen Gedanken zu sterben aufgeben konnte. Sie bath: ein vortheilhafter Bericht wirkt ihr Begnadigung von der Lebensstrafe aus. Dreyjährige Zuchthausstrafe söhnte sie wieder mit den weltlichen Gesetzen aus, nachdem ihr Herz schon lange vorher sich in wahrer Reue über ihren Leichtsinn und ihre Vergehung vor dem Allwissenden hingeworfen und sich durch ihren großen Mittler versöhnt hatte.

Sie durchlebte die Jahre ihrer Bestrafung mit dem zufriedensten Herzen und ertrug alle ihre Noth mit christlicher Gelassenheit; sie weinte öfters, aber niemahls murrend. Sie beklagte oft den Verlust ihres Vermögens, aber stets mit Mäßigung. Ihre aufrichtige ungeheuchelte Gottesfurcht, ihr redliches Betragen gegen ihre Mitgenossen, ihre Treue, Fleiß und Dienstfertigkeit gegen ihre Obern machten ihr trauriges Schicksal ihr erträglich.

Ich überlasse Ihnen, theuerster Freund *) — — Nur etwas erlauben Sie mir hier noch hinzuzufügen. — Ich hatte von dieser Person in einem Privatbriefe eine sehr unvollständige, aber sehr nachtheilige Beschreibung gelesen. Als sie das erste Mahl zu mir kam, redete ich sie daher nachdrücklich und hart an, wie es die Benennung solcher großen Verbrechen zu erfordern schien, und stellte ihr die großen Versündigungen vor, wozu gewiß Leichtsinn und Wollust sie verleitet hätten. Sie ward sehr gerührt und weinte; sah mich aber mit einem gewissen Blicke der Verachtung an. Ich ward stutzig und entließ sie. Hartnäckigkeit, Verstockung war es nicht; denn dawider sprach ihre Miene und ihr übriges Betragen. Mein Auge suchte sie unter der ganzen Menge auf; jedoch ich ward verachtet. Ich

*) Hier folgte im Original eine Vollmacht für mich, Anmerkungen und Änderungen im Vortrag zu machen, welches Letztere ich aber nicht, außer in einigen einzelnen Worten, gewagt habe. — Die Ausdrücke, mit denen mich mein Freund berechtigte, waren übrigens zu schmeichelhaft für mich, als daß ich sie selbst einrücken lassen könnte.

Meißner.

ſuchte bald Gelegenheit, ihr Herz näher kennen zu lernen, und fand ſie durch verſchiedene zu meiner jetzigen Erzählung nicht gehörige Umſtände. — Jetzt erkannte ich bald meinen Fehler, und ſie ſelbſt hat mir nachher offenherzig geſtanden, daß die Härte meiner Anrede anfänglich auf eine lange Zeit in ihr alles Zutrauen gegen mich erſtickt und ſie gegen alle meine Ermahnungen gleichgültig gemacht hätte; denn von mir hätte ſie, da ſie von aller Welt verlaſſen und verdammt worden, am allererſten Troſt erwartet.

Sagen Sie doch, Sie haben eine viel ſtärkere Stimme, als ich, Dieſes allen meinen geliebten Mitbrüdern, die ſich über Mangel der Liebe bey ihren Gemeinden beklagen. Vielleicht ſind ähnliche Verſtöße oft allein die Urſache davon. Ich bin ꝛc.

H.

Die Spießruthen.

Ein Bruchstück aus Branko's Reisejournal.

Auf einer Messe zu Frankfurt ward ich an der Wirthstafel im römischen König mit einem Fremden bekannt, der mir, seiner Gestalt und seinem Gespräche nach, ein Mann von Einsicht und Ehre zu seyn schien. Er stand kaum in der Mitte von dreyßig Jahren, war wohlgebaut, wohlgesittet, und, seinem Aufwande nach, auch wohlbemittelt. Auf einer Tabacksdose, die er über Tische gewöhnlich neben seinem Teller stehen hatte, führte er das Bildniß einer schönen Dame, mit Brillanten reich besetzt. Er besah es sich oft, und mit einem so sichtlichen Wohlgefallen, daß ich einst mich nicht enthalten konnte, ihn lächelnd zu fragen: Ob dieß das Bild einer Braut oder einer Geliebten sey?

„Keiner Braut, antwortete er rasch, doch wohl einer Geliebten! Meines Weibes, — der edelsten, trefflichsten Frau, die jemahls einen Mann beglückte!"

„Sind Sie schon lange verheirathet?" fragte ich weiter, und, mit Beschämung gestehe ich's jetzt, es war Bosheit in dieser Frage. Er schien sie nicht zu bemerken.

„Es ſind vorgeſtern gerade ſechs Jahre geweſen, erwiederte er; aber ich konnte den erſten Tag, als ich ihre Zuſage erhielt, nicht heißer, als heute noch ſie lieben. Auch verdient ſie das in jeder Rückſicht um mich. Von ihrer Bildung zeugt dieß Gemählde, das mehr vermindert als erhebt. Aber eben dieſe Bildung iſt das Geringſte; denn ſie brachte mir Stand, ſorgenloſes Leben und Reichthum — brachte mir mehr als Dieß, einen hellen Geiſt und ein edles Herz zur Mitgift."

Ein Dritter ſtörte hier von Weidla's (ſo nannte er ſich) leidenſchaftliches Lob. Mir war von einem ſechsjährigen Gatten ein ſolcher Ton, ein ſolches Feuer der Rede, ein halbes Wunderwerk. Faſt hatte ich Luſt, ihn der Heucheley zu zeihen; doch der Gedanke an ihre Zweckloſigkeit und die Wahrheit, die in Weidla's Antlitz ſprach, ſtraften mich. Ich gewann, je mehr ich mir es überdachte, um deſto herzlicher den Mann lieb, der Muth genug hatte, von der Mode unſerer heutigen Gatten eine Ausnahme zu machen. Bisher hatte ich ſeinen Umgang nur ſo mitgenommen, von nun an ſuchte ich ihn. Er merkte mein Wohlgefallen und vergalt es durch Gegenachtung. Wir wurden Freunde. Die acht Tage hindurch, als noch die Meſſe dauerte, waren wir bey jeder Mittagstafel Nachbarn, und dann Gefährten auf den größten Theil des übrigen Tages. Endlich waren ſeine Geſchäfte geendigt; er ſprach von Abreiſen, und fragte mich: Wo nun mein Weg hingehe?

„Das weiß ich ſelbſt ſo eigentlich nicht, — war meine Antwort — mein Arzt befindet für gut, daß

ich einige Monathe, ganz frey von Geschäften, auf Reisen zubringen soll. Wohin ich meinen Stab zu setzen habe, hat er nicht vorgeschrieben. Deutschland durchreiste ich schon mehrmahls; außer seinen Grenzen fühle ich aber doch dieß Jahr mich umzusehen keine Lust. — Bloß dem Zufalle überlasse ich mich daher, der mich bald da, bald dort hin treibt."

„So wünschte ich, versetzte er mit verbindlichstem Tone, daß Sie dieser Zufall, oder noch lieber Ihr eigner Wille, auf meine Güter führen möchte. Sie liegen ungefähr zwölf bis dreyzehn Meilen von hier, in einer der schönsten Rheingegenden. Strom, Weingebirge, freye, lachende Aussicht, angebautes Land, ein ziemlich geräumiges Schloß, und jedes andere Vergnügen, das Sommer und Landluft geben können, würden Sie da antreffen. Kleine Ausflüchte auf nachbarliche Städte sollten die Einförmigkeit mannigfaltiger machen; und weder bey mir, noch bey meiner Gemahlinn dürfte Ihnen der Gedanke an Fremd- und Beschwerlichseyn einfallen."

Ich fand dieß Erbiethen so annehmlich, daß ich einschlug. Wir reiseten am andern Morgen ab, und kamen, ehe vier und zwanzig Stunden verflossen, an den Ort unserer Bestimmung. Meine nächsten acht Wochen gehörten zu der neidenswerthesten Zeit meines Lebens. Auf dem Landsitze meines neuen Freundes fand ich Alles, was er versprochen hatte; aber Alles zweyfach so schön. Eine fast himmlische Gegend, ein fast fürstliches Schloß, Spaziergänge an dem majestätischen Rheine, Jagd, Zerstreuung, Belustigung jeder Art. Doch der Edelstein seiner Habe, die Zierde seiner Besitzungen war — seine Gemahlinn. Ein

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird un-

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelsucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verſtändiges Alter durch geiſtige Vorzüge zuweilen erſetzen: doch mein Gatte fügte zu ſeinen Runzeln und ſeinem ungeſtalteten Weſen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief verſteckte Heucheley war ſein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tauſendfachen Nahmens und Urſprungs, in dieſer einzigen ſich vereinen. In Geſellſchaft der nachgiebigſte, ſanftmüthigſte, heiterſte Freund, ſchien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; ſchien er, ſelbſt ehe ich noch redete, meinen kleinſten Augenzug ſchon zu verſtehen: aber ſo bald er ohne Zeugen ſich ſah, ward er ſo grämlich, ſo gebietheriſch, ſo unbeſcheiden und argwöhniſch, daß ſelbſt der liebenswürdigſte Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müſſen, geſchweige ein faſt ſechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit ſeiner Seele, ſo lange mein Vater lebte. Dieſer betrogene, und von mir ſelbſt — da ich ungern ſein Herz ihm ſchwer machen wollte — in der ſüßeſten Täuſchung unterhaltene Greis ſtarb mit dem Glauben, mich gut verſorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey ſeinem Sterbelager ausdauerte, die Emſigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die ſehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl ſich in dem Beſitze meines ganzen anſehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde mußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenreiz zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird u n-

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelsucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem ungestalteten Wesen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebietherisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich ungern sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis starb mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager ausdauerte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die sehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menschen, den er scheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, sein abscheuliches Herz erst völlig. Schmähen war sein Morgengruß und sein Abendsegen; jeden Pfennig zählte er mir sparsam zu; selbst die nothwendigsten Kleidungsstücke schaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes versagte er mir ganz. Wenn er mich weinen sah, lachte er; wenn ich gelassen mich beschwerte, höhnte er; wenn ich in ernsthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich selbst mit thätlicher Mißhandlung. Um seiner Nichtswürdigkeit gleichsam die Krone aufzusetzen, war er eifersüchtiger als ein Kislar Aga. Eben so unvermögend, als widerwärtig, begehrte er selbst alsdann Liebkosungen von mir, wenn er durch sein Betragen mir gerade am verhaßtesten seyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur ansah, hatte ich schon eine Absicht auf ihn, so bald ich mit Einem sprach, ein unerlaubtes Verständniß: selbst der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages seinen Abschied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigstens nicht viel schlechter haben.

Unserm Hause, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein schöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in seinem Dienste, wohlgesittet in seinem Gespräche, und eingezogen in seiner ganzen Aufführung zu seyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienste seyn mußte, zu Hause hin; ich sah ihn oft an seinem Fenster, aber meistens ein Buch in seiner Hand. Er blickte zuweilen

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der froheſten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird uns

ſer Abend auch ſo reizend ſeyn? Wenn ſie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß ſeiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön iſt, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beſchreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß ſich nie an mich ein ſolches Weib anſchmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelſucht. Denn wer dieſe beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann ſelbſt auf Glück und Tugend keinen Anſpruch machen.

Weidla's Schloß, das ſehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in ſich. Die meiſten waren ſchön, einige davon hätte man ſogar prächtig nennen können. Am übereinſtimmendſten mit meinem Geſchmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erleſenſten Gemählden, und mit verſchiedenen, nicht minder ſchönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenſpaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Faſt alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir ſehr oft eine Zeichnung beſehen, auf welcher die bekannte kriegeriſche Strafe des ſo genannten Spießruthenlaufens vorgeſtellt, und zwar mit einer Mühſamkeit, mit einer Ausführung vorgeſtellt war, die mich bey einem Gegenſtande dieſer Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich ſehenswerth zu ſeyn: doch beſonders zogen zwey Figuren meine Aufmerkſamkeit an; die erſte war der junge leidende Mann, der mit ſchon

ſuchte bald Gelegenheit, ihr Herz näher kennen zu lernen, und fand ſie durch verſchiedene zu meiner jetzigen Erzählung nicht gehörige Umſtände. — Jetzt erkannte ich bald meinen Fehler, und ſie ſelbſt hat mir nachher offenherzig geſtanden, daß die Härte meiner Anrede anfänglich auf eine lange Zeit in ihr alles Zutrauen gegen mich erſtickt und ſie gegen alle meine Ermahnungen gleichgültig gemacht hätte; denn von mir hätte ſie, da ſie von aller Welt verlaſſen und verdammt worden, am allererſten Troſt erwartet.

Sagen Sie doch, Sie haben eine viel ſtärkere Stimme, als ich, Dieſes allen meinen geliebten Mitbrüdern, die ſich über Mangel der Liebe bey ihren Gemeinden beklagen. Vielleicht ſind ähnliche Verſtöße oft allein die Urſache davon. Ich bin ꝛc.

H.

Die Spießruthen.

Ein Bruchstück aus Branko's Reisejournal.

Auf einer Messe zu Frankfurt ward ich an der Wirthstafel im römischen König mit einem Fremden bekannt, der mir, seiner Gestalt und seinem Gespräche nach, ein Mann von Einsicht und Ehre zu seyn schien. Er stand kaum in der Mitte von dreyßig Jahren, war wohlgebaut, wohlgesittet, und, seinem Aufwande nach, auch wohlbemittelt. Auf einer Tabacksdose, die er über Tische gewöhnlich neben seinem Teller stehen hatte, führte er das Bildniß einer schönen Dame, mit Brillanten reich besetzt. Er besah es sich oft, und mit einem so sichtlichen Wohlgefallen, daß ich einst mich nicht enthalten konnte, ihn lächelnd zu fragen: Ob dieß das Bild einer Braut oder einer Geliebten sey?

„Keiner Braut, antwortete er rasch, doch wohl einer Geliebten! Meines Weibes, — der edelsten, trefflichsten Frau, die jemahls einen Mann beglückte!"

„Sind Sie schon lange verheirathet?" fragte ich weiter, und, mit Beschämung gestehe ich's jetzt, es war Bosheit in dieser Frage. Er schien sie nicht zu bemerken.

„Es ſind vorgeſtern gerade ſechs Jahre geweſen, erwiederte er; aber ich konnte den erſten Tag, als ich ihre Zuſage erhielt, nicht heißer, als heute noch ſie lieben. Auch verdient ſie das in jeder Rückſicht um mich. Von ihrer Bildung zeugt dieß Gemählde, das mehr vermindert als erhebt. Aber eben dieſe Bildung iſt das Geringſte; denn ſie brachte mir Stand, ſorgenloſes Leben und Reichthum — brachte mir mehr als Dieß, einen hellen Geiſt und ein edles Herz zur Mitgift."

Ein Dritter ſtörte hier von Weidla's (ſo nannte er ſich) leidenſchaftliches Lob. Mir war von einem ſechsjährigen Gatten ein ſolcher Ton, ein ſolches Feuer der Rede, ein halbes Wunderwerk. Faſt hatte ich Luſt, ihn der Heucheley zu zeihen; doch der Gedanke an ihre Zweckloſigkeit und die Wahrheit, die in Weidla's Antlitz ſprach, ſtraften mich. Ich gewann, je mehr ich mir es überdachte, um deſto herzlicher den Mann lieb, der Muth genug hatte, von der Mode unſerer heutigen Gatten eine Ausnahme zu machen. Bisher hatte ich ſeinen Umgang nur ſo mitgenommen, von nun an ſuchte ich ihn. Er merkte mein Wohlgefallen und vergalt es durch Gegenachtung. Wir wurden Freunde. Die acht Tage hindurch, als noch die Meſſe dauerte, waren wir bey jeder Mittagstafel Nachbarn, und dann Gefährten auf den größten Theil des übrigen Tages. Endlich waren ſeine Geſchäfte geendigt; er ſprach von Abreiſen, und fragte mich: Wo nun mein Weg hingehe?

„Das weiß ich ſelbſt ſo eigentlich nicht, — war meine Antwort — mein Arzt befindet für gut, daß

ich einige Monathe, ganz frey von Geschäften, auf Reisen zubringen soll. Wohin ich meinen Stab zu setzen habe, hat er nicht vorgeschrieben. Deutschland durchreiste ich schon mehrmahls; außer seinen Grenzen fühle ich aber doch dieß Jahr mich umzusehen keine Lust. — Bloß dem Zufalle überlasse ich mich daher, der mich bald da, bald dort hin treibt."

„So wünschte ich, versetzte er mit verbindlichstem Tone, daß Sie dieser Zufall, oder noch lieber Ihr eigner Wille, auf meine Güter führen möchte. Sie liegen ungefähr zwölf bis dreyzehn Meilen von hier, in einer der schönsten Rheingegenden. Strom, Weingebirge, freye, lachende Aussicht, angebautes Land, ein ziemlich geräumiges Schloß, und jedes andere Vergnügen, das Sommer und Landluft geben können, würden Sie da antreffen. Kleine Ausflüchte auf nachbarliche Städte sollten die Einförmigkeit mannigfaltiger machen; und weder bey mir, noch bey meiner Gemahlinn dürfte Ihnen der Gedanke an Fremd- und Beschwerlichseyn einfallen."

Ich fand dieß Erbiethen so annehmlich, daß ich einschlug. Wir reiseten am andern Morgen ab, und kamen, ehe vier und zwanzig Stunden verflossen, an den Ort unserer Bestimmung. Meine nächsten acht Wochen gehörten zu der neidenswerthesten Zeit meines Lebens. Auf dem Landsitze meines neuen Freundes fand ich Alles, was er versprochen hatte; aber Alles zweyfach so schön. Eine fast himmlische Gegend, ein fast fürstliches Schloß, Spaziergänge an dem majestätischen Rheine, Jagd, Zerstreuung, Belustigung jeder Art. Doch der Edelstein seiner Habe, die Zierde seiner Besitzungen war — seine Gemahlinn. Ein

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird uns

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelsucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verſtändiges Alter durch geiſtige Vorzüge zuweilen erſetzen: doch mein Gatte fügte zu ſeinen Runzeln und ſeinem ungeſtalteten Weſen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief verſteckte Heucheley war ſein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tauſendfachen Nahmens und Urſprungs, in dieſer einzigen ſich vereinen. In Geſellſchaft der nachgiebigſte, ſanftmüthigſte, heiterſte Freund, ſchien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; ſchien er, ſelbſt ehe ich noch redete, meinen kleinſten Augenzug ſchon zu verſtehen: aber ſo bald er ohne Zeugen ſich ſah, ward er ſo grämlich, ſo gebietheriſch, ſo unbeſcheiden und argwöhniſch, daß ſelbſt der liebenswürdigſte Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müſſen, geſchweige ein faſt ſechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit ſeiner Seele, ſo lange mein Vater lebte. Dieſer betrogene, und von mir ſelbſt — da ich ungern ſein Herz ihm ſchwer machen wollte — in der ſüßeſten Täuſchung unterhaltene Greis ſtarb mit dem Glauben, mich gut verſorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey ſeinem Sterbelager ausdauerte, die Emſigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die ſehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl ſich in dem Beſitze meines ganzen anſehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde wußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenrei; zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie sehr irren Sie sich! Nie hat die Kunst vielleich: so tief hinter der Natur als hier gestanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erst, daß sie sich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge seitwärts auf's Fenster hin, und schien sich entfernen zu wollen. Weidla selbst hielt sie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, sagte er, für einen falschen Freund hättest du doch schon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wissen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand diese Zeichnung, die Sie in aller Unschuld so herzlich lobten — von welcher Hand sie sich herschreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erstaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder sah, ist so weit in dieser Kunst? Und diese Kunst ward von ihr an einen Gegenstand verschwendet, der dem Auge einer Dame sonst so widrig zu seyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie sparsam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieser Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieser Unglückliche, der hier die Gassen durchgeht — —

Nun! dieser Unglückliche?

War ich selbst!

Sie selbst! — sprach ich nicht, rief ich nicht; sondern stieß es vielmehr aus meinem Innersten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Moffan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem ungestalteten Wesen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebrietherisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich ungern sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis starb mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager ausdauerte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die sehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

Weib, so liebevoll, so sanft, an gefälliger Laune so reich, an Stolz, Eigensinn und bitterm Witze so arm, bey jedem Wetter, jeder Gesellschaft, jeder Gesundheit und jeder Lage so ganz sich gleich, sah ich noch niemahls. In der niedrigsten Hütte hätte ich sie finden können, und würde ein halbstündiges Gespräch mit ihr einer Reise von zehn Meilen werth gehalten haben. Sie stand nahe am dreyßigsten Jahre; aber sie war noch so schön, als eine Jungfrau im zwanzigsten. Kinder hatte sie nie gehabt. Selbst über diesen Punct, der vielleicht die Ruhe einer andern Gattinn verbittert haben würde, dachte sie auf eine Art, die ihr zwiefach Ehre brachte. — „Der Himmel, antwortete sie mir einst, als ich sie deßhalb bedauerte, gab mir von seinen Gütern so viele, es wäre strafbare Begehrlichkeit, sie alle zu fordern. Zudem, schon der Abschied von meinem Gatten wird mir einst schwer genug fallen; müßte ich auch von Kindern mich trennen, ich würde selbst der frohesten Ewigkeit mit unwilligem Herzen entgegen gehen."

Es vergingen in dieser Gesellschaft zwey Monathe, — ich hätte lieber Kalender und Jahrszeit einer Unwahrheit gestraft, so ganz dünkten es mir nur Wochen gewesen zu seyn. Wenn ich neben ihr und ihm oft in der Laube am Hügel saß; wenn fern auf den trefflichsten aller deutschen Flüsse, auf Traubenberge, lachende Fluren und die untergehende Sonne unsere Blicke geheftet waren; wenn wir sahen, wie die Letztere den Strom beglänzte, die Hügel vergoldete, die Wolken röthete; wenn dann Emilie erst lange und schweigend die Hand ihres Gatten drückte, an seine Schultern sich lehnte, ihn halblaut fragte: Wird u n-

ser Abend auch so reizend seyn? Wenn sie dann, ehe er noch antworten konnte, einen feurigen Kuß seiner Wange aufdrückte, oder zuweilen in die Worte ihrer Lieblingsode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindungen Pracht!" ausbrach — wer beschreibt, was ich dann empfand! Es war nicht ganz ungetrübte Wonne; denn ich fühlte es nur allzu gut, daß sich nie an mich ein solches Weib anschmiegen würde; und doch war es auch nicht Schelsucht. Denn wer diese beym Anblicke eines tugendhaften glücklichen Paares empfindet, der kann selbst auf Glück und Tugend keinen Anspruch machen.

Weidla's Schloß, das sehr weitläufig gebaut war, faßte auch eine große Zahl von Zimmern in sich. Die meisten waren schön, einige davon hätte man sogar prächtig nennen können. Am übereinstimmendsten mit meinem Geschmacke war ein großer Saal, austapeziert mit den erlesensten Gemählden, und mit verschiedenen, nicht minder schönen Zeichnungen. Oft hatte ich mich hier an einem Regentage, oder beym Ausruhen von einem Morgenspaziergange zu ganzen Stunden verweilt und wohl befunden. Fast alle Gemählde kannte ich genau, und doch fand ich immer etwas Neues an ihnen. Vorzüglich hatte ich mir sehr oft eine Zeichnung besehen, auf welcher die bekannte kriegerische Strafe des so genannten Spießruthenlaufens vorgestellt, und zwar mit einer Mühsamkeit, mit einer Ausführung vorgestellt war, die mich bey einem Gegenstande dieser Art höchlich Wunder nahm. Das ganze Bild dünkte mich sehenswerth zu seyn: doch besonders zogen zwey Figuren meine Aufmerksamkeit an; die erste war der junge leidende Mann, der mit schon

zerfleiſchtem Rücken die Reihen durchging. Er hatte eine ſchöne, edle Geſtalt, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Schlage der Unglücklichen, die dieſer Strafe unterworfen ſind. Er ſchien mit Gelaſſenheit, mit faſt ſtiller Hoheit die Schmerzen zu ertragen, oder wohl gar zu verachten. Die zweyte merkwürdige Perſon war ein Frauenzimmer, das auf dem Balcon eines nahen Hauſes in Ohnmacht geſunken war, und die man wieder zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchte; eine alte, lachende, bey ihr ſtehende männliche Mißgeburt mißfiel mir eben ſo ſtark, als die weibliche Schönheit mir behagte. — Wie ſchon geſagt, faſt jeden Tag beſah ich mir das Bild, ohne deſſen überdrüßig zu bekommen.

Einſt, als ich wieder davor ſtand, trafen mich Herr und Frau vom Hauſe dabey an; ſie hatten, wie ich nachher erfuhr, ſchon mehrmahls im Stillen mich bemerkt; dieß Mahl nahten ſie ſich mir. — „Wie kommt es, fragte Weidla, daß Sie ſo lange und oft bey dieſer Zeichnung verweilen? Fällt Ihnen vielleicht ein Fehler dabey auf?"

„Gerade das Gegentheil, erwiederte ich: ich weiß ſelbſt nicht, warum ein Auftritt, von welchem ich in der Wirklichkeit ſelbſt ſtets unwillig mein Auge wegwandte; bey welchem ich ſtets Unanſtändigkeit, Deſpotismus, und das ganze Gefolge der kriegeriſchen Grauſamkeit vereint zu finden glaubte; — warum dieſer mich in einer künſtlichen Nachahmung ſo oft unterhält. Freylich thut die Gewalt der Kunſt unendlich viel; freylich hat ſie den Anſtand des Leidenden ſo zu veredeln, die Wirkung des Mitleids bey den Zuſchauern ſo heraus zu heben gewußt, daß ſie zweifelsfrey die Natur weit dahinten läßt; — —

O nein, nein! rief Frau von Weidla mit Wärme dagegen: Guter Branko, wie ſehr irren Sie ſich! Nie hat die Kunſt vielleich: ſo tief hinter der Natur als hier geſtanden. Nie war eine Scene rührender für denjenigen, der zu fühlen vermag, und zugleich — —

Mein neugieriger Blick ließ ihr erſt, daß ſie ſich übereilt habe, bemerken. Sie erröthete, wandte verlegen ihr Auge ſeitwärts auf's Fenſter hin, und ſchien ſich entfernen zu wollen. Weidla ſelbſt hielt ſie lächelnd bey der Hand. — „Bleib, ſagte er, für einen falſchen Freund hätteſt du doch ſchon zu viel verrathen; ein redlicher kann mehr noch wiſſen. — Errathen Sie wohl, lieber Branko, von welcher Hand dieſe Zeichnung, die Sie in aller Unſchuld ſo herzlich lobten — von welcher Hand ſie ſich herſchreibt?" —

„Nein wahrlich, das kann ich nicht?"

Von der Hand meiner Gemahlinn.

„Ihrer Gemahlinn? rief ich, und trat voll Erſtaunen zurück. Sie, in deren Hand ich noch keine Zeichenfeder ſah, iſt ſo weit in dieſer Kunſt? Und dieſe Kunſt ward von ihr an einen Gegenſtand verſchwendet, der dem Auge einer Dame ſonſt ſo widrig zu ſeyn pflegt? Wahrlich meine Verwunderung" — —

„Halten Sie ſparſam damit Haus, damit Sie im Verfolge noch etwas davon übrig haben! Dieſer Unglückliche, den Sie, und vielleicht mit Recht, für veredelt halten, — dieſer Unglückliche, der hier die Gaſſen durchgeht — —

Nun! dieſer Unglückliche?

War ich ſelbſt!

Sie ſelbſt! — ſprach ich nicht, rief ich nicht; ſondern ſtieß es vielmehr aus meinem Innerſten her-

aus. Ein Erſtaunen, mit dem einzigen Worte unbeſchreiblich zu bezeichnen, warf mich auf den nächſten Seſſel hin. Wahrlich, mich ſelbſt hätte man eines Straßenraubes beſchuldigen können, und ich wäre nicht ſtärker außer aller Faſſung gekommen. Bald auf ihn, bald auf Emilien ſtarrten meine Augen, zu forſchen, ob ſie vielleicht mit einem Mährchen meiner ſpotten wollten; doch ihre Miene war — ein Lächeln zwar, doch nicht das Lächeln des Spottes. Mein Staunen gefiel ihnen nur; und die erneuerte Erinnerung an vergangene Zeiten wirkte nach ihrer gewöhnlichen Art; vorzüglich glühte in Emiliens Augen ein Feuer, wie ich noch niemahls bey ihr wahrgenommen hatte.

„Ja wohl war die Probe hart!" — rief ſie endlich, als ich beym Schweigen verharrte! — „Ja wohl litt Weidla unendlich viel; litt es unſchuldig! litt es für mich! Werden Sie nun ſich noch wundern, daß Feuer in dieſer Zeichnung herrſcht? Und daß ich dieſen Mann liebe, mit einer Gluth, die ſicher nie erlöſcht?" — Sie küßte ihn drey Mahl, ſchlang eine Minute lang ſich feſt an ihn, und wollte ſich dann entfernen; ich vertrat ihr den Weg. — „Gnädige Frau, darf der Mann, der nun ſo viel, und in anderer Rückſicht doch noch gar nichts weiß — darf Dieſer nicht um nähere Erklärung bitten?"

„Sie ſollen dieſelbe haben! — Heute Abends noch! Nach der Mahlzeit! Nur jetzt muß ich erſt mich ſammeln. Dieſe Erinnerung hat allzu ſtark mich gefaßt." — Sie ging, ihr Gemahl mit ihr; doch bald kam er zurück und lud zu einem Spaziergange mich ein. Ich konnte es nicht abſchlagen. Er brachte das Geſpräch auf tauſenderley Dinge. Ich

mochte

mochte mitunter trefflich seltsam ihm antworten; denn immer waren meine Gedanken abwesend; immer sehnte ich mich bereits nach dem Abend.

Er kam, und begieriger hat kaum jemahls ein Hungriger der Auftragung der Speisen, als ich deren Wegnahme, entgegen gesehen. Ein freundschaftliches Gespräch pflegte sonst uns dann gewöhnlich noch ein Stündchen zu beschäftigen; heute, hoffte ich, würde Emilie diese Zeit zu ihrer Erzählung nützen; auch irrte ich mich nicht. „Ich habe, sprach sie, als die Bedienten sich entfernt hatten, aus tausend Kleinigkeiten schon Ihre Erwartung gemerkt Zusage macht Schuld; wünschen Sie wirklich, daß ich sie jetzt abzahle?" — Je früher, je lieber! Je umständlicher, je besser! war meine Antwort; und Emilie fuhr ungefähr also fort.

* * *

Daß ich sechs bis sieben Jahre zu den Unglücklichsten meines Geschlechts zu zählen war, daß ich nahe daran stand, durch Fehltritte mich selbst dieses Unglücks werth zu machen: daran war bloß ein Irrthum meines Vaters Schuld. — Ein Irrthum, sage ich; denn unmöglich konnte ein Vater das Glück seines Kindes inniger wünschen, als es der meinige that; nur gehörte er leider zu der großen Menge Menschen, die Glück und Reichthum für gleichbedeutend halten. Durch diesen Wahn verleitet, ließ er nicht eher mit Bitten und Ermahnungen nach, bis ich mich, mit größtem Widerspruche meines Herzens, im sechzehnten Jahre entschloß, einem häßlichen, schon alternden reichen Mann, von Mossan mit Nahmen, meine Hand zu überlassen.

Häßlichkeit wird man gewohnt, und den Abgang körperlicher Kräfte kann ein verständiges Alter durch geistige Vorzüge zuweilen ersetzen: doch mein Gatte fügte zu seinen Runzeln und seinem ungestalteten Wesen noch einen dritten Fehler, den nichts gut zu machen vermag: ein durchaus verderbtes Herz. Tief versteckte Heucheley war sein Hauptfehler; wer nun noch nach den übrigen fragt, der weiß nicht, daß alle Sünden, tausendfachen Nahmens und Ursprungs, in dieser einzigen sich vereinen. In Gesellschaft der nachgiebigste, sanftmüthigste, heiterste Freund, schien er gemeiniglich auf meine Worte nur zu warten; schien er, selbst ehe ich noch redete, meinen kleinsten Augenzug schon zu verstehen: aber so bald er ohne Zeugen sich sah, ward er so grämlich, so gebietherisch, so unbescheiden und argwöhnisch, daß selbst der liebenswürdigste Jüngling mir dadurch unangenehm hätte werden müssen, geschweige ein fast sechzigjähriger, nie von mir geliebter Mann.

Dennoch verbarg er noch den größten Theil von der Häßlichkeit seiner Seele, so lange mein Vater lebte. Dieser betrogene, und von mir selbst — da ich ungern sein Herz ihm schwer machen wollte — in der süßesten Täuschung unterhaltene Greis starb mit dem Glauben, mich gut versorgt zu haben; und die Sorgfalt, mit welcher mein Mann bey seinem Sterbelager ausdauerte, die Emsigkeit, mit welcher er die Augen ihm zudrückte, hielt er für die zärtliche Liebe eines Sohnes, da es doch nur die sehnliche Begierde eines Erben war.

Jetzt, da mein Ehegemahl sich in dem Besitze meines ganzen ansehnlichen Vermögens, und von dem

einzigen Menſchen, den er ſcheute, befreyt erblickte: — jetzt enthüllte er, im Betragen gegen mich, ſein abſcheuliches Herz erſt völlig. Schmähen war ſein Morgengruß und ſein Abendſegen; jeden Pfennig zählte er mir ſparſam zu; ſelbſt die nothwendigſten Kleidungsſtücke ſchaffte er mir murrend; jedes Erforderniß der Bequemlichkeit oder des Putzes verſagte er mir ganz. Wenn er mich weinen ſah, lachte er; wenn ich gelaſſen mich beſchwerte, höhnte er; wenn ich in ernſthafte Vorwürfe ausbrach, bedrohte er mich ſelbſt mit thätlicher Mißhandlung. Um ſeiner Nichtswürdigkeit gleichſam die Krone aufzuſetzen, war er eiferſüchtiger als ein Kislar Aga. Eben ſo unvermögend, als widerwärtig, begehrte er ſelbſt alsdann Liebkoſungen von mir, wenn er durch ſein Betragen mir gerade am verhaßteſten ſeyn mußte. So oft ich einen jungen Mann nur anſah, hatte ich ſchon eine Abſicht auf ihn, ſo bald ich mit Einem ſprach, ein unerlaubtes Verſtändniß: ſelbſt der Bediente, von dem ich nur irgend etwas mit Freundlichkeit forderte, erhielt des andern Tages ſeinen Abſchied. — Es war ein Leben, man kann es in der Hölle wenigſtens nicht viel ſchlechter haben.

Unſerm Hauſe, — oder vielmehr meinem Kerker gerade gegenüber wohnte ein junger Hauptmann, ein ſchöner, wohlgebildeter Mann, der den Ruf hatte, brav in ſeinem Dienſte, wohlgeſittet in ſeinem Geſpräche, und eingezogen in ſeiner ganzen Aufführung zu ſeyn. Wirklich brachte er den größten Theil der Zeit, wenn er nicht im Dienſte ſeyn mußte, zu Hauſe hin; ich ſah ihn oft an ſeinem Fenſter, aber meiſtens ein Buch in ſeiner Hand. Er blickte zuweilen

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde wußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenreiz zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

aber geglaubt: ich oder mein Gemahl ſey es. Was mir gerade am wenigſten auffallen ſollte, das Wort Gemahl, fiel mir am ſtärkſten auf. Der Kreis meiner männlichen Bekannten war ſo äußerſt klein, noch kleiner die Zahl Derjenigen, die von meiner häuslichen Lage etwas wiſſen, oder auch nur etwas muthmaßen konnten. Beym Nahmen meines Mannes ſchoß mir daher wie ein Blitzſtrahl der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn er ſelbſt auf ſolche Art deine Treue, wenigſtens deine Aufrichtigkeit zu prüfen ſuchte! Je mehr ich dieſer Vermuthung nachdachte, je glaublicher, je gewiſſer ward ſie mir. Ich fand ſo ganz den Gang der Eiferſucht und des Wunſches nach ehelicher Zwietracht, ſo ganz die Denkungsart ſeiner heimtückiſchen Seele in ihr, daß ich endlich keinen Zweifel mehr hegte; und daß ich mich entſchloß, ſogleich auf ſein Zimmer zu gehen, ihm Alles zu entdecken, und auf dieſe Art ſeine Liſt entweder zu beſchämen, oder wenigſtens ihn fühlen zu laſſen, was man von ihm und von ſeinem Betragen gegen mich denke.

Ich machte aus dieſem Vorſatze Minetten kein Geheimniß; doch er mißfiel ihr offenbar. — Es ſchien ihr jetzt auf einmahl unmöglich zu ſeyn, daß mein Gemahl hier geweſen ſeyn könne; ſie fand es äußerſt gewagt, ſeiner ohnedem nur allzu großen Eiferſucht neuen Stoff und größern Schein des Rechts zu geben. Sie verſicherte, es würde ſofort eine Unterſuchung, ein Lärmen durch's ganze Haus ſich anheben; ſie erinnerte mich, daß Gedanken zollfrey wären; daß doch immer einiger Verdacht auf mich fallen könne; und daß Dieß um deſto mehr mich kränken würde, je unſchuldiger ich ſey. Ja, ſie fand ſogar etwas Hartes darin,

wenn ich den Brief eines Mannes, von dem ſich doch noch nicht entſcheiden laſſe, ob nicht ſein Mitleid edel und redlich ſey, einem ſolchen Argus übergäbe, der ihn ſofort zum Schlimmſten wenden, und alle Mittel der Rache aufbiethen werde.

Vielleicht hätte ich ſelbſt dieſe Gründe noch erheblich gefunden, aber was mich am ſtärkſten befremdete, war die immer ſteigende Lebhaftigkeit, mit welcher Minette ſie mir vorbrachte. Es ſchien mir augenſcheinlich, daß ſie nicht meinetwegen bloß, ſondern auch einer Nebenurſache halber ſo eifrig werde; ich ſtellte mich daher, als bliebe ich auf meinem Sinne; als wollte ich ſogleich zu meinem Gemahl; und jetzt ſah das arme Geſchöpf, das bald von einer ſtrengern Unterſuchung überwieſen zu werden beſorgte, keinen andern Rath, als mir zu Füßen zu fallen, und, was ſie vor wenig Minuten geläugnet hatte, nun aufrichtig zu geſtehen — zu geſtehen, daß ſie ſelbſt dieß Gedicht mir hingelegt habe; und daß der Schreiber und Verfertiger desſelben, wie Sie ſchon errathen haben werden, kein Anderer, als mein Nachbar, der Hauptmann, ſey.

Nur zu gut weiß ich jetzt, was bey dieſer Entdeckung die Pflicht einer untadelhaften Gattinn geweſen wäre; noch mehr, ich fühlte wirklich in den erſten Augenblicken mich durch die Kühnheit eines Mannes, der nie noch ein Wort mit mir geſprochen hatte, und der jetzt eine ſo verliebte Epiſtel mir zuſchickte, ernſthaft beleidigt. Aber ich war noch nicht zwanzig Jahre alt, war unglücklich vermählt, war, wie alle meines Geſchlechts, für Schmeicheleyen nicht gleichgültig, und zumahl da dasjenige Mädchen bath, in dem ich

ſonſt meine Freundinn mehr, als meine Bediente zu ſehen glaubte; da ſie mir hundert Mahl zuſchwur, nur auf ſein unermüdetes Anhalten, nur auf ſein zahlloſes Verſichern, daß Dieß bloße Sprache der Hochachtung und Bewunderung wäre, habe ſie endlich zur Beſtellerinn ſich brauchen laſſen; da ſie mich nochmahls an die Barbarey meines Gatten erinnerte, an das traurige Schickſal, das ihr bevorſtände, wenn ich ſie verriethe; an die Unmöglichkeit, meinen Mann von ganzer Seele zu lieben; an ihre Treue, ihre und meine Jugend, an die Sitte der Zeit und dergleichen mehr: da war ich endlich ſchwach genug, dieſen Schritt, nicht etwa löblich, aber doch verzeihlich zu finden. Verzeihlich unter der Bedingung, daß ſie nie wieder von dem Hauptmann zu mir ſpreche, ſeine Verſe ihm zurückbringe, jede ändere ſich verbitte, und meinen Unwillen ihm ungeheuchelt erzähle.

Sie verſprach Alles; ja, was noch mehr iſt, ſie hielt Manches davon beſſer ſogar, als ich gehofft hatte. Es verliefen wenigſtens acht Tage, ohne daß mein Herr Hauptmann auch nur ſich blicken ließ. Zwar ſchloß ich ein Paar Mahl aus einer linden Bewegung ſeiner Vorhänge, daß der Beſitzer derſelben auf der Lauer ſtehe: doch ſein Fenſter ſelbſt öffnete er wenigſtens nicht; und als er endlich wieder ſichtbar ward, zeigte ſich in ſeinem Blicke eine ſolche Schüchternheit, in ſeinem Gruß eine ſolche Beſchämung, daß ich nothwendig durch dieſe Unterwürfigkeit gegen meine Befehle, wenn auch nicht ganz verſöhnt, doch beſänftigt werden mußte. — Minette war viel zu aufmerkſam, als Dieß nicht zu bemerken, aber auch viel zu ſchlau, als durch ein Wort ſich zu verrathen. Für ſie war der Hauptmann

so gut als gestorben; um desto mehr hoffte sie, daß er für mich noch leben solle. Ihre einzige Absicht schien, durch Erzählung alles Dessen, was sie höre, sehe und denke, mir meinen Gemahl täglich noch verhaßter zu machen. Sie fand zu diesem Gebäude in mir selbst schon einen nur allzu guten Grund; und seine eigene Unfreundlichkeit half ihr treulich.

Es ward eben Winter. Daß meines Mannes altem rheumatischen Körper die Decembertage nicht bequem fielen, war sehr begreiflich; daß er sich innen hielt, sehr natürlich. Doch daß sein Asthma auch mich mit klösterlicher Zucht auf seinem Zimmer festhalten sollte, — dieser Befehl dünkte mich schon hart genug; und daß er, als ich ihn wirklich befolgte, zur schuldigen Danksagung jede Stunde, die ich bey ihm verlor, mit Zanken mir noch verbitterte; das war doch wohl so ungerecht als möglich. Sechs Wochen hindurch kam ich nicht vor die Thür; aber freylich desto öfter an's Fenster. Daß ich dann gerade vor mich hinsah, daß mir Gegenstände, die ich draußen erblickte, durch die Häßlichkeit derer, die ich darin sah, besser als bisher dünkten: das war, glaube ich, eine unumgängliche Folge des Zwanges; des Zwanges, welcher überhaupt noch nie etwas Gutes erzeugte.

Ein Ungefähr linderte endlich meinen Hausarrest. Eine alte Muhme besuchte uns; sie war reich, war ohne Erben; mein Mann hatte daher viel Hochachtung für sie. Die Verwandtschaft kam von meiner Seite her; und er bestrebte sich daher, auch mir den Weg zu jeder Beschwerde bey ihr zu versperren. Ich ward auf einmahl wieder zu einem englischen, unvergleichlichen Weibchen, und für sie ward jede Bequemlichkeit un-

herüber; er machte mir sein Compliment, so oft ich hinaus sah; aber in seinem Blicke und seiner Verbeugung war bloß Höflichkeit und Ehrerbiethung, nicht ein Zug von Frechheit oder Zudringlichkeit zu spüren. Einen einzigen besondern Umstand bemerkte ich doch. So oft mein Mann neben mir am Fenster stand, unterblieb dieser Gruß. Im Grunde wußte ich ihm für diese Unterlassung Dank, denn sie ersparte mir nur ein eifersüchtiges Murren; gleichwohl — so sind wir Frauen! — gleichwohl befremdete sie mich.

Eines Tages, als ich kurz vorher einen harten Zwist mit meinem Tyrannen gehabt hatte, fand ich auf meinem Nachttische einen versiegelten Zettel, und darauf mit einer Hand, die dem schönsten Kupferstiche glich, diese vier Strophen geschrieben:

Wo ist der Mann, der nicht von Zorn entglüht,
Wenn er die Krone holder Jugend,
Geschmückt mit seltnem Geist, mit Sittsamkeit und Tugend,
So tief gekränkt von einem Wüthrich sieht?

Wer würde nicht sein eignes Leben gern,
Um Frauenreiz zu schützen, wagen?
Wer könnte vor dem Dolch des Eifersücht'gen zagen,
Bestrahlt ihn nur der Hoffnung milder Stern?

Ein Wink von dir, und dir zu Füßen liegt,
O Göttliche, mein ganzes Leben.
Dann soll des Frevlers Trotz vor meinem Muth bald beben!
Und Eifersucht? — Wie leicht ist die besiegt.

Doch zürne nicht! Nie werd' ich deiner Pflicht,
Durch Wort und Wunsch zu nahe treten.
Von fern' dich nur zu seh'n, zu schätzen, anzubethen —
Dieß wag' ich dreist. O dieß verbeuth mir nicht!

Kein Wunder, daß ich noch jetzt diese Verse, so mittelmäßig sie seyn mögen, auswendig weiß! Wohl zwanzig Mahl überlas ich sie damahls. Es waren die ersten, die je auf mich gemacht worden; auch war ich, um meine Schwachheit ganz zu gestehen, gar nicht böse darüber; nur von wannen und wie sie hierher gerade gekommen seyn könnten, das begriff ich nicht. Kein Bedienter kam gewöhnlich in dieß Gemach und an diesen Tisch; nur mein Kammermädchen durfte es. Sie war, mit mir auferzogen, meine Gespielinn von Jugend auf, und jetzt schon oft die einzige Vertraute meines Grams gewesen; sie hatte Geist, und — nach ihren Augen zu schließen — auch Temperament genug zu Liebeshändeln; sehr natürlich fiel daher jetzt mein erster Argwohn auf sie. Ich rief, ich befragte sie; aber sie that so erstaunt, wußte so ernstlich zu versichern, daß ihr kein Wörtchen von allem Dem bekannt, ja, daß sie selbst diesen ganzen Morgen nicht an den Tisch hierher gekommen sey, daß ich schon glaubte, es wäre Sünde, ein Mißtrauen in ihre unschuldige Miene und in ihre Betheurungen zu setzen; ja, daß ich im Begriffe stand, sie um Vergebung zu bitten, als ein ungefährer Zufall mir Alles entdeckte.

Minette, so hieß das Mädchen, hatte ohne gehörige Überlegung gesagt: Sie habe vor einer halben Stunde ungefähr, meine Zimmerthür gehen gehört;

aber geglaubt: ich oder mein Gemahl ſey es. Was mir gerade am wenigſten auffallen ſollte, das Wort Gemahl, fiel mir am ſtärkſten auf. Der Kreis meiner männlichen Bekannten war ſo äußerſt klein, noch kleiner die Zahl Derjenigen, die von meiner häuslichen Lage etwas wiſſen, oder auch nur etwas muthmaßen konnten. Beym Nahmen meines Mannes ſchoß mir daher wie ein Blitzſtrahl der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn er ſelbſt auf ſolche Art deine Treue, wenigſtens deine Aufrichtigkeit zu prüfen ſuchte! Je mehr ich dieſer Vermuthung nachdachte, je glaublicher, je gewiſſer ward ſie mir. Ich fand ſo ganz den Gang der Eiferſucht und des Wunſches nach ehelicher Zwietracht, ſo ganz die Denkungsart ſeiner heimtückiſchen Seele in ihr, daß ich endlich keinen Zweifel mehr hegte; und daß ich mich entſchloß, ſogleich auf ſein Zimmer zu gehen, ihm Alles zu entdecken, und auf dieſe Art ſeine Liſt entweder zu beſchämen, oder wenigſtens ihn fühlen zu laſſen, was man von ihm und von ſeinem Betragen gegen mich denke.

Ich machte aus dieſem Vorſatze Minetten kein Geheimniß; doch er mißfiel ihr offenbar. — Es ſchien ihr jetzt auf einmahl unmöglich zu ſeyn, daß mein Gemahl hier geweſen ſeyn könne; ſie fand es äußerſt gewagt, ſeiner ohnedem nur allzu großen Eiferſucht neuen Stoff und größern Schein des Rechts zu geben. Sie verſicherte, es würde ſofort eine Unterſuchung, ein Lärmen durch's ganze Haus ſich anheben; ſie erinnerte mich, daß Gedanken zollfrey wären; daß doch immer einiger Verdacht auf mich fallen könne; und daß Dieß um deſto mehr mich kränken würde, je unſchuldiger ich ſey. Ja, ſie fand ſogar etwas Hartes darin,

wenn ich den Brief eines Mannes, von dem ſich doch noch nicht entſcheiden laſſe, ob nicht ſein Mitleid edel und redlich ſey, einem ſolchen Argus übergäbe, der ihn ſofort zum Schlimmſten wenden, und alle Mittel der Rache aufbiethen werde.

Vielleicht hätte ich ſelbſt dieſe Gründe noch erheblich gefunden, aber was mich am ſtärkſten befremdete, war die immer ſteigende Lebhaftigkeit, mit welcher Minette ſie mir vorbrachte. Es ſchien mir augenſcheinlich, daß ſie nicht meinetwegen bloß, ſondern auch einer Nebenurſache halber ſo eifrig werde; ich ſtellte mich daher, als bliebe ich auf meinem Sinne; als wollte ich ſogleich zu meinem Gemahl; und jetzt ſah das arme Geſchöpf, das bald von einer ſtrengern Unterſuchung überwieſen zu werden beſorgte, keinen andern Rath, als mir zu Füßen zu fallen, und, was ſie vor wenig Minuten geläugnet hatte, nun aufrichtig zu geſtehen — zu geſtehen, daß ſie ſelbſt dieß Gedicht mir hingelegt habe; und daß der Schreiber und Verfertiger desſelben, wie Sie ſchon errathen haben werden, kein Anderer, als mein Nachbar, der Hauptmann, ſey.

Nur zu gut weiß ich jetzt, was bey dieſer Entdeckung die Pflicht einer untadelhaften Gattinn geweſen wäre; noch mehr, ich fühlte wirklich in den erſten Augenblicken mich durch die Kühnheit eines Mannes, der nie noch ein Wort mit mir geſprochen hatte, und der jetzt eine ſo verliebte Epiſtel mir zuſchickte, ernſthaft beleidigt. Aber ich war noch nicht zwanzig Jahre alt, war unglücklich vermählt, war, wie alle meines Geſchlechts, für Schmeicheleyen nicht gleichgültig, und zumahl da dasjenige Mädchen bath, in dem ich

sonst meine Freundinn mehr, als meine Bediente zu sehen glaubte; da sie mir hundert Mahl zuschwur, nur auf sein unermüdetes Anhalten, nur auf sein zahlloses Versichern, daß Dieß bloße Sprache der Hochachtung und Bewunderung wäre, habe sie endlich zur Bestellerinn sich brauchen lassen; da sie mich nochmahls an die Barbarey meines Gatten erinnerte, an das traurige Schicksal, das ihr bevorstände, wenn ich sie verriethe; an die Unmöglichkeit, meinen Mann von ganzer Seele zu lieben; an ihre Treue, ihre und meine Jugend, an die Sitte der Zeit und dergleichen mehr: da war ich endlich schwach genug, diesen Schritt, nicht etwa löblich, aber doch verzeihlich zu finden. Verzeihlich unter der Bedingung, daß sie nie wieder von dem Hauptmann zu mir spreche, seine Verse ihm zurückbringe, jede andere sich verbitte, und meinen Unwillen ihm ungeheuchelt erzähle.

Sie versprach Alles; ja, was noch mehr ist, sie hielt Manches davon besser sogar, als ich gehofft hatte. Es verliefen wenigstens acht Tage, ohne daß mein Herr Hauptmann auch nur sich blicken ließ. Zwar schloß ich ein Paar Mahl aus einer linden Bewegung seiner Vorhänge, daß der Besitzer derselben auf der Lauer stehe: doch sein Fenster selbst öffnete er wenigstens nicht; und als er endlich wieder sichtbar ward, zeigte sich in seinem Blicke eine solche Schüchternheit, in seinem Gruß eine solche Beschämung, daß ich nothwendig durch diese Unterwürfigkeit gegen meine Befehle, wenn auch nicht ganz versöhnt, doch besänftigt werden mußte. — Minette war viel zu aufmerksam, als Dieß nicht zu bemerken, aber auch viel zu schlau, als durch ein Wort sich zu verrathen. Für sie war der Hauptmann

ſo gut als geſtorben; um deſto mehr hoffte ſie, daß er für mich noch leben ſolle. Ihre einzige Abſicht ſchien, durch Erzählung alles Deſſen, was ſie höre, ſehe und denke, mir meinen Gemahl täglich noch verhaßter zu machen. Sie fand zu dieſem Gebäude in mir ſelbſt ſchon einen nur allzu guten Grund; und ſeine eigene Unfreundlichkeit half ihr treulich.

Es ward eben Winter. Daß meines Mannes altem rheumatiſchen Körper die Decembertage nicht bequem fielen, war ſehr begreiflich; daß er ſich innen hielt, ſehr natürlich. Doch daß ſein Aſthma auch mich mit klöſterlicher Zucht auf ſeinem Zimmer feſthalten ſollte, — dieſer Befehl dünkte mich ſchon hart genug; und daß er, als ich ihn wirklich befolgte, zur ſchuldigen Dankſagung jede Stunde, die ich bey ihm verlor, mit Zanken mir noch verbitterte; das war doch wohl ſo ungerecht als möglich. Sechs Wochen hindurch kam ich nicht vor die Thür; aber freylich deſto öfter an's Fenſter. Daß ich dann gerade vor mich hinſah, daß mir Gegenſtände, die ich draußen erblickte, durch die Häßlichkeit derer, die ich darin ſah, beſſer als bisher dünkten: das war, glaube ich, eine unumgängliche Folge des Zwanges; des Zwanges, welcher überhaupt noch nie etwas Gutes erzeugte.

Ein Ungefähr linderte endlich meinen Hausarreſt. Eine alte Muhme beſuchte uns; ſie war reich, war ohne Erben; mein Mann hatte daher viel Hochachtung für ſie. Die Verwandtſchaft kam von meiner Seite her; und er beſtrebte ſich daher, auch mir den Weg zu jeder Beſchwerde bey ihr zu verſperren. Ich ward auf einmahl wieder zu einem engliſchen, unvergleichlichen Weibchen, und für ſie ward jede Bequemlichkeit un-

fers Hauſes aufgebothen. Zehn Mahl des Tages überhäufte mein Gemahl das verwünſchte Aſthma mit einer Ladung von Schmähworten, weil es ihn verhindere, ſie ſelbſt überall herumzuführen; zehn Mahl ward ich erinnert, ja nichts zu vergeſſen, was hier zu beſehen und zu beſuchen ſey. Die Alte fand den Alten äußerſt angenehm. Ich wußte es freylich anders; aber ich hielt es für nutzlos und für thöricht, ihr zu widerſprechen, und nahm bloß die Gelegenheit eines freyeren Lebens mit, ſo lange ich ſie haben konnte.

Es ging, wie aus der Jahreszeit erhellt, gerade damahls mit dem Carneval zu Ende; die letzteren Redouten wurden, wie das der Fall in größeren Städten zu ſeyn pflegt, die glänzendſten. Auch für alte Jungfern iſt alles Glänzende noch reizend. Meine Muhme bekam Luſt, den Faſtnachts-Dienſtag mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. — Mein Murrkopf zitterte heimlich, als er dieſen Einfall vernahm; aber auch jetzt war ſeine Heucheley mächtiger, als ſeine Eiferſucht. Er pries dieſen Gedanken als allerliebſt; er fand es vortrefflich, als meine Tante mir vorſchlug, in männlicher Kleidung ihren Führer zu machen; und er befahl mir wohl hundert Mahl, — verſteht ſich in ihrer Gegenwart — dieſen Abend ja recht munter und vergnügt zu ſeyn.

Wir fuhren hin. Unter Weges ward die gute Alte gar nicht müde, meinen Gemahl zu loben. — Sie können nicht glauben, Nichte (ſprach ſie unter andern), wie ſehr er Sie liebt. Sie haben vielleicht nie bemerkt, daß er eiferſüchtig ſey. Gleichwohl hat er mich heute, da ich ein Paar Augenblicke allein mit ihm war, auf's Leben beſchworen, ja nicht zuzugeben, daß irgend ein

Geck Schmeicheleyen Ihnen vorſage. Zwar bin ich, fügte er hinzu, von der ſchuldloſen Tugend meiner Frau ganz überzeugt; aber leid ſollte es mir thun, wenn ſolche Weſpen auch nur von Weitem Sie umſchwärmten. — Ich lächelte über die Treuherzigkeit meiner Muhme, errieth die Abſicht meines Mannes gar wohl, und — ſchwieg, wie gewöhnlich.

Mittlerweile kamen wir in den Redoutenſaal; er war voll, und wir miſchten uns in das dichteſte Gedräng. Aber kaum waren wir einige Schritte weit fortgeſchoben worden, ſo hörte ich dicht an meinem Ohre eine Maske franzöſiſch flüſtern: „Bey Gott, das iſt kein Jüngling; das iſt eine der reizendſten ihres Geſchlechtes!" — Der Schmeichler verfehlte ſeinen Endzweck nicht; ich wandte mich, und betrachtete ihn genauer; doch zu unerfahren war ich im Maskenenträthſeln, um mehr, als eine gutgewachſene Mannsperſon in ihm zu erkennen. Ich kehrte mich daher, aus Beſorgniß entdeckt zu werden, auf eine andere Seite; aber er folgte mir Schritt für Schritt. Als wüßte er, daß meine Tante kein Franzöſiſch verſtehe, miſcht er in ſein Lob auf mich, Spöttereyen gegen ſie. Er ſchwur, daß hier der Frühling den Winter führe. Er fragte mich: ob vielleicht die Schelſucht eines mürriſchen Gemahls mich zur Verbergung meiner weiblichen Reize zwänge? Er brach endlich in den Ausruf aus: Nur eine Schönheit, aber freylich die vorzüglichſte von allen, habe man bisher bey Ball und Redouten vermißt; vielleicht ſey ich dieſe Vermißte. — Er ſchilderte den mürriſchen Greis, der dieſen weiblichen Schatz einem Drachen gleich behüthe, ohne ihn ſelbſt nach Würden nützen zu können. Sein Bild glich mei-

nem Gemahle Zug für Zug. Er ſchilderte auch die wohlverwahrte Dame — mit welchen Farben können Sie errathen; und meine Eigenliebe erkannte ſich ſelbſt, Trotz dieſer Verſchönerung, gar leicht.

Meine Unruhe bey dieſem Ereigniß war unbeſchreiblich. Schon zehn Mahl hatte meine Tante mich gefragt: Wer denn dieſe Maske ſey, die unſern Schatten mache? Ich hatte ihr natürlich, daß ich's nicht wiſſe, geantwortet; hatte allem ſeinen Zuflüſtern ein bloßes Kopfſchütteln entgegengeſetzt. Endlich, als er immer noch anhielt, faßte ich ein Herz, und ſagte ihm auch franzöſiſch: „Maske, Sie fehlen doppelt; in Ihrem Errathen und Ihrem Betragen. Denn wenn ich wirklich, nicht eine Dame bloß, ſondern Diejenige wäre, die Sie glauben, ſollte es dieſer wohl an einem Argus fehlen, den ſie fürchten müßte?" — So wie dieſe Worte ausgeſprochen waren, ſah' ich ſogleich, daß ich eine Thorheit geſagt hatte; aber ich ſah' es zu ſpät. Mein Verfolger beugte ſich ehrerbietig; auch dieſer Argus ſoll vielleicht entfernt werden, ſprach er, und verſchwand. Meine Verwirrung wuchs bey ſeiner Entfernung mehr, als daß ſie abnahm. — Ich rieth hin und her, wer es geweſen ſeyn könnte; ich verbarg es vor mir ſelbſt, auf wen ich muthmaßen ſollte; und ſuchte mich durch Bemerkung der übrigen Geſellſchaft zu zerſtreuen, ſo gut ich konnte.

Eine halbe Stunde nachher kam eine andere Maske, und zog meine Tante zum Tanze auf. Ich wunderte mich nicht wenig über dieſe Wahl; denn ſo jugendlich ſie immer ihren Leichnam aufgeſtutzt hatte, ſo ſichtlich blickte doch das Alter überall hervor. Ich wunderte mich noch mehr, als meine Tante wirklich den Vorſchlag in

Überlegung nahm. — „Was meinen Sie wohl, Mühmchen — lispelte sie gleichsam verjüngt mir zu: — Was meinen Sie, wenn ich unter der Maske versuchte, was ich nun seit zwanzig Jahren ohne Maske ruhen ließ? Vor Zeiten galt ich für die beste Tänzerinn am ganzen Hofe." — Ich zuckte die Achseln; und meine Alte trippelte zum Contretanze hin, indem ich ihrer auf einem nahen Sitze zu warten versprach. Kaum hatte ich mich niedergelassen, so eilte aus einer nahen Ecke mein erster Verfolger wieder herbey. Ich wollte aufstehen, er faßte mich bey der Hand. — „Nur auf zwey Augenblicke beschwöre ich Sie zu bleiben! sprach er halbleise: Sind Sie nicht vor jeder Beleidigung in einer so zahlreichen Gesellschaft sicher? Ist denn mich anzuhören gar so schwer? und reizen Sie nicht eben dadurch, wenn Sie sich rasch entfernen, und ich eben so rasch Ihnen folge, stärker als durch ein schuldloses Gespräch, die Neugier der Menge?" — War es die Scheinbarkeit seiner Gründe; war es die Schwäche meines Herzens; kurz ich setzte mich, und er ward mein Nachbar.

Jetzt veränderte er sogleich den Ton seines Gesprächs, auf eine Art, die sich leicht errathen läßt. Er nannte nun dreist meinen Nahmen, er verwandelte noch dreister mein bisheriges Lob in ein offenes Geständniß seiner Liebe; zwar war es in den Ausdrücken der tiefesten Bescheidenheit abgefaßt, und mit dem Putz der feinsten Schmeicheley verflochten; doch war es deutlich genug, um meine Empfindlichkeit zu reizen. Ich fragte ihn, halb mit Staunen, halb mit Unwillen: Wodurch — wenn er ja mich kenne — wodurch ich je einen fremden Mann zu einer solchen Sprache berechtigt habe? Ich stand noch ein Mahl auf, ernst

entſchloſſen, nicht wieder mich niederzulaſſen. Doch abermahls hielt er mich ſo feſt, daß ich ohne Aufſehen zu erregen, nicht loskommen konnte.

Ich bin der Unglücklichſte unter allen Menſchen, erwiderte er, wenn Sie Beleidigung Ihrer Ehre in meiner Rede finden; und ich würde der Strafbarſte ſeyn, wenn ich es abſichtlich darauf angelegt hätte. — Nein, gnädige Frau, die Tugend ſelbſt kann nicht reiner, als Ihr Betragen ſeyn; aber auch die Tugend ſelbſt kann die Hochachtung nicht tadeln, die ich für Sie, ſchöne Unglückliche, und den Haß, den ich gegen Ihren unwürdigen Beſitzer hege. — Ja, ja, ich liebe Sie. Wie? das faſſen Worte und ſelbſt die Gedanken alltäglicher Menſchen nicht. Sey immer ein Abſtand zwiſchen uns! Einer Fürſtinn ſelbſt würde ich meine Gluth bekennen; würde vor Haft und Tod mich nicht ſcheuen, wenn ich ſo ſie liebte. Seit Jahren bekämpfe ich meine Flamme; ſie macht mich elend, das weiß ich; ich will ſie verhehlen, das ſchwöre ich; doch ganz ſie unterdrücken, das kann ich nicht.

Er führte meine Hand, indem er Dieß ſprach, an den Flor ſeiner Maske; auch durch dieſen Flor brannte ſeine Lippe beym Kuß, den er aufdrückte. Ehe ich einer Antwort fähig war, entfernte er ſich. Nur als er zur Saalthür mehr hinausſtürzte, als ging, kehrte er ſich noch einige Secunden lang gegen mich; dann ſahe ich ihn den ganzen Ball nicht weiter.

Faſt in eben dieſer Minute noch kam meine Tante wieder. Ihre abgelebten Füße waren im Tanze gar bald ermüdet worden, ehe ſie noch die halbe Colonne endigen konnte. Ihr Mittänzer hatte ſehr gern in's Abtreten gewilligt, und verſchwand auch ſofort. Daß

ſein ganzer Einfall nicht ein Verſehen, ſondern eine Verabredung geweſen ſey, konnte ich leicht errathen. Meine Tante war müde und ſchläfrig; ich ſtellte mich, als ob ich's nicht minder wäre; denn daß nun dieſer Ball mir läſtig geworden, daß es mir ſcheinen mußte, als wiſſe jede Maske, die mich anſah, wer ich ſey, und was man mir geſagt habe, das iſt leicht begreiflich. Auch als ich nach Hauſe kam, war meine übrige Nacht faſt ganz ſchlaflos; nicht die Muſik und die Freuden des Balls, nur die Reden jener Maske ſchwebten ſtets vor meinem Ohre. Wer ſie geweſen ſey, das konnte ich mir ſelbſt unmöglich länger verbergen; denn zu einſtimmig waren jene Verſe und ſeine letzteren Worte geweſen. Ich zwang mich auf ihn zu zürnen; und ſchon fühlte ich, daß es nur Zwang ſey.

Des andern Morgens fragte mich Minette: Was mir fehle? — Ich hatte nur auf ſolch eine Veranlaſſung gewartet, um mit ihr zu ſchmolen. Sie machte eine Miene, als ob ſie vom Himmel falle. Sie fragte mich wohl hundert Mahl, was ich meine? ſie fand, als ich ihr Alles erzählte, es zwar möglich, daß der Hauptmann in dieſer Maske geſteckt habe; aber ſie ſchwur, daß er von ihr kein Wort erfahren; daß ſie ſelbſt der ungünſtigen Bothſchaft, die ſie auf meinen Befehl ihm überbringen müſſen, jeden Umgang mit ihm abgebrochen habe, und ſchilderte mir, gleichſam im Vorbeygehen nur, die Verzweiflung, in welche ihre Nachricht ihn verſetzt hätte. — Kein Wort von ihrer Schilderung fiel auf die Erde; aber noch wachte ich über mein Herz. Mit angenommenem Unwillen hieß ich ſie ſchweigen, und legte mir eigentlich die Pflicht auf, wenigſtens vier Wochen lang nicht am

Fenster zu erscheinen. — Fünf Tage hindurch hielt ich es, nicht ohne Zwang, doch standhaft; am sechsten besuchte meinen Mann, wie gewöhnlich, sein Hausarzt; ein kleines Geschäft rief den Erstern ab; der Letztere unterhielt sich indeß mit meiner Tante, und erzählte ihr: daß es jetzt häufige Krankheiten gäbe. — „Das Carneval hat seine gewöhnlichen Folgen, sprach er: und die Schwärmer büßen nun zum Theil, wenn auch nicht mit Reue, doch mit Schmerzen. Auch in der Nachbarschaft habe ich einen Kranken, der mir Sorge macht." — Schon wollte ich von meinem Stickrahmen aufsehen, und ihn fragen: wen? aber meine Tante kam mir mit ihrer Neugier zuvor. — „Es ist ein Hauptmann, hier gerade gegenüber, gab er halb gähnend zur Antwort; ein Mann, von dem ich sonst tausenderley Gutes habe sagen hören. Jetzt aber hat er sich doch bey einer Fastnachtsschwärmerey den Rest gehohlt. Immer ist in seinen Fieberparoxismen Maske und Liebe, und Grausamkeit das dritte, vierte Wort. Er hat vom Glück zu sagen, wenn er den morgenden Abend erlebt.

Ein großer Vortheil war es für mich, daß mein Stuhl und mein Stickrahmen in einer Fenstervertiefung standen, und daß daher meine Tante mich nicht sehen konnte. Die Bewegung, mit welcher mir bey dieser Erzählung die Nadel aus den Händen sank, meine Farbe und mein Erstarren hätten sonst nothwendig mich verrathen müssen. — Der Arzt sprach noch Manches, ich vernahm es nicht, sondern sobald meine Besinnung zurückkehrte, entfernte ich mich auf mein Zimmer, und schellte nach Minetten. — „Ist es wahr, rief ich ihr, so wie sie eintrat, entgegen: daß der

Haupt-

Hauptmann krank darnieder liegt?" — „Ja, gnädige Frau!" — „Und das gefährlich?" — „Ich höre, zum Tode!" „Und warum verschweigst du mir das?" — „Ich darf ja nicht einmahl seinen Nahmen Ihnen nennen."

Mein Herz, das Verstellung nicht kannte, das nie noch Liebe empfunden hatte, konnte jetzt nicht länger sich zwingen. Ich brach in Thränen aus. Ich warf mich an Minettens Hals. — „Mädchen, sprach ich, verbirg mich vor mir selbst! Ich sollte es nicht, aber ich liebe ihn!" — Die Heuchlerinn stellte sich, als traue sie vor Verwunderung ihrem eigenen Ohre nicht. — „Sie sollten Den lieben, fragte sie mich wohl zwanzig Mahl, von dem Sie nichts lesen, nichts hören, nichts sehen wollten? Ich fürchte, gnädige Frau, Ihr Mitel kommt nun zu spät! Ihre Strenge ist nur zu kräftig gewesen." — Ich beschwur sie, mir ohne Verstellung zu sagen: ob sie wirklich glaube, daß verschmähte Liebe die Ursache seiner Krankheit sey? — Sie zuckte die Achseln. — Wenigstens ward er an dem Morgen krank, als er Sie die Nacht zuvor auf dem Balle sprach; ward bettlägerig, als er hörte, daß er Sie nicht einmahl mehr künftig sehen solle; wünschte sich tausend Mahl, so lange er vernünftig sprechen konnte, den Tod, weil ein ungeliebtes Leben kein Leben zu nennen sey. Schließen Sie nun auf das Übrige!" — Und sollte er ganz ohne Rettung krank seyn? — „Er hat die geschicktesten Ärzte, und sie verzweifeln doch. Ein Mittel würde freylich, wenn es früher gekommen wäre, Alles gewirkt haben, und kann jetzt noch viel thun". — „O welches, welches, Minette? — „Lassen Sie ihn Ihr Mitleid erfahren".

Ich ſchwieg. Mehr als dieß Schweigen begehrte Minette nicht. Auch unterbrach meine Tante gerade hier das Geſpräch. Eine Unpäßlichkeit verſteckte meinen Kummer. So ſehr ich mich noch länger allein zu bleiben ſehnte, ſo wenig gelang es mir; nur verſtohlen konnte mein Mädchen mir des Abends beym Schlafengehen zuflüſtern: „Erwangen weiß, daß Sie ihn bedauern. Schon ſeit drey Tagen war er unempfindlich bey jeder Nachricht; nur, als ein Freund, der um Alles weiß, Ihren Nahmen mit dieſer Bothſchaft ihm nannte, lächelte er, und ward vor einer Stunde etwas ruhiger". — Um deſto unruhiger war ich nun ſelbſt! Daß ich im Begriff ſtehe, einer Neigung Platz zu geben, die meiner Pflicht entgegenlaufe: Dieß ſah ich zwar; nur war Dieß, aufrichtig zu reden, mein kleinſter Kummer. Sorge hingegen für das Leben eines Mannes, von dem ich nun erſt fühlte, daß er mir werth geworden ſey; — Sorge für meinen guten Nahmen, der jetzt vielleicht nur allzu oft in der Bewußtloſigkeit von ihm ausgeſprochen werden konnte; — Sorge für die Zukunft, Mißmuth mit der Gegenwart, Alles Dieß beſtürmte mich ſo abwechſelnd, daß kein Schlaf in mein Auge kam, und daß ich, die ich des Tages vorher nur angeblich krank geweſen war, des andern Morgens in der Wirklichkeit kaum aufzuſtehen vermochte.

Langweilig würde die Geſchichte der nächſten drey oder vier Tage ſeyn. Zwar waren die Bothſchaften, die Minette heimlich mir zuſteckte, keines Weges troſtlos zu nennen, doch beruhigend eben ſo wenig. Der Hauptmann, hieß es, lebe zwar nicht nur, er beſſere ſich auch; doch äußerſt langſam gehe es mit die-

ſer Beſſerung von ſtatten; immer noch wären Rückfälle zu beſorgen. Bey dieſer ſtäten Ungewißheit, bey dieſem ſtäten Kampfe von Furcht und Hoffnung, von zunehmender Neigung und erwachtem Bewußtſeyn meiner Pflichten, konnte meine Lage unmöglich neidenswerth ſeyn. So oft Minette mich fragte: ob ſie dem Kranken meinen Gruß zuflüſtern laſſen ſollte, ſtockte ich Minuten lang, und ſeufzte doch zuletzt ein Ja heraus. So oft ſie in mein Zimmer trat, und nur ein wenig ernſt ausſah, bebte ich, und glaubte: ſie ſey die Hinterbringerinn einer ſchlimmen Nachricht. So oft ſie mir ſagte: Er lebt und liebt! ward ich roth, und wäre gern unwillig geworden, hätte mein Herz mich nicht der Heucheley geſtraft.

Mein Mann beſaß ein Landgut, Berlachsheim, drey ſtarke Meilen von der Stadt, in einer reizenden, ſelbſt zur Winterszeit angenehmen Gegend gelegen. Nie war meine Tante noch dort geweſen. Bei einigen ſchönen Lenztagen, die ſich im Anfange des Märzmonaths gleichſam verirrt zu haben ſchienen, ſchlug mein gefälliger Gemahl, unter abermahligem Bedauern ſeiner Unpäßlichkeit, meiner Tante und mir eine kleine Reiſe nach Berlachsheim vor. Ob mir Dieß recht oder widrig ſeyn ſollte, wußte ich ſelbſt nicht; denn Weg und Jahreszeit machten bey dieſem Ausfluge ein Nachtlager unumgänglich; und jede Entfernung von der Stadt, auch auf einige Stunden nur, war bei meiner jetzigen ſorgſamen Lage ein Opfer. — Doch auf der andern Seite hoffte ich dort endlich einmahl mit Minetten ohne Zeugen mich auszureden; hoffte dort ungeſtört Überlegung zu treffen und Plane zu entwerfen. Ich nahm daher an, was ich ohnedem nicht ab-